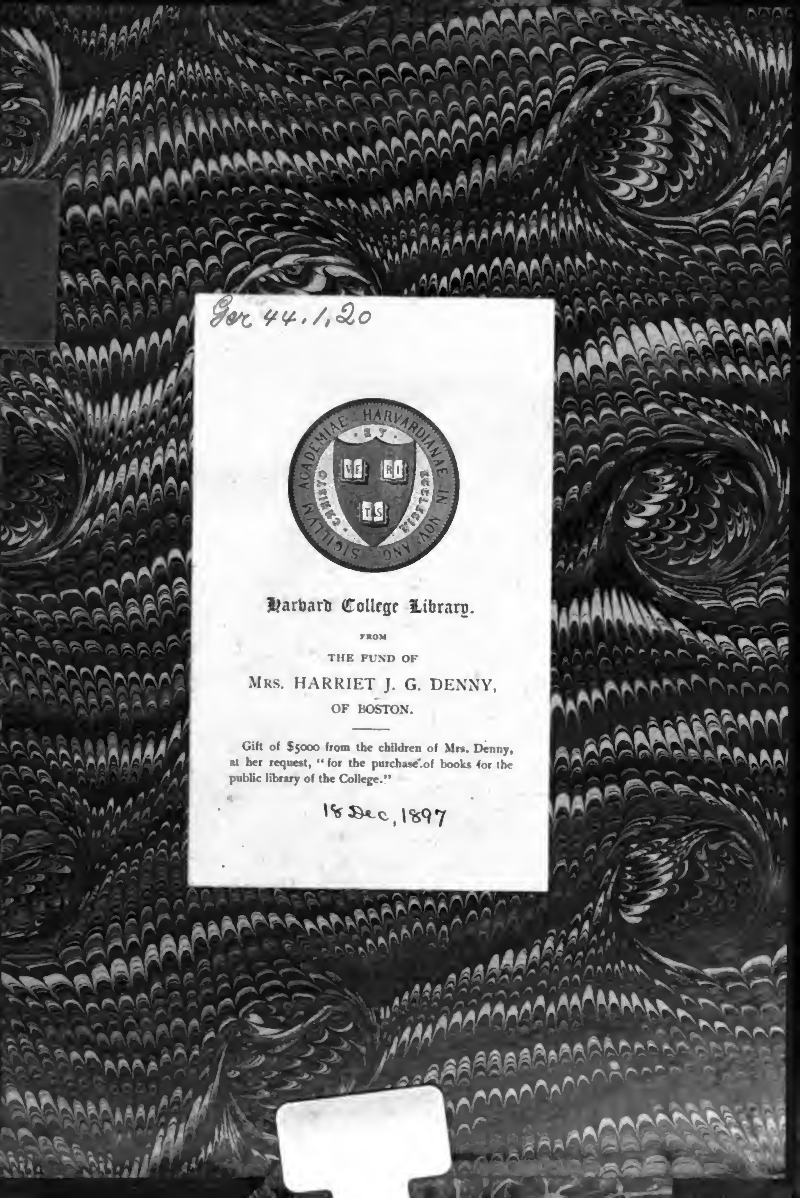


Bonner Jahrbücher

Rheinisches Landesmuseum (Bonn), Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande





BONNER JAHRBÜCHER.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT C.

MIT 5 TAFELN UND 75 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1896.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

III. Miscellen.

I. Geschichte und Denkmäler.

I. Die Bauten der Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August von Köln.

Ein Beitrag zur Geschichte des Rococo in Deutschland.

Von

E. Renard.

Zweiter Theil[1]).

(Mit Tafel I u. II und 46 Abbildungen im Text.)

Kapitel IV.

Der Brühler Schlossbau bis zum Jahre 1740. Falkenlust.

Als Clemens August im Frühjahr 1725 die Regierung des Erzstiftes Köln übernahm, da harrte von den 3 grossen Bau-Projekten seines Oheims und Vorgängers Joseph Clemens der Bau einer Sommer-Residenz in dem Städtchen Brühl zwischen Bonn und Köln noch immer der Ausführung. 25 Jahre waren vergangen seit der Zerstörung des alten grossen Schlosses (1688), ehe Joseph Clemens das Projèkt eines Neubaues aufnahm, über das uns ein ausführlicher Brief des Kurfürsten an Robert de Cotte vom 4. Mai 1715 unterrichtet (abgedr. im Anhang Nr. VII)[2]). Joseph Clemens beabsichtigte keinen vollkommenen Neubau, sondern eine möglichst umfassende Verwerthung der Reste des alten Schlosses; der alte Hauptflügel des Schlosses mit dem Blick nach Bonn, dessen Façade bei der Beschiessung 1688 ganz zerstört war, sollte auch bei dem Neu-

1) Da der zweite Theil der vorliegenden Abhandlung sich im Wesentlichen mit den Bauten des Kurfürsten Clemens August befasst, so sei von vornherein auf die Stich-Folge von Mettely nach Zeichnungen des Hofmalers Metz hingewiesen, die wahrscheinlich auf Veranlassung des Kurfürsten selbst erschien, aber nicht vollendet wurde. Merlo „Kölnische Künstler aus alter und neuer Zeit“ Neu-Ausgabe 1895 (sub: Metz) nennt ausser dem Titelblatt 21 Ansichten kurfürstlicher Besitzungen; dazu kommen noch die im Stich nicht ausgeführten Zeichnungen von Tönnisstein und dem Kreuzberg; einen Theil der Originalzeichnungen besitzt der Verein Alt-Bonn.

2) Leider befindet sich der Plan, auf den der Kurfürst in dem Schreiben verweist, nicht mehr bei den nachgelassenen Zeichnungen de Cottes in der Bibliothèque nationale in Paris; auch ein Plan des alten Schlosses in Brühl ist nicht erhalten.

bau die Zimmer des Kurfürsten aufnehmen. Ebenso war in dem Plane des Kurfürsten die Anlage des Westflügels nach der Stadt Brühl hin vorgesehen, während er im Gegensatz zu der späteren Ausführung einen Ostflügel und die Oeffnung des Hofes nach der Nordseite projektirt hatte. Auch die spätere Anlage des Parkes (Tafel I) stimmt im Wesentlichen mit dem Plan des Kurfürsten Joseph Clemens überein, so namentlich die beiden in spitzem Winkel zum Garten-Parterre verlaufenden grossen Kanäle (M und N), die Regulirung des Sumpfes zu einem grossen Weiher und die Begrenzung des Parkes durch einen ringsum laufenden Kanal. Ausser einer Erinnerung des Kurfürsten vom 24. Mai 1715 findet sich eine weitere Notiz über einen Plan de Cottes zum Brühler Schlossbau nicht mehr; aber die beiden Schreiben des Kurfürsten berechtigen wohl zu dem Schluss, dass Robert de Cotte in der That einen Entwurf ausgearbeitet hat. Bei Lebzeiten des Kurfürsten Joseph Clemens wurde dann die Frage des Baues infolge der finanziellen Schwierigkeiten, mit denen der Kurfürst dauernd zu kämpfen hatte, nicht mehr berührt. Wieder vergingen 10 Jahre, bis Clemens August bald nach seinem Regierungs-Antritt den Bau der Sommer-Residenz mit allem Eifer in Angriff nahm. Bereits am 8. Juli 1725 [1]) legte er den Grundstein zu dem Neubau, der den Namen Augustusburg empfing; im Sommer 1728 sind das Schloss und ein Theil der Nebenbauten, die zum Theil nur umgebaut wurden, im Rohbau vollendet. Leider sind wir auch über diese erste Bauperiode des Schlosses gar nicht unterrichtet; die im Kgl. Staats-Archiv zu Düsseldorf erhaltenen Bau-Rechnungen setzen erst mit dem 1. Juli 1728 ein; an Akten ist nichts erhalten aus dieser ersten Zeit. Die Leitung des Baues lag in den Händen des Oberbaumeisters Johann Conrad Schlaun, dessen wir bei Gelegenheit des Poppelsdorfer Schlosses (I. Theil, p. 207 Anm. 1) schon kurz zu gedenken hatten. Schlaun, geb. 1694 zu Noerde in Westf., war in erster Hinsicht Artillerie- und Ingenieur-Offizier und ging aus der grossen, wesentlich durch italienische und vielleicht auch holländische Vorbilder geschulten Reihe der westfälischen Baumeister des XVII. Jahrhunderts hervor, unter denen der Kaplan Quinken, die beiden Pictorius und der Münsterische General der Artillerie, Lambert von Corfey, der Erbauer der Franziskaner-Kirche in Münster, hervorragen. Corfey war in seiner militairischen Stellung der Vorgänger Schlaun's und wahrscheinlich auch auf dem Gebiet der Architektur sein Lehrer. Da wir Schlauns bei Besprechung der westfälischen Bauten des Kurfürsten noch ausführlicher zu gedenken haben, so sei hier nur betont, dass Schlaun mit der französischen Architektur jener Zeit nichts gemein hat und dass er in der Zeit 1725—1728, in der er den Rohbau des Brühler Schlosses leitet, noch vollkommen unter dem Einfluss des westfälischen Barock des XVII. Jahrhunderts steht. Auch für die Vermuthung Gurlitts („Barock und Rococo in Deutschland", p. 360), der eine Beeinflussung Schlaun's durch Balthasar Neumann annimmt, liegt nicht der geringste Anhalt vor. Clemens August, der seit 1720 vielfach in Westfalen residirte, übernahm Schlaun als jungen Münsterischen

---

1) Vogel „Brühler Chorographie" im Kurköln. Hofkalender f. d. J. 1775.

oder Paderbornischen Offizier in seine Dienste, und da Schlaun wahrscheinlich schon auf einige Werke hinweisen konnte, so brachte der Kurfürst ihn 1725 als Oberbaumeister mit nach Bonn, das Hauberat damals wohl schon verlassen hatte. Schlaun erscheint in der Folgezeit als der „Oberbaumeister" des Kurfürsten, bis er am 18. Juli 1728 nach einer Notiz der Brühler Baurechnung dieses Jahres „seines Dienstes entlassen" wird.

Es handelt sich zunächst um die Frage, ob die Grundriss-Anlage des Schlosses (Fig. 18) ein Werk Schlaun's ist oder auf den Plan de Cotte's vom Jahr 1715 zurückgeht. Gurlitt[1]) und Dohme[2]) sind darüber verschiedener Meinung; doch sind sie beide darin einig, dass die Raum-Disposition keine hervorragende Leistung sei und einen charakteristischen Zug nicht aufweise. Nach Gurlitt sprechen die Anlage der dreiarmigen Treppe, die beiden Festsäle im Mittelbau, die von beiden Seiten Licht empfangen, das Fehlen der von Sturm geforderten „Verschränkungen" für Schlaun; das sind jedoch Gründe, deren Stichhaltigkeit ich nicht anzuerkennen vermag. Dohme schreibt andrerseits die Grundriss-Gestaltung ohne nähere Begründung Robert de Cotte zu. Eine eingehende Prüfung des Schreibens vom Jahr 1715 ergibt aber, dass der Architekt

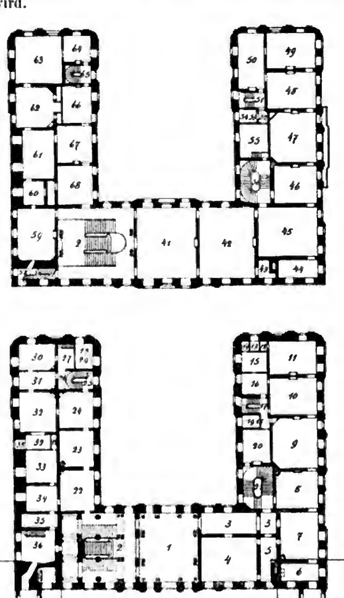


Fig. 18. Brühl, Grundriss des Schlosses (nach Dohme-Rückwardt „Das kgl. Schloss zu Brühl").

1) „Barock und Rococo in Deutschland, p. 362."

2) Dohme-Rückwardt „Das Kgl. Schloss zu Brühl am Rhein". Berlin 1877. Photograph. Aufnahmen.

fast durchweg den dort ausgesprochenen Wünschen des Kurfürsten nachgekommen ist, wahrscheinlich also das Projekt de Cotte's benutzt hat; so stimmen die Anlage des Parkes mit den grossen Teichen im Westen, der den Park umgebende Wassergraben, die beiden Kanäle seitlich des Parterres, der Küchengarten, die Anordnung des Treppenhauses und der Salle des gardes mit den Ideen des Briefes überein. Was namentlich Gurlitt nicht berücksichtigt hat, als er den Bau ganz als ein Werk Schlaun's hinstellen wollte, das ist die zur Bedingung gemachte Benutzung der alten Reste; eine solche hat in der That in grossem Umfang stattgefunden und eine Deutung der Eigenthümlichkeiten des Baues auf Schlaun ist somit ziemlich unsicher. Der Grundriss des Schlosses zeigt eine grosse Anzahl von Maass-Differenzen, die sich nur auf die Benutzung der Reste des alten Schlosses zurückführen lassen. Von dem alten Bau übernommen sind ziemlich sicher die beiden Hauptmauern des Nordflügels und die nördliche Mauer des Südflügels, während die Façade dieses Flügels nach dem Garten hin ganz neu aufgeführt wurde (in Uebereinstimmung mit dem gen. Schreiben des Kurfürsten). Selbst die Innenmauern scheinen zum Theil noch aus dem alten Bau herzurühren, da z. B. in dem Zimmer Nr. 47 im Erdgeschoss des Südflügels die Rückwand mit der neu erbauten Façade nicht parallel ist; ebenso blieb ein Theil der Nebenbauten im Nordwesten des Schlosses gemäss dem Wunsch des Kurfürsten erhalten. Auch das Treppenhaus des Palais Thurn und Taxis in Frankfurt a. M. möchte ich zum Vergleich mit dem Brühler Treppenhaus heranziehen; dort findet sich dieselbe Anordnung der Treppe mit der den Fenstern entlang gehenden Galerie, nur ist die Anlage entsprechend den kleineren Verhältnissen nicht doppelseitig wie in Brühl. Fremd ist der französischen Architektur im Beginn des XVIII. Jahrhunderts allerdings die ovale Durchbrechung der Decke, wie sie sich im Brühler Treppenhaus findet; hier könnte man allenfalls eine selbstständigere Schöpfung Schlaun's annehmen.

Vollkommen selbstständig ging Schlaun bei der Façadengestaltung vor. Gurlitt schreibt dieselbe dem später zu nennenden Architekten Leveilly zu, hat aber nicht bemerkt, dass es sich nur um eine spätere Ueberarbeitung durch Leveilly handelt. Die Fenster-Umrahmungen zeigen eine augenscheinliche Verwandtschaft mit denjenigen des Bonner Schlosses: magere, hohe Fenstergewände, ein hohes Gebälk und ein unvermittelt vorspringendes Kragdach darüber; ebenso wenig können die grossen Mansard-Fenster mit ihrem Wechsel von Segment- und Winkel-Giebeln von einem französischen Architekten herrühren. Grade für Schlaun sprechen die Abrundung der Gebäude-Ecken, die sich vielfach an seinen Bauten findet, die Anlage eines Mittel-Risalites mit einer graden Anzahl von Fenstern an der Südseite des Schlosses, die Anordnung eines hohen Gebälkes über den durch beide Obergeschosse reichenden Pilastern, dessen Kranzgesims um den ganzen Bau als Hauptgesims fortgeführt ist. Von diesen Motiven, die bei einem in Frankreich geschulten Architekten zum Theil gradezu unmöglich sind, werden wir manche noch 30 Jahre später an den bedeutendsten Bauten Schlaun's, dem Erbdrostenhof und dem Schloss in Münster, wiederfinden. Der deutlichste Beweis für den 1728 eingetretenen Umschwung in der künstlerischen

Leitung des Brühler Schlossbaues, dem auch die nachträgliche Umarbeitung der Façaden zu danken ist, liegt in dem Abbruch der beiden Thürme, die bis 1734 die Westseite des Schlosses flankirten (angedeutet in dem Grundriss Fig. 18). Der nördliche dieser Thürme war ohne Zweifel alten Ursprunges, wie das Mauerwerk der Nordwestseite des Schlosses noch heute bezeugt; der südwestliche Thurm, wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Schloss entstanden, enthielt die 1730 ausgestattete Schloss-Kapelle. Ob die Thürme dem Plan Schlaun's entstammen, ist mit Bestimmtheit kaum zu sagen; immerhin erscheint es wahrscheinlich, weil der Thurm dem Schlossbau des Rococo, das wesentlich eine Breiten-Entfaltung beabsichtigt, fast vollkommen fremd ist; deshalb fielen die Thürme auch, sobald Schlaun die Bauleitung an einen französischen Architekten abtrat[1]).

Werfen wir einen Blick auf die Raum-Disposition, so ergeben sich die Grössen-Verhältnisse als nicht sehr bedeutend; der Bau umfasst im Mittelflügel die 3 durch die beiden Obergeschosse reichenden Festräume, im Erdgeschoss des Südflügels ein Appartement für hohen Besuch, darüber das Repräsentations-Appartement des Kurfürsten; im Erdgeschoss des Nordflügels kleinere Appartements für das Gefolge, darüber das Appartement mit den eigentlichen Wohnzimmern des Kurfürsten; das zweite Obergeschoss und das Mansardgeschoss umschliessen die Wohnräume für Gefolge und Dienerschaft. Die Anlage eines zweiten Obergeschosses über den Zimmern des Kurfürsten entspricht auch keineswegs den Regeln der „bienséance“ des XVIII. Jahrhunderts; sie mag hier theils in der Benutzung der Reste des alten Schlosses, theils in Sparsamkeits-Rücksichten ihren Grund haben.

Der Grund, aus dem Schlaun's Thätigkeit in Brühl im Sommer 1728 gleichzeitig mit der Vollendung des Schlosses im Rohbau endet, ist schwerlich in einem Zerwürfniss zwischen Schlaun und Clemens August zu suchen; denn Schlaun ist allem Anschein nach nicht aus den kurfürstlichen Diensten ausge-

1) Der Bericht Vogel's in der „Brühler Chorographie“ (Kurköln. Hofkal. f. d. J. 1775) redet zwar nur von einem Thurm, wird aber sonst durch die Bau-Rechnungen 1734/35 bestätigt. Vogel schreibt: „Dans ce nouvel édifice on avoit voulú incorporer une tour du vieux château, en la destinant pour le bâtiment de la Chapelle de la Cour, laquelle étante décorée deja des ouvrages de stuc et dorures les plus elegantes étoit finie déjà l'an 1727, lorsque Charles Albert Electeur de Bavière et puis Empereur venant rendre une visite à son frère et prenant inspection du nouvel édifice trouva que la dite tour le rendait difforme selon le gout et règles de l'Architecture d'alors, et occasiona ainsi, que cette Tour ainsi que la belle et auguste chapelle furent tout à fait démoli: et à ce changement imprevû les connoisseurs de l'Architecture doivent imputer la difformité de la façade principale de ce bâtiment du côté des jardins.“ Vogel irrt in der Zeit-Angabe, da nach den Bau-Rechnungen die Ausschmückung der Kapelle durch den Maler Nicolaus Stuber und die Stukkateure Castelli und Morsegno erst 1730 stattfand; wahrscheinlich umfasste die Kapelle, wie die meisten Schlosskapellen des XVIII. Jahrhunderts, 2 Stockwerke, sodass die Loge des Kurfürsten in direkter Verbindung mit den Zimmern desselben im Obergeschoss stand. Erst die Bau-Rechnungen von 1734 und 1735 reden von dem Abbruch von Thürmen und den neugebauten südlichen und nördlichen „Ecken“ des Schlosses

schieden; wir finden ihn bereits nach wenigen Jahren, spätestens 1732, wieder am kurfürstlichen Hof. Es ist vielmehr anzunehmen, dass Clemens August sich nie mit der Absicht getragen hat, Schlaun die künstlerische Ausstattung des Baues zu übertragen. Clemens Augusts Vater, Max Emmanuel, hatte nicht nur die bedeutendsten französischen Architekten, wie Robert de Cotte[1]) und Alexander Delamaire[2]) für seine Bauten in Anspruch genommen, sondern auch in München selbst eine blühende Pflanzstätte französischer Kunstübung geschaffen, theils indem er französische Kunsthandwerker sich aus Paris verschrieb, theils indem er jüngere Architekten, wie Effner, in Paris ausbilden liess. Clemens August war wahrscheinlich 1725 mit seinem Bruder Karl Albert zusammen in Paris zu längerem Aufenthalt, während dessen Karl Albert nachweislich in Beziehungen zu Robert de Cotte trat. Wie einst Joseph Clemens das Bonner Residenzschloss unter dem Einfluss der süddeutsch-italienischen Schule entstehen liess, so war auch Clemens August auf die von Max Emmanuel geschaffene Schule angewiesen, die von Anfang an mit grossen fürstlichen Aufgaben bedacht wurde und der nach dem Tode Max Emmanuels in Karl Albert ein noch glänzenderer Mäcen erstand. Als es sich 1728 um die künstlerische Ausstattung der Wohnung des Fürsten in Brühl handelt, da musste Clemens August den Meister dazu in Paris oder in München suchen, weil sich am kölnischen Hof ausser dem Architekt und Zeichner Leveilly kein Architekt mehr fand; seine Wahl fiel auf François Cuvilliés[3]), ohne Zweifel den bedeutendsten Meister des Rococo in Deutschland, den Lieblings-Architekt Karl Alberts. Von Natur missgestaltet war Cuvilliés, der am 23. Oktober 1695 in dem Städtchen Soignies im Hennegau geboren wurde, als Hofzwerg an den Hof des Kurfürsten Max Emmanuel in den Niederlanden gekommen; er erhielt dort eine gute Erziehung und wurde 1717 Fähnrich im Leib-Regiment zu Fuss, wahrscheinlich mehr oder weniger nur ein Vorwand, ihm eine Besoldung zukommen zu lassen. 1720 und 1721 weilt Cuvilliés mit einer Unterstützung von 1100 Gulden jährlich in Paris, wo er nach der Angabe seines Sohnes François Blondel d. J. zum Lehrer hatte; bei der Bedeutung Robert de Cotte's für die Pariser Bau-Akademie und

---

1) Eine Anzahl Projekte in de Cotte's Nachlass im Cabinet des estampes in Paris, vornehmlich für Schleissheim; ein Theil derselben ist irrthümlich dem Band: „Palais de Bonne" Ha. 19 beigeheftet.

2) Trautmann in der „Monatsschrift des hist. Vereins von Oberbayern" 1895, p. 93.

3) Dr. Carl Trautmann, München hat das Verdienst, diesen grossen Meister, der bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts fast vergessen war, wieder in seine Rechte eingesetzt zu haben; äusserst gewissenhafte Studien geben uns seit Kurzem wieder ein Bild von dem Schaffen Cuvilliés'. Aufleger-Trautmann „Münchener Architektur des XVII. und XVIII. Jahrhunderts". München 1890. „Die reichen Zimmer der Königl. Residenz in München". München 1893. „Die Amalienburg im Königl. Schlossgarten zu Nymphenburg". München 1894, endlich die umfassende Studie in der „Monatsschrift des histor. Vereins von Oberbayern". IV. Jahrg. 1895, p. 86 und p. 100 Damit werden die älteren Angaben über Cuvilliés bei Destailleurs „Notices sur quelques artistes français", Dussieux „Les artistes français à l'étranger", Heigel „Nymphenburg" u. s. w. hinfällig.

seinen Beziehungen zu Max Emmanuel kann es aber nicht zweifelhaft sein, dass auch Cuvilliés in erster Linie dem Einfluss dieses grossen Meisters erlag. 1725 fand Cuvilliés eine endgiltige Anstellung als Hofbaumeister, bereits 1728 stellt ihn Karl Albert auf gleiche Stufe mit Effner, dem Lieblings-Architekten Max Emmanuels.

Cuvilliés, eine junge künstlerische Kraft, lebendig und gewandt, war wie geschaffen zur Ausführung der künstlerischen Absichten Karl Alberts und seines Bruders Clemens August; unermüdlich thätig, stets reich an neuen Ideen, ein Herrscher der Form und fähig, seine Hand allen Zwecken und Wünschen anzupassen, war er der geeignete Künstler, einen Bau in allen seinen Einzelheiten zu leiten und so zu der wundersamen Harmonie des Gesammt-Eindruckes zu führen, die das erstrebte Ziel des Rococo war. Das bedeutendste Zeugniss von Cuvilliés' Formen-Reichthum ist das grosse von seinem Sohne fortgesetzte Stichwerk, das viele hundert Blatt umfasst[1]). Wenn hier der Reichthum der Motive vielfach erdrückend wird und von Cuvilliés' erhaltenen Werken sich oft unvortheilhaft unterscheidet, so dürfen wir annehmen, dass, ebenso wie bei den Ornamentstichen der Renaissance für Goldschmiede, nicht Vorlagen zum Kopiren, sondern nur Sammlungen von Motiven gegeben werden sollten, mit denen der Künstler selbst mehr oder weniger frei wirthschaftete. Immerhin finden wir auch bei Cuvilliés wie bei den bedeutenden Meistern in Paris, dem Kunst-Centrum des Rococo, den rapiden Aufschwung zu immer reicherer und freierer Behandlung der alten Motive, der die Lebensader des Rococo war.

Noch ehe Cuvilliés von seinem Gönner Karl Albert der Auftrag zu dem ältesten seiner in München erhaltenen Werke, den reichen Zimmern der königlichen Residenz, wurde, erreichte ihn 1728 ein Ruf des Kurfürsten Clemens August nach dem Rhein, wo er im Herbst 1728 bis zum 20. October weilte; bei seiner Rückreise erhielt der Meister zum ersten Mal die „ihm gnädigst zugelegte jährliche Pension von 400 fl. = 266 Thl.“ ausbezahlt[2]). Clemens August sicherte sich durch diese Pension eine Beaufsichtigung seiner Bauten durch Cuvilliés, wie einst Robert de Cotte in einem ähnlichen Verhältniss zu Max Emmanuel, vielleicht auch zu Joseph Clemens, gestanden hatte; diese Pension ist nach den Cabinets-Rechnungen des kölnischen Hofes dem Münchener Meister in der That bis zum Tode des Kurfürsten ausgezahlt worden.

Die Bauleitung an Ort und Stelle lag gleichfalls in den Händen eines französischen Architekten, Michael Leveilly[3]), der zuerst 1721 in Bonn erscheint, also wahrscheinlich durch Hauberat oder Robert de Cotte dorthin kam. 1722 heirathet er bereits eine Anna Maria Seron aus Bonn; bei der Geburt des

---

1) Eine zusammenfassende Aufstellung des Kupferwerkes, die schon von Bérard in der „Revue univ. des arts“ Bd. IX, p. 66 versucht wurde, ist zum ersten Mal in dem „Katalog der Ornamentstich-Sammlung des Königl. Kunstgewerbe-Museums in Berlin“. Berlin 1894. p. 8 gemacht worden.

2) Düsseldorf. St.-A. Hoff-Schatz-Ambts-Rechnung v. J. 1728.

3) Ich wähle im Gegensatz zu Dohme und Gurlitt die Schreibweise Leveilly, nicht Leveiller, weil der Architekt selbst stets „Leveilly“ unterzeichnet hat.

ersten Kindes (1723) nennt er sich „Dessinateur Serenissimi“; in dem gleichen Jahr wird Leveilly unter den mit Grundstücken am Michaelsplatz Beschenkten genannt. Bei der Taufe eines andern Kindes 1733 zeichnet er bereits: „Supremus Architecta Serenissimi“ und hat eine Wohnung im Schlosse inne[1]).

François Cuvilliés und Michael Leveilly sind die Meister, denen wir die Ausschmückung des Nordflügels des Schlosses in den Jahren 1728—1730 zu danken haben. Ehe wir uns jedoch einer Betrachtung dieses Werkes zuwenden und versuchen den Antheil der beiden Meister zu scheiden, müssen wir zunächst einen kleinen Annex-Bau des Brühler Schlosses berühren, das Schlösschen Falkenlust, als dessen Meister Cuvilliés sich selbst angibt.

Von dem grossen Stern des Brühler Parkes führt eine Allee in wenigen Minuten zu dem der Falkenjagd gewidmeten Schlösschen, einem kleinen zweigeschossigen Bau von 5 Fenstern Breite, der inmitten eines eigenen kleinen Parkes liegt. Gegen Brühl wird durch 2 Flügelbauten in Winkelform eine Cour d'honneur geschaffen; diese Nebengebäude enthielten Ställe, Räume für die Dienerschaft und die Wohnungen des Reiher- und des Milanen-Meisters, der ersten Beamten der Falkenjagd. An der anderen Seite schweift der Blick ungehindert über flache, weite Felder zum Rhein hin, ein vorzügliches Terrain zu dem Reiten hinter Falk und Reiher. Cuvilliés ist durch den Kupferstich seines Sohnes in der Gesammt-Ausgabe des Cuvilliés'schen Stichwerkes (Serie III, Lettre W) als der Meister dieses Baues bezeichnet[2]).

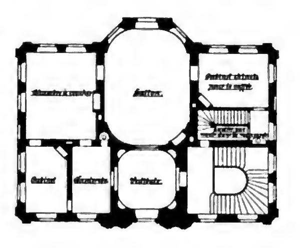
Im Gegensatz zu den meisten Bauten des Kurfürsten enstand Falkenlust in einem Guss; am 18. Juli 1729 (nicht 1727, wie Vogel in der „Brühler Chorographie“ angibt) fand die Grundsteinlegung statt; die Baurechnungen, die vom 18. Juli 1729 bis 1740 besonders geführt werden, geben uns genaueren Aufschluss über die einzelnen Meister und den Fortgang der Arbeiten; seit 1731 entstehen die Stuck-Arbeiten von Castelli und Morsegno, zum kleinen Theil von Artario; sie sind 1733 mit Ausnahme derjenigen der beiden Cabinets vollendet. Der Schmuck dieser beiden Cabinets allein, ein Werk des Pariser Architekten Ausenor aus den Jahren 1736 und 1737, fällt aus dem Gesammt-Charakter des Baues heraus. 1737 war Falkenlust vollendet und dank einem gütigen Geschick ist es uns im Wesentlichen in der ursprünglichen Gestaltung überkommen;

---

1) Gütige Mittheilungen der Herren Dr. Bischof, Standes-Beamter in Bonn, und Eberhard von Claer auf Burg Vilich. Leveilly's Gehalt betrug 1728 200 Thlr., war also nicht sehr bedeutend; spätestens 1742 fand eine Erhöhung auf 585 Thlr. statt; diesen Gehalt bezog Leveilly bis zu seinem Tode am 23. Januar 1762.

2) „Plan général de Falquenloust, bâtie par S. A. S. E. de Cologne dans le parc de Bruell, surnommé Augustenbourg, exécuté sur les desseins de Cuiviliés père et mis au jour par son fils en 1770. La disposition heureuse des masses des Batiments de ce chateau leur distribution et leurs decorations ont eu une abrobration si General des Connoisseurs et des artistes que l'auteur a osé esperer que le publique luij s'aura bon gré de luij en procurer les Plans.“

da die Besitzung heute Privat-Eigenthum ist — sie wurde in diesem Jahrhundert von der Krone veräussert — und ziemlich schwer zugänglich ist, so war dem Verfasser leider ein eingehendes Studium des Details, wie es der Bedeutung des Baues für Brühl angemessen erscheint, nicht möglich. Der Grundriss des Baues (Fig. 19) zeigt das Schema des kleinen französischen Landhauses, wie es z. B. von J. Fr. Blondel in den „Maisons de plaisance“ Paris 1737 gegeben wird. In der Mitte der Hof-Façade liegt ein kleines Vestibül, daran anstossend in der Hauptfront der Salon à l'italienne; auf der einen Seite dieser beiden Mittelräume liegen im Erdgeschoss und Obergeschoss je ein kleines Appartement von Schlafzimmer, Cabinet und Garderobe, auf der andern Seite das Treppenhaus und ein Speisezimmer oder „Salle d'assemblée“. Die Raum-Disposition entspricht den geringen Anforderungen, die man an einen Bau stellte, der nur für die eine oder andere Nacht Gelegenheit zur Unterkunft bieten sollte, oder in dem der Fürst nur einige Stunden ausruhte, wenn er ermüdet von der Jagd heimkehrte. In der Hof-Façade wird der einfenstrige Mittel-Risalit nur durch die das Portal einfassenden Pilaster, das im Rundbogen geschlossene Balkon-Fenster des Obergeschosses und eine niedrige Attika hervorgehoben; ebenso einfache Formen zeigt auch die Gartenseite mit ihrem vorspringenden, im Achteck geschlossenen Salon à l'italienne. Die niedrigen eingeschossigen Flügelbauten entbehren jeglichen Schmuckes. Trotz dieser Einfachheit kann Falkenlust seinen Meister nicht verleugnen; es offenbart sich auf den ersten Blick als einen rein französischen Bau und zeigt dazu eine Anzahl für Cuvilliés charakteristischer Motive, so die eigne Behandlung des Mittel-Risalites mit schräg gestellten Pilastern, eine feine, scharf wirkende Profilirung, Abschrägung der Gebäude-Ecken u. a. m.[1]) Dem untergeordneten



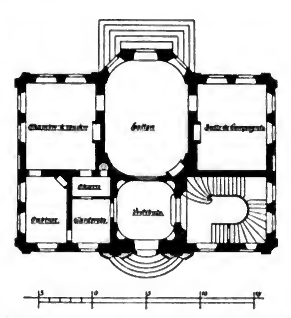


Fig. 19. Falkenlust, Grundriss (nach Cuvilliés' Stichwerk, Gesammt-Ausgabe. 1770).

1) Vergl. Aufleger-Trautmann „Münchener Architektur des XVII. und XVIII. Jahrhunderts“.

Zwecke des Schlösschens entsprechend bewegt sich auch der Schmuck des Inneren in einfachen Formen; nach der strengen Regel der Architektur kommt den Vestibülen nur eine Dekoration in Weiss zu; so erscheint auch hier das Vestibül des Erdgeschosses ohne ornamentale Zuthaten ausser einer Decken-Rosette; nur die Ecknischen enthalten 4 grosse allegorische Figuren von den



Fig. 20. Falkenlust. Vestibül im Obergeschoss.

Bildhauern Kirchhoff und Dierix. Wesentlich zierlicher und reicher gestaltet sich schon die Dekoration in dem oberen Vestibül (Fig. 20.); wir sehen, wie Cuvilliés hier, wo es sich um einen kleinen Raum handelt und die Etikette der Architektur einfache Schmuckformen vorschrieb, noch vollkommen mit den Formen des Regence-Stils arbeitet: kleine Konsole mit Blumenguirlanden in der

Hohlkehle, grosse viereckige Flachreliefs über den Thüren, schmale, hohe Lisenen und über den Ecknischen ein Medaillon, umrahmt von dem frühen Regence-Ornament, dünne Bänder und Blattranken. Auch hier konzentrirt sich der Schmuck auf die meisterhaft modellirten Gruppen spielender Putten in den Ecknischen, Werke des französischen Bildhauers Le Cler. Einen Schritt weiter zu freierer Gestaltung der Dekoration thut Cuvilliés in dem Treppenhaus; die Wandflächen sind ganz mit blaugemalten holländischen Fayence-Platten bekleidet. Platten mit dem Rautenmuster des bayerischen Wappens gliedern die Fläche in über Eck gestellte Quadrate, innerhalb deren sich Scenen der Falkenjagd zusammensetzen. Die Hohlkehle wird schon nicht mehr scharf gegen die Deckenfläche abgesetzt, sondern eine geschwungene Leiste vermittelt den Uebergang, die in den Ecken von grossen geflügelten Wappenschildern durch-

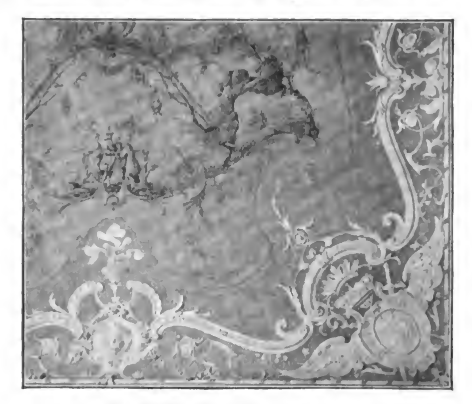


Fig. 21. Falkenlust, Treppenhaus-Decke.

brochen wird. Die Deckenfläche schmückt eine Malerei in blauer Linienzeichnung: 4 Berceaux, die zu einer Rosette zusammenstossen, und unter denen sich Scenen der Falkenjagd abspielen (Fig. 21).

In den übrigen Räumen des Schlösschens nimmt die Dekoration eine etwas kräftigere Gestaltung an; aber überall herrscht eine gleichmässige Gliederung der Wandflächen, eine scharfe Abgrenzung der leicht dekorirten Hohlkehlen gegen den Wandschmuck vor. Die Decken enthalten durchweg eine symmetrische Mittel-Rosette in leichtem Rankenwerk, von Blumen durchweht. Die Motive bleiben dabei dieselben wie in den Vestibüls und dem Treppenhaus, das eigentliche Muschelmotiv des Rococo fehlt noch vollkommen. Der Salon des Erdgeschosses enthält in den scharf umrahmten Wandfeldern grosse Gemälde, die

die Anleitung des jugendlichen Prinzen Clemens August zur Falkenjagd vorführen; die Surportes enthalten hier wie in allen Räumen des Schlösschens Porträts der Falkenmeister des Kurfürsten. In dem Salon des Obergeschosses tritt statt der Gemälde ein Schmuck der einzelnen Wandfelder durch Mittel-Rosetten ein. Die übrigen Zimmer (mit Ausnahme der beiden Cabinets) waren mit Tapeten bekleidet; die Decke zieren Rankenwerk in der Hohlkehle und eine Mittel-Rosette. Eine ungemein reizvolle Dekoration zeigt die „Salle d'assemblée"; die einzelnen, in hellem Holzton gehaltenen kleinen Füllungen des bis zur Decke getäfelten Zimmers sind mit Ansichten kurfürstlicher Besitzungen in blauer Linienzeichnung geschmückt; jeder dieser mit Geschick gezeichneten Prospekte sitzt in einer reichen Kartuche, die sich in ihrem ornamentalen Charakter an die andern Arbeiten in Falkenlust anschliesst, doch schon manche Züge noch breiterer und freierer Gestaltung offenbart [1]).

Zu der stilistischen Einheitlichkeit der Dekoration von Falkenlust gesellt sich ein zufälliger Umstand, den der Künstler dazu benutzt, um dem Ganzen eine wunderbar harmonische Stimmung zu verleihen. Die Landesfarben der Heimat des Kurfürsten decken sich nämlich mit den Farben des Falkonier-Kostüms, und diesen zufälligen Umstand hat Cuvilliés überall mit besonderem Geschick ausgenutzt von den blauen holländischen Fayence-Plättchen des Treppenhauses und einer blauen Grundirung der Stuck-Ornamente bis zu dem reichen Schmuck an Portraits im Falkonier-Kostüm und selbst bis zu dem blauen und weissen Seiden-Negligee des Kurfürsten, in dem er auf einem Kaminbild von Vivien erscheint. Diese einheitliche Stimmung bei decenter Anwendung des Ornamentalen in der Dekoration macht diese mässig grossen Räume so wohnlich und traulich, dass dieselben auch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bei dem allgemeinen Vernichtungssturm gegen das Rococo keine Veränderung erlitten haben und uns in so guter Erhaltung überkommen sind.

Im Interesse des Zusammenhanges muss ich hier der schon erwähnten beiden Cabinets in Falkenlust gedenken; die Decken derselben von dem Stukkateur Artario entstanden bereits 1732 und 1733. Im übrigen gehört der Schmuck dieser Cabinets bereits einer fortgeschritteneren Stilart an; die Gliederung der Wandflächen geschieht durch vergoldete Palmzweige oder andere pflanzliche Gebilde. Bei dem Cabinet im Erdgeschoss enthält der schwarz lackirte Grund Malereien „à la chinoise"; im Obergeschoss wird der Grund von Spiegeln gebildet, die mit Consolen zur Aufnahme von Porzellanen besetzt sind. Diese Arbeiten, die bei aller Kraft der Wirkung doch ein bedeutendes Geschick in der Berücksichtigung der sehr kleinen Räume verrathen, sind Meisterwerke in ihrer Art. Sie verdanken ihre Entstehung dem Pariser Architekten Ausenor [2]), den der in Paris ansässige Bruder Leveilly's im besonderen Auftrag des Kurfürsten 1736 zu dieser Arbeit anwarb [3]).

---

1) Der Meister war ein Prospekten-Maler Roidkin, der nur anlässlich dieser Arbeit 1734—1737 in den Bau-Rechnungen genannt wird.

2) Näheres über diesen Baumeister Ausenor konnte ich nicht feststellen.

3) Düsseldorf St.-A. Amt Bonn, Schlösser, Gärten. Nr. 6.

Dass Cuvilliés der Urheber auch der Innen-Dekoration von Falkenlust ist, kann keinem Zweifel unterliegen; dafür spricht nicht allein das Zeugniss seines Sohnes, sondern auch mannigfache Elemente der Dekoration, namentlich in der Decke des Treppenhauses; andrerseits wird sich auch in der folgenden Betrachtung eine nicht zu leugnende Uebereinstimmung zwischen dem Nordflügel des Brühler Schlosses und Falkenlust ergeben. Wir besitzen noch einen kleinen Bau Cuvilliés', der ebenso wie Falkenlust sich durch den einheitlichen Charakter der Innen-Dekoration auszeichnet, und der nicht ein Jahrzehnt jünger ist, die Amalienburg im Nymphenburger Park; und doch welch' weiter Unterschied zwischen Falkenlust und der Amalienburg! Aber grade in diesem Unterschied liegt das glänzendste Zeugniss für Cuvilliés' grosse Befähigung, der es so verstand bis in die kleinste Blattranke der Innen-Dekoration dem Bauwerke den Charakter seiner Bestimmung aufzuprägen: Falkenlust, ein einfaches Jagdhaus, Amalienburg, ein Prunkbau.

Wir wenden uns nach diesem Exkurs über Falkenlust, die der Verfasser selbst mangels eingehender Kenntniss vielleicht nicht gebührend würdigen konnte, dem inneren Ausbau des Brühler Schlosses zu, zunächst den Zimmern des Nordflügels, mit denen man 1728 begann und die der Kurfürst zu seinen Wohnräumen bestimmt hatte. Dieser Aufgabe entsprechend gestaltet sich der Schmuck des Inneren, während den Räumen des Südflügels die Rolle des Repräsentations-Appartements zugedacht war; das Appartement umfasst das „à la chinoise" ausgestattete Arrière-Cabinet (Nr. 64), ein Musikzimmer (Nr. 63), das Schlafzimmer (Nr. 62), eine Antichambre (Nr. 61), ein kleines Cabinet (Nr. 60) und ein Speisezimmer (Nr. 59); an der Hofseite das vom Treppenhaus zugängliche Audienzzimmer (Nr. 68) und 2 Garderobe-Räume (Nr. 66 und 67); von dem Speisezimmer führt eine kleine Treppe in dem Rest des alten Thurmes zu dem Küchengebäude. Im Jahre 1731 war der Ausbau dieser Zimmer vollendet; die ausführenden Meister sind vornehmlich die Gebrüder Castelli und Carlo Morsegno als Stukkateure; Reynaud als Schreiner, Helmont und Heydeloff als Holzbildhauer[1]).

1) Diese Namen begegnen uns seit 1728 ziemlich regelmässig in den kurfürstlichen Bau-Rechnungen. Es sind die Söhne des Carlo Pietro Castelli, der 1697 die Kapelle auf dem Godesberg ausschmückt, Carlo Pietro und Domenico; ihr Compagnon ist bereits 1723 ein Carlo Pietro Morsegno, denn damals schenkt Joseph Clemens ihnen gemeinsam einen grossen Bauplatz an der Fürstenstrasse, gegenüber dem Nordportal des Schlosses; dies Haus verkauften sie 1732. (Gütige Mitth. des H. von Claer.) Die Castelli werden seit ungefähr 1750 nicht mehr, Morsegno 1754 zuletzt genannt. Castelli erhielt bei dem Ausbau des Appartements z. Bsp. für den Plafond des Schlafzimmers 360 Thl., für den des Speisezimmers 310 Thl., Morsegno bezog für die Decke des Musikzimmers 450 Thl., für diejenige des Audienzzimmers 350 Thl. Am kostspieligsten war die Wandtäfelung der Zimmer, namentlich des Schlafzimmers und des Speisezimmers; Reynaud erhielt für die Wandbekleidung des „Indianischen Cabinets" in Lindenholz 866 Thl., für Täfelung des Schlafzimmers und des Speisezimmers ca. 2800 Thl., dazu kamen für das Schlafzimmer Bildhauer-Arbeiten in Holz von Heydeloff im Betrag von 1062 Thl. Die Vergoldung der Wandtäfelung im Speisezimmer kostete 1420 Thl.

Von Cuvilliés' Werken wird man zu einem Vergleich mit den Brühler Zimmern, deren Ausbau nur ein Jahr früher als Falkenlust beginnt, nur Falkenlust, die frühesten Stichfolgen des Meisters und die reichen Zimmer der Münchener Residenz heranziehen können, die letzteren jedoch nur mit einem gewissen Vorbehalt, da die reichen Zimmer die Prunkgemächer Karl Alberts

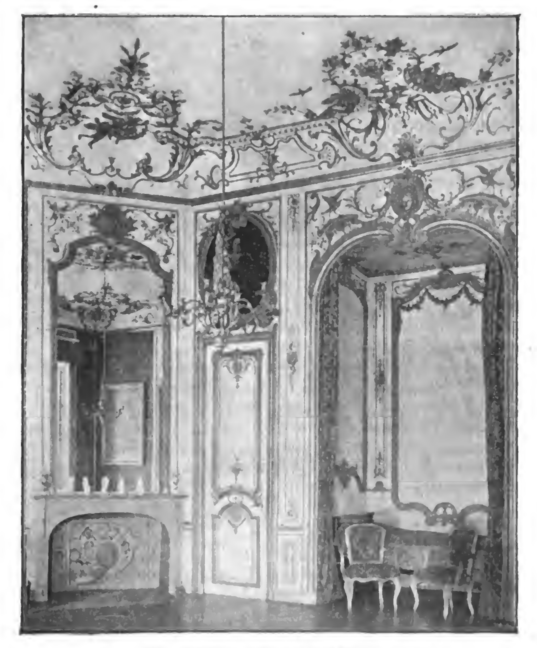


Fig. 22. Brühl, Schloss. Schlafzimmer.

waren, in Brühl es sich aber um die Wohnzimmer des Kurfürsten handelt. Bei dem Fortschritt zu einer freieren Auffassung des Ornamentes, die den Uebergang vom Regence-Stil zum Rococo einleitet, lag es auf der Hand, dass Cuvilliés bei den reichen Zimmern, um eine prunkhaftere Wirkung zu erzielen, sich wesentlich der neuen, gestaltungsfähigeren Motive des fortschreitenden

Stiles bedient, vornehmlich des willkürlich zu behandelnden Muschel-Motives, figürlicher Elemente, grösserer Pflanzenmassen, namentlich Bäume, Palmzweige u. s. w. Alle diese Elemente sind dem Regence-Stil, wie er sich vielleicht am Reinsten in den Zimmern Ludwigs XV., dem „Salle de conseil" in Versailles zeigt, ganz fremd. Nur insofern können wir Cuvilliés' reiche Zimmer zu einem Vergleich heranziehen, als Cuvilliés eine Reihe charakteristischer Motive im Ornament aufzuweisen hat, und dort, wo die Etikette einzelnen der reichen Zimmer einen bescheideneren Schmuck vorschrieb.

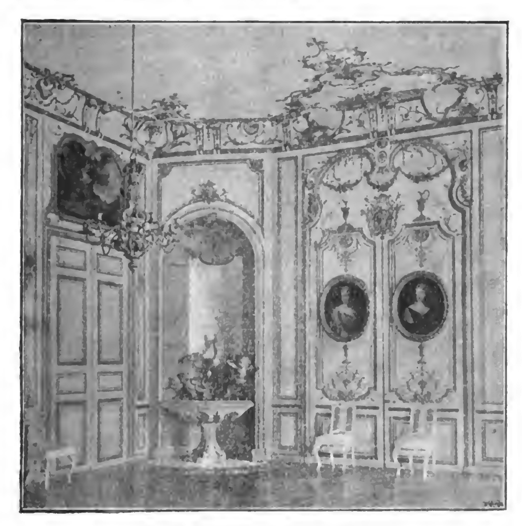


Fig. 23. Brühl, Schloss. Speisezimmer.

Den Glanzpunkt dieser frühen Zimmerfolge in Brühl bilden Schlafzimmer und Speisezimmer; im Schlafzimmer wird der Blick des Beschauers mit grossem Geschick über die abgeschnittenen Ecken der Rückwand zu dem Hauptpunkt, der reich geschmückten Bettnische, hingelenkt (Fig. 22). In ganz ähnlicher Weise wird auch im Speisezimmer die von den Ecknischen eingefasste Wand betont, vor der sich der Platz des Kurfürsten befand (Fig. 23). Die Gliederung der Wandflächen in grosse Felder durch kräftig profilirte Leisten ist diesen Zimmern mit den beiden Salons in Falkenlust gemein; andrerseits ist in der

Behandlung der Thüren mit ihrer kräftigen Profilirung und namentlich in dem Schmuck der Hohlkehlen die Verwandtschaft mit den einfacher gehaltenen beiden Vorzimmern der „reichen Zimmer" unverkennbar. Wie der allmählich gesteigerte Prachtaufwand der „reichen Zimmer" sich nicht so sehr in der Häufung ornamentalen Schmuckes, als in der zunehmenden Auflösung der architektonischen Glieder uns offenbart, so erscheint in München nur in den beiden Vorzimmern, in Brühl dagegen noch in allen Räumen mit Ausnahme des „indianischen Cabinets" die Hohlkehle durch eine gerade Leiste nach oben abgeschlossen, die nur in den Ecken und in den Mitten durch einen reicheren Aufbau unterbrochen wird; das hierbei wiederkehrende Motiv einer Blumenvase unter einem „Berceau" ist von Cuvilliés überaus häufig angewendet worden. Das „indianische Cabinet" weist seinem Wesen nach ein freieres Schalten mit den vorhandenen Formen auf, galt doch dem beginnenden XVIII. Jahrhundert

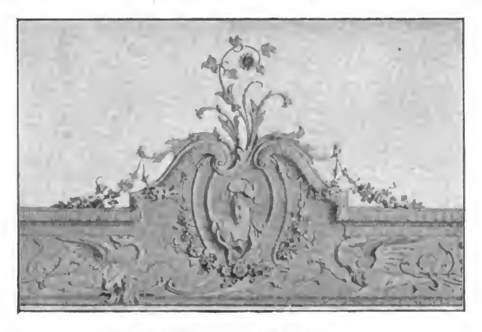


Fig. 24. Brühl, Schloss. Musikzimmer.

China als Ideal-Land, in dem die Menschen sorglos und namentlich frei von Etikette und gesellschaftlichem Zwang in den Tag hineinleben; diese Anschauung geht soweit, dass der Begriff „à la chinoise" in einem Wortspiel identifizirt wird mit „sans gêne"; z. B. bei der „Maison chinoise" oder „Maison sans gêne" des Brühler Parkes. Die Wände des Cabinets sind ganz in Lindenholz getäfelt und mit einem mattgelben Lack überzogen, die Umrahmungen schwarz lackirt. Sämmtliche Füllungen sind beklebt mit kolorirten und ausgeschnittenen Kupferstichen von Chinoiserien; dem entspricht auch die zierliche Behandlung des Deckenschmuckes. Das stark geschwungene Abschlussgesims ist reich belebt mit Drachen, Vögeln, Satyrn; über den Eck-Kartouchen mit bizarr kostümirten Chinesen wachsen von goldenem Rankenwerk durchwebte Palmbäume hervor; die Decken-Rosette in Form eines chinesischen Schirmes wird von Vögeln und Schmetterlingen auf gelbem Grund umflattert. Wie manche Elemente, namentlich

die mit Schabracken versehenen, feuerspeienden Drachen, die langhalsigen Vögel auf Cuvilliés hinweisen, so spricht auch der mit dem Treppenhaus in Falkenlust verwandte Uebergang von der Wand zur Decke für seine Antheilnahme an dem indianischen Cabinet. Das kleine Cabinet (Nr. 60) begnügt sich mit einer Täfelung der Wand in rechteckige, roth und golden umrahmte Füllungen und einer niedrigen, durch kleine doppelt gestellte Console geschmückten Hohlkehle, eng verwandt mit dem oberen Vestibül in Falkenlust.

Weniger hervorragende Leistungen sind die Decken des Musikzimmers, des Audienzzimmers und der Antichambre; finden wir auch dieselben Motive wie in den übrigen Zimmern, z. B. musizirende Figuren in den Ecken mit darüber schwebenden Baldachinen, ein beliebtes Motiv Effner's und Cuvilliés', so sticht doch eine derbere Behandlung des ornamentalen Details von den übrigen Räumen ziemlich stark ab; in diesen Decken begegnet uns auch ein eigenthümliches, lang ausgezogenes Akanthusblatt, das sich in den übrigen Räumen nicht findet. Immerhin bleibt die enge Verwandtschaft der sämmtlichen Räume des Appartements vorherrschend. (Fig. 24).

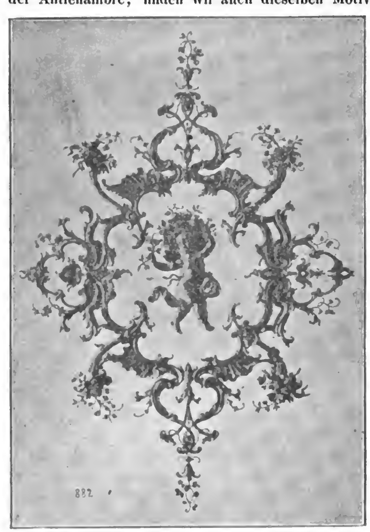


Fig. 25. Brühl, Schloss. Deckenrosette im Speisezimmer.

Die ruhige, übersichtliche Flächengliederung und die strenge Consequenz im Aufbau des Ornament-Schmuckes machen diese Zimmer des Brühler Schlosses zu einer hervorragenden Leistung aus der Zeit des Ueberganges vom Regence-Stil zum Rococo; ein kräftiges Gesims theilt noch Wand und Decke von einander, die Thüren erhalten eine kräftig profilirte Umrahmung und noch nirgends wagt das Ornament, die tektonische Gliederung des Raumes zu stören. Nur die obere Leiste der Hohlkehle giebt bereits an den hervorragenden Stellen den selbstständigen Regungen des Ornamentes nach. Ein besonderes Geschick beweist

der Künstler in der mannigfachen Anwendung der alten Regence-Motive; wie schon Dohme erwähnt, fehlt das charakteristische Muschelmotiv des Rococo vollkommen; nur in der reizenden Decken-Rosette des Speisezimmers (Fig. 25) zeigen sich seine ersten Spuren. Dohme irrt jedoch, wenn er diese Räume noch auf Entwürfe Robert de Cotte's zurückführen möchte; einmal haben wir nicht den geringsten urkundlichen Anhalt für eine Thätigkeit Robert de Cotte's unter Clemens August; eine solche Thätigkeit war auch bei dem hohen Alter de Cotte's unwahrscheinlich und endlich weisen die Brühler Zimmer doch einen zu erheblichen Fortschritt gegenüber den nur 10 Jahre älteren Entwürfen de Cotte's zu den Zimmern im Buenretiro des Bonner Schlosses auf. Das Ornament erreicht in den Brühler Zimmern des Nordflügels bereits eine sehr grosse Selbstständigkeit innerhalb der von der Architektur vorgeschriebenen Grenzen; damit ist der Stil der Regence überwunden, mag das Rococo auch noch eine Weile mit dem zur Zeit der Regence geschaffenen Formen-Kanon wirthschaften.

Als ein hervorragender Beitrag zum Schmuck der Ausstattung verdienen die Gruppen Willems de Groff in den Ecknischen des Speisezimmers Erwähnung: 2 schwebende Putten zu Seiten einer wasserspeienden Gans; die in Blei gegossenen Figuren sind von einer hervorragenden Exaktheit und Eleganz der Ausführung und rechtfertigen die Stellung, die Willem de Groff am Münchener Hof einnahm[1]).

Bei dem Versuch, den Antheil Cuvilliés' an den Brühler Zimmern von demjenigen Leveilly's zu sondern, stossen wir sofort auf Schwierigkeiten; es ist höchst wahrscheinlich, dass Cuvilliés und Leveilly ziemlich gleichaltrig waren und auch gemeinsam in Paris ihre Ausbildung erfuhren, wahrscheinlich auch bei Robert de Cotte. Jedenfalls kam Leveilly 1721 auf Veranlassung de Cotte's an den kölnischen Hof; dass bei den regen Beziehungen zwischen Robert de Cotte und Max Emmanuel Cuvilliés 1720 und 1721 in Paris in Beziehungen zu dem grossen Meister trat, kann keinem Zweifel unterliegen. Ein anderer Umstand kommt noch dazu, um uns eine Scheidung der beiden Meister zu erschweren; wir wissen nicht, ob und in wie weitem Umfang Cuvilliés in Folge seiner fortlaufenden Besoldung die Arbeiten Leveilly's beeinflusst hat. Immerhin zeigt sich in den späteren Werken Leveilly's, die uns bekannt sind, ein Verharren auf den alten Formen des beginnenden Rococo. In Brühl arbeiten die beiden Meister Hand in Hand, sie stehen noch wesentlich unter dem Einfluss des Regence-Stiles; Cuvilliés kennzeichnet in den nun folgenden Jahren ein Ringen und Streben nach immer leichterem Aufbau der Wand-Dekoration, nach reicher Fülle der Motive, die sich in buntem Chaos mischen, und nach einer immer krauseren Behandlung der pflanzlichen Elemente. In dieser Entwicklung, die uns seit dem Beginn der 30er Jahre Cuvilliés' Ornamentstiche deutlich zeigen,

---

1) Ueber W. de Groff († 1742), der 1716 den Dienst Ludwigs XIV. quittirte und Max Emmanuel nach Bayern folgte, vgl. Aufleger-Trautmann „Die reichen Zimmer der Kgl. Residenz in München", p. 4. Mayerhofer „Schleissheim", p. 58. Heigel „Nymphenburg", p. 31 und 38. Der Akkord für die beiden Brühler Gruppen lautet auf 2000 Gulden; dazu kamen noch 135 Thl. für Vergoldung.

geht der Meister zielbewusst und rastlos weiter, wohl nicht am Wenigsten durch die Wünsche und Ideale seines grossen Gönners Karl Albert auf diesen Weg hingewiesen. Wenn Leveilly bei der Entwicklung des Rococo zurückblieb, so mag das zum grossen Theil darin liegen, dass ihm in Bonn ein engerer Zusammenhang mit Paris fehlte, den Cuvilliés jedenfalls stets hatte. Eigenthümlich blieb Leveilly bei seinen späteren Arbeiten, unter denen der Ausbau von Clemenswerth voransteht, eine etwas derbere Auffassung des Ornamentes, als sie dem Regence-Stil und der Frühzeit des Rococo eigen ist; grade dieser Zug giebt uns auch die Möglichkeit, seinen Antheil an den Brühler Zimmern wenigstens annähernd zu bestimmen. In Brühl weisen nämlich das Musikzimmer (Nr. 63) und das Audienzzimmer (Nr. 68) derbere Züge, namentlich ein langes, geschwungenes Akanthusblatt in besonders häufiger Anwendung auf; dieselben Arbeiten leiten hinüber zu den späteren Zimmern in Brühl und zu Clemenswerth. Ich möchte deshalb die beiden genannten Zimmer für Leveilly in Anspruch nehmen.

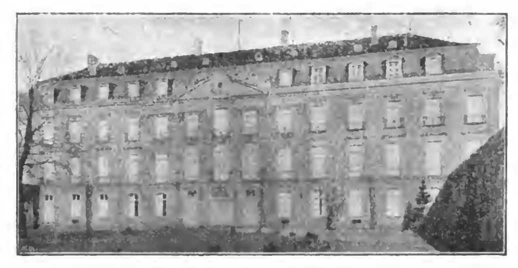


Fig. 26 Brühl, Schloss. Westfaçade.

Die bereits erwähnte Umänderung der Façaden in der ersten Hälfte der 30er Jahre geht ohne Zweifel auf Entwürfe Cuvilliés' zurück, wie auch schon Gurlitt (a. a. O.) bei der Gelegenheit auf Cuvilliés hinwies. Die Verwandtschaft mit den Münchener Palais-Bauten Cuvilliés' ist augenscheinlich, so namentlich die Umarbeitung der Fenster-Bekrönungen in der Garten-Façade, die Lücke in dem Hauptgesims unter dem Fronton der Hofseite, u. a. m. Die gleichzeitig entstandenen Figuren auf den Giebeln und Attiken, Arbeiten der Bildhauer Kirchhoff und Dierix, haben lediglich decorativen Werth; besser sind die Skulpturen der Giebelfelder an der Hofseite und der West-Façade, wahrscheinlich auch nicht Arbeiten der eben genannten Bildhauer, sondern vielleicht des schon erwähnten Bildhauers Le Cler; zu diesen besseren Arbeiten gesellt sich noch das Relief in der Süd-Façade (Fig. 26 und Fig. 27).

Noch ehe das Appartement des Nordflügels vollendet war (1731), thut Clemens August den ersten Schritt zum Ausbau der grossen Säle und des

Treppenhauses durch die Berufung des in Bayern hoch angesehenen Hofmalers Nicolaus Stuber[1]). Der Künstler weilt 1730—1732 am kölnischen Hofe; zunächst malte er ein Deckenfresko in der 1734 abgerissenen Schlosskapelle für 1000 Thl.; 1731 entstand das Deckenfresko des Treppenhauses, 1732 dasjenige der Salle des gardes; für diese beiden Arbeiten erhielt er 4000 Thl. Die Stuber'schen Arbeiten gehören zu den weniger erfreulichen Werken des Brühler Schlosses; schwülstig in den Bewegungen, grell und kontrastreich in den Farben, unübersichtlich in der Gruppirung machen seine Fresken, namentlich die grosse Huldigungs-Scene der Künste von Clemens August in der Salle des gardes, einen verwirrenden Eindruck. Vielleicht lag ein Hauptgrund dafür darin, dass Stuber zum ersten Mal die Aufgabe einer grossen Allegorie zur Verherrlichung des Bauherrn gestellt wurde; gehört doch auch Tiepolos Fresko im Würzburger Treppenhaus nicht zu seinen bedeutenderen Leistungen. Immerhin erfüllen

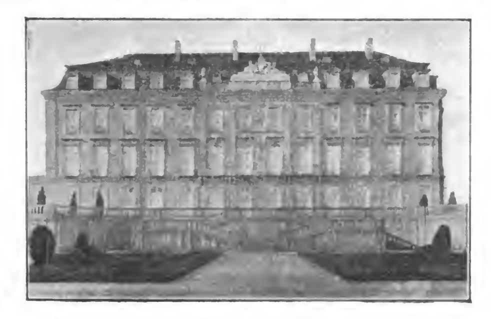


Fig. 27. Brühl, Schloss. Südfaçade.

Stuber's Fresken in Brühl ihre hauptsächliche Aufgabe, die luftige Auflösung und Erweiterung bis in weite Himmelsräume, in denen die festliche Stimmung der Dekoration ausklingt[2]).

1) Vgl. Lipowsky „Bayer. Künstler-Lexikon" und Trautmann „Cuvilliés" p. 117. Anm. 32. Zu den von Lipowsky genannten Arbeiten der Heiliggeist-Kirche in München und der Kirche in Aldersbach fügt Trautmann die Arbeiten Stubers' auf dem Gebiet der Ornamentik und der Grotesken, auf dem Stuber allem Anschein nach Bedeutenderes leistete als auf dem Gebiet der grossen Decken-Fresken.

2) Die durch die Lokal-Litteratur durchgehende Notiz, das Decken-Fresko des Brühler Treppenhauses sei von Anducci und Carnioli gemalt, beruht wahrscheinlich auf Langs' „Reise auf dem Rhein", Neuwied 1789; Langs Quelle dafür ist unbekannt. Es handelt sich augenscheinlich um eine Verwechslung mit dem 1789 schon nicht mehr bestehenden Treppenhaus des Bonner Schlosses; 1750 erhält nämlich der Maler „Carloni" (ohne Zweifel Carlo Carlone 1686—1775) „wegen der stiegen" eine Restzahlung

Um die Mitte der 30er Jahre waren auch die durchweg schmucklosen Nebengebäude des Schlosses soweit vollendet, um den Hofhalt des Kurfürsten aufnehmen zu können; von den beiden Galerien, die die Cour d'honneur an der Westseite des Schlosses einschliessen, war die südliche mit dem an die gothische Franziskaner-Kirche anstossenden Oratorium des Kurfürsten vollendet; die nördliche soweit ausgebaut, dass sie die Verbindung mit dem Küchenbau herstellte[1]). Die Gliederung dieser Galeriebauten geschieht durch einfache grosse Rundbogen, deren feine, scharfe Profilirung auf einen französischen Architekten hinweist; auch dem Charakter des westfälischen Schlossbaues entspricht diese Anlage so wenig, dass wir sie wohl Cuvilliés zuweisen müssen. Von den andern damals enstandenen Nutzbauten besteht nur noch die Hubertusburg, ein einfacher, dreiflügeliger Bau, der zur Aufnahme des Jagdgefolges diente (jetzt Gasthof Belvedère). Die in der Nähe gelegene Dragoner-Kaserne wurde 1800 veräussert und einige Jahre später niedergelegt. Leider gibt der im Besitz der Kgl. Regierung zu Köln befindliche Plan aus der Zeit 1740—1750 (Tafel I) in Folge seiner schlechten Erhaltung grade an dieser Stelle keinen Aufschluss über das Project eines Abschlusses gegen Westen; nur die Umrisse eines dem kurfürstlichen Oratorium entsprechenden Baues sind mit Mühe zu erkennen; vielleicht war hier der Bau eines Theaters vorgesehen, da sich nach dem Schloss-Inventar von 1761 ein provisorischer Theaterbau in Holz in der Cour d'honneur befand[2]). Heute ist die Cour d'honneur, die theilweise wahrscheinlich im Anfang des Jahrhunderts veräussert wurde, zur Hälfte mit Privathäusern bebaut.

Seit 1735 lässt die Bauthätigkeit am Brühler Schloss stark nach; das lag wohl weniger an Geldmangel als an der Unbeständigkeit des fürstlichen Bauherrn, der seit 1736 den Bau eines Jagdschlosses Clemenswerth im Amte Meppen betrieb, das in Folge seiner entlegenen Stelle besonders grosse Kosten verursachte. Bereits 1733 gingen die Ausgaben für das Brühler Bauwesen auf 10000 Thl. gegen 35000 Thl. des Vorjahres zurück, 1734 und 1735 betragen sie nur noch gegen 9000 Thl., bis sie endlich 1739 mit 800 Thl. ihren niedrigsten Stand erreichen. Aber nicht allein in der Grösse des Kostenaufwandes, sondern in erster Linie in stilistischer Hinsicht tritt genau mit dem Jahre 1740 ein Umschwung in dem Bau des Brühler Schlosses ein; während bis dahin französische Architekten, Cuvilliés und Leveilly, entscheidend waren, finden wir seit 1740 einen deutschen Architekten regelmässig als Gast am kölnischen Hof, nämlich Balthasar Neumann, den genialen Erbauer des Würzburger Schlosses.

---

von 5325 Thl. (Extraordinäre Cabinets-Rechnung 1750); diese Zahlung kann sich nur auf die Vollendung des Bonner Treppenhauses um 1750 beziehen.

1) In diesem Zustand befindet sich die nördliche Galerie noch heute.

2) Der jüngere Cuvilliés veröffentlicht in der Gesammt-Ausgabe des Cuvilliés'schen Stichwerkes einen Theater-Entwurf, der vielleicht für Brühl entstand: „Delineatio fundamentalis: Continens duas Inventiones una cum duabus intercisionibus cuiusdam Theatri, quod pro Serenissimo Electori Coloniensi etc inventum prodiit a Ioanno Paulo de Caspari."

Kapitel V.

Der Brühler Schlossbau seit dem Eingreifen Balthasar Neumann's. Der Schloss-Park.

Um das Jahr 1740 steht Balthasar Neumann [1]) im Zenith seines künstlerischen Schaffens; die zum grössten Theil vollendeten Schlossbauten von Würzburg und Bruchsal hatten seinen Namen weit über Franken hinausgetragen und so beginnt damals eine umfangreiche Thätigkeit Neumann's auch in West-Deutschland. Diese Thätigkeit wurde veranlasst durch verwandtschaftliche Beziehungen; denn auch auf dem Trierer Stuhl sass ein Schönborn, Franz Georg, dessen bedeutendste Bauten von Neumann's Hand in Kesselheim, Kärlich und Worms leider 1794 für die Aufnahme der französischen Emigranten durch Clemens Wenzeslaus von Trier büssen mussten. Die häufige Anwesenheit Neumann's in Kärlich a. d. Mosel und in Ehrenbreitstein behufs des seit 1738 entstandenen Dikasterial-Baues gab dem Kurfürsten Clemens August die Möglichkeit, den berühmten Meister ohne Mühe zu seinen Bauten zuzuziehen. Clemens August und Neumann waren überdies durch den 1730 begonnenen Bau der Deutschordenskirche, an dem Neumann [2]) wahrscheinlich Antheil hatte, schon miteinander bekannt, da Clemens August ja kurz nach Inangriffnahme des Baues Hoch- und Deutschmeister wurde. Näheres über das Verhältniss Neumann's zu diesem Bau festzustellen war mir nicht möglich, zumal da die Akten des deutschen Ordens (Ludwigsburg, Kgl. Archiv) den Namen Neumann's bei Gelegenheit des Baues nicht nennen.

Neumann's erster Besuch am kölnischen Hof fällt in das Jahr 1740; er kam dann regelmässig bis zum Jahre 1745, wie sich aus den im Anhang (Nr. VII) abgedruckten Stellen seiner Berichte an den Fürstbischof von Würzburg, Friedrich Carl von Schönborn, ergiebt. Da diese Briefe 1746 mit dem Tode Friedrich Carls aufhören, besitzen wir keine Nachrichten über Neumann's weitere Thätigkeit für Clemens August; dass aber Neumann's Thätigkeit für Kurköln fortdauert, unterliegt keinem Zweifel; das Ende derselben haben wir um 1750 anzusetzen, da ein Hauptbau in Bonn, das Coblenzer Thor (1751), keine Spuren seiner Hand aufweist, sondern in Allem ein Werk Leveilly's ist. Erstaunlich bleibt es immerhin, dass die ziemlich umfangreichen Archivalien Kurkölns den Namen Neumann nie erwähnen; der Grund für diese Erscheinung liegt wahrscheinlich darin, dass Neumann nie in einen offiziellen Verkehr mit den kurfürstlichen Baubehörden getreten ist. Wie schon Keller (p. 22) erwähnt, war die Thätigkeit Neumann's in Brühl und Bonn mehr berathend als schöpferisch;

---

1) Wir besitzen seit kurzer Zeit eine umfassende Darstellung der Thätigkeit Neumann's auf Grund des reichhaltigen archivalischen Materials in Würzburg: Keller „Balthasar Neumann, Artillerie- und Ingenieur-Obrist, etc.“, Würzburg (Bauer) 1896.

2) Vergl. Keller „Neumann“. p. 157.

leider lassen auch Neumann's eigene Berichte an Deutlichkeit zu wünschen übrig; Neumann spricht stets nur von Entwürfen, von einem Modell von einer „Haubt-Idee", die er gemacht habe. Ausdrücklich als seine Werke nennt Neumann nur zwei, die Hl. Stiege auf dem Kreuzberg b. Bonn, die sich auf den ersten Blick als ein Werk fränkischer Herkunft ergibt, und der Altar der Franziskaner-Kirche in Brühl, der mit dem ganz ähnlichen Altarwerk von St. Paulin in Trier in Würzburg angefertigt wurde. Mit ziemlicher Sicherheit ergiebt sich aber auch aus den Briefen Neumann's, dass die Andeutungen von der „Haupt-Idee" u. s. w. sich auf den Ausbau des Brühler Treppenhauses beziehen; bestätigt wird der Antheil Neumann's an diesem Werk durch eine Neumann'sche Zeichnung des unteren Geschosses des Treppenhauses[1]).



Fig. 28. Brühl, Franziskaner-Kirche.

Der 1745 entstandene Altar der Franziskaner-Kirche in Brühl (Fig. 28) ist kein hervorragendes Werk Neumann's, wenngleich er auch viele dem Meister eigenthümliche Züge trägt, z. B. die starke Schwellung der Säulen in ihrem unteren Drittel, die weit vorladenden, lebendig modellirten Compositen-Kapitäle und namentlich das krause, vielfach durchbrochene Muschelwerk. Bei Neumann verliert das Muschelwerk fast vollkommen seine Struktur, zum Theil auch schon den Charakter des „Rocaille" in der Behandlung der Oberfläche; mit Vorliebe gestaltet es der Meister zu kleinen, vielfach durchlöcherten und mit Blumen-Ranken durchwundenen Parthien, die er ohne organischen Zusammenhang auf

1) In Besitz des Baumeisters Eckert, Würzburg; eine Pause derselben verdanke ich Herrn Dr. Keller, Mainberg. Leider kenne ich die Sammlung Eckert nicht; in dem sogen. Skizzenbuch Neumanns (Würzburg, Universitäts-Bibliothek) fand ich keine auf den Brühler Schlossbau bezüglichen Zeichnungen.

architektonische Glieder aufheftet; so auch bei dem Altar der Franziskaner-Kirche an den kurzen Gebälkstücken der grossen Säulen. Ebenso wie der Altar in St. Paulin zu Trier ist auch das Brühler Altarwerk nicht als Abschluss der Rückwand im Sinne der grossen deutschen Barock-Altäre, sondern als Ciborium über dem Altartisch gedacht, weil auch eine Beleuchtung von der Rückseite stattfindet. Dieser Umstand mag nicht nur die selbst für Neumann unruhige Form des Aufbaues, sondern auch die durchweg nachlässige Ausführung erklären. Die fast genau übereinstimmende Gestaltung des Altares von St. Paulin legt überdies die Annahme nahe, dass es sich um Würzburger Fabrikwaare handelt, um deren Ausführung im Einzelnen sich Neumann nicht kümmerte und kümmern konnte. Von der übrigen gleichzeitigen Ausstattung der Brühler Franziskaner-Kirche — einem Geschenk des Kurfürsten Clemens August — sind das Orgelgehäuse und namentlich die Kanzel der Erwähnung werth; sie gehen augenscheinlich auch auf Entwürfe Neumann's zurück.



Fig. 29. Kreuzberg, Santa Scala.

Das andere authentische Werk Neumann's, dessen Betrachtung ich hier kurz in die Baugeschichte des Brühler Schlosses einschiebe, ist der von Clemens August gestiftete Anbau der Santa Scala an die alte Serviten-Kirche auf dem Kreuzberg b. Bonn (Fig. 29)[1]. Der Entwurf Neumann's entstand während seines Aufenthaltes am kölnischen Hof im Herbst 1745 (s. Anhang Nr. VII, Brief vom 28. Nov. 1745); die Grundsteinlegung vollzog Clemens August am 18. Juli 1746, während die Vollendung des Baues nach einem Chronogramm über dem Portal erst 1751 stattfand. Der lange schmale Bau, der an das Chor der Kirche anstösst, enthält im Innern in der ganzen Breite eine dreigetheilte Treppe aus rothem Marmor, die zu einem kleinen Altar emporführt. Der mittlere Treppenlauf ist eine Copie

1) Die Geschichte der Niederlassung der Serviten auf dem Kreuzberg behandelt ausführlich Kaufmann „Bilder aus dem Rheinland", Köln 1884, p. 161.

der Santa Scala im Lateran. Der Schmuck der Aussenseiten beschränkt sich auf die schmale zweigeschossige Façade, der ein von 2 Säulen getragener Balkon vorgelagert ist. Für Neumann's Stellung zu der Theorie der Architektur charakteristisch ist die Gliederung des Obergeschosses der Façade; an Stelle der Kapitäle auf den Pilastern des Obergeschosses treten derbe, reich umrahmte Cartouchen, unter denen die Pilaster-Schäfte verschwinden, also ein vollkommener Verzicht auf einen organischen Zusammenhang zwischen Kapitäl und Säulenschaft zu Gunsten eines malerischen Effektes. Auch das Hauptgesims muss in der Mittelparthie sich eine Wölbung zum Stichbogen mit allen seinen Profilen gefallen lassen. Ueber dem Hauptgesims erhebt sich noch eine niedrige Attika, wohl mit Rücksicht darauf, dass das Terrain vor der Façade stark abfällt und andernfalls die Dachfläche in der Ansicht durch das stark vorladende Hauptgesims grossentheils verdeckt würde; den Abschluss bildet ein schlanker, hoher Dachreiter. Trotz ihres geringen Umfanges muss die Façade der Santa Scala als eine hervorragende Leistung Neumann's aus seiner späteren Zeit angesehen werden; da ist nicht mehr das breite, ruhige Element der Schönborn-Kapelle oder des Neumünsters in Würzburg, sondern Alles arbeitet auf die malerische Aufgabe hin, die der Santa Scala in der Landschaft zufällt. Der Balkon mit seinem reichen Eisengitter und den phantastisch bewegten Figuren des Ecce homo zwischen Pontius Pilatus und einem Pharisaeer, die derbe Behandlung des Details, der schlanke Dachreiter verleihen dem Bau eine zwar sehr unruhige, aber um so malerischere Wirkung. Die innere Ausstattung des Baues mit Fresken des noch zu nennenden Malers Schöpf steht in ihrem Maassstab in keinem Verhältniss zu der Ausdehnung des Raumes und ist daher ziemlich verunglückt; überdies sind die Fresken — wahrscheinlich durch eingedrungene Nässe — so gut wie vollkommen verdorben. Wichtiger ist die Ausstattung der alten Kirche, die der Kurfürst gleichzeitig stiftete, und die noch vollkommen erhalten ist; wahrscheinlich geht sie auch auf Entwürfe Neumann's zurück; das Fresko der Kuppel ist gleichfalls ein Werk Schöpf's, und zwar eine sehr gute Leistung dieses Meisters.

Das Treppenhaus des Brühler Schlosses, bekannt als der Glanzpunkt nicht nur dieses Baues, sondern überhaupt des Rococo in West-Deutschland (Fig. 30), tritt uns als eine ziemlich unvermittelte und am Rhein so gut wie unvorbereitete Erscheinung entgegen; auch die urkundlich feststehende Betheiligung Neumann's an diesem Werk kann die obwaltenden Zweifel nicht vollkommen lichten. Ausser der Jahreszahl 1748[1]) konnte ich als einziges Dokument zu dem Ausbau des Treppenhauses den im Anhang (Nr. VIII) abgedruckten Brief des Stukkateurs Artario vom März 1748 auffinden; ausserdem lieferten die Schlossermeister Köbst und Müller schon 1743 die eisernen Geländer der Treppe. Bei dem Mangel spezieller Bau-Rechnungen von 1744 bis 1748 und den unruhigen Zeitläuften jener Jahre am Rhein ist es wahrscheinlich, dass auch in dem Ausbau

1) Diese Jahreszahl wurde bei Gelegenheit der Wiederherstellung 1877 von Dohme festgestellt an einem Ornament der Decke.

der Treppe damals eine Stockung eintrat; die Misstimmung zwischen Clemens August und seinem kaiserlichen Bruder, die sich bald nach dessen Krönung einstellte und bis zu Karls VII. Tod andauerte, sowie Neumann's offenbar sehr einflussreiche Stellung am kölnischen Hof machen eine Einwirkung Cuvilliés' auf den Bau unwahrscheinlich.

Aus dem Vestibül eröffnet sich zwischen den von je drei überlebensgrossen Figuren gebildeten Pfeilern der Blick auf den unteren breiten Treppenlauf;



Fig. 30. Brühl, Schloss. Treppenhaus.

über dem Podest erscheint auf einem Obelisken in reichem Trophäenschmuck die goldene Büste des Bauherrn. Beim Umwenden auf dem Podest erhält man den Blick auf den von 3 Glasthüren gebildeten Eingang zur Salle des gardes. Schon die Haupt-Axe der Treppe gebot die Betonung der beiden kürzeren Seiten des Treppenhauses bei der Dekoration, während die Langseiten im Wesentlichen nur der Lichtzuführung dienen. Hier zeigt sich bereits die

Meisterschaft in der Dekoration der Nordwand, auf der der Schmuck sich in der Büste des Kurfürsten konzentrirt, weil man aus dem Vestibül durch die Treppenöffnung diese Stelle der Wand allein in fester Umrahmung sieht [1]); unwillkürlich folgt man dem Zug zu dem Bilde hin, um beim Umwenden die gleichmässig leicht dekorirte Südwand in ihrer ganzen Ausdehnung zu übersehen; sie ladet in ihrer Lichtfülle und mit ihren drei breiten Glasthüren zum Eintritt in den Festsaal ein. Ueber dem Haupte wölbt sich in beträchtlicher Höhe der Raum vermittels grosser Consolen, aber nicht zum Abschluss in Gestalt einer Decke, sondern um den Blick in eine unbegrenzte Ferne zu eröffnen, in der sich alle Mächte der Welt vereinigt haben, um dem Herrn und Schöpfer des Werkes ihre Huldigung darzubringen. Je länger man dasteht und schaut, um so weiter öffnet sich der Raum, immer grössere Lichtmassen fluthen herein und es beginnt ein lebendiges Spiel von Licht und Schatten; von hier nach dort huschen die Sonnenstrahlen über das Ornament, nirgends giebt es einen scharfen Kontrast, der dem Auge Mühe bereitet; nur Licht und Leben ist überall. In dies bunte Treiben schaut in unvergänglicher stolzer Ruhe der Fürst, der sich und seinen Nachfolgern diese Stätte froh geselligen Lebens geschaffen; von den Wänden herab blicken die Bildnisse seiner 4 Vorgänger und Ahnen, die er bei diesem Werk als Zeugen seines und des Hauses Wittelsbach Ruhm und Prachtliebe angerufen hat. Nur die bunten Gestalten der Höflinge sind verschwunden, und doch athmet auch in dieser Stille alles in wunderbarer Harmonie den Geist einer vergangenen Zeit, Geselligkeit und Herrscherstolz.

Allem Anschein nach erfolgte der Ausbau des Vestibüls und der Treppe selbst bis zur Höhe des Obergeschosses bereits 1743; dafür sprechen auch die Emblemen-Gehänge auf dem Podest und die Kartouche, die den Balkon mit der Trophäe stützt; denn sie tragen noch ganz den zeichnerischen Charakter Leveilly's und in der Ausführung weisen sie auf Castelli und Morsegno. Die Wanddekoration in der Höhe der Obergeschosse wirkt durch grosse, kräftig umrahmte Flächen; ein umlaufendes Gesims theilt den Raum in der Höhe des II. Obergeschosses. Den Uebergang zu der ovalen Deckenöffnung bilden doppelt gestellte Konsole, theils kleinere, ornamental geschmückte, theils grosse, als Hermen ausgebildete. Ihrer Lage entsprechend erhalten die Wandfelder zwischen den Konsolen lebhaft bewegte, unsymmetrische Umrahmungen; die 4 grossen Wandfelder an den beiden kürzeren Seiten enthalten die 4 überlebensgrossen Portraits der 4 kölnischen Kurfürsten aus dem Hause Wittelsbach.

Neumann's Antheil an dem Entwurf zum Treppenhaus zeigt sich in manchen Einzelheiten, so in den Figuren, die die Gewölbe des Vestibüls tragen. In der genannten Skizze Neumann's waren auch für den Schmuck des Treppenpodestes Figuren vorgesehen; der französischen Baukunst ist dies Motiv des Barock, Verwendung menschlicher Figuren als Träger von Baugliedern, nicht geläufig, sehr geläufig dagegen den Wiener Architekten, namentlich Lucas von Hildebrand und dem jüngeren Fischer von Erlach, z. B. im Belvedère, in den

1) Vergl. die Ansicht bei Gurlitt „Barock und Rococo in Deutschland", p. 361.

Palais Kinsky und Schwarzenberg; nur Neumann kann der Vermittler zwischen Wien und Brühl gewesen sein. In ähnlicher Weise werden auch die Hermen-Konsole der Decke auf Neumann zurückgehen. Neumann's wesentliches Verdienst beruht jedoch allem Anschein nach in dem Entwurf der grossen, leichten Raum-Dekoration; wenn er in seinen Briefen 1740 von der „Haubt-Idee", die er „in Communication mit dero Baumeister Levillier" macht, 1741 von einem „Modell" spricht, das er anfertigt, dann dürfen wir diese Thätigkeit des berühmten Meisters nur auf den Ausbau des Treppenhauses beziehen; denn das war für den Kurfürsten nach Vollendung seines Appartements im Nordflügel die nächstliegende Aufgabe. Wie schon betont wurde, war Neumann hauptsächlich in Brühl nur als Berather thätig; das beweisen seine Briefe, und darin liegt auch der Grund, weshalb die Ausführung im Einzelnen keinen Neumann'schen Charakter trägt, namentlich nicht im Ornament. Hier hilft uns das Schreiben Artario's weiter; denn danach war der „Dessinateur" Biarelle mit der Ausarbeitung der Detail-Pläne für die Stukkateure betraut. Seit 1743 erscheint dieser Biarelle in den Cabinets-Rechnungen gleich hinter Cuvilliés und Leveilly mit dem nicht unbedeutenden Gehalt von 325 Thl.; ich vermuthe, dass er mit einem Piarella identisch ist, der 1733 in Falkenlust bei den Prospekten des Speisezimmers thätig erscheint, und dass er Nachfolger des französischen Kammermalers Laroque wurde, der durch Vermittlung de Cottes am Anfang des Jahrhunderts nach Bonn kam und 1742 zuletzt in den Cabinets-Rechnungen genannt wird. Wenn der Stukkateur Artario 1748 den Vorzug vor Castelli und Morsegno erhält, so hat das wohl darin seinen Grund, dass diese Meister, unter dem steten Einfluss Leveiller's an die zierlichen Motive des Regence-Stiles gewöhnt, der Entwicklung des Stiles zu einer freieren und breiteren Auffassung des Ornamentes nicht gefolgt waren; das scheinen auch die abfälligen Worte Artario's über Morsegno, der nur „mediocri festoni di fiori" fertigen könne, anzudeuten. Ueber die Thätigkeit Artarios, der von 1748 bis zu seinem Tode in kurfürstlichen Diensten verblieb, seit seinen Arbeiten 1732 in Falkenlust sind wir leider gar nicht unterrichtet; er scheint nach seinem Schreiben jedoch in dieser Zeit am Rhein gewesen zu sein. Neumann hat wohl auch die Wahl dieser ausführenden Künstler beeinflusst, die seinen künstlerischen Absichten mehr zusagten als Morsegno und Castelli.

In der That erscheint bei dem Brühler Treppenhaus zum ersten Mal das Muschelmotiv des Rococo in dominirender Weise; wohl erscheint es im Erdgeschoss des Südflügels wenige Jahre früher schon in breiterer Form, aber dort fallen ihm noch keine tektonischen Funktionen zu, wie im Treppenhaus z. B. bei der Umrahmung der 4 grossen Portraits. Jetzt wird das Muschelwerk bald in lange leichte Ranken ausgezogen, bald wird es einer zierlicheren Wirkung wegen durchlöchert und mit Blumen durchflochten; hier und da findet als Ausläufer ein schlanker Palmzweig seine Stelle. Dazu kommt die äusserst fleischige Behandlung des Muschelmotivs und das kräftige Abheben des Ornaments von dem marmorirten Grund; andrerseits bleibt doch noch immer der Charakter des Ornaments gewahrt, indem eine bestimmte Stärke des Reliefs

nicht überschritten und das später so beliebte Loslösen grösserer Partien von dem Grund noch ganz vermieden ist. Im Gegensatz zu den Bauten aus dem Anfang des Jahrhunderts äussert sich die leichtere Gestaltung des Schmuckes der oberen Wandflächen nicht mehr in der Zierlichkeit der Motive, sondern in einer zunehmenden Unsymmetrie der ornamentalen Gebilde (Fig. 31).

Suchen wir eine Begründung des mächtigen Eindruckes dieses Werkes, so mag dieselbe zunächst in der Betonung der beiden Schmuckseiten, die man bei dem Aufstieg allein vor Augen hat, zu suchen sein; vielleicht noch tiefer ist dieser Eindruck aber in der Schmuckform begründet, die in Folge ihrer Entwicklung jetzt selbstständiger auftritt und auch im grossen Raum die Blicke auf sich lenkt. Nach 30jährigem Ringen ist das Rococo dem lange erstrebten Ziel, der selbstständigen Gestaltung des Ornamentes, nahe gekommen; noch umklammert zwar ein tektonisches Gefüge das saftige, quellende Ornament, das die Fesseln zu sprengen droht oder theilweise schon überfluthet. Es ist ein Kampf zwischen tektonischen und malerischen Prinzipien der Dekoration, in dem man auf beiden Seiten die besten Kräfte ins Feld führt; noch steht der Kampf; aber bei diesem Gleichgewicht der Kräfte giebt es kein langes Verweilen. Nur wenige Jahre vergehen und wir sehen in Brühl selbst auf der einen Seite die wilden Erzeugnisse des entfesselten Ornamentes und den Untergang des Rococo in der Fülle der eigenen Kraft, auf der andern Seite die Reaktion und die ersten Vorboten des Stiles Louis XVI.



Fig. 31. Brühl, Schloss. Treppenhaus. (Detail).

Als eine Hauptzierde des Treppenhauses verdienen die Schmiedewerke der Schlosser Köbst und Müller eine ausdrückliche Erwähnung, zunächst die grosse sechsseitige Laterne, die in der Mitte des Treppenhauses hängt; vor allem aber die reichen Treppengeländer. Die Anordnung innerhalb der einzelnen Felder ist vollkommen symmetrisch, denn eine gewisse Achtung vor dem Charakter des Materials hat in der Spätzeit des Rococo dem Schmiedeeisen noch durchweg diese Eigenschaft bewahrt; das Ornament der einzelnen Felder ordnet sich stets um den durch ein vergoldetes Emblemen-Gehänge betonten Mittelpunkt.

Sehen wir auf der einen Seite, wie in dem Treppenhaus des Brühler Schlosses unter Neumann's Einfluss das herrlichste Werk dieser Bauperiode entsteht, so arbeitet andrerseits Michael Leveilly unberührt in seiner alten Kunstweise fort. Noch einmal schwingt er sich zu einer grösseren einheitlichen

Leistung auf dem Gebiet der Innen-Dekoration empor in dem Schlösschen Clemenswerth bald nach 1740, dann aber verflacht seine Stilart, die mit den Meistern Castelli und Morsegno fast verwachsen erscheint, mehr und mehr in dem Ausbau der Zimmer im Südflügel des Brühler Schlosses. Dies Appartement setzt sich zusammen aus dem Audienzzimmer, der Theresia-Kapelle, zwei Vorzimmern, Schlafzimmer und Cabinet (Fig. 18 Nr. 6—11); gleichzeitig, vielleicht auch etwas früher, entstand der an das Vestibül angrenzende Sommerspeisesaal (Fig. 18 Nr. 4). Die Ausstattung der Zimmer ist verhältnissmässig einfach; ein ganz in Holz getäfeltes Zimmer findet sich gar nicht; wahrscheinlich waren die Wände mit Ledertapeten [1]) oder Damast bekleidet.

Am anmuthigsten wirkt der Sommerspeisesaal mit seinen ganz mit Delfter Fayence-Platten bekleideten Wänden; in buntem Wechsel ziehen sich Karnevals-Scenen, Schäferbilder und Scenen à la Teniers der Wand entlang; auch die Thüren sind in Blau und Weiss gemalt. Der Schmuck der Decke steht noch in engem stilistischen Zusammenhang mit Falkenlust und dem Nordflügel, eine schmale beiderseits durch eine Leiste begrenzte Hohlkehle mit Blumenguirlanden und Akanthus; in den Ecken Trophäen aus Waffen und Palmzweigen. Die Theresia-Kapelle erhielt erst unter Max Friedrich einen Freskenschmuck, der mit seinen lebensgrossen Figuren wenig im Einklang steht mit den Grössen-Verhältnissen des Raumes; dagegen erhielt sich noch ein in Holz geschnitztes Antependium, das in seiner streng symmetrischen Anordnung, dem zierlichen, mit Blumen umwundenen Leistenwerk deutlich auf Cuvilliés hinweist, also wahrscheinlich noch aus der 1734 abgebrochenen Kapelle stammt. In dem Audienzzimmer (Nr. 8) wiederholen sich die Formen des Deckenschmuckes im Sommerspeisesaal; als Eigenthümlichkeit Leveilly's findet sich hier in der Mitte der Hohlkehle jedesmal eine Kartouche, die von einer in S-Form geschwungenen Ranke getragen wird, ein Motiv, das uns schon in dem Musik-Zimmer des Nordflügels (Fig. 24 Nr. 63) begegnete und das auch in Clemenswerth öfters vorkommt. Aehnlicher Art ist auch der Schmuck des zweiten Vorzimmers und des Cabinets; das letztere ist ebenso wie der Sommerspeisesaal mit blau gemalten holländischen Platten geschmückt. Ueberall in diesen Räumen steht die Dekoration der Decke im Allgemeinen noch auf demselben Standpunkt wie in den Zimmern des Nordflügels; es herrscht noch die Sonderung in Wandfläche, Hohlkehle und Deckenfläche, die nur in den Ecken durch den Aufbau einer Trophäe oder durch eine Kartouche gestört wird. Dass der Ausbau dieser Räume, die um 1745 vollendet gewesen sein mögen, auf Leveilly zurückgeht, bedarf bei der Uebereinstimmung des Deckenschmuckes mit dem Nordflügel und Clemenswerth kaum eines weiteren Belags.

Aber auch Balthasar Neumann hat Spuren seiner Thätigkeit in diesen Räumen zurückgelassen, zunächst in den Decken des ersten Vorzimmers und des Schlafzimmers; ein unruhiger breiter Ornament-Schmuck, untermischt mit

1) Nur ein Zimmer im Erdgeschoss des Nordflügels trägt noch die alte Ledertapete.



einer Menge fremder Motive; grosse Fontainen mit Kinderfiguren in den Ecken, derbe Konsole, die ohne Begründung in die Decke hineinwachsen, das sind Motive, die nur auf Neumann's Einfluss in jenen Jahren zurückgehen können. Und doch wird mit diesem Aufgebot aller möglichen Schmuckformen ein Eindruck nicht erzielt, weil die ausführenden Meister, ohne Zweifel Castelli und Morsegno, dieser neuen Richtung nicht gewachsen waren; alles ist in dem zarten Flach-Relief der Regence-Zeit gehalten, auf der diese Meister fussen, sodass die breiten Formen des Ornamentes mit dem Grunde in einander verlaufen. Weitere Zeichen Neumann'schen Einflusses sehe ich in den hohen Surporte-Gemälden über den kleinen Nebenthüren des Schlafzimmers — eine ähnliche Gliederung findet sich im Kaiser-Saal des Bruchsaler Schlosses — und in den Kaminen, über denen ein niedriger breiter Spiegel unter das Kaminbild eingeschoben wird; diese Anordnung des Kamin-Schmuckes ist möglicherweise deutscher Herkunft und findet sich in allen Neumann'schen Bauten[1]) (Fig. 32). Endlich ist auch Cuvilliés in den Zimmern des

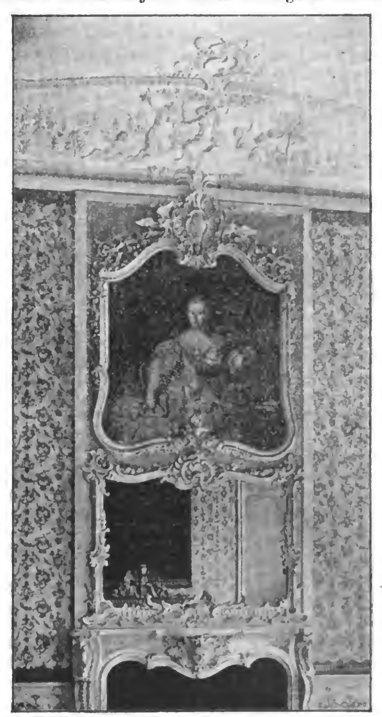


Fig. 32. Brühl, Schloss. Südflügel (Erdgeschoss).

1) Zeichnungen zu 2 dieser Kamine im Besitz des Herrn Baumeisters Zengler in Bonn.

Südflügels mit 2 künstlerisch hervorragenden Oefen bayerischer Fayence vertreten[1]), sie werden in der Baurechnung von 1741 ausdrücklich die „bayerischen Kachelöfen“ genannt. Charakteristisch ist die scharfe Theilung in Unter- und Oberbau; der Unterbau erhält einen derberen Schmuck unter Betonung des Mittelfeldes, kräftiges Rankenwerk oder eine Landschaft mit spielenden Putten, der Oberbau ein leichtes Emblemengehänge und zierliches Ornament; der eine der Oefen trägt zu Seiten des Oberbaues 2 Figuren mit Inschriftschildern und die Büste des Kurfürsten Clemens August als Bekrönung. Diese Oefen gehören zu dem Besten, was das XVIII. Jahrhundert auf diesem Gebiet geleistet hat; in dem kräftigen, lebendigen Ornament von sehr flotter Modellirung, in den Emblemen-Gehängen, die mit denjenigen der beiden Altar-Antependien der Kapellen übereinstimmen, in der durch Baumstümpfe fast nur angedeuteten Landschaft ist Cuvilliés nicht zu verkennen; diese Werke stehen in einem sehr nahen stilistischen Zusammenhang mit den „reichen Zimmern“ der Münchener Residenz und der Amalienburg.

Im Beginn des Jahres 1745 beruft Clemens August, wie einst den Nicolaus Stuber, einen anderen bedeutenden Freskomaler jener Zeit, Adam Schöpf (1702—1772)[2]) an den Rhein; 1743 hatte Karl Albert von Bayern dem Meister als „einem exulierten Burger zu Prag“ eine Unterstützung gewährt und 1745 heisst es, dass Schöpf sich an den kurkölnischen Hof begeben habe[3]). Unter den Umständen kann es nicht zweifelhaft sein, dass der „Maler Scholf aus Prag“, der 1748 eine Zahlung von 1400 Thl. für seine 1744/45 geleisteten Arbeiten in Poppelsdorf erhält (Extraord. Cabinets-Rechnung 1748), mit Schöpf identisch ist; damit deckt sich wiederum eine Notiz Stramberg's[4]), dass Schöpf die Decke des Sommerspeisesaales in Poppelsdorf gemalt habe; es scheint das also sein erstes Werk für Clemens August gewesen zu sein. Schöpf, der bis 1753 anscheinend dauernd in Bonn weilte, schafft dann eine Reihe grosser Werke, voran die Decke des Musik-Saales, Decke und Altargemälde der Nepomuk-Kapelle im Brühler Schloss, die schon genannten Arbeiten auf dem Kreuzberg, die Fresken der von Clemens August gestifteten Clemens-Kirche in Münster und das nicht mehr nachzuweisende Altarbild der Poppelsdorfer Schloss-Kapelle (vergl. Merlo „Nachrichten von Köln. Künstlern“). Adam Schöpf ist ein entschieden bedeutenderer Freskomaler als Nicolaus Stuber; bei allem über-

1) Dazu kommt noch ein ähnlicher Ofen im II. Obergeschoss; dieselben sind häufig reproducirt; z. B. im „Formenschatz“ 1886, Taf. 13/14 und 1887, Taf. 56. Vielleicht gehören dahin auch 2 von 3 Oefen, die ebenso wie das Abschlussgitter der Haupttreppe im Jahre 1877 bei Gelegenheit der Restauration des Schlosses nach Berlin überführt wurden; einer derselben ist jetzt im Kgl. Kunstgewerbe-Museum aufgestellt, hat aber keine Aehnlichkeit mit den Cuvilliés'schen Oefen. Das Gitter befindet sich jetzt in Sanssouci.

2) Vergl. die Künstler-Lexika von Nagler, Lipowsky und Merlo, sowie Holland in der „Allgem. deutschen Biographie“ Bd. 32 (1891), p. 349.

3) Gütige Mittheilungen des Herrn Dr. Trautmann-München.

4) „Rhein. Antiquarius“, III. Abtheil., Bd. 12, p. 91.

triebenem, unserem Empfinden fast widerwärtigen Pathos erzielt er durch die mächtige, kontrastreiche Farbengebung die dekorative, den Raum auflösende Wirkung, die in erster Reihe die Aufgabe dieser Werke war; mag in den grossen Decken-Fresken auch vielfach der handwerksmässige Zug in den Vordergrund treten, immer bleibt Schöpf die klare Disposition und der saftige, frische Ton als ein Vorzug gegenüber den neutralen Tönen der Stuber'schen Fresken. Diese Eigenschaften zeigen sich namentlich in dem Deckenfresko im Speise- oder Musik-Saal des Brühler Schlosses; künstlerisch bedeutender ist das kleine Deckenfresko der Nepomuk-Kapelle, die Glorifikation dieses Heiligen vorstellend, in Folge seiner liebevollen Durchführung und des Fehlens jenes übertriebenen Pathos zu Gunsten dekorativer Effekte. Die Thätigkeit Schöpf's nach 1753 — er schied von Bonn mit dem Titel eines „kurkölnischen Truchsesses" — gehört wiederum Bayern an, wo er seit 1760 eine jährliche Pension von dem Kurfürsten bezog.

1742 starb Oppenord, 8 Jahre später, genau in der Mitte des Jahrhunderts Meissonnier; mit dem Tode dieser beiden Vorkämpfer des Rococo war auch das Rococo selbst seinem Ende nahe gekommen; wenngleich dieser Stil in Frankreich sich nie zu solchen Extra-Vaganzen hatte hinreissen lassen wie in Deutschland namentlich in der Dekoration und der Kleinkunst, so treten die strengen Theoretiker der Pariser Bau-Akademie, die nie verstummt waren, wieder energisch in den Vordergrund, allen voran Jacques François Blondel als bedeutender Lehrer, neben ihm Soufflot, der Erbauer des Pantheons, Gabriel d. J., u. a. m.; sie werden die Begründer des Stiles Louis XVI. Damals bezog der Sohn Cuvilliés' die Pariser Bau-Akademie, später ein eifriger Vertreter des Stiles Louis XVI.; auch von dem kölnischen Hof ging damals ein junger Architekt auf Kosten des Kurfürsten nach Frankreich, Johann Heinrich Roth, der Sohn des Baumeisters des deutschen Ordens, Franz Joseph Roth in Mergentheim, der die Bauten des Kurfürsten in der Residenz des Ordens in Mergentheim leitete[1]). Das Werk des jüngeren Roth in Brühl ist höchst wahrscheinlich die Dekoration der Salle des gardes, die 1754 nach einem Kontrakt Roth's mit dem Stukkateur Morsegno ausgeführt wurde (Brühler Bau-Rechnung 1754); dieselbe unterbricht die stilistische Verwandtschaft zwischen dem Schmuck des Treppenhauses und den Zimmern des Südflügels (1755—1765), die uns den Verfall des Stiles zeigen. Wir dürfen jedoch kein Werk in dem ausgeprägten Stile Louis XVI. in der Salle des gardes Roth's erwarten; denn selbst die Richtung der französischen Architektur dieser Jahre steht zwar in einem bewussten Gegensatz zu den Freiheits-Bestrebungen des Ornamentes, aber sie

---

1) Die Extraordinäre Cabinets-Rechnung 1751/52 vermeldet eine Schenkung von 500 Thl. an den Baumeister Roth; am 21. IX. 1752 bestimmt Clemens August aus Brühl, dass ein Plan zu Umbauten in Mergentheim an „Unsseres Bau-Direktors dermahlen zu Paris subsistirenden Sohn" zur Durchsicht gesendet werde. (Ludwigsburg. Kgl. Archiv. Acten des deutschen Ordens.)

greift doch mehr auf die Werke aus dem Anfang des Jahrhunderts zurück; so auch hier in Brühl (Fig. 33). Die Gliederung der Wandflächen geschieht nach der alten Regel durch 2 zusammengehörige Säulenordnungen, eine Composita unten, darüber ein hohes, wenig vorladendes Gesims, darauf eine korinthische Pilasterstellung. Noch einmal drängt sich die alte zierliche Auffassung des Ornamentes vor, grosse duftig behandelte mit Blumen durchflochtene Gehänge von Waffen und Geräthen in den einzelnen Wandfeldern, die mit Ausnahme des oberen Abschlusses durch grade Leisten umrahmt sind. Auch in den zierlichen Konsolen mit Masken und den dünnen Guirlanden dazwischen, die das Gurtgesims schmücken, finden wir altbekannte Motive. Nur die reizenden



Fig. 33. Brühl, Schloss. Salle des gardes.

Gruppen musizirender Putten auf dem Gurtgesims und die Putten über den Thüren sind bezeichnend für die späte Zeit der Entstehung; die Marmorirung der Grundflächen in zwei Tönen ist mit besonderem Geschick durchgeführt unter Berücksichtigung des Grundtones, der im Treppenhaus herrscht; so kommt trotz des verschiedenen Charakters der Dekoration doch die Gesammt-Stimmung zu Stande, die jene Zeit für Treppenhaus und Salle des gardes verlangte. Der weiteren Thätigkeit Roth's werden wir an anderer Stelle zu gedenken haben.

Kehren wir von dieser kurzen reaktionären Episode in der Entwicklung

der Dekoration zu den Bestrebungen zurück, die sich zuerst im Treppenhaus energisch geltend machen, so stossen wir zunächst auf die Einfassung des Schöpf'schen Deckengemäldes im Musik-Saal, die um 1752 entstand[1]). Wiederum ist das Ornament seit der Entstehung des Treppenhauses in ein neues Stadium der Selbstständigkeit getreten; wir begegnen den süddeutschen Erscheinungen, die vornehmlich in den späten Stichfolgen Cuvilliés' und de la Joues in Augsburg ihren Höhepunkt erreichen, und in denen die ehedem so mannigfachen pflanzlichen Motive des Ornamentes vollkommen zurückgedrängt werden, weil sich das Muschelmotiv zu allen Formationen und tektonischen Funktionen hergibt. Ausser dem Muschelmotiv erscheinen fast nur noch menschliche Gebilde, Drachen und an anorganischen Gegenständen Kriegsgeräth, flammende Bomben, u. s. w.[2]). Die Leiste, die früher die Hohlkehle gegen die Deckenfläche abschloss, ist nicht mehr wiederzuerkennen; sie verläuft in wellenförmiger Bewegung rings um das Deckengemälde; jedesmal auf dem Gipfel schiesst ein unruhiger Aufbau weit in das Bild hinein, Putten spielen dazwischen, Wasserfälle ergiessen sich, ohne dass man wüsste, woher sie kommen und wohin sie gehen; breite, auch seitwärts geschwungene Konsolen, die sich weit von der Decke abheben, scheinen diese Aufbauten zu tragen. Wer der Urheber dieser Decke ist, lässt sich schwer sagen, vielleicht noch Neumann, vielleicht auch Cuvilliés, der in seinen späten Entwürfen zu Decken jenes Kriegsgeräth und das Anbringen der kleinen Drachen im Ornament besonders bevorzugt. Die Behandlung des Einzelnen zeigt noch dieselbe Meisterschaft, die uns im Treppenhaus überrascht; es ist noch dieselbe fleischige, lebendige Form des Muschelmotivs, das unzählige Mal in den verschiedensten Weisen behandelt wird, nie eine konventionelle Form annimmt; wir werden kaum fehlgehen, wenn wir diese virtuose Behandlung der Details auch dem Meister des Treppenhauses, Joseph Artario, zuschreiben.

Wohin die Selbstherrlichkeit des Muschelmotivs führte, das zeigte das Appartement im Südflügel des Schlosses, dessen Deckenschmuck seit ungefähr 1755 entstand[3]). Allerdings war diesem Appartement, das die Prunkzimmer umfassen sollte, von vornherein eine mächtigere Dekoration bestimmt, aber wie schon Dohme (a. a. O.) betont, lässt doch das „ästhetische Empfinden" der hier schaffenden Künstler im Vergleich zu den früheren Arbeiten in Brühl erheblich nach. Wir finden noch einmal eine ruhigere Form der Deckenleiste in den beiden ersten Zimmern des Appartements (Audienzzimmer und I. Antichambre, Fig. 18 Nr. 45 und 46); aber sie wird überfluthet von den orna-

1) Der Wandschmuck dieses Saales entstand erst um 1765 als letztes Werk der Innen-Dekoration des Brühler Schlosses.

2) Vergl. Schumann „Barock und Rococo". Leipzig 1885, p. 25.

3) Dohme „Das Kgl. Schloss zu Brühl" setzt die Entstehung dieser Zimmer erst nach dem Tode des Kurfürsten Clemens August an, das ist ein Irrthum; die Decken tragen noch durchweg das Monogramm C. A. und stehen in engem stilistischen Zusammenhang mit der Decke des Musik-Saales. Die Vollendung der Zimmer gehört allerdings erst den Jahren 1762—1766 an.

mentalen Gebilden; nicht nur in die Deckenfläche hinein schiessen die aus Muschelwerk und Palmzweigen gebildeten Ranken, sondern sie greifen auch schon auf die Wandfläche über oder das Abschlussgesims der Wand wird auch schon zu einigen Krümmungen gezwungen. Zwar ist den Eck-Cartouchen des Audienzzimmers noch eine symmetrische Form gewahrt, aber hier wie in der I. Antichambre (Fig. 34) wird die Bildfläche der Cartouche durch die üppige Umrahmung schier erdrückt. Die Form des Muschel-Ornamentes wird im Einzelnen immer breiter und flacher, sie verliert die Frische, die sie im Treppenhaus und im Musik-Saal zeigt; wesentlich verstärkt wird dieser Eindruck durch die hier zum ersten Mal auftretende vollständige Bemalung des Stucks in einer schweren Farbengebung von Gelb zu Grün mit Gold[1]). Den Glanzpunkt der

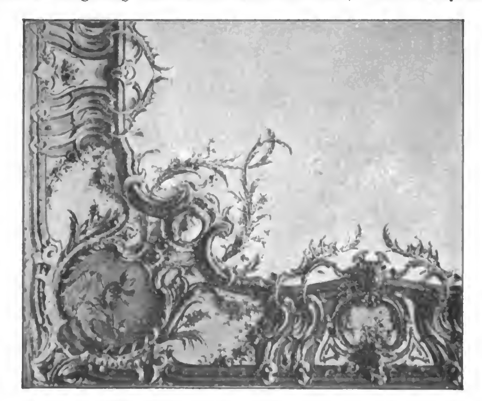


Fig. 34. Brühl, Schloss. (Südflügel) Detail aus der Decke der Antichambre (Nr. 45).

Zimmerflucht bilden die II. Antichambre und das Schlafzimmer (Fig. 18 Nr. 47 und 48); zum ersten Mal wagt der Künstler eine die Decke vollkommen umfassende Dekoration in Stuck und Malerei. Eine starke Leiste schneidet ein Rundfeld zur Aufnahme der gemalten Rosette aus der Decke, stark geschwungene Umrahmungen aus Muschelwerk gliedern den übrigen Theil der Decke in 4 kleinere Cartouchen in den Ecken und 4 grössere dazwischen; diese ent-

1) Wenn diese Bemalung auch erst 1762/63 nach den Brühler Bau-Rechnungen stattfand, so war sie jedenfalls schon ursprünglich vorgesehen, weil derselbe Maler Billieux noch bei Lebzeiten des Kurfürsten Clemens August Stuckdecken im Bonner Schloss bemalt.

halten in dem Schlafzimmer sehr geschickt gemalte Conversations- und Schäfer-Scenen, in der II. Antichambre Jagd-Scenen. Auch die Surportes der Zimmer-



Fig. 35. Brühl, Schloss. Schlafzimmer im Obergeschoss des Südflügels. Detail der Decke.

Reihe mit ähnlichen Darstellungen stammen augenscheinlich von demselben Meister, der ganz in der Art Lancret's schafft. Den grössten Effekt erreicht

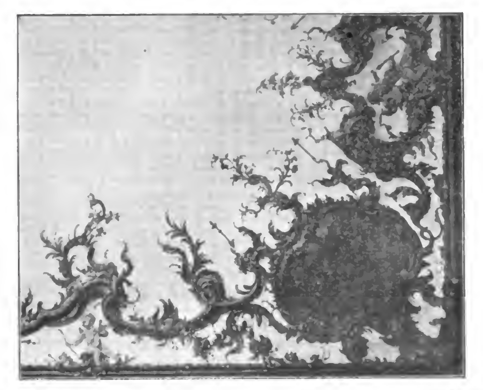


Fig. 36. Brühl, Schloss. Bibliothekzimmer im Obergeschoss des Südflügels. Detail der Decke.

die Bemalung der Stuck-Decken in dem Schlafzimmer, in dem in die Farben-Skala von einem hellen Gelb bis zu einem schweren Blaugrün eine reiche Vergoldung „à trois couleurs“ eintritt. Die beiden letzten noch zu nennenden Zimmer des Appartements, Cabinet und Bibliothek (Fig. 18, Nr. 49 und 50) beschränken sich auf die Anwendung des Muschelmotivs, das hier in seiner ganz charakterlosen und zerzausten Form erscheint; vornehmlich die Decke der Bibliothek gibt ein Bild von dem Ende der Decken-Dekoration (Fig. 36). Die alte Deckenleiste muss sich ganz der Sucht nach Bewegung fügen; sie wird bald aufgerollt, bald durchbrochen und umrankt. Von einem Aufbau des Ornamentes ist kaum noch die Rede, überall schiessen die flatterigen Enden des Muschel-Ornamentes in die Deckenfläche hinein. Bezeichnend ist die Erscheinung, dass in der Zeit (um 1760) das Muschelmotiv fast sämmtliche Motive der Regence und und der Frühzeit des Rococo aus dem Felde geschlagen hat; es existirt nur noch das Muschelmotiv, das selbst auch seinen Charakter ganz eingebüsst hat, weil es zu allen Formen herhalten musste; es wird träge und schlaff in seiner äusseren Gestalt unter der Wirkung der unnatürlichen Verrenkungen. Wenn man die formalen Erscheinungen des Ornamentes grade in dem Bibliothekzimmer mit einem pflanzlichen Motiv vergleichen will, so erscheint sowohl in Form wie in Farbe der Vergleich mit den in den Bächen wachsenden Algen naheliegend, die durch das fliessende Wasser andauernd in Bewegung gehalten werden und so einen steten, matten Farbenwechsel erhalten. Bestimmte Zeugnisse über den Urheber jener Zimmer besitzen wir nicht; es hat jedoch den Anschein, dass Cuvilliés nach dem Tode Neumann's (1753) wieder einen grösseren Einfluss auf das Bauwesen am kölnischen Hof erlangte, zumal da sich nach dem Tode Karls VII. die persönlichen Beziehungen des Kurfürsten zu Bayern wesentlich gebessert hatten.

Cuvilliés' spätere Entwürfe zu Decken-Dekorationen bieten eine Fülle verwandter Motive zu den Decken der 4 ersten Zimmer des Appartements, namentlich die kleine symmetrische Muschel des Regence-Stiles, mäanderartig geknickte Ranken, die Verwendung von Cartouchen mit Masken im Sinne der früheren Zeit, endlich auch die bei Cuvilliés' so beliebten Drachen. Für die Annahme direkter Entwürfe von der Hand Cuvilliés sind die sämmtlichen Decken des Appartements zu breit und zu derb behandelt; wir müssen uns auf die Annahme einer Durchsicht der Entwürfe durch Cuvilliés oder gar nur eine starke Benutzung seiner Stichfolgen beschränken. Der ausführende Meister war vielleicht der von Artario 1748 (Anhang Nr. IX) als Gehülfe schon genannte Giuseppe Brillie, oder auch noch Artario selbst, der in den letzten Jahren der Regierung des Kurfürsten Clemens August nicht mehr genannt wird. So sehr auch in diesen Räumen das feine Formgefühl der früheren Künstler, ihr Verständniss für das Ornamentale schwindet und einer roheren, Effekte suchenden Auffassung weicht, immer bleibt ihnen die in langer Erfahrung erworbene Virtuosität der Detail-Behandlung, die Fähigkeit dem Appartement einen seiner Aufgabe entsprechenden prunkhaften Charakter, einen matten, schweren Gesammtton zu verleihen, der im Verein mit der Lichtfülle dieser Südzimmer die reizvollsten Licht-Effekte erzielt.

Der jähe Tod des Kurfürsten am 6. Februar 1761 hat die Vollendung seines grossen Werkes nicht gehindert; nur eine kleine Unterbrechung trat in der Vollendung der Zimmer ein. Seit 1762 werden die Kamine versetzt, die Wände getäfelt und die Parquet-Böden gelegt; aber in diesen wenigen Jahren ist das Formen-Verständniss der in Brühl schaffenden Künstler noch mehr zurückgegangen; die Formen werden noch unruhiger und unübersichtlicher, das Relief stärker, das Blattwerk und das Muschelmotiv immer lebloser. Auch die Art und Weise, wie Max Friedrich den Ausbau des Appartements betrieb, zeigt



Fig. 37. Brühl, Schloss. Detail aus dem Musik-Saal.

schon an, dass die Zeit grossen Gesellschaftslebens und prunkvoller Hofhaltung vorbei war; er beginnt die systematische Plünderung und Vernachlässigung der Lustschlösser des verstorbenen Kurfürsten, indem er 1762 8 Marmor-Kamine aus dem von Clemens August unvollendet zurückgelassenen Jagdschloss Herzogsfreude im Kottenforst nach Brühl versetzen liess. 1764[1]) erhielt der Musik-Saal (Fig. 37) seinen Wand-Schmuck durch den Stuckateur Brillie; das Rococo

1) Dohme setzt den Ausbau des Musik-Saales um 1770 an, während die Bau-Rechnungen 1764 seinen Ausbau vermelden, zwar unter dem Namen „Speise-Saal“,

ist fast vollkommen überwunden, wir finden Erscheinungen, die ganz dem inneren Ausbau des Schlösschens Benrath b. Düsseldorf[1]) entsprechen: eine Gliederung der Wände in hohe kräftig umrahmte Felder, deren Schmuck eine einfache hängende Bandschleife mit einigen Blüthen bildet, über den Wandfeldern ovale Medaillons, die aus zwei Palmzweigen gebildet werden und allegorische Figuren enthalten; die viereckigen Füllungen unter der Gallerie enthalten kräftig und übersichtlich modellirte Gehänge von Geräthen; nur in den Konsolen haben sich Reste des Muschelmotivs erhalten. Diese ganze Stil-Richtung ist lediglich eine Reaktion gegen das Rococo und dem entsprechend auch unerfreulich und trocken; erst das hinzutretende eingehende Studium der Antike macht sie zum Stil Louis XVI. Wir begegnen einer Reihe von Motiven, so der symmetrischen Muschel als Ausgangspunkt der Gehänge, dem kleinen Akanthusblatt an den Ecken der Wandfelder, die uns schon aus den ersten Arbeiten des Bonner Schlosses um 1700 bekannt sind. 1765/66 entstanden dann als Abschluss der Innen-Dekoration des Schlosses die Einbauten des Treppenhauses; namentlich das Denkmal des Erbauers in Gestalt einer Büste auf hohem, reich geschmückten Obelisk über dem Treppenpodest. Auch hier macht sich in den Säulen zu Seiten der Trophäe und dem entsprechenden Einbau an der Mittelthür der Salle des gardes die Nüchternheit, die den Musik-Saal beherrscht, geltend; die Arbeiten können den Vergleich mit den entschieden feiner empfundenen Arbeiten Pigages in Benrath nicht bestehen. Als die Architekten können in diesen Jahren nur Roth und Etienne Dupuis[2]) in Betracht kommen; am wahrscheinlichsten ist, dass Dupuis der leitende Architekt war, einmal weil ihm nach seiner Stuttgarter Thätigkeit diese Arbeiten aus stilistischen Gründen eher zuzuschreihen sind als Roth, dann auch weil Roth 1764 als Hofbaumeister in dem kurkölnischen Hofkalender nicht mehr genannt wird. Mit diesen Arbeiten erhält der innere Ausbau des Schlosses seine Vollendung; mögen sie an sich künstlerisch nicht bedeutend sein, so tragen sie doch wesentlich zur Vervollkommnung des Bildes der künstlerischen Entwicklung bei. Ein günstiges Geschick hat uns das Schloss in dieser Vollkommenheit bis auf unsere Tage bewahrt; wohl ging die Ausstattung in den Stürmen um die Wende des Jahrhunderts verloren, aber der bauliche Schmuck des Inneren giebt uns noch heute ein vollständiges Bild einer fürstlichen Residenz des XVIII. Jahrhunderts.

Aber nicht darin liegt die grosse Bedeutung des Brühler Schlosses für die Geschichte des XVIII. Jahrhunderts; sie ruht vielmehr in dem umfassenden Bild, das der Beschauer von der Entwicklung des Rococo erhält. Nirgends bietet sich in Deutschland der Forschung ein so systematisches Werk des

---

es kann jedoch nur der Musik-Saal gemeint sein, weil auch die eiserne Galerie des „Speise-Saales“ dort genannt wird.

1) Seit circa 1760 von N. de Pigage in Mannheim ausgestattet, vergl. Gurlitt „Barock und Rococo“, p. 466.

2) Dupuis wurde 1754(?) aus Stuttgart, wo er unter der Leitung de la Guepières arbeitete, berufen; vergl. Gurlitt „Barock und Rococo“, p. 462 und Paulus „Die Kunst-Denkmäler des Königreichs Württemberg“. I. p. 584.

Rococo; nirgends kann man einen so tiefen Einblick in die ungeheuren Fortschritte und Errungenschaften dieses Stiles, sein reiches, schnelles Aufblühen und sein Ersticken in der eignen Macht erhalten, als wenn man die stillen Räume des Brühler Schlosses vom Nordflügel zum Südflügel durchwandert. Man sieht seine Entwicklung aus dem Regence-Stil, die ersten Anstrengungen, die harten Fesseln der Architektur zu lockern, in den heimisch-dämmerigen Wohnräumen des Nordflügels; dann tritt man in die lichtdurchflutheten Räume des Mittelflügels, in denen sich das Ornament von jedem Zwange befreit und in seiner ersten grossen Schöpfung, dem Treppenhaus, triumphirt. Weiter führt der Weg in das Appartement des Südflügels, in dem das Ornament in tollem Uebermuth seine Blüthen treibt, wo sich aber auch schon ein Hauch der Ermüdung, des Absterbens der Form in die Festesfreude eindrängt. In dieser Entwicklungsreihe formaler Erscheinungen spiegelt sich das Leben und Treiben einer genusssüchtigen und schnelllebenden Gesellschaft bis zu ihrer Erschlaffung; man schaut die Begründung ihrer Vernichtung in den weltumstürzenden Ereignissen um die Wende des Jahrhunderts.

Es erübrigt noch im Zusammenhang des Brühler Schlossparkes und seiner mannigfaltigen kleinen Lustbauten zu gedenken; Dohme (a. a. O.) hat vor fast 20 Jahren zum ersten Mal ein warmes Wort eingelegt für den Gartenbau des Rococo; aber trotzdem hat der grosse Zug, der den Garten des vorigen Jahrhunderts in seinen Formen bestimmt, noch keine entsprechende Würdigung gefunden. Grade Brühl bietet eines der besten Beispiele, wie die Gartenkünstler des vorigen Jahrhunderts auf verhältnissmässig engem Raum grosse Eindrücke zu erzielen verstanden. Mannigfache Geschicke hat der Brühler Schlosspark zwar erfahren, er wurde unter Kurfürst Max Franz vielfach im Sinne des englischen Gartens verändert, dann im Anfang unseres Jahrhunderts forstwirthschaftlich verwaltet und um 1840 nach Plänen Lenné's umgebaut, kurz darauf führte man den Eisenbahndamm der Strecke Köln-Bonn durch den östlichen Theil des Parkes; aber seine wesentliche Gestalt hat man ihm doch nicht nehmen können. Wir besitzen noch einen grossen Plan des Parkes aus der Zeit 1735—1748[1]) (Taf. I), der uns ziemlich genauen Aufschluss gibt trotz seiner schlechten Erhaltung. Die Grundlagen, auf denen sich die Anlagen des Kurfürsten Clemens August erhob, sind uns auch nur zum Theil bekannt; wie sich aus dem Schreiben des Kurfürsten Joseph Clemens ergiebt (Anhang Nr. VII), bestand damals ein Theil der Kanäle, namentlich an der Stadtseite bei dem Franziskaner-Kloster, das an der Stadtmauer lag; es bestanden ferner die beiden grossen Weiher des Thiergartens, wenigstens als Sumpf (étang); der Gemüse-Garten hatte schon seine jetzige Gestalt. Die älteste Anlage scheint jedoch

1) Im Besitz der Kgl. Regierung zu Köln, z. Z. beim Kgl. Hofgärtner Herrn Kühne in Brühl, dem ich die Einsichtnahme verdanke; der Plan ist in einem sehr grossen Maassstab in Wasserfarben ausgeführt; die Datirung 1735—1748 ergibt sich daraus, dass einmal die 1734/35 abgebrochenen Eckthürme des Schlosses fehlen, andrerseits das Schneckenhaus, ein kleiner Rundbau an der Ostseite des Parkes, in ganz anderer Weise zur Ausführung kam, als der Plan angibt.

der Thiergarten gewesen zu sein; wir besitzen ein Zeugniss aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts für seine Existenz[1]). Um dieselbe Zeit, als Cuvilliés am Rhein weilte, berief Clemens August auch den grossen Münchener Gartenkünstler Girard nach Brühl; er erhält einmal eine Abschlagszahlung auf „sein Garten-Dessin“ (Hoff. Schatz. Ambts-Rechnung 1728), und aus einer andern Notiz ergibt sich, dass Girard selbst in Brühl war. Girard, von dem wir noch eine Reihe beglaubigter Arbeiten in Nymphenburg und Schleissheim[2]) besitzen, der auch in Wien die Garten-Anlagen des Belvedère schuf, ist der bedeutendste Garten-Baumeister der Lenôtre'schen Schule in Deutschland; in Nymphenburg und Schleissheim scheinen namentlich die Wasserkünste sein Werk zu sein. In Brühl ist die Anlage des Parterres im Anschluss an die bereits bestehenden, oben genannten Kanäle wahrscheinlich das Werk Girards; der feste Einschluss des Parterres in die vorspringenden Flügel der Terrasse, die Ueberleitung zu dem grossen Bassin des Parterres und die sich um einige Stufen erhebende grosse Fontaine als Abschluss am Ende des Parterres sind mustergültig in ihren Grössen-Verhältnissen zu Höhe und Breite der Südfaçade des Schlosses. Dazu kommt die geschickte Ueberleitung zu dem alten Wildpark durch die an das Parterre herangeschobenen dreieckigen Zwickel mit ihren von hohen Taxushecken eingeschlossenen Abtheilungen, sodass sich der eigentliche Garten fast in Form eines Fächers vor die Schloss-Terrasse legt; in dieser engen Beziehung des Parterres zum Schloss, den fein empfundenen Grössen-Verhältnissen und der allmählichen Ueberleitung zum wilden Park ist der Brühler Schlossgarten ein vorzügliches Werk der französischen Gartenbaukunst, wenn es sich an Grössen-Ausdehnung und Wasser-Reichthum, der dem streng zugeschnittenen französischen Garten erst Leben verleiht, mit den Anlagen Girard's in Schleissheim und Nymphenburg auch nicht messen kann. Dies belebende Element hat Girard dem Brühler Schlosspark, soweit es die ungünstigen lokalen Verhältnisse irgend zuliessen, dienstbar gemacht; die „Wasserkunst“, deren Anlage aus dem Plan nicht ersichtlich ist, spielt in den Brühler Baurechnungen andauernd eine grosse Rolle; auch Neumann beschäftigt sich 1742 damit (vergl. Anhang Nr. VIII)[3]). Der grosse Vorhof an der Ostseite des Schlosses wurde 1755

---

1) A. Kaufmann „Der Gartenbau im Mittelalter“ 1892, p. 69. Der Dichter Ludwig von Velthem erzählt im „Spiegel historical“ (III c. 2. v. 52–54), der Herzog von Brabant sei kurz vor der Schlacht bei Worringen (1288) von Bonn nach Brühl gegangen:

„Daer des biscops beesten in waren,
daer wil di jagen met geninde
beide mit brecken ende mit winde.“

2) Vergl. Heigel „Nymphenburg“ und Mayerhofer „Schleissheim“.

3) Da die Unterhaltung der Wasser-Anlagen in einer so flachen Gegend und bei so geringen Zuflüssen ganz enorme Mittel erfordert, so sind heute bereits der grössere Theil der Kanäle und der grosse Weiher trocken gelegt; auch dem Rest dieser Anlagen wird keine lange Existenz mehr beschieden sein, weil durch den umfangreichen Braunkohlenbau der anstossenden Höhenzüge die den Park speisenden Wasseradern immer mehr abgegraben und anderwärts abgeführt werden.

vollendet; die auf der Ansicht des Schlosses von Janscha (Wien, Artaria 1806) sichtbaren Wachthäuser kamen jedoch erst unter Max Friedrich zur Ausführung.

Unter den mannigfachen Anlagen des Wildparkes zum Aufenthalt und zur Unterhaltung der Gesellschaften bestand 1741 (nach einer Notiz der Brühler Bau-Rechnung) schon die Eremitage, die wir uns in der Art der Magdalenen-Kapelle des Nymphenburger Parkes zu denken haben; im Einzelnen sind wir über den Bau gar nicht unterrichtet; der Plan (Taf. I) ergiebt nicht einmal die Stelle, an der die Eremitage stand. Dagegen erhielt uns die Metz'sche Stichfolge die Ansichten der beiden hauptsächlichen Lustbauten des Parkes; das „Chinesisch Haus“ oder die „Maison sans gêne“ (Fig. 38), an einer Seite



Fig. 38. Brühl, Chinesisches Haus im Park.
Nach dem Kupferstich von Metz und Mettely.

der Fasanerie gelegen, war auch zum Wohnen eingerichtet; der Mittelbau enthielt nach dem Schloss-Inventar von 1761 3 Gesellschaftszimmer, den achteckigen Mittelsaal mit 2 Freitreppen, und beiderseits ein Spielzimmer; über die anstossenden Galerien gelangte man zu den Eck-Pavillons, deren jeder ein kleines Appartement von Schlafzimmer, Cabinet und Garderobe enthielt. Innen und aussen war der Bau „à la chinoise“ dekorirt; die Däeher waren geschweift und mit Glocken behangen, die Aussenwände wohl mit Chinoiserien bemalt; die Wände der Gesellschaftszimmer waren roth oder schwarz lackirt, enthielten chinesische Möbel und einen reichen Schmuck chinesischer Porzellane. Der Bau, der wahrscheinlich nur in Fachwerk aufgeführt wurde, war 1750 vollendet; bereits 1814 war er ganz baufällig; 1832 wurde er abgebrochen und die Ueber-

reste verschleudert[1]). Der andere Bau, das Schneckenhaus, erhob sich an der Ostgrenze des Parkes in der Axe der Fasanerie; er wurde jedoch anders ausgeführt, als es der Plan (Tafel 1) angibt (Fig. 39). Auf einer runden Insel inmitten eines Weihers gelegen, diente er als Aussichtsthurm und erhielt wie alle diese Lustbauten aus der Spätzeit des Rococo eine möglichst bizarre Gestalt; die Doppeltreppen führten aussen an dem sich stufenweise verjüngenden Thurm empor. 1748 wurde der Bau, der auch nur in Fachwerk ausgeführt war, begonnen, aber noch 1759/60 werden Bildhauer-Arbeiten an dem Bau genannt; bereits unter dem Kurfürsten Max Franz war er so baufällig, dass er niedergelegt werden musste.



Fig. 39. Brühl, Schneckenhaus im Park. Nach dem Kupferstich von Metz und Mettely. (Ausschnitt.)

In engem Zusammenhang mit dem Wildpark stand der kleine Park von Falkenlust (Fig. 40), der sich durch die äusserst geschickte Anlage der regelmässigen Alleen auf dem vielseitigen Raum auszeichnet; in diesem Jahrhundert wurde der Park von Falkenlust zu einer sehr guten englischen Anlage umgebaut. Zwischen Falkenlust und dem Wildpark lag noch ein kleines Gehölz, in dem der Kurfürst eine Reihe regelmässiger Alleen und 1749 eine grosse Grasbahn für das Maille-Spiel, ein Lauf-Spiel mit Balltreiben, das im vorigen Jahrhundert mit Vorliebe getrieben wurde, anlegen liess; diese Anlage verschwand wahrscheinlich bei dem Bau der Eisenbahn um 1840.

In der weiteren Umgebung von Brühl entstand um 1750 die Kreuzkapelle, deren genauere Lage nicht mehr nachzuweisen ist; Clemens August liess sie angeblich an einer Stelle erbauen, an der sich ein eigenartiges Kreuzeszeichen

1) Ins Schloss kam nur der grosse wasserspeiende Chinese im Vestibül des Treppenhauses; ein Kaminbild, Clemens August in antikisirendem Jagdkostüm, ein vorzügliches Werk des kölnischen Malers Pottgiesser, sowie 2 reizende Kindergruppen der Freitreppe, vielleicht von Le Clerc, sind im Besitz des Herrn Prof. aus'm Weerth, Kessenich. Zwei Oelgemälde, die ein nächtliches Gartenfest in der Fasanerie darstellen und die beiden Ansichten des Chinesischen Hauses geben, besitzt der frühere Apotheker von Brühl, Herr Bloos in Düsseldorf.

an einem Baum fand. Ausser der Kapelle und der Wohnung eines Eremiten enthielt der Bau nach dem Inventar von 1761 auch einige Zimmer für den Kurfürsten. Erhalten ist dagegen noch ein der Entenjagd gewidmeter kleiner Bau in einer feuchten Niederung zwischen Brühl und dem Rhein, der Entenfang; er entstand gleichfalls 1750—1752, scheint aber dem Kurfürsten nie zur Wohnung gedient zu haben. Das Haus ist heute ganz schmucklos; der Rest der Ausstattung des schönen Gartens, ein grosser, in Kupfer getriebener Affe mit einem Sonnenschirm, befindet sich jetzt in Brühl[1]).

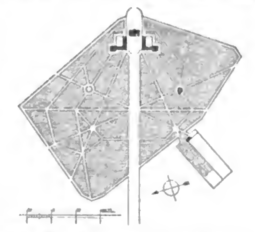


Fig. 40. Falkenlust, Situationsplan nach dem im Besitz der kgl. Regierung zu Köln befindlichen Plan v. 1735—48.

In dieser Vollständigkeit der Anlage hat sich das Brühler Schloss mit seinem Park auch unter den beiden letzten Kurfürsten einer steten Fürsorge zu erfreuen gehabt, namentlich Max Franz hat mit Vorliebe in Brühl residirt. In französischer Zeit erfuhr das Schloss einen mehrfachen Besitzwechsel, bis es 1815 preussisches Kroneigenthum wurde. Aber auch dann ist kein neues Leben in die stillen Räume eingezogen; nur dreimal wurde es vorübergehend in Benutzung genommen; so schlummert diese Perle des Rococo weiter dahin, ein glänzendes Zeugniss der letzten Kunstblüthe der Rheinlande.

Kapitel VI.

Der Ausbau der Bonner Residenz und des Poppelsdorfer Schlosses. Die kurfürstlichen Lustbauten in der Umgebung Bonns.

Bei der ausgesprochenen Vorliebe, die Clemens August für den Brühler Schlossbau hatte, und bei seiner Launenhaftigkeit auch in künstlerischen Angelegenheiten ist es nicht verwunderlich, dass die Fortführung des Bonner Residenzbaues in den ersten Jahren der Regierung des Kurfürsten stark vernachlässigt wurde. Dann kam auch ihm der Goldregen zu Gute, der seit 1728 in die kurfürstliche Kasse floss; während seiner weiteren Regierung hat Clemens August stets den Ausbau des umfangreichen Unternehmens seines Oheims und Vorgängers betrieben und dennoch war es auch ihm nicht vergönnt, den

1) im Garten der Apotheke.

umfangreichen Bau zu Ende zu führen. Der grosse Brand des Schlosses im Jahre 1777 im Verein mit der Sparsamkeit des Kurfürsten Max Friedrich hat dann das Bonner Schloss, ein Werk angestrengter Thätigkeit während zweier Menschenalter, zu einem verstümmelten, hässlichen Torso gemacht, dessen würdige Instandhaltung und Wiederherstellung man sich erst seit Kurzem angelegen sein lässt.

Als Clemens August den Schlossbau übernahm, da war eigentlich nur die grosse Enfilade des Corps de Logis vollendet; die beiden Flügelbauten de Cotte's harrten noch des inneren Ausbaues; die grosse Galerie bestand nur etwa zu einem Drittel und endete wahrscheinlich in einem provisorischen Theaterbau. An der Nordseite des Hauptbaues fehlte der Aufbau des Nordost-Thurmes, der Nordwest-Thurm ist nie zur Ausführung gekommen; auch die Lücke an der Stadtseite zwischen dem alten Bau und dem Treppenhaus, dessen Marmortreppe erst 1729 vollkommen abgeliefert wurde, bestand noch[1]. Am empfindlichsten war für den Kurfürsten, der ein so grosser Freund kleiner intimer Kreise war, der Mangel eines geeigneten Wohnappartements; denn das Schloss enthielt damals nur zwei fürstliche Appartements, dasjenige der grossen Enfilade und das „alt gelb appartement“ (Schloss-Inventar v. 1761) aus dem XVII. Jahrhundert, dessen Einrichtung dem Kurfürsten wohl wenig zusagte. Im Jahre 1728 begann er daher mit dem Ausbau des Buenretiro; vollendet wurden bis 1732 jedoch nur die Antichambre und die Chambre à coucher (Grundriss I. Theil, Taf. III. Nr. 20 und 21), ausserdem das Badezimmer. 1729 und 1730 arbeitete Castelli die Decken der beiden Zimmer, von denen das Schlafzimmer noch einen Alcoven erhielt; es begegnen uns überall dieselben Handwerker wie beim Brühler Schlossbau. Seit 1732 blieb aber auch der Ausbau des Buenretiro, dessen übrige Räume anscheinend nur provisorisch hergerichtet wurden, wieder liegen. Ueber den Charakter dieser ersten Arbeiten sind wir gar nicht unterrichtet, weil von der Ausstattung keine Spur erhalten blieb, obwohl der Bau den grossen Schlossbrand überdauerte[2]; es kann jedoch kein Zweifel herrschen, dass der Ausbau mit dem Brühler Nordflügel eng verwandt war. Der einzige Rest der unter Clemens August geschaffenen Ausstattung in dem ganzen Schlossbau ist ein gewölbter Raum in der Haupt-Façade; er steht in Verbindung mit den bereits um 1700 (vergl. den I. Theil) dekorirten Räumen. Die Motive, die noch vollkommen dem Stil der Regence angehören, weisen

---

1) Vergl. die Ansichten des Schlossbrandes von 1777 von Rousseau, u. a. Bonn, Sammlung des Vereins Alt-Bonn.

2) Das bezeugen verschiedene Quellen, u. a. die schon genannte Chronik des Bonner Minoriten-Klosters (Ann. d. hist. Vereins f. d. Niederrhein 1885, Bd. 43, p. 87) und Lang „Reise auf dem Rhein“. Neuwied 1789, der das Paradebett des Buenretiro besonders erwähnt. In diesem Jahrhundert wurde zunächst eine Zuckerfabrik in dem Bau eingerichtet; später wurde er Klinik und enthält jetzt das Physikalische Institut; diese Umwandlungen waren so erfolgreich, dass auch nicht die geringste Spur des alten Schmuckes erhalten blieb ausser dem unbedeutenden Deckengemälde der St. Florentius-Kapelle.

deutlich auf Falkenlust und Brühl hin; nur erscheinen sie in diesem Raum, den kleinen scharf begrenzten Gewölbefeldern entsprechend, noch bedeutend zierlicher. In der sehr fein empfundenen Stimmung des ganzen Raumes, Gold auf Grün, in der Grazie der Zeichnung und Exaktheit der Ausführung können diese kümmerlichen Reste, denen man leider nicht die genügende Sorgfalt angedeihen lässt, den Vergleich mit den Arbeiten in Brühl und Falkenlust kühn wagen. Ein daneben liegender schmaler Raum enthält eine ähnliche, aber weniger bedeutende Decke, die überdies durch Uebertünchung gelitten hat.

In derselben Zeit fand allem Anschein nach der Plan der zum Rhein führenden grossen Galerie eine erstgiltige Regulirung, die auch später im Wesentlichen beibehalten wurde; an den schon bestehenden Gallerie-Saal wurde ein langer Bau von grösserer Tiefe angefügt, dessen Front an der Stadtseite (Franziskaner-Strasse) in der Flucht des bestehenden Theiles verläuft; die Mitte dieses Baues nimmt das Michaelsthor ein, das auf den Belderberg mündet. Zunächst entstand um 1730 nur die eine Hälfte bis zum Michaelsthor, die zur Aufnahme des Theaters bestimmt war; um die Mitte der 30er Jahre scheint aber auch dieser Bau liegen geblieben zu sein, wenigstens gehört die Ausstattung des Theaters erst der II. Hälfte der 40er Jahre an. An zum Schloss gehörigen Nutzbauten entstand seit 1728 der grosse Remisenbau am Michaelsthor (Ecke Belderberg und Franziskaner-Strasse), ein eingeschossiger kahler Bau mit hohem Mansarddach und mächtiger Einfahrt auf dem Belderberg; eine bessere Wirkung hat der grosse fast quadratische Binnenhof mit seinen dicht aneinander gereihten breiten Thoren, die im Korbbogen geschlossen sind[1]).

Seit 1735 tritt wie in Brühl auch bei dem Bonner Schlossbau eine Pause ein; die Ausgaben für das Bonner Bauwesen, die 1732 noch 21000 Thaler betrugen, schwanken seitdem zwischen 1500 und 3000 Thaler für das Jahr; 1744—1750 setzen sie ebenso wie in Brühl ganz aus, nur findet sich 1743/44 eine besonders geführte Rechnung für den Neubau eines Orangerie-Gebändes im Betrag von 8790 Thl., das wahrscheinlich vor dem Michaelsthor lag[2]). Die „Extraordinäre Bau-Rechnung 1744—1748“ beträgt in Summa nur 20000 Thl. für sämmtliche Bauten des Kurfürsten; unter Berücksichtigung der Thätigkeit in Brühl und Poppelsdorf, die uns Neumann's Briefe bezeugen, ergiebt sich aus jenen Summen mit ziemlicher Sicherheit, dass an dem weiteren Ausbau des Bonner Residenzschlosses nichts geschehen ist in jenen Jahren, zumal wenn man bedenkt, welche Kosten die Unterhaltung eines so umfangreichen Baues jährlich forderte.

Da endlich 1750 bricht für Clemens August die goldene Zeit an, die ihm in Folge seiner günstigen Traktate so ungeheure Mittel an die Hand gibt, dass er in wenigen Jahren nicht nur die Residenzschlösser in Bonn und Brühl ihrer Vollendung nahe bringt, sondern auch den Bau eines neuen grossen Jagd-

1) Vor einigen Jahren musste die eine Hälfte der Anlage einem Neubau weichen.

2) Wie ich vermuthe, auf dem Terrain des jetzigen Hotel Kley, in dessen Garten sich noch einige Fragmente, Säulen, u. s. w. einer Anlage jener Zeit zerstreut finden.

schlosses im Kottenforst in Angriff nehmen kann. Die Jahre 1750—1757 bilden die glänzendste Periode der Bauthätigkeit unseres Fürsten; die Extraordinären Cabinets-Rechnungen 1750 bis 1. Juli 1755[1]) nennen Ausgaben für das gesammte Bauwesen im Betrag von ungefähr 272 000 Thl.; dazu kommen für Bonn und Poppelsdorf im Besonderen z. B. 1753—1755 160 000 Thl.[2]). Diese Zahlen müssen uns da zu einer Vorstellung der vergangenen Pracht verhelfen, wo die elementaren Mächte in Verbindung mit dem Unverständniss späterer, selbst jüngster Zeiten mit den Schöpfungen des vorigen Jahrhunderts so gründlich aufgeräumt haben.

Hauptsächlich galt es den 1730 wieder aufgenommenen Galleriebau zu Ende zu führen und ihm namentlich am Rheinufer einen Abschluss zu verleihen, der in Monumentalität und Prachtaufwand auch nach aussen die kurfürstliche Residenz kennzeichnen sollte, zumal da das Schloss selbst von der grossen Wasserstrasse, dem Rhein, nicht zu sehen ist; eine ähnliche Aufgabe der Repräsentation fiel auch dem Michaelsthor zu, durch das die Strasse rheinaufwärts aus der Stadt führt[3]).

Die innere Ausstattung des Theaters, die nach einigen spärlichen Notizen um 1750 geschaffen wurde, verschwand bereits wieder unter dem letzten Kurfürsten von Köln; unwillkürlich denkt man bei den Beziehungen Cuvilliés' zu Kurköln an einen Vergleich mit dem reizenden Münchener Residenz-Theater Cuvilliés', das ungefähr gleichzeitig entstand; doch sind die einzigen erhaltenen Abbildungen des Theaters, zwei Oelgemälde, die ein Maskenfest unter Clemens August darstellen[4]), zu schlecht, als dass man sie zu einer stilistischen Bestimmung heranziehen könnte. Nur so viel lässt sich heute noch sagen, dass die Dimensionen des Theaters in Folge der geringen Tiefe des Galleriebaues nur sehr bescheiden gewesen sein können, auf jeden Fall bescheidener als sie auf den genannten Gemälden erscheinen. Da dieser Theil des Baues durch die mannigfachen Umwandlungen sehr gelitten hatte, wurde er vor einigen

1) Die Rechnung vom 1. Juli 1752 bis 1. Juli 1753 ist nicht mehr vorhanden, also nicht mit berechnet.

2) Die Bonner Bau-Rechnungen 1750—1752 sind nicht vollständig erhalten.

3) Aeusserst bedauerlich ist der Verlust der einzigen Quellen zur Geschichte dieses Galeriebaues; es sind eine Reihe Zeichnungen im Besitz des „Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande", die sich 1886 auf der „Ausstellung Bonner Alterthümer" befanden und dann bei der Rückgabe durch unverzeihliche Nachlässigkeit verloren gingen; trotz der Nachforschungen, die Herr Dr. Sonnenburg als zeitiger Bibliothekar des Vereins während einiger Jahre in liebenswürdigster Weise für mich anstellte, konnten die betr. Blätter nicht wieder aufgefunden werden. Der Katalog der Ausstellung (Bonn, Hauptmann 1886) verzeichnet diese Blätter:

No. 138. 3 Projekte für das Stockenthor (Michaels- oder Coblenzer-Thor).
No. 139. Aufriss des Michaelsthores. I. Entwurf.
No. 140. 2 Grundrisse des östlichen Theiles des Schlosses.
No. 159. Pläne zweier von Clemens August projektirter Bauten.

4) Das eine derselben befindet sich noch im Schloss zu Brühl (Speisezimmer No. 59); das andere ist im Besitz des Herrn Prof. Saedt-Köln.

Jahren ganz neu aufgeführt und für die Zwecke der Universitäts-Bibliothek eingerichtet.

Von Bedeutung ist nur noch das Michaelsthor, das durch einen reichen Schmuck aus dem langen schmucklosen Galeriebau hervorgehoben wurde (Fig. 41); es enthielt die Sitzungsräume und das Archiv des St. Michaels-Ordens; das Innere ist später gleichfalls umgebaut worden. Das Thor, das 1751—1755 in den Baurechnungen genannt wird, ist zweifellos ein Werk Leveillys, an dem Cuvilliés schwerlich, Neumann auf keinen Fall ein Antheil zuzusprechen ist; es ist eine breite, derb wirkende Anlage mit horizontalem Abschluss und enthielt im Erdgeschoss nur eine Durchfahrt [1]). Der Aufbau mit seinen vorgelagerten Säulen-Paaren vollzieht sich genau nach der Regel,



Fig. 41. Bonn. Michaelsthor (Coblenzer Thor).

im Erdgeschoss die dorische Ordnung mit Triglyphen-Gesims, darüber ionische Säulen, von denen die mittleren Paare gebrochene Giebel, die äusseren Figuren-Gruppen tragen; das zweite Obergeschoss zeigt eine Reihe gedrückter korinthischer Pilaster. Die Behandlung des Details deckt sich mit den Einzelformen des noch zu nennenden Bonner Rathhauses von Leveilly; doch erscheint Manches trockener und schematischer als dort; ungünstig wirkt an dem Michaelsthor namentlich der Mangel eines inneren Zusammenhanges zwischen der viereckigen

1) Die seitlichen Durchgänge sind neueren Ursprunges, an ihrer Stelle befanden sich ehedem die Wacht- und Zollstuben.

glatten Masse des Baues und den vorgelagerten Säulen-Paaren. Auch die 8 Figuren und Gruppen, die einem sonst unbekannten Bildhauer Feretti 1755 mit je 250 Thl. bezahlt wurden, gehören nicht zu den besten Leistungen der Plastik jener Zeit; von anderer Hand und von lebendigerer Auffassung ist die vergoldete Statue des hl. Michael auf der Mitte der Balustrade.

Der dem Comödienhaus entsprechende Bau zwischen dem „alten Zoll“ und dem Michaelsthor war in Verbindung mit dem projektirten Bau auf dem „alten Zoll“ zur Sommerwohnung des Kurfürsten bestimmt; jedoch erst nach dem Schlossbrand von 1777 scheint man den Bau zur Wohnung eingerichtet zu haben. Im Anfang dieses Jahrhunderts erfuhr auch dieser Theil des Galeriebaues einen inneren Umbau zu Universitäts-Zwecken und erhielt bei der Gelegenheit an Stelle des Mansard-Daches ein niedriges zweites Obergeschoss; dasselbe wurde vor wenigen Jahren auch bei dem entsprechenden Flügel, der Universitäts-Bibliothek, wiederholt.

Den Abschluss des Schlosses an der Rheinseite, der in den Bauplänen des Kurfürsten Joseph Clemens schon eine so hervorragende Rolle spielt, durchzuführen, ist auch Clemens August nicht vergönnt gewesen; der Grund lag bei der Fülle der Geldmittel seit 1750 wohl mehr an der Unschlüssigkeit über den auszuführenden Entwurf; dass Clemens August ebenso, wie es in der Absicht seines Vorgängers gelegen hatte, gewillt war, der Stadt Bonn auch an der grossen Heerstrasse und in dem landschaftlichen Bild ein monumentales Werk als Wahrzeichen der fürstlichen Residenzstadt zu verleihen, kann keinem Zweifel unterliegen[1]). Die beiden letzten Kurfürsten waren zu sehr Kinder ihrer Zeit, um den Gedanken ihrer Vorgänger aufnehmen zu können; grade an der Rheinseite blieb das Schloss ein Torso; aber eine Entschädigung fand sich doch in der Erhaltung des alten Wahrzeichens der Stadt Bonn. Noch ragt dicht am Ufer die mächtige Bastion des „alten Zolls“ empor, die uns einen der schönsten landschaftlichen Ausblicke am Rheinstrom gewährt.

An dem Mittelbau des Schlosses lag seit der Zeit des Kurfürsten Joseph Clemens der Nordost-Thurm noch unvollendet; er erhielt 1751 und 1752 sein Obergeschoss und das Dach, das mit Uhr und Glockenspiel ausgerüstet wurde. Grösser waren die Aufgaben, die in dem inneren Ausbau des Schlosses noch ihrer Lösung harrten; zur Vollendung des grossen, von Joseph Clemens eingerichteten Appartements bedurfte es noch immer der Ausschmückung des Treppenhauses und der Salle des gardes; leider sind wir bei der Rekonstruktion dieser Räume nur auf einige spärliche Notizen der Rechnungen angewiesen. Eine Zahlung von 7383 Thl. an die Stukkateure Castelli, Morsegno und Artario bezieht sich vielleicht auch zum Theil auf das Treppenhaus; wichtiger ist die Notiz derselben Rechnung: „dem Maler Carloni Rest wegen der stiegen 5325 Thl.“ Es kann das nur Carlo Carlone (1686—1775)[2]) sein, ein um die

1) Nach gütiger Mittheilung verschiedener Herren enthielt das wesentliche der zur Zeit unauffindbaren Projekte eine Terrassen-Anlage und grosse zum Rheinufer hinabführende Treppen.

2) Vergl. Nagler „Künstler-Lexikon“, wo die ältere Litteratur, und Paulus

Mitte des XVIII. Jahrhunderts in Deutschland überaus angesehener Maler; dem entspricht auch die allem Anschein nach glänzende Besoldung, die er von Clemens August erhielt. Carlone scheint sich namentlich wegen seines äusserst lebendigen, mächtigen Colorits der besonderen Gunst der deutschen Fürstenhöfe erfreut zu haben; in der Zeichnung zeichnet er sich vor den mittelmässigen Malern seiner Zeit kaum aus.

Schöpf malte wahrscheinlich um dieselbe Zeit die Decke der Salle des gardes im Bonner Schloss; wenigstens bliebe bei anderer Annahme die Zahlung von 3500 Thl. unerklärt, die dicht neben der Zahlung an Carlone verzeichnet ist; die Stuck-Dekoration der Salle des gardes entstand erst nach dem Tode des Kurfürsten Clemens August 1765/66 durch den Stukkateur Giuseppe Brillie[1]).

Naturgemäss nahm der Kurfürst bald nach 1750 auch die Ausstattung seiner Wohnzimmer im Buenretiro wieder in Angriff; wie aus den Summen der Bau-Rechnungen und aus den Künstler-Namen hervorgeht, handelt es sich um eine den gleichzeitig entstandenen Zimmern des Brühler Südflügels sehr verwandte Ausstattung, namentlich erscheint auch der Decken-Maler Billieux.

Man braucht nur die Entwürfe de Cottes zu den Zimmern des Buenretiro mit den Räumen des Brühler Südflügels zu vergleichen, um die Wandlungen des gesellschaftlichen Lebens zu erkennen; Schritt für Schritt löst sich die grosse fürstliche Repräsentation zu einem genusssüchtigen und luxusbedürftigen Leben kleiner bevorzugter Kreise auf. Die neue Chambre de parade des Buenretiro (I. Theil Tafel III. Nr. 23) zeigt den Unterschied am deutlichsten, indem an Stelle des einfachen Schlafzimmers ein Prunkbett tritt, das selbst die Chambre de parade der grossen Repräsentations-Räume im Mittelbau in Schatten stellt. Lang „Reise auf dem Rhein“ 1789 und die annonym erschienene „Mahlerische Reise am Niederrhein“ 1784 berichten mit Staunen von der Pracht dieses Prunkbettes; was aus diesem Prachtstück wurde, ist nicht genau bekannt; wahrscheinlich kam es im Anfang des Jahrhunderts durch die Franzosen zum Verkauf und wurde wohl des Goldwerthes der Stickereien wegen zerstört; der unbewegliche Schmuck des Alcovens theilte dann später das Schicksal der übrigen Räume des Buenretiro[2]). Die Stuckarbeiten des Appartements führte Morsegno aus. Auch in diesem Falle gibt uns das Schloss-Inventar von 1761 die beste Handhabe zu einer Rekonstruktion der Räume des Buenretiro; die Galerie hatte die Aufgabe, die Hoch- und Deutschmeisterwürde des Kurfürsten zu verherrlichen und enthielt zu dem Zweck 14 grosse Portraits der bedeutendsten Hochmeister, ohne Zweifel Werke des äusserst produktiven kurbayerischen und

„Die Kunst-Denkmäler des Königreichs Württemberg“. I. p. 291, 319, 322; ich kenne nur seine Arbeiten in Ludwigsburg, die Ahnen-Galerie von 1733 und die Schlosskapelle.

1) Einen Entwurf dazu besitzt Herr Assessor Lempertz in Siegburg.

2) Die nach unseren Begriffen ungeheueren Summen geben uns einigermaassen einen Anhalt für den Prachtaufwand; die Holzbildhauer Derichs und Radoux erhielten lediglich für Bett und Alcoven 7250 Thl.; Karth für die Balustrade um den Alcoven 1400 Thl., Metz für Malereien im Alcoven 325 Thl.; die Vergoldung der Chambre de parade und des Alcovens kostete über 5000 Thl.

kurkölnischen Hofmalers Desmarées (vergl. Füssly „Bayer. Künstler-Lex.“). In der That war kaum ein Maler jener Zeit zu so umfangreichen Aufgaben geeignet wie Desmarées mit seinem ungeheueren Fleiss; wenn die meisten seiner Portraits einen etwas fabrikmässigen Zug zeigen, so ist das wohl mehr die Schuld der Auftraggeber. Die 1761 aufgenommenen Schloss-Inventare führen wohl an 100 Portraits des Meisters auf, der auch die noch zu nennende Potentaten-Galerie in Poppelsdorf schuf; zu diesen Aufgaben scheint er 1745—1749 dauernd in Bonn gewesen zu sein[1]).

Aus der Deutschmeister-Galerie trat man in die Antichambre, deren Wände mit „Venetianischer Brocatelle in Aurora-Farb“ bekleidet waren; die Ausstattung des anstossenden Audienzzimmers, Wand-Spaliere, Baldachin, Teppich und Möbelbezüge, waren Arbeiten der Poppelsdorfer Savonnerie-Manufaktur. Den Glanzpunkt bildete die Chambre de parade in rothem, goldgesticktem Sammet, während in dem Nebenzimmer Wände und Möbel mit grünem, goldgesticktem Damast bezogen waren.

Im Anschluss an den Westflügel des Buenretiro baute Clemens August 1753—1755 noch einige Räume an, die den Namen des „kleinen Retiro“ führten[2]); sie enthielten ein kleines Appartement für eine Dame, das „Rosen-Cabinet“ als Schlafzimmer mit gemalten Rosenguirlanden auf grün lackirtem Grund und ein Boudoir mit hell-geblümtem Bequin-Spalier.

Einen einfacheren Charakter trugen die Räume des Appartements für fürstliche Gäste in dem dem Buenretiro entsprechenden Flügelbau; obwohl auch dieser nach den oben genannten Quellen der Zerstörung bei dem Brande von 1777 entging, hat sich auch hier kein Rest des alten Schmuckes erhalten. Seit Anfang des Jahrhunderts enthält dieser Flügel die Wohnung des Universitäts-Kurators. Die Stuck-Arbeiten waren nach den Bau-Rechnungen 1754 und 1755 dem Giuseppe Artario für die Summe von 2180 Thl. übertragen. In dieser Zeit entstand auch erst das kleine Erker-Cabinet (vergl. Grundriss I. Theil. Taf. III), um den hässlichen spitzen Winkel zwischen dem Flügelbau und der grossen Galerie auszufüllen. Das Schloss-Inventar von 1761 führt uns auch bei der Rekonstruktion dieser Räume, deren Vollendung Clemens August nicht mehr erlebte. Die I. Antichambre enthielt 5 Hautelisse-Tapeten mit dem Wappen des St. Michaels-Ordens, die II. Antichambre noch 2 Stücke dieser Folge und 3 Stücke einer Folge von 8 Hautelisse-Tapeten, die den Feldzug Max Emmanuels von Bayern in den Niederlanden darstellten; hier stand auch eine grosse Standuhr mit einem kunstreichen Mechanismus von Knaust in Darmstadt, die das Hauptstück der 1764 versteigerten Uhren-Sammlung des Kurfürsten bildete. Im Audienz-Saal befanden sich 4 weitere Stücke der zuletzt

1) In München (Residenz und alte Pinakothek) sowie in Schleissheim findet sich noch eine Anzahl seiner Portraits, die sich durch ihre frischen Farben auszeichnen; eines der besten Portraits des Kurfürsten Clemens August, im Besitz des Herrn Baumeisters Forst in Köln, ist von seiner Hand (eine Lithographie danach bei Mering „Geschichte der 4 letzten Kurfürsten von Köln“, Köln 1842).

2) In dem Plan des Schlosses, I. Theil, Taf. III, nicht eingezeichnet.

genannten Gobelin-Folge, mit deren Anbringung man eben beschäftigt war, wie das Inventar ausdrücklich erwähnt, ein Baldachin von grünem Damast und ein grosser Fayence-Ofen der Poppelsdorfer Fabrik. Das Bett des Schlafzimmers war aus weissem Atlas; wie dieses Zimmer war auch das Erker-Cabinet in grüner und weisser Seide möblirt.

Die weiteren Geschicke des Bonner Schlosses gedenke ich am Schluss der Abhandlung noch kurz zu berühren.

Während die erfolgreichste Bauperiode des Bonner Schlosses erst 1750 beginnt, hat Clemens August der Vollendung des Lustschlosses in Poppelsdorf schon vornherein ein lebhafteres Interesse zugewendet, nachdem der Bau die Gefahr des Abbruches im Jahre 1725 einmal überstanden hatte. Die Gründe dieser Bevorzugung des kleinen Schlosses gegenüber der Residenz sind wohl mannigfacher Art; Poppelsdorf in seiner idyllischen Lage bot dem Kurfürsten ein ihm zusagenderes Wohn-Appartement als die noch wenig vollkommene Ausstattung der Residenz, es bot einen, wenn auch nicht grossen, so doch von Joseph Clemens mit allen Bequemlichkeiten und Einrichtungen zu fürstlicher Belustigung versehenen Park; überhaupt sagten den Lebensgewohnheiten des

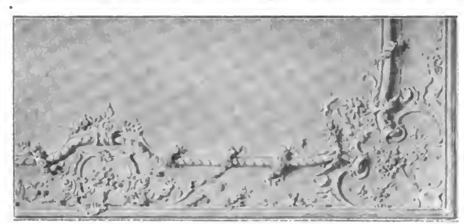


Fig. 42. Poppelsdorf, Schloss. Detail aus der Decke des „rothen Saales".

Kurfürsten die kleineren, heimischeren Räume in Poppelsdorf mehr zu. Leider geben uns die Bonner Bau-Rechnungen einen sehr geringen Anhalt zur Bestimmung der Arbeiten, die unter Clemens August geschaffen wurden; so viel ergiebt sich aber auf jeden Fall, dass das Schloss um 1755 bis ins Einzelne vollendet war. Um die Mitte der 30er Jahre entstanden zwei Nebengebäude mit einem Obergeschoss und flachen Dächern an der Nordseite des Schlosses; sie flankirten die nur zum kleinsten Theil ausgeführte Strasse nach Brühl[1]). Der eine dieser Bauten enthielt die Küchenräume; der andere wird schon 1735 als die „neue Münze" genannt.

Erhalten sind von künstlerischen Arbeiten aus der Zeit des Kurfürsten

1) Ansicht des Schlosses mit diesen Nebenbauten bei Dupuis „Malerische Aussichten aus Nieder-Deutschland" II. Aufl. 1789.

Clemens August ausser der schon erwähnten, sehr mittelmässigen Decke der Schlosskapelle nur 2 Stuckdecken, der Muschel- oder Grottensaal und die eiserne Balustrade der Rotunde. Die eine der Stuckdecken (Fig. 42) in dem Saal über dem Thorweg gehört der Zeit um 1740 an, also den Jahren, in denen Neumann von einer grösseren Bauthätigkeit in Poppelsdorf berichtet (vergl. Anhang Nr. VIII); doch steht diese Decke augenscheinlich nicht mit Neumann's Einfluss in Beziehung, sondern sie ist mit den Brühler Stuckarbeiten um 1740 sehr verwandt. Wahrscheinlich haben wir ein Werk Leveilly's vor uns, da sich auch sehr viele Bezüge zu den Arbeiten in Clemenswerth zeigen. Die Decke gehört nicht allein durch die elegante und ruhige Behandlung des Ganzen, sondern auch durch die meisterhafte Durchführung des Details zu dem Besten, was damals in den kurfürstlichen Bauten entstand.



Fig. 43. Poppelsdorf, Schloss. Detail aus der Decke des Billiard-Saales.

Die gleichen Vorzüge hat auch die Decke des Billiard-Saales (Fig. 43), ein Meisterwerk aus der reifsten Zeit des Stiles: hier könnten wir eher eine Einwirkung Neumann's annehmen. Es ist dieselbe frische und kräftige Behandlung des Muschel-Ornamentes und der pflanzlichen Motive, die sich im Brühler Treppenhaus geltend macht. Bezeichnend ist auch die noch vollkommen symmetrische Anordnung der grossen Eckkartouchen; die Gemälde derselben, spielende Putten, sind ohne Zweifel Werke Schöpfs und dieser Umstand ermöglicht auch eine ziemlich genaue Datirung auf die Jahre 1750—1752. Man kann kaum fehlgehen, wenn man diese Decke den Künstlern des Brühler Treppenhauses, dem „Dessignateur" Biarelle und dem Stuckateur Artario, zuweist.

Der Grotten- oder Muschelsaal des Schlosses unter der Plattform der Nordseite ist das Werk des schon genannten Muschel-Dekorateurs Peter Laporterie[1]); 7 Jahre soll Laporterie zu dieser Arbeit gebraucht haben und ange-

1) Wir besitzen eine noch bei Lebzeiten Laporterie's erschienene Biographie in den „Materialien zur geist- und weltlichen Statistik des niederrheinischen und westfälischen Kreises". I. 1781, p. 328. Laporterie stammte aus Bordeaux und hatte sich in Paris als Zeichner und Modelleur ausgebildet; 1735 erhielt er den Ruf nach Bonn,

sichts der äusserst minutiösen Ausführung und der grossen Dauerhaftigkeit kann diese Zahl kaum übertrieben sein. Lag schon der Zug nach einem bizarren Schmuck von Gartenhäusern und Gartenzimmern in der Tendenz des Rococo, so hatte sich auf der anderen Seite eine gewisse Tradition in solchen Muschel-Dekorationen bei dem Hause Wittelsbach gebildet; schon im XVI. Jahrhundert hören wir von Muschel-Arbeiten in der Münchener Residenz, eine der reizvollsten Schöpfungen dieser Art aus dem XVII. Jahrhundert ist das „Grottenhöfchen“ ebendort; ungefähr gleichzeitig, unter Kurfürst Ferdinand, entstand der Grottensaal des alten Bonner Schlosses [1]). Handelt es sich bei den älteren Muschel-Arbeiten nur um Füllung oder Gliederung von Flächen, — diese Aufgabe stellte Laporterie sich auch noch bei der Muschel-Dekoration der Kapelle in Falkenlust —, so führt in Poppelsdorf das Bewusstsein technischen Könnens zu einer ganz bizarren Vergewaltigung der Formen. Ohne Zweifel geht der Entwurf auf einen gleichzeitigen Architekten zurück, das bezeugt das Muschel-Ornament der Pilaster und der Gewölbe; vielleicht hat sogar Neumann die Hand im Spiel, wenigstens wiese darauf die Behandlung des Ornamentes der Gewölbekappen. Nicht nur pflanzliche, sondern auch Thierfiguren werden ganz aus Muscheln und Kristallen zusammengearbeitet; technische Meisterwerke dieser Art sind Reiher und Affe über der Thür zur Galerie (Fig. 44). Mag man immerhin über den Kunstwerth dieser Arbeiten, die den überreizten Natur-Anschauungen des XVIII. Jahrhunderts entsprangen, abfällig urtheilen, als kulturhistorisches



Fig. 44. Poppelsdorf, Schloss. Detail aus dem Muschel-Saal.

---

wo auch später sein Sohn als kurfürstlicher Architekt blieb. Von seinen Muschelwerken sind nur 4 bekannt, die bereits genannte Kapelle in Falkenlust, der Grottensaal in Poppelsdorf, eine Grotte in Neuwied, von der ich nicht weiss, ob sie noch existirt, und endlich die noch bestehende Grotte in Schloss Wilhelmsthal bei Kassel (vergl. Silber, „Schloss Wilhelmsthal bei Cassel“, Cassel 1895). Ueber Laporterie vergl. ausserdem „Mahlerische Reise am Niederrhein“, Köln und Nürnberg 1784. I. p. 32.

1) „Triumphleuchtender Kriegshelm“. vergl. I. Theil, p. 178, Anm. 2.

Denkmal hätte der Muschel-Saal des Poppelsdorfer Schlosses eine pietätvollere Behandlung verdient, als sie ihm auch noch in den letzten Jahren zu Theil geworden ist. 1753 war das mühselige Werk Laporterie's vollendet; man legte den Marmor-Boden und brachte die Wasserbecken in den Wandnischen an, die jetzt mit ihrem Schmuck verschwunden sind. Ausser diesen Arbeiten hat sich nur das Brüstungsgitter der Rotunde erhalten, das sich den Schmiedearbeiten des Brühler Treppenhauses würdig zur Seite stellt, vielleicht noch einen reicheren Schatz an Motiven bietet.

Sehr spärlich fliessen auch die Nachrichten, die uns eine Rekonstruktion dieses Tuskulums des Kurfürsten Clemens August ermöglichten; wir wissen nur von der Anlage eines grossen Wasserwerks und von der Anpflanzung der Poppelsdorfer Allee am Ende der 40er Jahre; für die Ausstattung giebt uns das Schloss-Inventar von 1761 manche Fingerzeige, namentlich beweist es, wie sehr Clemens August in seinen letzten Jahren Poppelsdorf bevorzugt hat. Der Krönungssaal enthielt 134 der hervorragendsten Stücke der Gemälde-Sammlung; die „grüne Galerie" enthielt die Sammlung Desmarées'scher Portraits gleichzeitiger Fürsten; der Pabst-Saal eine Sammlung alter Porzellane und 4 Marmor-Büsten von Päbsten. Auch die Wohnzimmer enthielten eine Reihe Gemälde, im Cabinet des Kurfürsten hing z. B. eine Maria Magdalena von Guido Reni.

Mit dem Tode des Kurfürsten Clemens August war auch das Geschick von Poppelsdorf besiegelt; die Schweizerwirthschaft wurde aufgegeben, das Schloss ist seit der Zeit nicht mehr bewohnt worden; bereits 1762 baute man ein Nothdach über dem Grottensaal, später erhielt dann die ganze Plattform der Nordseite ein hässliches niedriges Obergeschoss, weil die flachen Dächer Wasser durchliessen. Die Schicksale des Schlosses unter französischer Herrschaft und die Einrichtung von Hörsälen, Dienstwohnungen und Museums-Räumen haben das Ihrige dazu gethan, um den Schmuck des Inneren bis auf die wenigen, werthvollen Reste zu vernichten.

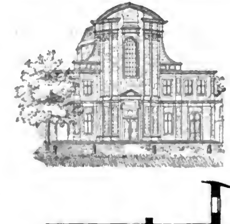
Ein anderes Lustschlösschen des Kurfürsten in der Nähe von Bonn war die Vinea domini[1]), die schon von Joseph Clemens angelegt wurde (vergl. I. Theil p. 205 und Anhang III. Nr. 13); der Rohbau entstand vielleicht schon 1722/23; die Vollendung erfolgte unter Clemens August um 1730. Der Mittelbau, der sich auf hoher Terrasse am Rheinufer erhob, einen Büchsenschuss oberhalb des alten Zolls, enthielt einen runden, aus der Flucht vorspringenden Mittelsaal und 2 Spielzimmer zu beiden Seiten, an der Rückseite einige Nebenräume. Es ist die bekannte Grundriss-Anlage des kleinen französischen Lusthauses, die sich weit ins XVIII. Jahrhundert hinein erhalten hat; die bekanntesten deutschen, allerdings etwas umfangreicheren Beispiele sind die Amalienburg, Monrepos und Solitude b. Stuttgart, Benrath b. Düsseldorf. An beiden Seiten des Mittelbaues führten Laubgänge zu 2 kleinen quadratischen Pavillons. Die Anlage diente dem Kurfürsten lediglich zu einigen Stunden der Erholung in engstem

1) Ansichten in der Stichfolge von Metz und Mettely (vom Rhein aus) und in der Sammlung des Vereins Alt-Bonn (Handzeichnungen).

Kreis; dem entsprach auch die Einrichtung des Tisches, der sich in einer Versenkung aus der Küche erhob [1]). Auch seine ländlichen Maskeraden trieb Clemens August hier; im Herbst feierte er im Winzer-Costüm in dem Weingarten die Weinlese, mit Weinlaub geschmückte Kinder kamen und setzten ihrem Landesherrn einen Reben-Kranz auf, sprachen ihre Verse und wurden reichbeschenkt entlassen [2]). 1804 verkaufte die französische Regierung die Vinea domini für 6850 frs.; sie bestand als beliebtes Wirthshaus noch bis zur Mitte des Jahrhunderts, wurde dann parzellirt und unter Benutzung der alten Baulichkeiten mit 3 Villen bebaut.

Von den in der Stadt Bonn gelegenen kurfürstlichen Besitzungen verdient der Clemenshof (vergl. I. Theil, p. 211, Anm. 1) Beachtung, namentlich seine grossen Gobelins [3]) in 2 Zimmern nach dem Garten zu; leider sind dieselben zur Zeit ziemlich verwahrlost; zugehörige Möbel und andere Einrichtungsstücke wurden vor nicht gar zu langer Zeit verkauft; die Malereien der beiden Garten-Pavillons sind übertüncht.

Die grossen Stallungen des kurfürstlichen Hofstaates befanden sich auf der vor dem mittelalterlichen Sternthor gelegenen Sternthor-Bastion; von den Bauten hat sich ein kleiner Theil, vornehmlich das Einfahrtsthor mit dem vollständigen Wappen des Kurfürsten Clemens August [4]), in der jetzigen Husaren-Kaserne erhalten. Interessant ist vielleicht der Umstand, dass die ganze Anlage auf die Idee Balthasar Neumann's zurückgeht, wie sich aus seinem Schreiben vom 28. November 1745 ergibt (Anhang Nr. VII), wo er davon spricht, dass er „blatz ausgefunden“ für „dero nebenstallungshöf“. Wie sich aus einem Plan der Strasse vom Sternthor nach Poppelsdorf [5]) ergiebt, die Clemens August 1752 anlegen liess, bestanden die Stall-Gebäude auf der Sternthor-Bastion damals schon.



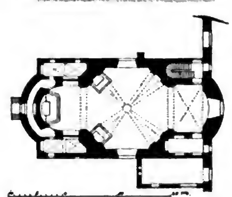


Fig. 45. Bonn, Stiftskirche St. Maria in Dietkirchen. Ansicht u. Grundriss.

An dieser Stelle dürfen wir auch die grosse Bauthätigkeit innerhalb der

1) Schlaun fertigte 1728 das Modell dazu an. „Bonner Baurechnung für 1728.“

2) Vergl. „General-Hoff-Schatz-Ambts-Rechnung für 1729“.

3) Das Inventar des „Clemenshof“ von 1761 führt diese Gobelins schon ausdrücklich auf.

4) Dasselbe wurde vor Kurzem auf die Anregung des Provinzial-Conservators Dr. Clemen durch die Offiziere des Regiments in dankenswerther Weise wiederhergestellt.

5) Düsseldorf. St. A. Amt Bonn, Schlösser, Gärten, Nr. II.

Stadt Bonn nicht unberücksichtigt lassen, soweit dieselbe theils durch das Beispiel des baulustigen Fürsten theils durch seine persönliche Unterstützung gefördert wurde. In erster Linie kommt die um 1880 durch einen Neubau ersetzte Stiftskirche St. Maria in Dietkirchen in Betracht[1]); 1729 fand die Grundsteinlegung des Baues statt, für den sich in den Bonner Baurechnungen der 30er Jahre eine grosse Anzahl Posten eingetragen finden. Bei dieser finanziellen Unterstützung des Baues durch den Kurfürsten kann man auch mit ziemlicher Sicherheit eine Beinflussung der Pläne durch kurfürstliche Architekten annehmen; in dem Falle käme jedoch nur Leveilly in Betracht, auf dessen Betheiligung an dem Bau die grosse ruhige Flächen-Gliederung und die Einzelheiten der grossen Schein-Façade in der That hinweisen. Auch die Innenwirkung kann bei der lichten, einheitlichen Raumentfaltung mit der grossen achtseitigen Kuppel kaum schlecht gewesen sein (Fig. 45).

Bezeugt als das Werk Leveilly's ist das Bonner Rathhaus, zu dessen Bau

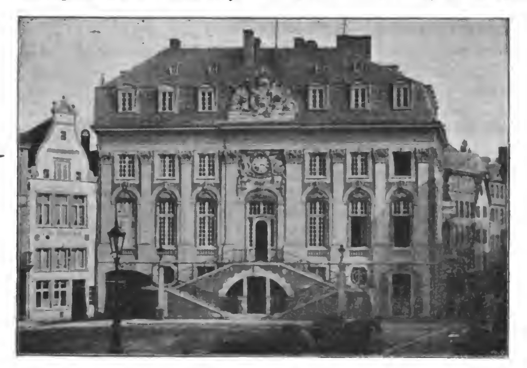


Fig. 46. Bonn, Rathhaus.

Clemens August 1736 den Plan durch Leveilly anfertigen liess; am 24. April 1737 legte Clemens August den Grundstein und bereits 1738 war der Bau benutzungsfähig[2]). Es ist kein epochemachendes Werk, aber auch in seiner schulgemässen Durchführung im Einzelnen bewahrt es gegenüber den kleinen

1) Pick „Gesch. der Stiftskirche zu Bonn". Bonn (Hauptmann) 1884. Leider erschien nur das I. Heft mit einer Lithographie nach der hier im Original wiedergegebenen Zeichnung.

2) Ausführlicher handelt Hauptmann im „Bonner Archiv" III, p. 23 über den Bau des Rathhauses; im Rathhause selbst befindet sich noch der Façaden-Entwurf Leveilly's.

Giebelhäusern des Marktes mit seiner grossen Freitreppe und der einen grossen Pilaster-Ordnung einen den Marktplatz beherrschenden Eindruck. Die Behandlung der Einzelformen schliesst sich eng an die Umarbeitung der Façaden des Brühler Schlosses um 1735 an (Fig. 46).

Von den Palais des rheinischen Adels in Bonn haben sich noch manche erhalten; viele von ihnen stammen noch aus der Zeit des Kurfürsten Joseph Clemens, andere wurden erst unter Clemens August auf den von seinem Vorgänger geschenkten Bauplätzen erbaut, so wahrscheinlich das jetzt vollkommen umgebaute, ehemalige Palais der Oberjägermeister Freiherrn von Weichs. In den 30er Jahren erbaute Ferdinand Joseph von Weichs das noch bestehende Schloss in Rösberg auf dem Abhange des Vorgebirges zwischen Bonn und Brühl, eine vornehme, breite Anlage mit grossem Herrenhaus und zwei Nebengebäuden, die sich um einen fast quadratischen Hof mit reichem Gitter-Abschluss lagern[1]).

Das Haupt-Postamt in Bonn, das ehemalige Palais des Stifts-Dechanten Radermacher, gehört gleichfalls mit seiner breiten Façade und den beiden seitlichen Einfahrtsthoren zu den imposantesten Bauten der Stadt.

Am bedeutendsten sind die beiden früheren Besitzungen der Grafen Wolff-Metternich zur Gracht, der Metternicher Hof und die Sternburg in Poppelsdorf. Der Metternicher Hof, in der Burggasse neben dem Böselager Hof gelegen mit einem grossen Garten nach dem Rheinwerft, ist eine Anlage im Sinne der Pariser Adelshotels; durch ein breites Thor betritt man die Cour d'honneur des mit 2 kleinen Flügeln versehenen Corps de logis, zur Rechten führt ein Thor in die von den niedrigen Gebäuden für Küche, Stallungen und Remisen umgebene Basse-cour. Der Architekt der Anlage ist wahrscheinlich auch in Leveilly zu suchen; denn zu dem Bau, der um 1750 entstand, ist in der „Extraordinären Cabinets-Rechnung für 1750" ein kurfürstlicher Zuschuss von fast 80000 Thl. verzeichnet. Die innere Einrichtung des Gebäudes, das in wenigen Jahren verschwinden wird, ist verschiedenen Umbauten dieses Jahrhunderts zum Opfer gefallen.

Um so besser hat sich die Sternburg, ein kleiner von Wasser umgebener unscheinbarer Bau hinter dem Poppelsdorfer Park erhalten; sie gilt in der rheinischen Lokal-Literatur zwar überall als ein Bau des Kurfürsten Clemens August, aber das Wappen der Wolff-Metternich, das sich über dem Alcoven des Schlafzimmers befindet, beweist, dass der Bau durch den Graf Wolff-Metternich entstand, der um 1748 als Intendant der kurfürstlichen Bauten an die Stelle des Herrn von Schiller trat. Eine Reihe der kleinen Zimmer hat sich in dem alten Zustand erhalten, am bedeutendsten sind einige in Holz getäfelte Zimmer mit Blumenmalerei, das Schlafzimmer in Gold und Weiss,

---

1) Herrenhaus und Nebengebäude wurden 1833 zweimal durch Feuersbrunst heimgesucht; dabei ging die innere Ausstattung ganz verloren und das Herrenhaus erhielt ein zweites Obergeschoss. Gütige Mittheilungen des Freiherrn Hugo von und zu Weichs auf Roesberg.

ein Cabinet mit Lackmalereien à la chinoise und ein kleines Oratorium in Stuck-Marmor, die sämmtlich der Zeit um 1750 angehören dürften.

Auch für den jetzt verschwundenen, auf dem Viereckspatz gelegenen Remisenbau des Barons von Zehmann[1]) finden sich in den Bonner Baurechnungen Zuschüsse des Kurfürsten.

Den Jahren 1754—1756 gehört der Neubau von Kirche und Kloster der Kapuziner an, der auf Kosten des Kurfürsten Clemens August entstand, nachdem der ältere Bau ein Raub der Flammen geworden war. Noch in diesem Jahrhundert bestand ein Theil der Einrichtung des kurfürstlichen Oratoriums[2]), in dem der Kurfürst sich auf die österliche Zeit vorzubereiten pflegte; von dem Schmuck der Kapelle hat sich nur ein schön geschnitztes Thor, noch in den Formen der Frühzeit des Rococo, erhalten, das vor einigen Jahren nach dem Hof des Rathhauses übertragen wurde.

Zwei umfangreicheren Anlagen in der weiteren Umgebung Bonns fiel die Aufgabe zu, das System der kurfürstlichen Residenz- und Lustschlösser im Erzstift Köln vollkommen auszubauen; das eine war das Jagdschloss Herzogsfreude (Joie-le-Duc) bei Röttgen im Kottenforst, der andere diente der Erholung des Kurfürsten, Bad Tönnisstein im Brohlthal; beide Bauten gehören der Blüthezeit der kurfürstlichen Bauthätigkeit, den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts an.

1750—1752 hatte Clemens August die alte Strasse, die von der Sternthor-Bastion der Stadt Bonn nach Poppelsdorf führte, reguliren lassen; sie geht an der Nordseite des Poppelsdorfer Schlosses vorbei, dort wo die grosse Strasse begonnen war, die als Verbindung zwischen Brühl und Bonn dienen sollte. Seit 1752 baute Clemens August unter Aufwand ganz bedeutender Kosten die Meckenheimer Strasse durch den Kottenforst zu der noch heute bestehenden grossen Chaussee aus; sie mündete in die Cour d'honneur des 1754 begonnenen Schlossbaues[3]) bei dem Dorfe Röttgen und setzte sich jenseits des Schlosses nach Meckenheim fort. Das Schloss selbst lag auf einer Waldwiese von ovaler Grundform; in der Längen-Axe verläuft die Strasse Bonn-Meckenheim, in der Axe der grossen Enfilade eine mehrere Stunden lange Wald-Schneuse, die in der Nähe von Roesberg, dem Sitz der Oberjägermeister, endet; in ähnlicher Weise mündeten auch noch verschiedene Wald-Schneusen in den Axen der Mittelrisalite auf den Schlossplatz. Durch dieses Wegenetz, das noch zum

---

1) Gütige Mittheilung des Herrn E. von Claer.

2) Gütige Mittheilung des Herrn Prof. aus'm Werth, Kessenich bei Bonn.

3) Ueber die Entstehung des Baues im Einzelnen sind wir schlecht unterrichtet; für die ersten 2 Jahre (1754—1755) fehlt uns jeglicher Anhalt; von dem Jahre 1756 kennen wir nur die auf den Schlossbau verwendete Total-Summe, 23000 Thl.; spezielle Bau-Rechnungen besitzen wir nur von den Jahren 1757 und 1759. Dagegen erhielt ein glücklicher Zufall den von Clemens August unterzeichneten Original-Grundriss in der Bonner Kreis-Bibliothek; der Plan kam aus dem kurfürstlichen Archiv dorthin, als man im Anfang des Jahrhunderts den Nutzungswerth des Gebäudes bestimmen wollte, ehe man sich entschloss, den Bau auf Abbruch zu verkaufen.

grossen Theil erhalten ist, machte Clemens August Röttgen zum Mittelbau des Kottenforstes und schuf sich die besten Verbindungen nach Bonn und Brühl. In den grossen Wege-Anlagen liegt wohl das bedeutendste Verdienst des Kurfürsten Clemens August um sein Land, gleichgültig ob die eigenen Interessen des Fürsten hierfür in erster Reihe maassgebend waren; das ist auch das einzige seiner Unternehmen, das einigermaassen noch bei Lebzeiten vollendet wurde; den 30er Jahren bereits gehören die grossen Strassen Köln-Bonn und Brühl-Köln an; die einzige Anlage, zu deren Ausführung man nicht mehr kam, war die Strasse von Poppelsdorf nach Brühl [1]).

Als den Meister des Baues hat sich Heinrich Roth, der uns bei dem Ausbau der Salle des gardes in Brühl begegnete, selbst genannt auf dem uns erhaltenen Original-Plan. Der Grundriss des Schlosses (Fig. 47) zeigt sehr deutlich, dass der Architekt von dem jüngeren Blondel in Paris beeinflusst war;

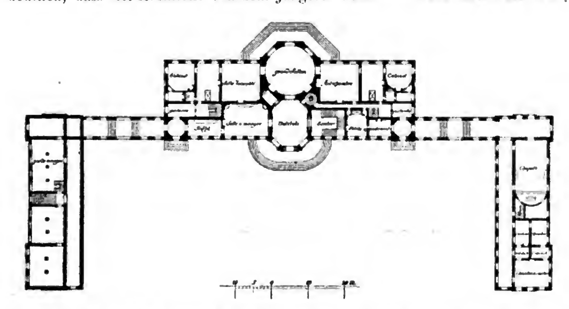


Fig. 47. Jagdschloss Herzogsfreude, Grundriss (nach dem in der Kreis-Bibliothek in Bonn befindlichen Original-Grundriss).

es ist sogar wahrscheinlich, dass Roth's Studien-Aufenthalt 1751/52 in Paris auf Kosten des Kurfürsten direkt mit dem Projekt eines Jagdschlosses bei Röttgen in Verbindung steht. In dem zweiten Viertel des Jahrhunderts hat sich in Paris ein fester Typus des Landhauses ausgebildet, der uns namentlich in den „Maisons de plaisance“ Blondel's (Paris 1737) entgegentritt [2]); auch Falkenlust zeigte im Wesentlichen schon diesen Typus, deutlicher und des öfteren begegnet er uns im Stichwerk Cuvilliés'. Man kann diese ganze Kategorie von Landhäusern, je nachdem sie nur ein Erdgeschoss oder auch ein Oberge-

1) Der Verfasser möchte damit auch der ziemlich allgemein verbreiteten Anschauung entgegentreten, die grossen Strassen der Rheinlande seien in der jetzigen Anlage durchweg Bauten der französischen Zeit.

2) Abbildungen bei Schumann „Barock und Rococo“, p. 21.

schoss haben, somit eines Treppenhauses bedürfen, in zwei Klassen eintheilen; die Raum-Disposition bleibt im Wesentlichen dieselbe. Von der Rückseite tritt man in das Vestibül, zur Rechten öffnet sich das Treppenhaus, gradeaus gelangt man in den im Achteck aus der Façade vorspringenden Salon, aus dem man in die beiden in der Front gelegenen Appartements tritt, die je nach der Grösse des Hauses aus 2 oder 8 Zimmern bestehen. Zur Linken des Vestibüls liegt der Speisesaal mit seinen Nebenräumen; wenn Raum genug vorhanden ist, so treten wie hier bei Herzogsfreude noch zwei kleine Vestibüls in den Ecken und ein kleines Appartement an der Hofseite hinzu. Ein Kennzeichen der späten Entstehung des Baues (d. h. um 1750) ist die ausgedehntere Anwendung von Degagements und Nebentreppen, namentlich eines Degagements, das wie in unserem Fall die eine Hälfte des Baues der Länge nach durch-



Fig. 48. Herzogsfreude. Nach dem Kupferstich nach Janscha von Ziegler (Ausschnitt).

schneidet. Das Obergeschoss des Hauptbaues, dessen Grundriss wir nicht kennen, enthielt eine Reihe kleinerer Appartements. Von den beiden Flügelbauten enthielt der eine (Fig. 47 Keller-Grundriss) die Küchen-Räume, der andere die dem hl. Venantius, dem Patron der Parforce-Jagd, geweihte Schlosskapelle und die Wohnung eines Geistlichen; das niedrige Obergeschoss der Flügelbauten umfasste die Wohnräume für Jagdgefolge, Bediente, u. s. w.

Die erhaltenen Ansichten des Schlosses[1]) sind sämmtlich nicht geeignet zu einer Beurtheilung der Aussen-Architektur; es scheint jedoch, dass der Bau auch in seinem Aeusseren eine so spärliche Gliederung trug, wie sie den Vorboten des Stiles Louis XVI. eigen war (Fig. 48).

Das Schloss-Inventar von 1761 leistet uns auch bei dieser Gelegenheit

---

1) Mir sind folgende Ansichten bekannt geworden: 1) Kupferstich nach Metz in der bekannten Folge; 2) Kupferstich nach Janscha in den bei Artaria-Wien 1806 erschienenen Rhein-Ansichten; 3) Oelgemälde (Surporte) in Bonn, Restaurant zum Hähnchen, sämmtlich Ansichten von der Hofseite; 4) eine kleine getuschte Ansicht der Haupt-Façade im Verein Alt-Bonn.

seine trefflichen Dienste im Verein mit den wenigen Notizen der erhaltenen Baurechnungen; jedenfalls lag die Einrichtung des Schlosses noch sehr im Argen, als Clemens August starb; vollkommen eingerichtet waren anscheinend im Erdgeschoss nur Vestibül, Salon und das Appartement des Kurfürsten, im Obergeschoss ein Musikzimmer und ein Zimmer mit der Drechselbank des Kurfürsten. Ueber die künstlerische Ausstattung besitzen wir nur die eine Notiz, dass der kurbayerische Hofmaler Joh. Georg Winter (1707—1770), von dem München und Schleissheim noch Portraitgemälde besitzen, die Decke des Treppenhauses malte. Merkwürdig erscheint der Umstand, dass das Obergeschoss des Baues bei dem Tode des Kurfürsten den grössten Theil der Gemälde-Sammlung enthielt; vielleicht liegt der Grund darin, dass Clemens August den Flügel des Bonner Schlosses zwischen dem Michaelsthor und dem „alten Zoll" als Gemälde-Galerie einrichten wollte, denn das war der einzige, noch unbenutzte Theil des Bonner Schlosses; jedenfalls kann die Unterbringung der Gemälde in dem Jagdschloss, dessen ganzes Obergeschoss davon in Anspruch genommen wurde, nur provisorisch gewesen sein.

Unter den vollständigen Neu-Schöpfungen des Kurfürsten ist das Schloss Herzogsfreude die bei weitem grossartigste; der Mittelbau hatte eine noch grössere Ausdehnung als die Haupt-Façade des Brühler Schlosses, das ganze Schloss umfasste beinahe 100 Räume. Die Wirkung auf den Beschauer war jedenfalls am besten bei dem Eintritt in die Cour d'honneur von Poppelsdorf her, der sich hier in seiner ganzen Breite von fast 150 m dem Auge darbot. Vereinsamt und verwahrlost hat sich dieser grosse Zeuge fürstlicher Jagdlust bis zum Jahre 1810 erhalten, dann verkaufte ihn die französische Regierung mit einem Areal von 3 Morgen (ca. 12 Hektar) für — 3550 frs. auf Abbruch.

In dem Wesen des fürstlichen Lebens des XVII. und XVIII. Jahrhunderts lag auch die häufige Benutzung heilkräftiger Quellen, deren man nach den grossen gesellschaftlichen Anstrengungen bedurfte; Clemens August, der in seinen früheren Jahren häufig in Aachen zur Kur weilte, wandte seit 1740 seine Interesse mehr seiner eignen Besitzung in Tönnisstein oder St. Antoni Stein im Brohlthal unterhalb Andernach zu, das sich namentlich durch die Verschiedenartigkeit seiner Quellen auszeichnete; ausser der schwefel- und eisenhaltigen Quelle besitzt das Bad noch eine Quelle mit kohlensaurem Wasser, das in Krüge gefüllt und verschickt wurde (um 1750 durchschnittlich 20000 Krüge im Monat)[1]. Die Anlage war ein Werk des Kurfürsten Max Heinrich aus den 50er Jahren des XVII. Jahrhunderts, auch Joseph Clemens hat ihr sein Interesse zugewendet, indem er den Brunnen neu fassen und mit einem offenen Tempelchen überdachen liess (1700). Seit 1739 finden wir zahlreiche Arbeiten in Tönnisstein, die unter der Leitung Leveilly's standen; namentlich handelt es sich dabei um technische Anlagen, weil das Bad in einem sehr engen Thal liegt

1) Ueber Tönnisstein und die Verwaltung der Quelle bewahrt das Staats-Archiv zu Coblenz ein reiches Material (Kurfürstenthum Cöln, Amt Andernach, Tönnisstein), das aber leider über die Bauten nur geringen Aufschluss gibt.

nnd bei grösseren Regengüssen stets die Quellen verschüttet und die Terrassenmauern unterspült wurden. Um 1750 finden wir dann auch grössere bauliche Anlagen; der Kurfürst liess das nnter Max Heinrich erbaute und als Kur-Hotel noch bestehende Wohnhaus neu einrichten, den Bach des Thales verlegen und die beiden grossen, den Bergrücken entlang führenden Terrassen erbauen, am Ostende derselben wurde ein in das Thal vorspringender Hügel abgetragen und auf demselben ein eingeschossiges Ballhaus erbaut. Seit 1755 entstand neben dem Ballhaus die Kapelle, ein Rundbau, der in einem Anbau Sakristei und den Anfgang znr Loge des Kurfürsten nnd der Galerie enthielt[1]); am 1. Juli 1759 wurde der Bau eingeweiht.



Fig. 49. Altar aus der Kapelle in Tönnisstein. (Düren, St. Anna-Kirche).

Von der Ausstattung dieser Kapelle haben sich zwei Altäre in St. Anna in Düren erhalten[2]); sie sind in ihrem breiten kräftigen Aufbau mit den Altar-Entwürfen in Nenmann's Skizzenbuch der Würzbnrger Universitäts-Bibliothek sehr verwandt, können aber kaum noch dem Meister selbst angehören; an Leveilly ist kaum zu denken, eher an Roth oder Dupuis, denen auch das ruhige

1) Zwei Ansichten, eine von Ballhaus und Kapelle, die andere von dem Brunnenhaus, enthält die „Mahlerische Reise am Niederrhein", Köln und Nürnberg 1784 II. p. 8. Die Ansicht nach Metz, die sich bei Wegeler „Der Heilbrunnen in Verbindung mit dem Tönnissteiner Brunnen". Coblenz IV. Aufl. 1862 finden soll, konnte ich nicht finden; der Verbleib der von Merlo „Kölnische Künstler„ sub: Metz genannten Zeichnung von Metz ist nicht nachzuweisen; ebenso ist mir eine erst jüngst aufgetauchte Holzschnittplatte (?) bei dem jetzigen Besitzer des Bades in Tönnisstein unbekannt geblieben (gütige Mittheilung des Herrn Dr. Andreae, Burgbrohl).

2) Kurfürst Max Friedrich liess die Altäre 1777 nach dem Brande des Bonner Schlosses in die neuerbaute Schlosskapelle überführen; dieselben kamen im Anfang dieses Jahrhunderts nach der Ueberweisung der Schlosskapelle an die Protestanten nach Düren. Ob die von Mering „Clemens August" p. 91 genannte bronzene Kreuzigungsgruppe, ehedem im Besitz von Merlo, auch aus Tönnisstein stammt, kann ich nicht angeben, da der Verbleib derselben unbekannt ist.

Element des Antependiums mehr zusagen würde (Fig. 32); sowohl in der Gesammt-Wirkung wie in der Einzel-Behandlung sind es vorzügliche Arbeiten aus der Spätzeit des Rococo am Rhein und zeichnen sich von den meisten gleichzeitigen Arbeiten darin aus.

Von den Bauprojekten des Kurfürsten für Tönnisstein zeugten die erst in diesem Jahrhundert untergegangenen Modelle, die schon in dem Inventar von 1761 erwähnt werden, eines der Kapelle, eines des Brunnens und zwei des projektirten Baues; von den Modellen berichtet ausführlicher die „Mahler-Reise am Niederrhein": „Bald hätte ich der Modelle vergessen, die sich noch zu Tönnisstein befinden, wonach Clemens August ein neues Schloss zu Tönnisstein, und aus diesem einen Säulengang mit 2 Stockwerken bis auf die Kapelle wollte erbauen lassen. Ferner findet sich noch das Modell zu einem Berg-Schloss im Italienischen Geschmack und die Modelle zu der Kapelle und dem Brunnen. Der Säulengang hat unten 27 toskanische und oben ebensoviel ionische Säulen." Nach Stramberg[1]) hätten diese Modelle noch 1858 bestanden. Mit dem Tode des Kurfürsten war auch Tönnisstein dem Verfall preisgegeben; 1766 liess Max Friedrich Möbel und Paramente nach Bonn schaffen, 1777 wurde die Kapelle ausgeräumt, und 1784 findet schon der Verfasser der „Mahlerischen Reise am Niederrhein" die idyllische Anlage in vollem Verfall. 1858 war die Kapelle schon ganz verschwunden und das Sommerhaus, an dessen Stelle jetzt ein Schweizerhaus steht, lag in Trümmern.

Dass diese Behandlung der kurfürstlichen Bauten in Bonn und seiner Umgebung einen mehr localhistorischen als kunstgeschichtlichen Charakter angenommen hat, ist in der Lage der Dinge begründet: nirgends hat das Geschick mit den Schöpfungen des Kurfürsten Clemens August wirksamer aufgeräumt, als grade dort, wo Clemens August den Mittelpunkt seines grossen Territoriums zu begründen suchte. Deshalb gebot auch die Vollständigkeit des Gesammt-Bildes eine möglichst umfassende Rekonstruktion der kurfürstlichen Bauten dieser Gegend; nicht zum wenigsten trage ich damit auch den Bonner Lokalforschern, die mich in umfangreichster Weise bei dieser Aufgabe unterstützten, eine Dankesschuld ab. Damit verbindet sich der gewiss berechtigte Wunsch, dass man sich der Verpflichtung bewusst werde, den wenigen Resten aus Bonns bedeutendster Zeit, die alle Stürme des Jahrhunderts überdauert haben, namentlich dem Universitätsgebäude eine pietätvollere Erhaltung zu Theil werden zu lassen, als es in diesem Jahrhundert geschehen ist.

1) „Rheinischer Antiquarius". Abth. III, Bd. 5, p. 260 ff.

Kapitel VII.

Das Jagdschloss Clemenswerth.

In der zum Niederstift Münster gehörigen Ems-Niederung, da wo Haide und Moorland sich einander berühren, zieht sich ein mit Nadelholz bestandener Höhenzug hin, dessen Eintönigkeit nur ab und zu durch die mächtigen Granitblöcke eines Hünengrabes unterbrochen wird. Das ist der Hümmling, der seit dem XV. Jahrhundert das beliebte Jagd-Terrain der Münsterschen Bischöfe war[1]; schon 1497 spricht man von dem Wildreichthum des Hümmling als von einer bekannten Thatsache. Im XVI. und XVII. Jahrhundert waren die Bischöfe stets bemüht, sich allein die Jagd-Gerechtsame auf dem Hümmling zu sichern und die Bauern zu immer weitgehenderen Jagd-Frohnden heranzuziehen. Clemens August ging auf diesem Wege weiter; er hat sogar durch eine Verordnung vom 3. Januar 1727 versucht, dem Adel das Recht der Jagd auf Hochwild auf dem Hümmling zu entziehen. Der Kurfürst, den wir in den 20er Jahren schon sehr oft zur Jagd auf dem Hümmling finden, wohnte damals bei dem Schultheiss von Sögel, das damals den einzigen grösseren Ort des Hümmling bildete; das grosse Gefolge wurde bei den Bauern einquartiert. Dass diese Verhältnisse einem so prachtliebenden und anspruchsvollen Fürsten nicht zusagen konnten, liegt auf der Hand; auf der anderen Seite mögen die Wahl eines passenden Ortes, die grossen Transport-Schwierigkeiten in der auch heute noch ziemlich unwirthlichen Gegend den Bau eines Jagdschlosses hinausgeschoben haben. Erst am 9. Januar 1735 gab Clemens August seinen Entschluss kund, ein Jagdschloss auf dem Hümmling zu bauen; am 27. März 1736 wurde derselbe wiederholt und gleichzeitig mit dem Bau begonnen.

Die Anlage des Schlosses, zu dem von dem Orte Sögel eine breite Allee in wenigen Minuten hinführt, umfasst eine lange, nach der Rückseite breiter werdende Park-Anlage, in deren Mittelpunkt der centrale Hauptbau mit 8 umliegenden Pavillons und 8 Radial-Alleen liegt; an der Schmalseite gegen Sögel hin waren zwei hufeisenförmige Stallgebäude zur Flankirung der Haupt-Allee vorgesehen, von denen jedoch nur eines ausgeführt wurde; die Rückseite des Parkes enthielt eine grössere Wasser-Anlage mit 3 Bassins in den Axen dreier der vom Schlossplatz ausgehenden Alleen (Fig. 50). Wir sind in der Lage die Abstammung dieser eigenartigen Anlage ziemlich genau verfolgen zu können; Clemenswerth gewinnt besonders an Interesse, weil es die einzige erhaltene und die jüngste der mir bekannt gewordenen Anlagen dieser Art ist[2]. Andrea

---

1) Diepenbrock „Gesch. des Amtes Meppen". Neudruck Lingen 1886, p. 560 ff. hat über die Jagd auf den Hümmling alles Wissenswerthe zusammengestellt; fehlen auch durchweg die Quellen-Angaben, so hat sich das Büchlein in andern Fällen doch stets als zuverlässig erwiesen.

2) Ich kann an dieser Stelle auf die kleineren Centralbauten des XVIII. Jahrhunderts zu Wohn- und Gesellschaftszwecken nicht eingehen; nur das Eine muss

Palladio, der für die Baukunst des XVII. und XVIII. Jahrhunderts in Frankreich so einflussreiche Meister, hatte in der Villa rotonda bei Vicenza die Aufgabe des auf leichter Anhöhe allseitig freigelegenen Wohnhauses in seltener Weise gelöst; als Hardouin Mansard von dem grossen König den Auftrag erhielt, in Marly bei Versailles ein der Ruhe und Erholung des Königs bestimmtes Schloss zu schaffen, da kopirte er in der Raum-Disposition fast vollkommen die Villa rotonda[1]); die wenigen Abweichungen von dem Grundriss der Villa rotonda entsprechen der veränderten Lebenssitte unter dem „Roi Soleil". Den wesentlichen Schritt von dem Schloss Marly zu der Anlage von Clemenswerth that Boffrand in dem Bau des Jagdschlosses Bouchefort bei Brüssel für Max Emmanuel von Bayern; er stutzt die Anlage von Marly in ziemlich ungeschickter Weise zu einem Jagdschloss („Retour de chasse") in einem Waldstern von 8 Alleen zu, indem er der Grundriss-Anlage von Marly die Grundform des Achtecks giebt und die Nebengebäude gleichmässig auf dem Rand des runden Schlossplatzes anordnet[2]); die in Marly von Mansard selbstständig geschaffene Anlage des Obergeschosses hat Boffrand einfach kopirt. Diese streng centrale Art der Anlage hat sich dann unter den Söhnen Max Emmanuel's einer grossen Vorliebe erfreut; ihr Meister war Cuvilliés. In Fürstenried bei München bestand jedenfalls 1737 die provisorische Anlage eines Jagdhauses dieser Art, das wohl von Cuvilliés erbaut war[3]); der Bambergische Hofbauinspektor Küchel, der damals im Auftrag seines Herrn München besuchte, berichtet darüber: „Von diesem Gebäu geht . . . . andere seith eine allée bis auff das gelbe Jagdhauss, so mitten im Wald liget, auf $^3/_4$ (stund) lang. Diess gelb hauss hat 4 pavilon, davon in 3en Zimmer seind, im 4ten die stieg, in der Mitte ein 8eckiger Saal,

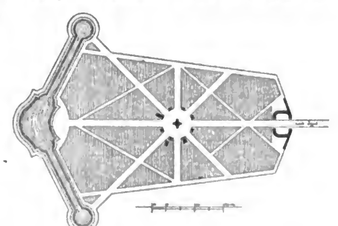


Fig. 50. Clemenswerth, Lageplan.

betont werden, dass auch namentlich der Garten-Pavillon des XVIII. Jahrhunderts in seiner mannigfachen Gestaltung auf jene schon umfangreicheren Bauten zu Wohnzwecken in der Art von Clemenswerth vielfach eingewirkt hat.

1) Guillaumot „Le château de Marly-le-Roi, construit en 1676, détruit en 1798". Paris (Morel) 1865.

2) Boffrand „Livre d'architecture". Paris 1745 und Trautmann „Cuvilliés" a. a. O. p. 93.

3) Cuvilliés hat zwei grosse Projekte für Fürstenried als Erweiterung dieses provisorischen Gebäudes ausgearbeitet (Lettres: C und L der Gesammt-Ausgabe seiner Werke durch seinen Sohn 1773); sie gehören in der klaren Raum-Disposition und der dominirenden Verwendung der Axen der von dem Schlossplatz ausgehenden Alleen zu dem Grossartigsten, was Cuvilliés auf dem Gebiet des Grundrisses geschaffen hat.

oben befinden sich 6 Zimmer; diess gantze Gebäu ist von Holtz und alle Zimmer mit Pappier tapecirt, allzeit eines anders als andere, und an jedem Fenster siehet man eine allée, so wenigstens ein stund lang ist; in Summa ist dieses Bäulein recht schön, wie auch 8 Nebenbäulein für die Herren Cavaliers, welche auch auf vorige Art tapecirt, ... ". (Jahrbuch für Münchener Geschichte. III. Jahrgang. 1889. p. 546.) Ein Vergleich dieser Beschreibung des Baues in Fürstenried mit den Grundrissen des Mittelbaues von Clemenswerth (Fig. 51) zeigt die vollkommene Uebereinstimmung der beiden Anlagen. Die dem mittleren Achteck vorgelagerten vier Quadrate nennt Küchel „Pavillons"; die 6 Zimmern des Obergeschosses sind vorhanden und auch ein praktischer Versuch, die gegebene Grundfläche des Baues in 6 einigermaassen regelmässige Räume einzutheilen, wird eine andere Gliederung des Grundrisses kaum zulassen.

Unter welchen Einflüssen der Bau von Fürstenried die kreuzartige Grundform erhielt, kann kaum einem Zweifel unterliegen, wenn wir die Pagodenburg

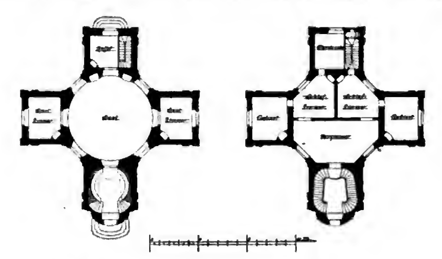


Fig. 51. Clemenswerth, Grundriss des Mitelbaues.

im Nymphenburger Park vom Jahre 1716, das Werk Effners, zum Vergleich heranziehen[1]); dort findet sich auch die eigenthümliche Quertheilung des achteckigen Mittel-Raumes im Obergeschoss. Die Uebereinstimmung der Anlage in Fürstenried mit Clemenswerth scheint mir auf jeden Fall sicher, und damit wird auch die Vermittlung des Planes durch Cuvilliés an Clemens August höchst wahrscheinlich. Die 8 Pavillons für das Gefolge waren in Fürstenried wohl von einfacherer Form, weil in dem Fürstenrieder Schloss selbst hinreichend Raum zur Aufnahme des Gefolges war; in Clemenswerth erhalten sie eine dreifenstrige Front, bestehen aber auch nur aus Erdgeschoss und Mansardgeschoss; zur Unterscheidung untereinander erhielten sie Namen nach den Würden des

1) Grundriss bei Cuvilliés, Gesammt-Ausgabe II. Serie. U. 8. Vergl. Heigel „Nymphenburg", p. 31. Immerhin bleibt es fraglich, ob nicht auch Effner selbst — er starb erst 1745 — auf die Anlage des „gelben Jagdhauses" in Fürstenried einwirkte.

Kurfürsten; in den Schlusssteinen der Thüren tragen sie die Jahreszahl der Entstehung[1]). Die zur Aufnahme der Gäste bestimmten Pavillons umfassen in den beiden Geschossen je drei Zimmer; an der Rückseite sind meist noch einige kleinere Räume für Dienerschaft angebaut.

Ueber die Entstehung des Baues im Einzelnen unterrichtet uns ein ziemlich umfangreiches archivalisches Material[2]); man begann im Frühjahr 1736 mit der Anlage des Parkes, der mit seinen mächtigen Eichen bis 1869 das Schloss schützte; er fiel zum grössten Theil einem Orkan zum Opfer und wurde dann durch Nadelholz-Anpflanzungen ersetzt. 1737 begann man mit dem Mittelbau und einem Pavillon, 1739 folgte der Bau der Kapelle, der Küche und eines weiteren Pavillons; erst 1744 baute man die letzten 4 Pavillons. Der Marstall entstand schon vor 1740, 1743 wurden die Wasser-Anlagen vollendet; nach 1745 ist von wesentlichen Arbeiten an dem Schlossbau keine Rede mehr.

Der Bau von Clemenswerth gehörte zu den kostspieligsten Unternehmen des Kurfürsten, namentlich in Folge der ungeheuren Transport-Kosten für das Baumaterial; von der Gesammt-Summe der Bau-Rechnungen 1736—1745 von ungefähr 145000 Thl. entfallen fast 10 Procent an Fuhrleute und namentlich die „haarischen Püntker", d. h. die Kanal-Schiffer der Ems. An Ort und Stelle scheint man ausser einem Theil des Bauholzes nichts an Baumaterialien gewonnen zu haben. Jene Rechnungen können aber keineswegs einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben bei der ziemlich unregelmässigen Rechnungsführung unter Clemens August; z. B. finden sich in den Bonner Bau-Rechnungen häufig Zahlungen für Clemenswerth.

Die Leitung des Baues legte Clemens August in die Hände Johann Konrad Schlaun's, der in Münster seinen festen Wohnsitz hatte; in dem Erlass von 1736 schreibt der Kurfürst sogar: „ . . . . und darüber bereits einen Abriss durch unseren Obristen von Schlaun haben verfertigen lassen." Es scheint demnach, dass der Plan von Fürstenried sofort an Schlaun zur Bearbeitung ging mit Umgehung Leveilly's. In der That finden wir Schlaun sehr oft in der Folgezeit in Clemenswerth anwesend und der äussere Charakter der Gebäude entspricht vollkommen seiner Kunstweise (Fig. 52). Dazu gehören die Anwendung zweier eng gestellter Lisenen an den Gebäude-Ecken, die vorkragenden Füllungen zwischen den Fenstern des Erdgeschosses und des Obergeschosses, die gemischte Anwendung von Mansard- und Falzdach beim Hauptbau; wenigstens

---

1) Bei dem Eintritt in den Schlossplatz von Sögel aus folgen die Pavillons nach links: 1. Mergentheim 1744 (Wachthaus), 2. Kapelle mit dem an der Rückseite angebauten Kloster 1739, 3. Münster 1744, 4. Hildesheim 1737 (ehedem Wohnung des Schloss-Verwalters), 5. Paderborn 1739 (Küche mit grossem Anbau), 6. Osnabrück 1739, 7. Clement Auguste 1744, 8. Cöllen 1744 (Wachthaus).

2) Die erste Bau-Rechnung (1736) sowie die meisten Detail-Akten befinden sich im Herzoglich Arenbergischen Archiv in Meppen, die Bau-Rechnungen 1737—1749 in Clemenswerth selbst (Pavillon Hildesheim); Einiges, namentlich Zeichnungen der Kapelle, im Kgl. Staats-Archiv zu Osnabrück (XV, 180); 4 weniger wichtige Zeichnungen in einem Sammelband des Artillerie-Offiziers Guding 1752 (Münster, Alterthums-Verein).

sind dies Züge, die bei einem französischen Architekten wie Leveilly unmöglich sind. Besonders eigenthümlich muthet der Mangel einer der Geschosstheilung entsprechenden Horizontal-Gliederung an; vielleicht schloss sich Schlaun so eng an sein Vorbild an — die Pagodenburg zeigt auch eine durchgehende Polarstellung —, vielleicht ist es der Versuch, den Mittelbau gegenüber den sehr breit angelegten Pavillons zu betonen. Clemenswerth gehört in seinen Einzelformen zu den charakteristischsten Bauten Schlaun's; auch noch an seinem letzten und grössten Werk, dem Schloss zu Münster, begegnen uns dieselben Motive, wie die eigenthümliche Mischung von Haustein und Ziegel; die grossen Emblemengehänge, die in Sandstein durchbrochen gearbeitet und mit Eisenklammern auf die Ziegelmauer aufgeheftet sind, finden sich an beiden Bauten. Bei den Fenstern des Mansardgeschosses bildet Schlaun stets die Bedachung durch eine Fortsetzung der oberen Dachschräge. Im Allgemeinen scheint Schlaun



Fig. 52. Schloss Clemenswerth. Ansicht des Mittelbaues und eines Pavillons.

sich grade in Clemenswerth auch an den Bau-Charakter der Gegend, an das friesische Bauernhaus angeschlossen zu haben, das auf grosser rechteckiger Grundfläche nur im Erdgeschoss in weissgefugten Ziegeln und ein entsprechend viel höheres Dach aufweist; so erreicht er bei dem Schlossplatz von Clemenswerth jenen behäbigen, ruhigen Eindruck der friesischen Dörfer; noch mehr kommt dieser Charakter in dem Marstall zum Ausdruck, der bei einer Längen-Ausdehnung von 70 m keinerlei Unterbrechung der ruhigen Linien zeigt, die durch das Ziegelmauerwerk des einen Geschosses und das hohe Dachgeschoss gebildet werden. Der Grundriss dieses für 92 Pferde berechneten Stalles zeichnet sich durch ausserordentliche Klarheit aus: in der Mitte die grosse Durchfahrt, zu beiden Seiten derselben und an den Kopfenden des Baues Sattelkammern und als Hangstuben die Kammern für die wachthabenden Stall-Knechte; die Stallungen selbst mit ihrem 3,5 m breiten Mittelgang, den durch

eine Reihe von hölzernen Säulen abgeschlossenen Pferdeständen imponiren durch die bedeutende Raumfülle. Der äussere Eindruck der Anlage bleibt, obwohl nur die Hälfte zur Ausführung kam, immerhin sehr wirksam (Fig. 53).

Die innere Ausstattung des Schlosses gewinnt durch zwei Momente an Interesse; einmal entstand sie in einem Guss innerhalb zweier Jahre und ferner hat sich auch die mobile Ausstattung des Gebäudes in seltener Weise erhalten. Ueber den leitenden Meister der Innen-Dekoration kann kaum ein Zweifel bestehen; es war Michael Leveilly, dessen persönliche Anwesenheit in Clemenswerth zwar nie erwähnt wird, der aber nach Ausweis der in Meppen erhaltenen Bau-Akten mit Schlaun stets in Verbindung stand wegen der von Bonn nach Clemenswerth geschickten Künstler. Die von Castelli und Morsegno ausgeführten Stuck-Arbeiten, die in den Jahren 1740 und 1741 sämmtlich entstanden[1]), schliessen sich sehr eng an die Arbeiten im Erdgeschoss des Brühler Schlosses (Südflügel) an, die wir mit ziemlicher Sicherheit Leveilly zuschreiben konnten. Man begegnet einer grossen Anzahl reiner Regence-Motive, die eine künstlerische Betheiligung Schlaun's an der Innen-Ausstattung entschieden abweisen, ja die Decken-Rosette des einen Cabinets (Fig. 54) gehört noch vollkommen dem Regence-Stil an; dies Stück ist gleichzeitig ein schlagender Beweis wie sehr die einzelnen Stil-Richtungen des XVIII. Jahrhunderts sich ineinanderschieben und wie gewagt eine genaue Datirung auf Grund lediglich stilistischer Merkmale ist. Auf der anderen Seite beweist uns auch grade diese Rosette den engen Zusammenhang mit den Arbeiten in Brühl, namentlich mit dem Deckenschmuck des Brühler Speisezimmers (Fig. 25); die Auffassung und die Behandlung des Ornamentes stimmten vollkommen überein, nur mit dem Unterschied, dass in der 10 Jahre früher entstandenen Arbeit in Brühl das eigentliche Muschelmotiv einen viel breiteren Raum in Anspruch nimmt als hier in Clemenswerth, und doch haben auch hier die alten Regence-Motive kaum

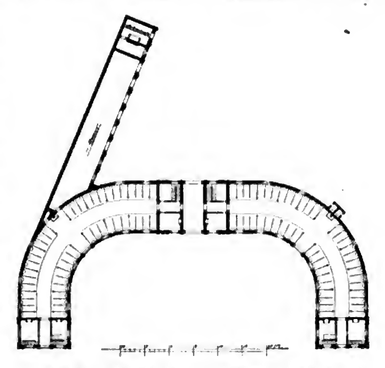


Fig. 53. Clemenswerth, Grundriss des Marstalls.

1) Die Bau-Rechnungen vermelden nur in diesen beiden Jahren Arbeiten von Castelli und Morsegno für den Gesammt-Betrag von 4640 Thl.

etwas von ihrer alten Frische eingebüsst. Allerdings steht auch dieser Deckenschmuck des einen Cabinets ziemlich vereinzelt da; die übrigen Räume zeigen überall die ornamentalen Motive der Arbeiten in Brühl um 1740.

Das Treppenhaus war in seiner Raumwirkung von vornherein beeinträchtigt durch den ihm durch die strenge Grundriss-Form auferlegten Zwang, wenngleich der Architekt durch die Schweifung der Façade ein wenig an Raum gewonnen hat; die zweiflügelige Treppe bleibt steil und unbequem. Auch der Schmuck leidet unter der grossen Höhe des engen Raumes; die untere Parthie der Wandflächen enthält nur einige Emblemen-Gehänge ganz in der Art der im Brühler Treppenhaus befindlichen; ziemlich unvermittelt erhebt sich darauf die reichere Dekoration der oberen Parthie, in den abgerundeten Ecken 4 Gemälde, die den Kurfürsten auf der Parforce-Jagd zeigen, an den Seiten 2 blinde Thüren. Die bedeutendsten Leistungen sind die modellirten Surportes mit Scenen aus dem Jägerleben, wahrscheinlich Arbeiten Castelli's; in der Frische der Auffassung und der Grazie der Zeichnung erinnern sie lebhaft an die schöne Surporte der Schloss-Kapelle in Poppelsdorf (I. Theil. Fig. 16). Die Decke des Treppenhauses enthält ein eingelassenes Ölgemälde, Diana auf den Wolken thronend; die Umrahmung mit ihren derben Leisten, den mit Hundeköpfen geschmückten Consolen und den lang ausgezogenen Akanthusblättern erinnern lebhaft an die früheren Arbeiten Leveilly's im Nordflügel des Brühler Schlosses (Fig. 55).

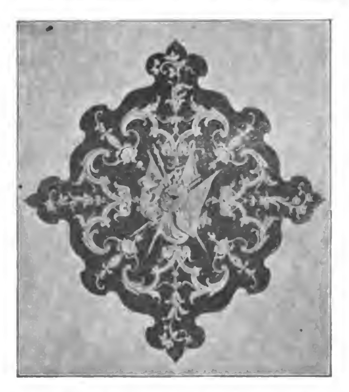


Fig. 54. Schloss Clemenswerth, Decken-Rosette.

Der runde Saal des Erdgeschosses leidet an dem entgegengesetzten Uebel wie das Treppenhaus, denn die geringe Höhe des Erdgeschosses verträgt sich wohl mit der geringen Ausdehnung der kleinen Seiten-Cabinete, nicht aber mit dem Umfang dieses Saales; auch der Versuch, dem Uebel durch Verzicht auf eine Hohlkehle abzuhelfen, ist nicht recht gelungen. Immerhin ist so viel wie eben möglich geschehen durch einen äusserst anspruchslosen Deckenschmuck, eine kleine Decken-Rosette aus 3 Wappen für den Kronleuchter und einen schmalen leicht ornamentirten Fries am Rand der Decke. Von vorzüglicher Komposition und Durchführung ist der Schmuck der hohen Wandfelder; ein leichtes Emblemen-Gehänge an dem reicher, aber einfach gestalteten oberen

Abschluss der Wandfelder, unten ein kleiner, symmetrischer Aufbau aus Regence-Motiven; der Grund ist leicht hellgrün getönt (Fig. 56).

Einen einheitlichen Charakter tragen die 2 Spielzimmer des Erdgeschosses und die 2 Cabinets im Obergeschoss; die Hohlkehlen zeigen durchweg eine kräftige Einfassung durch 2 Leisten und einen Schmuck von Akanthus- und Blumen-Ranken in sehr ruhiger und übersichtlicher Anordnung. Die Verwandtschaft mit den einfacheren Zimmern des Brühler Nordflügels und namentlich dem „rothen Saal" in Poppelsdorf (Fig. 42) ist sehr gross. Eine unruhigere Gestaltung erfahren einzelne Decken-Rosetten in der Form unsymmetrischer Kartouchen; sie gleichen eher den Zimmern im Erdgeschoss des Brühler Südflügels, die wir Leveilly allein zuschrieben; auch hier gelingt es nicht die neuen, breiten Motive entsprechend zu verarbeiten, das Ganze erscheint vielmehr etwas flach und kümmerlich (Fig. 57).



Fig. 55. Schloss Clemenswerth. Detail aus der Decke des Treppenhauses.

Der Schmuck der Hohlkehle in der Antichambre zeichnet sich durch die ausserordentliche Mannigfaltigkeit der Motive aus, Kartouchen, Geräthe, Guirlanden und namentlich Thierfiguren in sehr zierlicher und lebendiger Behandlung; dazu kommen eine Reihe vorzüglicher französischer Gobelins mit Landschaften, die dem Raum trotz seiner bizarren Grundform einen wohnlichen Charakter verleihen. Weniger bedeutend ist der Schmuck der beiden Schlafzimmer-Decken, die merkwürdigerweise vollkommen gleichmässig behandelt sind, eine in jener Zeit sehr seltene Erscheinung. Die Decken-Rosette in Form einer reichen unsymmetrischen Kartouche mit einem Putto, getragen von einer geschwungenen Ranke, entspringt aus der Hohlkehle über der Fensterwand; dies Motiv, die Decken-Rosette mit dem Schmuck der Hohlkehle zu verbinden, begegnet uns sonst in jenen Jahren noch gar nicht, findet aber in unserem Falle leicht eine Erklärung in der eigenartigen Grundform und den kleinen

Maassen des Raumes; die flache, leblose Behandlung des breiten Muschel-Rahmens deckt sich mit den Arbeiten im Erdgeschoss des Brühler Südflügels.

Zieht man den Gesammt-Eindruck, den die Räume des Mittelbaues von Clemenswerth machen, in Betracht, so springt vor Allem die Fähigkeit ins Auge, den ornamentalen Schmuck in Umfang und Charakter den theilweise bizarren Grundformen der Räume anzupassen; das ist eine in langer Erfahrung erworbene Eigenschaft Leveilly's und seiner Genossen Castelli und Morsegno. Das Abwägen der einzelnen Schmuckflächen gegeneinander, ihr Verhältniss zu den Raum-Dimensionen, die Stärke des Reliefs, die Art des Ornamentes erzeugen die von den Architektur-Theoretikern des XVIII. Jahrhunderts an erster Stelle erforderte Harmonie. In formaler Hinsicht, in der Behandlung des Details dagegen macht sich der Stillstand, den wir schon in Brühl beobachten konnten, in Clemenswerth noch deutlicher bemerkbar; Leveilly und seine



Fig. 56. Schloss Clemenswerth. Detail aus dem Saal.



Fig. 57. Schloss Clemenswerth. Decken-Rosette.

Mitarbeiter werden alt, sie können der Entwicklung nicht mehr folgen; wo in Clemenswerth das Muschelmotiv eindringt und einen breiteren Platz in Anspruch nimmt, da vermissen wir die verständnissvolle Durchbildung des Details, die uns die früheren, im Anschluss an den Regence-Stil entstandenen Arbeiten so werthvoll macht. Dennoch muss es als ein Glück angesehen werden, dass in Clemenswerth das Muschelmotiv seine kräftige und selbstständige Ausbildung

noch nicht erreicht hat, weil es in dieser Form auf die kleinen zierlichen Räume des Schlosses ohne Zweifel eine erdrückende Wirkung ausgeübt und den Reiz, den Clemenswerth in seiner Gestaltung ausübt, nicht zugelassen hätte.

Die Künstler und Bauhandwerker, die ausser den bereits genannten an der Innen-Ausstattung von Clemenswerth betheiligt sind, waren durchweg aus Münster; allen voran der Bildhauer Manskirsch, von dem nicht nur die Stein-Sculpturen der Aussenseiten, sondern auch sämmtliche Spiegel-Rahmen, Surportes u. s. w. des Inneren herrühren. Manskirsch, ein im Uebrigen ziemlich tüchtiger Bildhauer, der von Clemens August sehr viel beschäftigt wurde, scheint sich um die Ausführung der Arbeiten im Einzelnen wenig gekümmert zu haben; man vermisst eine exakte Ausführung und das Verständniss für das Muschel-Ornament, das in diesen Arbeiten meist eine überaus kleinliche und unübersichtliche Form annimmt. Der Maler Rottmann aus Münster schuf die auf Leinewand gemalten Wandbekleidungen der beiden Spielzimmer im Erdgeschoss[1]), die eine mit Chinoiserien, die andere mit Scenen der Parforce-Jagd; bedeutendere Leistungen sind die Gemälde der Surportes von dem Münsterischen Maler Koppers. Koppers hat sich augenscheinlich nach den Niederländern des XVII. Jahrhunderts gebildet; er erreicht namentlich in seinen Stillleben und in seinen Puttenfiguren mit der Kraft seiner Farben und dem kräftigen Inkarnat seine besten Leistungen.

Die Kapelle nimmt einen ganzen Pavillon-Bau in Anspruch und umfasst Erdgeschoss und Mansardgeschoss; in einem Drittel ist die Empore mit der Loge des Kurfürsten eingebaut mit einem kleinen Altar für den Gebrauch des Kurfürsten. Die Wandmalereien der Kapelle sind neueren Ursprunges; die durch die schräge Lage des Mansarddaches gebildete, von Fenstern durchbrochene Voute ist mit einem reichen Stuckschmuck schwebender Putten und kirchlicher Embleme von Castelli und Morsegno versehen; die Deckenfläche umfasst ein grosses Deckenfresko mit Heiligen-Darstellungen von Bigari und Vanelli, die der Kurfürst zu dieser Arbeit nach Clemenswerth berief[2]); es ist eine Arbeit in der üblichen italienisirenden Art der süddeutschen und oberitalienischen Freskomaler jener Zeit, namentlich nicht ungeschickt in der Farbengebung.

Altar und Kanzel (Fig. 58) sind Werke des schon erwähnten Baumeisters des deutschen Ordens, Franz Caspar Roth in Mergentheim, der seit 1730 den

---

1) zum Theil erhalten; jetzt im Pavillon Hildesheim.

2) Ueber die Herkunft dieser sonst unbekannten Maler konnte ich nichts in Erfahrung bringen; Bigari scheint jedoch nach Ausweis der Bau-Akten (Osnabrück St. A. XV, 180) der eigentliche Maler, Vanelli nur sein Gehülfe gewesen zu sein; er kam 1741 durch Vermittlung Leveilly's, den Schlaun um einen Freskomaler zur Ausschmückung der Kapelle gebeten hatte, nach Clemenswerth. Der Kurfürst hatte zunächst den Maler Johann Holzer (1708—1740) für die Arbeiten in Clemenswerth ausersehen; derselbe starb aber bald nach seiner Ankunft in Clemenswerth. Vergl. u. a. Füssli „Allgem. Künstler-Lexikon" und Lipowsky „Bayer. Künstler-Lexikon".

Bau der Schlosskirche in Mergentheim leitete[1]). In der That tragen diese Werke einen ganz anderen künstlerischen Charakter als die übrigen Arbeiten von Clemenswerth; in Aufbau und in ihrem ornamentalen Charakter sind sie den frühen fränkischen Arbeiten, z. B. des Dienzenhofer und des Küchel in Bamberg, ziemlich verwandt und zeigen wie diese die starken Nachwirkungen älterer barocker Elemente. Für den Altar waren die noch zu erwähnenden Altäre der Mergentheimer Schlosskirche, die wenige Jahre früher entstanden, bestimmend; überdies scheint Roth die Herstellung dieser Altarbauten aus rothem Stuckmarmor selbst betrieben zu haben. In der kleinen Kapelle von Clemenswerth hat der Altar Roth's mit seinem durchbrochenen und von der Rückseite beleuchteten Aufsatz, dem flott gemalten Altargemälde des Hl. Hubertus von einem italienisirenden Meister und dem verglasten Antependium, hinter dem in einem prächtigen, goldgestickten Ornat die Gebeine des Hl. Fructuosus[2]) ruhen, einen glücklichen Eindruck; weniger bedeutend ist die Kanzel.



Fig. 58. Schloss Clemenswerth. Altar der Kapelle.

Erwähnenswerth ist noch eine kleine architektonische Spielerei des XVIII. Jahrhunderts, die Gloriette am Rande des hinter dem Kloster gelegenen Gartens, sie liegt in der Mittel-Axe des Kapellenbaues, da aber die Grenze des Parkes nicht rechtwinkelig ist zu dieser Axe, so hat die Gloriette die Grundform eines Rhombus angenommen, und der Künstler — wahrscheinlich Schlaun — bemüht sich in dem Obergeschoss (Mansardgeschoss) einige regelmässige Räume auf dieser Grundfläche zu schaffen. Das Erdgeschoss enthält

1) Im Kgl. Staats-Archiv zu Osnabrück liegt ein Kontrakt mit Roth von 1739, nach dem er für Kanzel und Altar 3000, für Sepultur und Internakel 900 fl. erhielt; ein gleichzeitiger Brief des Kurfürsten in den Akten des deutschen Ordens (Ludwigsburg, Kgl. Archiv) sagt: „als mehrerw. Bau-Direktor Roth befelchet ist, Uns nacher Clemenswerth auf dem Hümmling zu folgen".

2) Diese Reliquien schenkte Papst Benedikt 1756 dem Kurfürsten Clemens August.

nach dem Garten eine offene Halle, dahinter die kleine Treppe, einen Vorrathsraum und einen Flur nach der Aussenseite des Parkes; das Obergeschoss erhält durch Verschränkungen und Ausbau der Ecken 3 Zimmerchen von symmetrischer Grundform, darunter ein regelmässig fünfeckiges.

Ehe wir von Clemenswerth scheiden, müssen wir noch der sonstigen Ausstattung des Baues Erwähnung thun, nicht allein des kunst- und kulturhistorischen Interesses wegen, sondern auch weil der Eindruck, den man von dem Ganzen mitnimmt, sich so eng aus der Gesammt-Anlage und den so zahlreich erhaltenen Resten der Einrichtung zusammensetzt. In dem Mittelbau nehmen ausser einer Anzahl von Möbeln vornehmlich eine grosse Reihe von Feuerböcken in vergoldeter Bronze unser Interesse in Anspruch; es sind wahrscheinlich deutsche Arbeiten, jedoch von besonderer Exaktheit und Eleganz der Ausführung, namentlich bei den Kinderfiguren; am ehesten wird man an den Münchener de Groff denken müssen, der ja auch die reizenden Bleigruppen im Speisezimmer des Brühler Schlosses schuf und dessen Sohn sich 1755 einmal ausdrücklich auf seine und seines Vaters Beziehungen zu Clemens August beruft[1]).

Da der Mittelbau des Schlosses, der um 1830 einige Zeit bewohnt wurde, damals eine neue Einrichtung erhielt, kamen die meisten der alten Möbel in das Pavillon Hildesheim, der uns in dieser reichen Ausstattung ein eigenthümliches Bild bietet; an den Wänden hängen wohl geordnet und bezeichnet die rechten Vorderläufe der Hirsche, die Clemens August auf der Parforce-Jagd am Hümmling erlegte, wohl 70—80 Stück. Die Zimmer enthalten eine reiche Sammlung von Möbeln, namentlich eine Reihe reich eingelegter Kommoden, zwei prächtige Consoltische, die Reste eines blauseidenen Mobilars und verschiedene Kaminschirme.

Ein mehr kulturhistorisches Interesse beansprucht der Küchenbau, Pavillon Paderborn; beim Eintritt liegen rechts die Geschirrkammern, links die Zimmer des Oberkochs, daran schliesst sich in ganzer Breite des Baues die grosse Mundküche mit einem riesigen Kamin, den Rechauffoirs den Fenstern entlang und den grossen Zurichte-Tischen in der Mitte; an dem Kamin steht noch das Uhrwerk, das den Bratspiess in Bewegung setzte. An die Mundküche stossen einerseits Backstube und Schlachthaus, andrerseits die Spülküche mit der darübergelegenen Kupferkammer mit einem reichen Schatz an allem möglichen Kupfergeräth, den 2—3 m langen Bratspiessen u. s. w. Den reichsten Schatz dieses Baues bildet das in der Geschirrkammer untergebrachte grosse Fayence-Service; voran eine Anzahl grosser Terrinen in Form eines Eberkopfes, eines Truthahnes u. s. w., kleinere Terrinen in Form von Enten und solche mit ornamentalen Verzierungen, Schnepfen als Saucieren und endlich alle möglichen Früchte als Compot- und Gemüseschüsselchen. Die einzelnen Gefässe sind ziemlich starkwandig, aber von vorzüglicher Farbenpracht, namentlich bei den

1) Aufleger-Trautmann „Die reichen Zimmer der Königl. Residenz zu München“, p. 4.

Thierfiguren; es ist kaum zweifelhaft, dass das Service aus der Hannong'schen Fayence-Fabrik in Strassburg stammt und für Clemenswerth angefertigt wurde[1]).

Seit fast anderthalb Jahrhunderten schlummert Clemenswerth mit seinen reichen Schätzen am Hümmling, fernab von den grossen Heerstrassen, auf denen die welterschütternden Ereignisse um die Wende des Jahrhunderts einherzogen; keine kriegerische Hand hat es je in seinem Schlaf gestört. Auch der Besitzwechsel im Jahre 1802, der Clemenswerth an die Herzoge von Arenberg brachte, verursachte keine Neuerungen; nur um 1830 hat es auf kurze Zeit der herzoglichen Familie als Wohnsitz gedient; aus diesen Jahren stammt deshalb der grössere Theil der Innen-Einrichtung des Mittelbaues. Seitdem liegt Clemenswerth wieder in seiner stillen Einsamkeit, die uns so leicht, leichter als an irgend einem andern Ort, ein Bild fröhlichen Jagdlebens des Rococo hervorzaubert. Müde zieht der Zug der Jäger in den fackelbeleuchteten Hof, das erlegte Wild wird in Reih und Glied geordnet, nach altem Jägerbrauch getheilt und das Hallali geblasen. Dann herrscht noch in Ställen und Küchen ein schnelles Treiben, der Kurfürst geht mit seinen Jagdgenossen zu Tisch in dem grossen runden Saal; nach aufgehobener Tafel zieht er sich mit einigen intimen Freunden zu einem Kartenspiel zurück an dem grünen plüschbeschlagenen Spieltisch mit seinen tiefen Geldtaschen, der noch im Pavillon Hildesheim steht; und am andern Morgen rufen die Jagdhörner wieder hinaus zum fröhlichen Waidwerk. Einige Wochen dauert dies muntere Leben in Clemenswerth, das sich 2 bis 3 mal im Jahre wiederholt; dann zieht der Fürst mit grossem Tross wieder von dannen und Clemenswerth sinkt in seine tiefe Ruhe zurück, aus der es nicht mehr erwachen sollte, als der Tod den jagdlustigen Fürsten so schnell hinwegraffte. Dass uns Clemenswerth in seiner Vollkommenheit erhalten blieb, das danken wir nicht nur einem guten Dämon, der über Clemenswerth waltete, sondern im Wesentlichen dem Hause der Herzoge von Arenberg, deren hohe Interessen und mustergültige Verwaltung dieser einsamen Perle des Rococo eine pietätvolle Erhaltung für alle Zeiten sichern.

1) Das Service trägt keine Fabrikmarke; einmal lässt die Farbengebung nur die Wahl zwischen Marseille und Strassburg, dann aber besitzt das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg eine kleine bezeichnete Terrine mit 2 Adlerköpfen als Griffen (Brinkmann „Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe 1894, p. 339), von der sich in Clemenswerth ungefähr 10 Exemplare finden. Auch Herr Direktor Schricker, Strassburg, nimmt das Service für die Strassburger Manufaktur in Anspruch.

Kapitel VIII.

Die Bauten des Kurfürsten Clemens August ausserhalb der Rheinlande[1]).

Westfalen hat in ganz anderer Weise als die Rheinlande in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts eine geschlossene Gruppe von Architekten aufzuweisen; es begegnen uns eine Reihe hervorragender Namen, wie die der beiden Pictorius, Quinecken, Rudolphi, Grothues und des Münsterischen Generals der Artillerie Lambert von Corfey, der 1689 die Beschiessung der Stadt Bonn leitete[2]). Die Einwirkungen, unter denen die Baukunst Westfalens im XVII. Jahrhundert stand, sind mannigfacher Art; einmal gab das Material des Ziegels die Neigung zu breiter flächenhafter Wirkung, wie sie uns in einer grossen Reihe von Adelshöfen, theils in Münster, theils auf dem platten Lande begegnet; diese Neigungen werden noch bestärkt durch die Beziehungen zu Holland und Friesland, in denen der Ziegelbau heimisch ist; dann auch finden wir grade in den Ziegelbauten eine grosse Menge alter Renaissance-Motive, die sich durch das ganze XVII. Jahrhundert erhalten. Endlich spielt auch der italienische Einfluss in Westfalen eine sehr grosse Rolle; bis hierhin sind die italienischen „muratori“, die über die Alpen in Bayern einfielen, stellenweise vorgedrungen; ja der Tridentiner Petrini, der die Bauthätigkeit in Franken am Ende des XVII. Jahrhunderts beherrschte, baute für den Fürstbischof von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, seit 1681 die Paderborner Jesuitenkirche (Hoffmann, a. a. O. p. 29); die Dominikaner-Kirche in Münster, das Werk Lamberts von Corfey (1731), ist ein Bau von rein italienischen, ziemlich strengen Formen. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass Corfey, mit dessen Person sich

---

1) Wenn diese Gruppe von Bauten, deren Kern sowol der Menge nach wie in Folge stilistischer Zusammengehörigkeit die westfälischen Besitzungen des Kurfürsten bilden, eine etwas summarische Behandlung erfährt, so liegt das in der Natur der Sache; Clemens August hat den Mittelpunkt seines grossen Territoriums stets in die Rheinlande verlegt und dort die bedeutendsten künstlerischen Werke geschaffen. Auf der anderen Seite würde eine ausführliche Behandlung, die überdies mangels hinreichender Vorarbeiten zahlreiche Lokalstudien erfordern würde, sich fast mit einer Monographie Schlauns decken, der die Leitung der sämmtlichen kurfürstlichen Bauten in den ausserrheinischen Territorien hatte und der um die Mitte des Jahrhunderts die westfälische Baukunst vollkommen beherrscht; eine solche Behandlung der westfälischen Bauten, denen das Geschick im übrigen ziemlich übel mitgespielt hat, liegt nicht in unserer Aufgabe.

2) Vergl. Gurlitt „Barock und Rococo in Deutschland“ p. 364, namentlich Hoffmann „Die Deutschordensritter-Commende Mülheim an der Möhne“. Münster, Diss. 1895, p. 15 ff., wo die zahlreichen Aufsätze Nordhoffs, der die Kenntniss dieser Architekten begründete, vollständig citirt sind, namentlich: Jahrb. des Ver. v. Alterthumsfreunden im Rheinl.“ Heft 67 und 70, Repert. f. Kunstwissenschaft V, p. 303, Prüfers „Archiv f. christl. Kunst“ 1886. „Westdeutsche Zeitschrift“ VIII, p. 220 und Nordhoff „Die Bau- und Kunst Denkmäler Westfalens, II. Kreis Warendorf.

die westfälische Lokalforschung noch viel zu wenig befasst hat, bei der gemeinschaftlichen Berufsstellung am Nachhaltigsten auf Schlaun eingewirkt hat. Johann Conrad Schlaun wurde 1694 zu Noerde bei Oesendorf geboren[1]), seine Ausbildung ist uns unbekannt; dann begegnet er uns zuerst wieder 1719, in dem Jahre, in dem Clemens August zum Fürstbischof von Münster und von Paderborn gewählt wurde; wir besitzen zwei Zeugnisse seiner Thätigkeit von 1719, einmal zwei Ansichten von Paderborn und Neuhaus (im Alterthums-Verein zu Paderborn), bezeichnet: „J. C. Schluen 1719"; dieselben zeugen jedoch kaum von grossem künstlerischen Können; dann aber wagt der damals 25jährige Schlaun schon einen Wettbewerb mit Gottfried Laurenz Pictorius um den Neubau des Jesuiten-Collegiums in Büren[2]). Das Gutachten jedoch, um das die Bürener Jesuiten den General Lambert von Corfey angingen, fiel sehr zu Ungunsten des Schlaun'schen Entwurfes aus, namentlich tadelt Corfey die Raum-Anordnung Schlaun's; Pictorius hat dann sein Projekt seit 1720 ausgeführt. Um diese Zeit scheint Clemens August in Beziehungen zu Schlaun getreten zu sein; ob Schlaun allerdings bereits an den noch zu nennenden Arbeiten in Sassenberg betheiligt war, wissen wir nicht; Nordhoff (Kreis Warendorf, p. 67) nennt Gottfried Laurenz Pictorius und einen Franzosen Rossignolt[3]) als die Leiter der Arbeiten in Sassenberg 1721 und 1722; jedoch besitzt die Bonner Kreisbibliothek einen bezeichneten Entwurf Schlaun's zu einem Feuerwerk zu Ehren des Fürstbischofs Clemens August aus der Zeit 1719—1722[4]). Auf jeden Fall leitete Schlaun auch schon die Arbeiten, die Clemens August bald nach seinem Regierungs-Antritt in der Paderborner Residenz Neuhaus unternahm; im August 1725 erscheint Schlaun dann, wie bereits oben bemerkt, als „Oberbaumeister" des Kurfürsten am Rhein. 1728 tritt er von der künstlerischen Leitung der rheinischen Bauten zurück; wohl erscheint er dort noch als Leiter von Nutzbauten und rein technischer Anlagen; so ist er der Erbauer des Jesuiten-Collegs in Köln[5]) und wahrscheinlich auch des Jesuiten-Collegs in Bonn[6]), in den 30er Jahren z. B. erscheint er als Bauleiter bei dem Bau der Chausseen Köln-Bonn und Köln-Brühl.

In Westfalen selbst beherrscht Schlaun seitdem das gesammte kurfürstliche Bauwesen[7]), neben ihm wird nur der in Paderborn ansässige Franz Cristoph

---

1) Hoffmann (a. a. O.) p. 25 Anm.

2) Münster St. A. Herrschaft Büren II.

3) Rossignolt war Hof-Tapezierer in Bonn; in den Bonner Haupt-Rechnungen erscheint er in der Folgezeit des Oefteren.

4) Ebendort ein Entwurf Corfey's zu dem Feuerwerk, das Clemens August im December 1722 zu Ehren Karls VI. und des Kurfürsten Joseph Clemens abbrennen liess.

5) Jetzt Gymnasium an Marzellen; vergl. Milz „Gesch. des Gymnasiums an Marzellen". Schul-Programm 1887—1889. Grundsteinlegung am 28. April 1728.

6) Mering „Clemens August", p. 23 Anm. Der Bau ist vor Kurzem zum Theil niedergelegt, zum Theil verbaut worden; Grundsteinlegung am 11. August 1732.

7) Das Inventar des Arnsberger Schlosses von 1761 nennt ein besonders für Schlaun bestimmtes Zimmer.

Nagel als kurfürstlicher Architekt genannt[1]); Schlaun's Stellung, Neumann's Einfluss in Franken verwandt, wird durch enge Beziehungen zu dem Kurfürsten wesentlich gefördert. Von den Werken, die Schlaun für die Klöster und den Adel Westfalens schuf, sind uns erst wenige bekannt; ich nenne nur Kloster Iburg (Mitth. des histor. Vereins zu Osnabrück. XVII p. 45). Schlaun's hervorragendste Werke, der Erbdrostenhof und das Schloss zu Münster (seit 1767) entstanden erst nach dem Tode des Kurfürsten Clemens August; davon leitet Schlaun den Bau des Schlosses noch wenige Monate vor seinem am 21. October 1773 erfolgten Tod. Als Techniker erwarb sich Schlaun einen solchen Namen, dass er seit 1750 öfters Berufungen als Sachverständiger erhielt, namentlich bei der Wiederherstellung des Domes zu Speyer 1755 und 1772 (Meyer-Schwartau „Der Dom zu Speyer“ p. 57 und p. 62).

Im Einzelnen tragen die Arbeiten Schlaun's sämmtlich italienische Züge, namentlich in der Behandlung der Profile u. s. w.; das würde auch für seinen Zusammenhang mit Corfey sprechen, andrerseits eine italienische Studienreise bestätigen[2]). Für den Bereich der Werke Schlaun's, die unsere Aufgabe angehen, kommt das eine hinzu, dass Schlaun mit Ausnahme von Clemenswerth und der Clemens-Kirche in Münster kein grösseres künstlerisches Werk für Clemens August schuf; die sämmtlichen westfälischen Besitzungen des Kurfürsten waren Anlagen des XVI. und XVII. Jahrhunderts und es handelt sich meist nur um Neueinrichtungen der Wohnräume im Sinne und Geschmack des XVIII. Jahrhunderts, Garten-Anlagen und Nutzbauten. Von allen diesen Bauten ist uns jedoch nur der geringste Theil überkommen.

In erster Linie kommt das zum Erzstift Köln gehörige Herzogthum Westfalen in Betracht mit dem Residenzschloss in Arnsberg und dem Jagdschloss Hirschberg. Das Arnsberger Schloss[3]) ist sehr alten Ursprunges; am Ende des XVI. Jahrhunderts entstand unter dem Kurfürsten Salentin von Isenburg ein fast vollkommener Neubau mit einem mächtigen von 2 Thürmen flankirten Bau nach der Stadt hin. 1661 hören wir von grösseren Arbeiten im Schloss durch den Baumeister Hans Deger; unter Joseph Clemens liess man dem Bau keine rechte Sorgfalt angedeihen, bis Clemens August, der die Arnsberger Hochwälder wegen ihres grossen Hirschbestandes gern aufsuchte, die Wiederherstellung des Schlosses unternahm; 1726 hören wir von einer Reise Schlaun's von Bonn

1) Bei Gelegenheit des Baues der Jesuitenkirche in Büren, Münster St. A. Herrschaft Büren II.

2) Die Quelle Nordhoff's dafür kenne ich nicht; vgl. „Mittheil. des histor. Vereins zu Osnabrück“, XVII, p. 50, Anm.

3) Ansichten des Schlosses übereinstimmend bei Bruyn-Hogenberg, Gigas „Prodromus geographicus“. 1620 und bei Merian „Topographia Westfaliae“, abgeb. in der „Ztschr. des bergischen Geschichts-Vereins“ XXIII; eine Ansicht der Rückseite in der Stichfolge von Metz und Mettely. Im übrigen vgl. Seibertz „Quellen zur westfäl. Gesch.“ III, p. 368 ff., Seibertz „Blätter zur näheren Kunde Westfalens“. 1862, p. 52 ff. Hoffmann (a. a. O.), p. 45 Anm. und die inzwischen erschienene „Geschichte der Stadt Arnsberg“ von Féaux de la Croix.

nach Arnsberg wegen des dortigen Bauwesens (Haupt-Rechnung 1726). Die Arbeiten, von denen wir eine nähere Kunde nicht haben, bestanden im Wesentlichen in der Wiederherstellung des grossen Saales, dem Abbruch des grossen Thurmes (wohl des alten Bergfriedes), sowie der alten, 1114 fundirten Kapelle und dem Anbau von 2 kleineren Flügeln an den Hauptbau, deren einer die Kapelle enthielt[1]). Das Schloss-Inventar von 1761[2]) nennt im Wesentlichen folgende Räume: den grossen Saal mit zahlreichen Gemälden, die „neue Antekammer", das Schlafzimmer, das Schreibkabinet und das Speisezimmer mit grünen Tuchtapeten; dieselben scheinen der Bauperiode unter Clemens August angehört zu haben; im Gegensatz dazu stehen die alte „Antekammer", das alte Schlafzimmer in blauer Seide, das Audienzzimmer in blauem Damast, ein Cabinet (im Thurm) von gelber Seide und das Billardzimmer mit 5 grossen Gobelins; diese Räume gehörten wahrscheinlich der Bauperiode um 1660 an. Schon 1760 hatten nach dem Inventar die alliirten Truppen schlimm in Arnsberg gehaust und u. a. das Zeughaus ausgeräumt. 1762 kam es dann zur Beschiessung des von den Franzosen besetzten Schlosses durch den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, dabei ging das Schloss wenigstens theilweise in Flammen auf. Die Alliirten sprengten dann noch den einen Flankirthurm des Hauptbaues; was bei diesen Ereignissen erhalten blieb, das scheint allmählich gestohlen worden zu sein, da Kurfürst Max Friedrich kein Interesse an der Erhaltung des Schlosses bezeigte; 1773 cedirte er die Trümmer den westfälischen Landständen zum Bau eines Zuchthauses, des jetzigen Regierungs-Gebäudes in Arnsberg.

Das Jagdschloss Hirschberg, einige Stunden von Arnsberg entfernt, war ein Bau des Kurfürsten Max Heinrich, eine breite dreiflügelige Anlage, mit schmucklosen Façaden, die 1662 durch den Frater Conitius begonnen wurde[3]). Nach dem Inventar von 1761 war die Einrichtung des Inneren sehr einfach; das Erdgeschoss enthielt ein Appartement für den Kurfürsten, Speise-Saal, Billard-Zimmer und Kapelle; die Zimmer des Obergeschosses waren durchweg nur mit Bett, Tisch und 2 Stühlen ausgestattet.

Clemens August Bauthätigkeit in Hirschberg scheint sich nur auf den Abschluss der Cour d'honneur durch ein grosses Gitter erstreckt zu haben; das grosse Thor dieser Anlage hat 1826, nachdem das Schloss schon grösstentheils niedergelegt war, in Arnsberg Aufstellung gefunden; die beiden breiten, von Thüren durchbrochenen Pfeiler weisen in ihrer eigenthümlichen Behandlung mit Lisenen die Hand Schlaun's; die Bedeutung des Werkes liegt in den beiden grossen Thiergruppen auf den Pfeilern, ein Eber und ein Hirsch von Hunden gehetzt; nach den Bildhauer-Arbeiten in Clemenswerth zu urtheilen, haben wir

1) Einen Plan der Decke der Kapelle besitzt Herr Baumeister Zengeler, Bonn; der Raum ragte danach in das Mansardgeschoss hinein und erhielt eine barocke Leistengliederung.

2) Düsseldorf St. A. Kurköln. Erzbischöfe, Clemens August Nr. 1 q.

3) Féaux de la Croix im „Sauerländ. Gebirgsboten" 1884, p. 5 und 46. Seibertz „Quellen zur westfäl. Gesch." III, p. 386. Hoffmann (a. a. O.) p. 29. Abbildung in der Stichfolge von Metz und Mettely.

es zweifelsohne mit Werken Manskirsch's zu thuen, der hier allerdings in der Lebendigkeit der Darstellung und dem Studium des Thier-Charakters auf einer bedeutend höheren Stufe steht als bei seinen Arbeiten in Clemenswerth; ein Chronogramm gibt die Jahreszahl 1753.

Im Bisthum Münster handelt es sich, da die Fürstbischöfe in der Stadt nie eine grössere Residenz besessen haben bis auf den Bau des grossen Schlosses in Münster (1767), hauptsächlich um die Schlösser von Sassenberg und Ahaus. Sassenberg[1]) ist im Wesentlichen eine Anlage des Fürstbischofs Bernard von Galen, der seit 1666 den grossen Park anlegen liess; Fürstbischof Friedrich Christian von Plettenberg, der baueifrigste der Münsterischen Bischöfe, fügte in dem letzten Jahrzehnt des XVII. Jahrhunderts den zum Theil noch bestehenden Schlossbau hinzu. Clemens August hat als Bischof von Münster und Paderborn mit Vorliebe in Sassenberg residirt und wir wissen von einer Reihe Arbeiten an der Ausstattung des Schlosses von 1720/22, bei denen namentlich der Tapezirer Rossignolt aus Bonn genannt wird; die Leitung lag nach Nordhoff (a. a. O.) in den Händen des G. L. Pictorius. In den späteren Jahren seiner Regierung hat Clemens August die Park-Anlagen weiter ausgebaut; die Regulirung der Insel, auf der das alte gothische Amtsgebäude lag, und die Anlage des kreisrunden, im Wasser gelegenen Schneckenberges stammen aus dieser Zeit.

Schloss Ahaus[2]), das Friedrich Christian von Plettenberg 1690—1693 aus eignen Mitteln erbaute und dem Bisthum zum Geschenk machte, ist einer der wichtigsten und imposantesten westfälischen Schlossbauten des XVII. Jahrhunderts; der breite, derbkräftige Ziegelbau von 3 Flügeln und 2 breiten vorgelagerten Thürmen liegt auf einer ummauerten, fast quadratischen Insel mit 4 Eck-Pavillons; ausserhalb derselben liegt an einer Seite wiederum von Wasser umgeben die mächtige Vorburg mit einem grossen Thorthurm in der Mitte. Von den wenig bedeutenden Rococo-Decken des Inneren könnten einige der Zeit des Kurfürsten Clemens August angehören; die meisten derselben sind in ihrer Mischung französischer Rococo-Elemente mit Barock-Motiven ohne Zweifel Werke Schlaun's, der die Umbauten des Schlosses unter Max Friedrich seit 1766 leitete; dem Jahre 1767 gehört der Mittel-Risalit der Gartenseite, ein echt Schlaun'sches Werk, an[3]). In dem grösstentheils parzellirten Park haben sich eine Figur der Athena und ein grosses Thor mit allegorischen Figuren auf den Pfeilern aus der Zeit des Kurfürsten Clemens August erhalten; die

1) Nordhoff „Kreis Warendorf", p. 57 ff. mit einem Lageplan von 1752. Eine Ansicht in der Stichfolge von Metz und Mettely. Akten über die Verwaltung des Schlosses: Münster St. A. Münster. Hof-Kammer Nr. 21—42.

2) Tücking „Gesch. der Herrschaft und Stadt Ahaus" in der „Zeitschr. für vaterländische Gesch." 1873, p. 12. Hoffmann (a. a. O.) p. 24, Anm. 2, der im Gegensatz zu Nordhoff den Bau nicht für ein Werk des Quincken, sondern des jüngeren Pictorius hält. Ansicht der Gartenseite in der Stichfolge von Metz und Mettely; dem jetzigen Besitzer, Herrn Tabak-Fabrikant Oldenkott, danke ich die Möglichkeit einer eingehenden Besichtigung des Schlosses.

3) Münster St. A. Münster. Cab. Reg. C. VII. B. 1 und 2.

besten Leistungen sind 4 Kinder-Gruppen, Allegorieen der vier Jahreszeiten, an einem Abschlussgitter des Schlosshofes; diese Werke stammen wohl sämmtlich von Manskirsch. Von den Park-Anlagen unter Clemens August ist wenig mehr zu erkennen, das Theater ist verschwunden und nur die gleichzeitig angelegte und unter Max Friedrich mit einer Mauer umzogene Fasanerie hat sich noch erhalten.

In Münster selbst entwickelte sich unter Clemens August eine reiche Bauthätigkeit, die jedoch wesentlich dem westfälischen Adel angehört und deshalb unsre Aufgabe wenig berührt; die Arbeiten, die Clemens August am Dom ausführen liess, sind grossentheils wieder verschwunden, so der Vorplatz mit zwei grossen allegorischen Gruppen Manskirsch's, Religion und Priesterthum, eine Muschelgrotte in einem der Domthürme, u. a. m.[1]).

Für das Allgemeinwohl des Bisthums Münster von grosser Bedeutung sollte der am 9. Mai 1724 begonnene Ems-Kanal werden, ein grosses technisches Unternehmen, das jedoch nach wenigen Jahren liegen blieb. Oeffentlichen Zwecken diente auch das 1732 erbaute, noch bestehende Arbeits- und Zuchthaus, ein einfacher Ziegelbau, der in seiner einzigen Gliederung der Flächen, den doppelt gestellten Eck-Lisenen, deutlich auf Schlaun als den Architekten hinweist[2]).

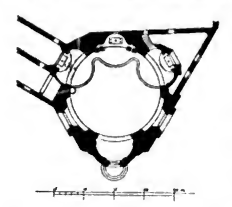


Fig. 59. Münster, Clemenskirche. Grundriss.

1745 begann man mit dem Bau des Klosters der barmherzigen Brüder in Münster, das eine Stiftung des Kurfürsten war; der spitze Winkel des Grundstücks, der durch 2 Strassenfluchten gebildet wird, ist mit grossem Geschick zu einer kleinen Kirche von zentraler Grundform, dem hl. Clemens geweiht, ausgenutzt worden (Fig. 59). Der Umfang des Kuppelraumes ist im Sechseck getheilt und den Fluchtlinien entsprechend wechseln jedesmal eine flache Nische und eine Concha ab, die nach dem Hauptraum im Stichbogen geschlossen sind; die Kuppel trägt eine schmale, hohe Laterne. Der Aussenbau zeigt unverkennbar Schlaun'sche Züge, namentlich in der breiten Behandlung der Ziegelflächen des Klosters, während die Ecke mit dem Hauptportal eine reichere, lebendige Gestaltung erfährt, aber doch mit der unvermeidlichen Lisenen-Gliederung Schlaun's. Der Aufbau des Daches mit der Laterne erinnert lebhaft an den Mittelbau des Schlosses Clemenswerth.

Die innere Ausstattung[3]) der Kirche ist zweifellos ein Werk Balthasar

1) Eine der Gruppen Manskirsch's hat sich in Münster in Privatbesitz erhalten; gütige Mittheilung des Herrn Professor Nordhoff, Münster.

2) Vergl. Erhard „Gesch. Münsters“. Münster 1837. p. 579.

3) Ich kann leider keine Abbildung der Kirche geben, weil die einzige Aufnahme, die für die Denkmäler-Inventarisation Westfalens angefertigt wurde, mir zu spät zugänglich wurde.

Neumann's; ich vermuthe sogar, dass Gurlitt, dem die Thätigkeit Neumann's für Clemens August unbekannt war, seine Annahme eines Zusammenhanges zwischen Schlaun und Neumann zum Theil auf den Charakter der Innen-Dekoration der Clemens-Kirche gegründet hat; was wir aber an Innen-Dekorationen mit Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit Schlaun zuweisen können, z. B. die Stuckdecken in Ahaus und die noch zu nennenden Zimmer in Neuhaus, zeigt einen von dem Inneren der Clemenskirche prinzipiell verschiedenen Charakter; Schlaun hat, wie das auch seine Aussen-Architekturen zeigen, nie die barocken Reste, die er aus der westfälischen Architektur des XVII. Jahrhunderts übernommen hat, überwunden.

Von alledem zeigt die Clemenskirche nichts; schon die Säulen und Pilaster mit ihrer starken Schwellung im unteren Drittel, die grossen, breit ausladenden Kapitäle mit dem kleinen auf den Säulenschaft übergreifenden Blatt sind vollgültige Zeugnisse dafür, dass Neumann die Innen-Dekoration der Clemenskirche schuf; dafür sprechen ausserdem die Behandlung des Hauptgesimses mit seinem Zahnschnitt, das Anbringen kleinerer Ornament-Theile auf dem Gesims an Stelle des Schlusssteins über den Korbbogen, u. a. m. Von Neumann's Kirchenbauten zeigt das „Käppelle" bei Würzburg die grösste Verwandtschaft mit der Clemenskirche, so vornehmlich in der Anbringung der Kanzel zwischen den beiden Pilastern; diese Erscheinungen in Verbindung mit den urkundlichen Zeugnissen einer umfangreichen Thätigkeit Neumann's für Clemens August seit 1740 sprechen ausdrücklich dafür, dass wir in der Clemenskirche ein versprengtes Werk des grossen fränkischen Meisters zu sehen haben. Im übrigen hat der Kurfürst es sich auch angelegen sein lassen, seine besten künstlerischen Kräfte zum Schmuck der Kirche, die am 3. October 1753 eingeweiht wurde, heranzuziehen; die Gemälde der Kuppel rechnen zu den besten Leistungen Schöpf's, während das Altarbild ein Werk Piazetta's ist.

Die bedeutendste Schöpfung des Kurfürsten Clemens August auf westfälischem Boden ist die Anlage des Schlossgartens von Neuhaus (Taf. II); Paderborn besass seit dem XIII. Jahrhundert keine bischöfliche Residenz in seinen Mauern in Folge der Streitigkeiten zwischen Bürgern und Bischof; dieselbe lag als ein festes Schloss $^{3}/_{4}$ Stunden von Paderborn entfernt an dem Zusammenfluss von Lippe und Alme. Das Schloss von Neuhaus selbst, ein interessanter rechteckiger Renaissance-Bau mit 4 mächtigen Eckthürmen, von breiten Wassergräben umgeben, entstand im Laufe des XVI. Jahrhunderts[1]); die bei Neuhaus beginnende „Senne", eine weite mit einzelnen Busch-Parthieen bestandene Haide, ein vorzügliches Terrain zur Parforce-Jagd, bewog den jungen, jagdlustigen Kurfürsten wohl hauptsächlich, Neuhaus als Residenz zu bevorzugen. Die Arbeiten in Neuhaus begannen spätestens 1726, denn in dem Jahre reiste Schlaun zur Besichtigung der Arbeiten von Bonn nach Neuhaus; 1736 war der Schlossgarten, nach einem Kupferstich der Zeit zu urtheilen, im

1) Vergl. Bessen „Gesch. des Bisthums Paderborn." 1820. Eine Ansicht des Schlosses in der Stichfolge von Metz und Mettely.

Wesentlichen vollendet[1]). Die Anlage des Gartens bedingte zunächst eine grosse technische Leistung, die Verlegung der Flussbette von Alme und Lippe; das in der Breite des Schlosses sich erstreckende Garten-Parterre umfasst in seiner vorderen Hälfte die Blumenbeete, in der andern die Taxus-Anlagen. Der Raum zwischen Parterre und Alme enthielt verschiedene Anlagen, Ziergärten, einen holländischen Garten u. s. w.; der in dem Kupferstich der „Descriptio sacri triumphi" auf der Landspitze eingezeichnete Bau findet sich auf dem späteren Plan nicht; vielleicht ist dieser Bau das kleine Palais, das Mering (Clemens August, p. 17) erwähnt.

Die reichen Wasserkünste des Parkes wurden durch das an der Lippe gelegene Wasserwerk gespeist. Der Charakter des Parterres mit seinen Blumenbeeten, der Uebergang zu den Bosquets, die seitliche Begrenzung durch Alleen verrathen die Hand eines französischen Gartenkünstlers; ob wir auch hier wie in Brühl eine Thätigkeit Girards annehmen dürfen, oder ob ein westfälischer Künstler schon den Entwurf zu dem Garten von Neuhaus lieferte, ist schwer zu sagen. Dieser ersten Bauperiode gehört auch noch der grosse, 1729/30 errichtete Marstall an, die grösste Anlage dieser Art unter Clemens August, die zweifellos auch auf die Stallung in Clemenswerth vorbildlich gewirkt hat. Die beiden dreiflügeligen Seitenbauten, die die Remisen enthielten, schliessen sich mit 2 viertelkreisförmigen Flügeln an den Mittelbau an; diese Räume enthielten sämmtlich Stallungen; das Ganze umschliesst einen grossen von Bäumen umstandenen Reitplatz. Der Bau, der auch die charakteristische Flächengliederung Schlaun's aufweist, dient insofern seiner alten Aufgabe, indem er eine ganze Schwadron Cavallerie beherbergt.

Um 1750, als Clemens August des Oefteren in Neuhaus residirte[2]), beginnt eine neue Bauperiode, der u. a. ein grosser Theil der Nebengebäude, die grosse Brücke über die Lippe (1752) und die Hauptwache vor dem Schloss angehören. Der Meister dieser Arbeiten war kaum Schlaun, denn sie zeigen einen viel derberen Charakter, als er Schlaun's Werken eigen ist; wir werden zunächst an den Paderborner Architekten Nagel zu denken haben.

Als wesentlicher Rest der inneren Ausstattung hat sich die Wandvertäfelung in 2 grossen Zimmern[3]) und die Stuckdecke eines Thurmzimmers erhalten. Die Arbeiten sind den Stuckdecken Schlaun's in Ahaus im Allgemeinen sehr

---

1) „Descriptio sacri triumphi, quem Sancto Liborio ad Paderae fontes adornavit Clemens Augustus Archi-Episcopus Coloniensis." Paderbornae 1737; eine Vogelschau von Schloss und Garten, die fast vollkommen mit dem Plan um 1750 (Tafel II) übereinstimmt.

2) Vergl. z. B. Höxter'sche Zeitung. 1885, 25. April. Auszüge aus dem „Wienerischen Diarium von Staats-, vermischten und gelehrten Sachen."

3) Jetzt Offizier-Casino; die grossen Kassetten-Decken dieser Räume sind vortreffliche Arbeiten des XVI. Jahrhunderts; die Erlaubniss zu Aufnahmen in diesen Räumen sowie den Eintritt in den Park und die Nebengebäude danke ich dem freundlichen Entgegenkommen der Herren Major Edler von Gräve und Rittmeister von Burgsdorff.

verwandt; namentlich herrscht die Freude an dem barocken Leistenwerk vor. Wo sich Elemente des Rococo eindrängen, wie in den Spiegelrahmen des Speisezimmers, da erfahren sie im Gegensatz zu den rheinischen Arbeiten eine breite flache Behandlung; namentlich liebt der Meister auch die Schweifung der oberen Abschlüsse der Spiegelrahmen (Fig. 60). Künstlerisch bedeutender als diese Wandvertäfelung sind das grosse Porträt des Kurfürsten, wahrscheinlich von Desmarées, und die Surportes von Koppers.

Bei Gelegenheit des grossen Liboriusfestes 1736 erhielt auch der Dom von Paderborn ein neues Gewand im Innern durch die Bonner Stukkateure Castelli und Morsegno; der leitende Architekt war dabei wie auch bei den Festbauten von 1736 Franz Christoph Nagel[1]). Wenige Jahre zuvor waren Castelli und Morsegno auch in Nordkirchen, einem Bau des Erbauers von Ahaus und derzeitigem Besitz des schon genannten kurkölnischen Premier-Ministers, thätig gewesen[2]); jedoch konnte ich nach Ludorff „Die Bau- und Kunst-Denkmäler des Kreises Lüdinghausen.“ 1893 p. 72) ihren Antheil nicht näher bestimmen.



Fig. 60. Schloss Neuhaus. Detail aus dem Offizier-Casino.

Das Bisthum Paderborn besitzt in seinen Grenzen einen hochbedeutsamen Kirchenbau aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, die Jesuitenkirche in Büren, an der Clemens August, als Freund der Bürener Jesuiten, einen wesentlichen Antheil hat[3]). In den Jahren 1717—1722 entstand das grosse schlossartige, am Abhang eines Hügels gelegene Collegium; jedoch scheint 1719 eine wesentliche Abänderung des Planes erfolgt zu sein; bei der Gelegenheit fand die oben erwähnte Conkurrenz zwischen Schlaun und

1) Nordhoff in den „Jahrb. v. Alterthumsfreunden im Rheinlande“ Heft. 89 p. 187.

2) Gütige Mittheilung des Herrn E. von Claer nach Bonner Schöffen-Protokollen.

3) Ueber die sehr interessante Geschichte der Bürener Jesuiten-Niederlassung vergl. Rosenkranz in der „Zeitschr. f. vaterländ. Gesch.“ Bd. VIII. 1845. Ein sehr reiches archivalisches Material, namentlich auch über die Bauten der Bürener Jesuiten seit dem XVII. Jahrhundert, bewahrt das Königl. Staats-Archiv zu Münster (Herrschaft Büren II).

G. L. Pictorius statt, in Folge deren Pictorius den Bau in seiner jetzigen Form ausführte; ursprünglich war der eine Flügel des Baues als Kirche vorgesehen, aber schon 1720 kam man von diesem Plan ab. Seit 1750 überlegen dann die Jesuiten den Neubau einer Kirche, die durch einen verdeckten Gang mit dem Collegium verbunden werden sollte. Dabei scheint Clemens August, der sofort einen bedeutenden Geldzuschuss zu dem Bau leistete, auch die Anfertigung des Entwurfes durch seinen Architekten Franz Heinrich Roth vermittelt zu haben; denn am 3. Juli 1754 schliesst der kurfürstliche Kammer-Rath und Ingenieur L. C. Nagel zu Paderborn einen Vertrag mit den Bürener Jesuiten, die Bauleitung „nach anweisung des vom Kurf. Baumeisters Roth entworfenen Risses" zu übernehmen. Der Bau wurde gleichzeitig mit allem Eifer in Angriff genommen; doch legte Clemens August erst am 2. Mai 1756 den Grundstein; die Vollendung des Rohbaues erfolgte jedenfalls vor 1760. 1762 entstanden die grossen Deckenfresken, als deren Meister sich Joseph Gregor Winck [1]) verzeichnet; nach der Angabe von Rosenkranz war auch sein Bruder (?) Christian bei den Bürener Fresken thätig, der in Würzburg als Gehülfe Tiepolos arbeitete. Es sind namentlich 4 grosse Fresken, die Verkündigung und die Begegnung Mariae mit Anna im Querschiff, die hl. Familie und die Vermählung Mariae im Langhaus, ausserdem 4 Grisaille-Gemälde in den Zwickeln der Kuppel. Seit 1767 entstanden die Stuck-Arbeiten, die 1770 mit der Orgel-Tribüne der Westseite von den Brüdern Metz, die späterhin bei dem Ausbau des Schlosses in Münster thätig erscheinen, abgeschlossen wurden; 1772, ein Jahr vor der Aufhebung des Jesuiten-Ordens, erfolgte der Abschluss der inneren Ausstattung durch die Errichtung des Haupt-Altares.

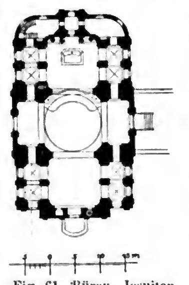


Fig. 61. Büren, Jesuitenkirche. Grundriss.

Die Raum-Disposition (Fig. 61) steht augenscheinlich unter dem Einfluss der grossen süddeutschen Barockkirchen; die herrschende Idee ist auch hier, einen einheitlichen grossen Raum zu schaffen. Deshalb sinken die Seitenschiffe zu Verbindungsgängen herab; das Langhaus besteht im Wesentlichen aus 3 gleichgrossen Quadraten, deren mittleres mit einer Kuppel, die andern mit Tonnen überwölbt sind, das Querhaus tritt nur als geringe Vorlage über die Flucht der Seitenschiffe vor. Darin, wie in der Anlage des verhältnissmässig schmalen Thurmes hinter dem Chor mit den anschliessenden Sakristeien folgt Roth dem Bestreben der rheinischen

1) Die vollständigste Zusammenstellung seiner Werke giebt Meusel „Teutsches Künstler-Lexikon". Lemgo 1778; es sind namentlich seine Arbeiten in Braunschweig und Hildesheim; die Decken der Kirchen in Ruthe und Liebenburg (Bisthum Hildesheim), beides Bauten, die mit Unterstützung des Kurfürsten Clemens August entstanden, u. a. m. Was von diesen Arbeiten noch erhalten ist, ist mir unbekannt.

Kirchenbauten dieser Zeit, den Bau möglichst auf eine rechteckige Fläche zusammenzudrängen, z. B. St. Maria in Dietkirchen in Bonn (Fig. 45). Zu dieser einheitlichen Form des Grundrisses kommt, als eine Errungenschaft der Schulung unter dem jüngeren Blondel in Paris die einheitliche Gliederung der Wandflächen; eine einheitliche Pilaster-Ordnung mit einem mächtigen Gesims umzieht den ganzen Innen-Raum, auch die reicher ausgestattete Altar-Seite mit ihren grossen



Fig. 62. Büren, Jesuitenkirche. Innen-Ansicht.

Gemälden durchbricht diese Ordnung nicht; die Fenster sitzen auf dem Hauptgesims auf und sind von je zwei Kappen in jedem Gewölbe-Quadrat eingefasst. Nirgends findet sich eine Störung dieser mächtigen Verhältnisse durch Schmuckglieder, nur die grossen Kartouchen über den Oeffnungen zu den Seitenschiffen ragen bis in das Hauptgesims hinein. Die Schmuckformen im Einzelnen stehen allem Anschein nach, wenn die Stuckarbeiten auch erst seit 1767 entstanden, im Anschluss an den Entwurf Roth's; die zierliche Umrahmung der schmalen, hohen Panneele, ihre Emblemengehänge, das in lange Ranken ausgezogene

Muschelwerk der Stichkappen über den Fenstern zeigen eine augenscheinliche Verwandtschaft mit der Salle des gardes des Brühler Schlosses (Fig. 62). Auch die Haustein-Façade der Kirche kennzeichnet sich, wie der Schmuck des Inneren, durch eine klare übersichtliche Gliederung; die durch das Mittelschiff gebildete Vorlage der Façade wird besonders betont. Die Horizontal-Gliederung erfolgt im Anschluss an die Höhen des Inneren, eine derbe Quaderung im Erdgeschoss, ein grosses Fenster und 2 Figuren-Nischen in der Höhe der Orgelbühne, ein leichterer Aufbau und kleinere Flächen über dem Hauptgesims des Inneren; die Seitenwände der Kirche sind schmucklos.

Den werthvollsten Schmuck besitzt die Bürener Jesuitenkirche in den Fresken Winck's; diese Uebersichtlichkeit der Composition, der meisterhafte Aufbau einer reichen Architektur auf den Gewölben der Kirche, diese Bravour der Zeichnung und die leuchtende Farbenpracht sind bei einem deutschen Künstler nur möglich, wenn er, wie nachweislich Christian Winck, in engere Beziehungen zu Tiepolo in Würzburg getreten ist. Wie Winck, so ist auch die ganze Bürener Jesuitenkirche nicht heimisch auf westfälischem Boden; sie ist ein versprengtes Werk jener imponirenden süddeutschen Kirchenbauten des vorigen Jahrhunderts; nur ein Werk, die Innen-Dekoration der Clemenskirche in Münster, die wir Neumann zuschrieben, kommt ihr hier gleich in der Kraft des Eindruckes.

Verhältnissmässig sehr stiefmütterlich hat Clemens August die Bisthümer Osnabrück und Hildesheim behandelt. In Hildesheim liess er zwar die Bischofs-Residenz, einen einfachen schmucklosen Bau, 1729 erbauen, aber er hat die Stadt nur einmal besucht, um sie aber noch an demselben Abend zu verlassen[1]). An der im Laufe der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts entstandenen Innen-Dekoration des Hildesheimer Domes scheint der Kurfürst keinen Antheil gehabt zu haben; auch die dabei beschäftigten Künstler, die Stuckateure Carlo Rossi und Michael Caminada, sowie der kurpfälzische Hofmaler Bernardini, standen anscheinend zu Clemens August in keinen Beziehungen[2]).

Vielleicht noch schlechter war das Verhältniss des Kurfürsten zu Osnabrück; er besass in Osnabrück einen mächtigen Residenzbau, der in der II. Hälfte des XVII. Jahrhunderts durch Montalbano entstand, aber er scheint Osnabrück nie zu längerem Aufenthalt gewählt zu haben. Die umfangreichen Arbeiten zur Wiederherstellung des Domes zu Osnabrück erfreuten sich auch nicht der Theilnahme des Kurfürsten, aus den Akten des Dom-Archives[3]) ergiebt sich wenigstens kein Anhalt dafür, nur die neue Orgel war ein Geschenk des Kurfürsten; selbst in dem Testament des Kurfürsten macht sich seine Abneigung gegen Osnabrück geltend[4]). Nur die kleine, unbedeutende Deutsch-

1) „Beiträge zur Hildesheimer Geschichte." I. p. 134.

2) „Beiträge zur Hildesheimer Geschichte." II. p. 14. Osnabrück, Dom-Archiv.

3) „Registra structurae cathedralis ecclesiae Osnabrugensis." Näheren Aufschluss verspricht das angekündigte Werk von Bertram „Die Bischöfe von Hildesheim." Hildesheim 1896.

4) Mering „Clemens August" p. 104. „Zweitens, sollen die hohen deutschen Orden, die Hochstifter Hildesheim, Paderborn und Münster von allen in ihren respective Terri-

ordens-Kapelle, die Kapelle zum Gottesritter genannt, ist eine Stiftung des Kurfürsten (1732)[1]).

Mering (Clemens August p. 55) nennt endlich auch einen der prächtigsten westfälischen Adelssitze, Haus Schwarzenraben bei Lippstadt, als ein Geschenk des Kurfürsten an den Freiherrn von Hörde; der Bau, der sich im übrigen noch streng an die Schlossbauten von Ahaus, Nordkirchen u. s. w. anschliesst, aber schon eine Verbindung durch eine Brücke zwischen der Gartenfront und dem Garten versucht, der hier ausnahmsweise auch eine grosse Gloriette enthält, dürfte kaum ein Werk Schlaun's oder Nagel's sein; auch fehlt für die Erzählung Mering's jeglicher Anhalt[2]).

Als 1732 Clemens August die Wahl zum Hoch- und Deutschmeister traf, war der Bau einer neuen Kirche im Schloss des Ordens zu Mergentheim im Entstehen (seit 1730); die Leitung des Baues lag in den Händen des Baumeisters des deutschen Ordens, des schon genannten Franz Caspar Roth in Mergentheim[3]). Der einschiffige Bau mit seiner konkav gekrümmten Façade liegt an einem grossen Binnenhof, das lange Chor wird von 2 Thürmen flankirt: der Schmuck des Inneren beschränkt sich in dem Langhaus auf eine Voute, die Fenstergewände und die Tribüne mit mehreren Etagen; etwas reicher gestaltet sich der Schmuck des Chores mit seinem grossen Deckenfresko Stuber's, die Bekehrung des Kaisers Constantin[4]). Sowohl die Einzelformen des Inneren wie die Behandlung der Façade und der Thürme haben mit Neumann'schen Bauten wenig gemein; sie erinnern vielmehr an Arbeiten Dienzenhofers. Die beiden Seitenaltäre — der Hauptaltar ist verschwunden — stammen aus der Werkstatt Roth's, der sie gemeinschaftlich mit dem Bildhauer Wagner aus Ellingen ausführte; die Gemälde der 3 Altäre liess Clemens August von einem römischen Maler anfertigen, dessen Name nicht erhalten ist[5]). In dem Aufbau und der kleinlichen krausen Behandlung des Ornamentes stimmen sie vollkommen mit dem Altar in Clemenswerth überein. Die Stuckarbeiten entstanden nach Entwürfen Roth's und wurden von ihm selbst übernommen; auch lieferte er

---

toriis erworbenen Aquisiten und Möbeln Erbe sein; jene Möbeln aber zu Osnabrück sollen verkauft werden und das daraus zu lösende Quantum kommt dero höchstem Churfolger und der Erzstift Bönnischen Hofkammer zu gut."

1) Mitthoff „Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen." VI, p. 128.

2) Gütige Mittheilung des jetzigen Besitzers, des Freiherrn von Ketteler auf Ehringerfeld, der das Gut durch Heirath erwarb.

3) Keppler „Württembergs kirchliche Kunstdenkmäler." p. 220 und im Anschluss daran Keller „Neumann" p. 157 schreiben den Bau Balthasar Neumann zu; die Quelle Keppler's kenne ich nicht; auch die Bau-Akten des deutschen Ordens bieten keinen Anhalt für diese Annahmen; es hat sich wahrscheinlich also höchstens um eine Begutachtung des Baues gehandelt. Vergl. „Württembergische Oberamts-Beschreibungen" Bd. 59. p. 341.

4) Bezeichnet und datirt 1734; nach der Quittung Stubers erhielt der Meister 1275 Gulden. (Ludwigsburg, Kgl. Archiv.)

5) Vielleicht von Piazetta oder auch von Pittoni, mit dem der Kurfürst in Beziehungen stand; sie kosteten zusammen 4000 fl.; das Gemälde des Hauptaltares befindet sich jetzt in Rottenburg (Ordinariats-Kanzlei).

die Modelle zu den Kapitälen; für die Bauleitung erhielt Roth ein festes Jahresgehalt. Wir haben also allen Grund, die Mergentheimer Schlosskirche als ein Werk des Baumeisters Roth anzusehen (Fig. 63). Noch ehe die Kirche am 29. IX. 1736 geweiht wurde, nahm Clemens August auch das übrige Bauwesen des Ordens in die Hand; er begann 1733 damit, dass er Berichte über den baulichen Zustand sämmtlicher Besitzungen des Ordens einforderte; seit 1735 hören wir dann von Neubauten in der Mergentheimer Residenz, die im Wesentlichen ein neues Appartement für den Hochmeister schaffen sollten; den Ort dieser Umbauten konnte ich nicht mehr bestimmen, es scheint jedoch, dass es sich um den Abbruch und Neu-Aufbau der an die Kirche anstossenden Flügel



Fig. 63. Mergentheim, Deutschordenskirche.

handelte [1]). Die Oberleitung dieser Arbeiten legte der Kurfürst in die Hände seines Oberbaumeisters Cuvilliés in München, der von dort aus den Bau leichter erreichen konnte [2]); 1739 riss man den wahrscheinlich in der Nähe dieses Baues gelegenen „alten Pulverthurm" ab. 1739—1741 ziehen sich Verhandlungen hin wegen einer „Sala terrena" in diesem Flügel, bis dieselbe 1741 nach den

1) Bei den Ludwigsburger Archivalien lagern eine Reihe von Zeichnungen und Plänen Roth's zu diesen Umbauten, die jedoch die Frage nach dem Ort nicht endgültig entscheiden.

2) Cuvilliés quittirt im October 1736 über Zahlung von 300 Gulden für einen „Riss" und von 117 Gulden 30 Kreuzer für seine Reise von München nach Mergentheim und zurück; damit decken sich auch die Notizen der Bau-Rechnung (Ludwigsburg, Kgl. Archiv.)

von Leveilly in Bonn revidirten Plänen Roth's durch den Stuckateur Guttenstädter aus München ausgeführt wurde; 1739 übernahm Roth die Stuckdecken von 4 Zimmern dieses Appartements zu 1000 Gulden; gleichzeitig liefert auch ein Stuckateur Wunsch sehr mittelmässige Entwürfe. Die zahlreich erhaltenen Entwürfe Roth's für Innen-Dekorationen zeigen in Uebereinstimmung mit den Altären der Kirche ein reiches, krauses Muschelwerk, in der Anordnung des Ganzen lehnt er sich augenscheinlich an die Werke des fränkischen Barock vor Neumann an. Um 1750 beginnt eine neue Bauperiode, die ebenfalls noch unter der Leitung Roth's steht; es scheint, dass man erst damals an den Ausbau des links von der Kirche gelegenen Flügels ging. Ueber diese Arbeiten sind wir jedoch noch schlechter unterrichtet als über die Bauten der 30er Jahre; wir hören nur davon, dass ein Entwurf Roth's zur Durchsicht an seinen in Paris weilenden Sohn geschickt wird; derselben Zeit gehört auch ein in Ludwigsburg enthaltener Entwurf Roth's zu einem grossen Marstall an. Wenngleich sich auch von diesen umfangreichen Arbeiten im Wesentlichen nichts erhalten hat, so unterliegt es bei der Stellung Roth's als Baumeister des deutschen Ordens doch kaum einem Zweifel, dass diese Arbeiten trotz des Eingreifens Cuvilliés' der fränkischen Lokalkunst des XVIII. Jahrhunderts angehören.

Wahrscheinlich im Anschluss an die Wahl und Krönung Karl VII. in Frankfurt stiftete Clemens August in die Deutschordenskirche in Sachsenhausen ein riesiges Altarwerk von Donnet, dessen Hauptstück eine Himmelfahrt Mariae von Piazetta bildete (Mering „Clemens August“ p. 28). Der Altar hat einer Wiederherstellung der Kirche mit Rücksicht auf ihren älteren Ursprung weichen müssen; die einzelnen Theile finden sich zerstreut in der Kirche.

Es geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus, die zahlreichen Kirchenbauten zu nennen, die der stets freigebige Fürst mit grösseren Unterstützungen bedachte[1]); nur eines bedeutenden Werkes muss noch Erwähnung geschehen, nämlich der Kirche in Berg am Laim, mit deren Erbauung Clemens August eine ihm von seinem Oheim Joseph Clemens auferlegte Verpflichtung erfüllte. Joseph Clemens hatte in seinem Testament seine Besitzung bei München, die Josephsburg, zur Errichtung einer grossen Kirche des von ihm gestifteten Michaels-Ordens bestimmt; doch erst 1738 begann Clemens August mit dem Bau, der 1744 geweiht wurde. Es ist ein mächtiger Kuppelbau mit einer von 2 Thürmen flankirten Façade, der in der Raum-Disposition, namentlich in dem Zustutzen des Ganzen auf eine rechteckige Grundfläche mit Hülfe der Nebenräume, einige Verwandtschaft mit der Bonner Stiftskirche zeigt; diese gemeinsamen Züge sind vielleicht der Einwirkung Cuvilliés auf beide Bauten zuzuschreiben[2]). Der Bau mit seiner mächtigen Raumwirkung, den grossen Deckengemälden Zimmer-

---

1) Ich nenne davon nur die Bauten am Kölner Dom und verweise im übrigen auf die Aufzählung der zum Theil recht unbedeutenden Bauten bei Mering „Clemens August“ p. 30.

2) Vergl. Trost „Die Gesch. des St. Michaels-Ordens in Bayern . . .“ München 1888 und Bezold-Riehl „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Königreiches Bayern.“ I. p. 766 und Taf. 115—116.

mann's und seiner prächtigen Ausstattung rechnet zu den bedeutendsten süddeutschen Kirchenbauten; gemeiniglich gilt als Erbauer der Münchener Maurermeister Johann Michael Fischer[1]), dessen Hand allerdings in einzelnen Theilen z. B. in dem Aufbau der Thürme nicht zu verkennen ist; jedenfalls aber hat Cuvilliés den wesentlichen Antheil an dem Bau, namentlich an der Gestaltung des Grundrisses. Cuvilliés stand ja grade vor 1740 in besonders engen Beziehungen zu den Bauten des Kurfürsten Clemens August, wie einmal die Vermittlung des Grundrisses von Clemenswerth, die Münchener Fayence-Oefen in Brühl und hauptsächlich seine rege Beschäftigung mit den Arbeiten in der Mergentheimer Residenz bezeugen. Ueberdies befand sich in Cuvilliés Nachlass „1 Fascicul in 8⁰ unterschidl. verifikationes zu den Chur-Cölnischen Gebäuen zu Berg gehörig"[2]); den Antheil Cuvilliés an diesem Werke, das Clemens August als ein Zeugniss seiner Prachtliebe und seiner Baulust seinem engsten Vaterlande hinterlassen hat, näher zu bestimmen, ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen und würde auch an der geringeren Kenntniss des Werkes scheitern.

Die Anstrengungen, die Bayern und Frankreich nach dem plötzlichen Tod des Kurfürsten Clemens August machten, den jüngeren Bruder des Verstorbenen, Johann Theodor, Bischof von Lüttich, Regensburg und Freising auf den Kurstuhl zu bringen, misslangen hauptsächlich durch den Einspruch des Pabstes gegen eine nochmalige Häufung kirchlicher Würden, wie sie bei Clemens August statthatte; das Haus Wittelsbach musste auf den Kurstuhl, den fast 2 Jahrhunderte die zweiten Söhne der bayerischen Kurfürsten inne gehabt hatten, verziehten. Der neue Kurfürst Max Friedrich, Graf von Königsegg-Aulendorf, der Candidat des Kölner Domkapitels, ein strenger, kurzsichtiger Regent, lag bald in den Händen eines äusserst geschickten und gewissenlosen Finanziers; derselbe Graf Belderbusch, der im Verein mit den Juden Levi und Baruch in den letzten Jahren dem Kurfürsten Clemens August das Geld zur Befriedigung seiner kostspieligen Passionen schaffen musste, der deshalb auch das Amt des Bau-Directors bekleidete, fand sich schnell in das Spar-System des Kurfürsten Max Friedrich; doch die Summen, die nun aufgebracht wurden, wurden nur zum Theil zur Deckung der hinterlassenen Schulden des Kurfürsten Clemens August verwendet, der andere, grössere Theil fand seinen Weg in die Taschen Belderbuschs, seiner Günstlinge und Helfershelfer. Diese Umstände machten das Regiment Max Friedrichs nicht beliebt; man bedauerte den Tod des gutmüthigen, freigiebigen Kurfürsten Clemens August überall, ohne zu bedenken, wie viel Unglück die unselige Geld-Politik des verstorbenen Kurfürsten über

1) Aufleger-Trautmann „Die Kgl. Hofkirche zu Fürstenfeld, Die Klosterkirche zu Diessen". 1894. p. 11.

2) Trautmann „Cuvilliés". A. a. O. p. 121. Anm. 39.

das Land gebracht. Der ganze Nachlass des Kurfürsten, Pferde, Wagen, Kunstwerke und Möbel, der Parforce-Jagd-Apparat, kam unter den Hammer, die Lustschlösser verfielen; es erscheint fast wunderbar, dass Max Friedrich sich noch zu einem so umfangreichen Schlossbau in Münster bereit finden liess. Das liegt jedoch daran, dass Max Friedrich keineswegs andere Anschauungen von Souveränität und Fürstenwürde hatte als Clemens August, der Sprosse eines alten Fürstenhauses; zum Theil lag es auch an einer Vorliebe des Kurfürsten für Münster. Der Aufbau der Bonner Residenz nach dem Brand durch Roth war kläglich genug; wenn 1779 Chalgrin, der erste Architekt des Königs von Frankreich, als Oberbaumeister in den Hofkalendern erscheint, so war das wohl lediglich Formalität; Spuren einer Thätigkeit hat wenigstens Chalgrin nicht hinterlassen, namentlich nicht an der jetzigen Gestalt des Schlosses.

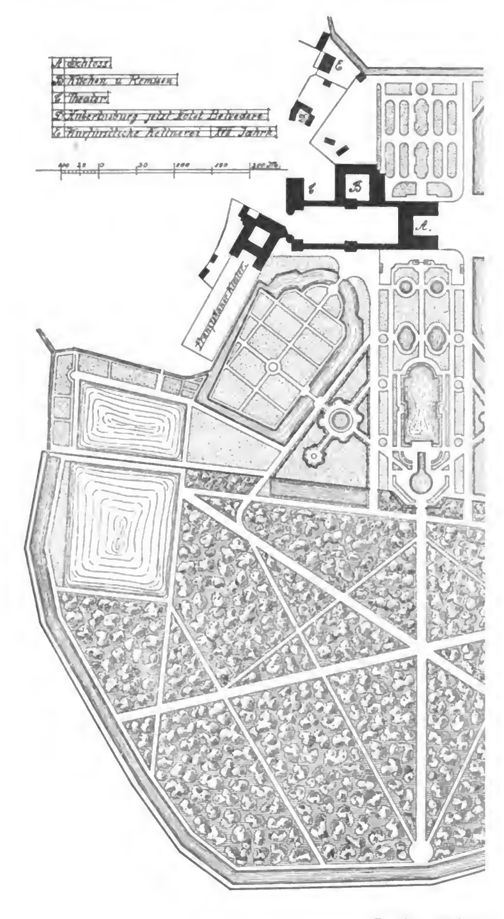
Unter Max Franz, dem letzten Kurfürsten, der von dem aufrichtigsten Streben erfüllt war, eine Besserung der alten verrotteten Zustände am Bonner Hof herbeizuführen, trat auch ein kleiner Aufschwung des Hoflebens ein; die beiden Bauten des letzten Kurfürsten in Godesberg, das Kurhaus und das Ballhaus sind aber keine bedeutenden Werke klassizistischer Kunst.

Diese Armuth des künstlerischen Lebens unter den beiden letzten Kurfürsten, die gleichzeitigen kümmerlichen Produkte der einheimischen Architektur in Stadt und Land beweisen deutlich, dass die grossen Schöpfungen der Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August keine Nachfolge hatten. So bedeutende künstlerischer Werke auch die Schlösser in Brühl und Bonn sein mögen, sie wurzeln nicht im rheinischen Boden, in der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit des Volkes; sie sind Kinder entwickelter Fürstengewalt und eines hochgeschraubten Souveränitätsgefühls. Der Fürst steht ganz allein da als Mittelpunkt des künstlerischen Lebens, fast gar nicht unterstützt durch den hohen Adel der Rheinlande; deshalb macht sich die Laune und Unbeständigkeit des Fürsten um so deutlicher bemerkbar in der Künst, während in Frankreich in ganz anderer Weise infolge des stärkeren Abhängigkeits-Verhältnisses des Adels vom Hofe der Adel einen grossen Theil der künstlerischen Bestrebungen des Hofes trägt. Die Umstände begründen die Zerfahrenheit der künstlerischen Richtungen am kölnischen Hof unter Joseph Clemens und Clemens August grossentheils; Joseph Clemens beschäftigt infolge seiner engen Beziehungen zu Frankreich lediglich französische Künstler; dann kommt jener jähe Abschnitt der künstlerischen Richtung bei dem Tode des Kurfürsten Joseph Clemens, obwohl doch der Uebergang des Kurhutes an den Neffen und Coadjutor Clemens August sich ohne Störung vollzog. Unter Clemens August wird das Bild noch verworrener; nur seine Person, seine Wünsche geben dem künstlerischen Leben einen äusseren Zusammenhalt; bald benutzt er, wie in Westfalen, eingesessene künstlerische Kräfte, bald zieht er — in Cuvilliés — die Kräfte seiner Heimath heran; dann auch gewinnt seine Prachtliebe und Laune den Architekten, dessen Name in Süddeutschland überall Achtung gewann, Balthasar Neumann. In den anderen rheinischen Territorien ist es kaum besser; mit den ineinandergreifenden Grenzen der einzelnen Ländchen scheiden sich auch die künstlerischen

Bestrebungen, das Herzogthum Berg wirthschaftet unter Johann Wilhelm, einem grossen Fürsten und Mäcen, mit italienischen Künstlern, die zu den gleichen künstlerischen Bestrebungen unter Joseph Clemens jedoch in keinerlei Beziehung stehen; später zieht Karl Theodor von der Pfalz Pigage, einen französischen Architekten des Stiles Louis XVI. ins Land; Kurtriers Baumeister ist in der Blüthezeit unter Franz Georg von Schönborn Balthasar Neumann; selbst die freie Reichsstadt Aachen besitzt in den beiden Couven zwei Künstler, die trotz ihrer Tüchtigkeit über das Weichbild der Stadt kaum hinausgekommen sind[1]). Aber fast überall in den Rheinlanden steht die bürgerliche Baukunst, soweit sie keine Berührungspunkte mit den fürstlichen Höfen hat, auf einer sehr niedrigen Stufe, so namentlich in der Stadt Köln. In Norddeutschland machen sich vielfach dieselben Erscheinungen im XVIII. Jahrhundert geltend; nur Süddeutschland macht eine glänzende Ausnahme. Es fehlten die natürlichen Bedingungen zu einer gedeihlichen Fortentwicklung der von den Fürsten geschaffenen Pflanzstätten der Kunst, vor allem auch die Verbindung zwischen Fürst und Volk. Wo noch dazu, wie im Kurstaat Köln, schnöde Geld-Politik dem Lande die Plagen des Krieges Jahr für Jahr aufbürdete und den Wohlstand des Landes vollständig untergrub, da erscheint es als ein unumgängliches Geschick, dass das künstlerische Leben, künstlich erweckt durch die Laune und die Liebhabereien eines Fürsten, so vergänglich wird wie sein Schöpfer, mit ihm altert und mit ihm ins Grab sinkt.

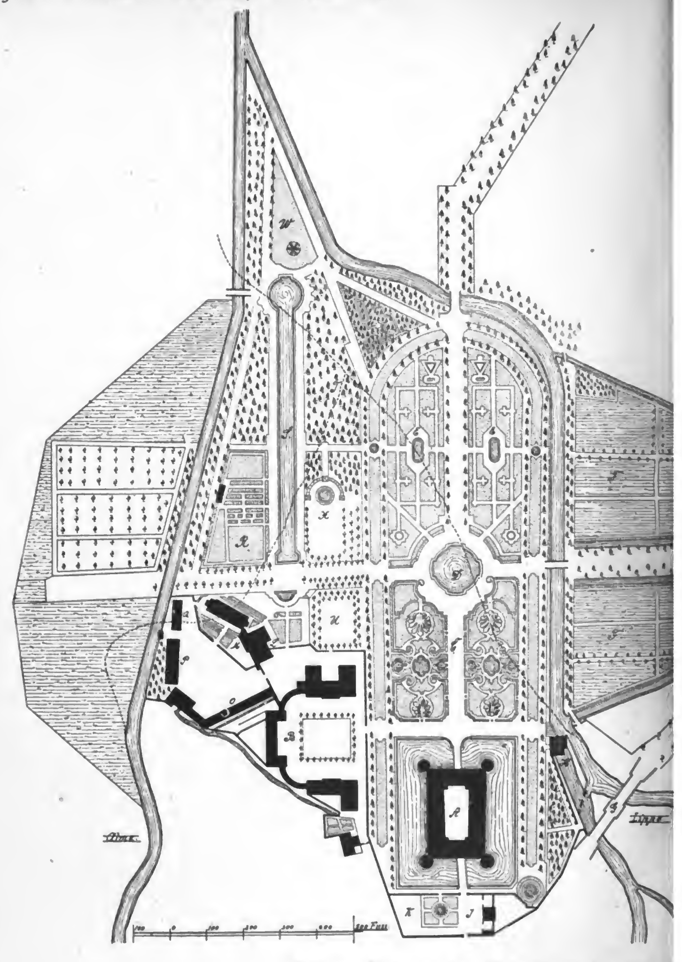
---

1) Buchkremer „Die Architekten Johann Joseph Couven und Jakob Couven" in der „Zeitschr. des Aachener Geschichts-Vereins". 1895. XVII. p. 89 ff.



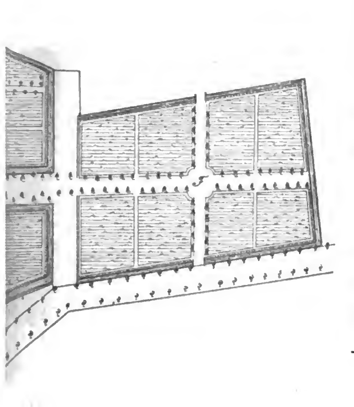
Brühl, Schlo

nach dem im Besitz der Königl. Regierung zu Köh



Schloss Neuhaus bei Paderborn, Lageplan

Das Original befindet sich im Besitz des Alterthums-Vere



A. Das Schloss.
B. Die Marställe.
C. Die Parterres.
D. Die grosse Fontaine.
E. Die Bosquete.
F. Die Küchengärten.
G. Die steinerne Brücke.
H. Die neue Wasserkunst.
J. Die Hauptwache.
K. Der Garten vor dem Schloss.
L. Das Comödiantenhaus.
M. Die Treusshäuser.
N. Das Oranienhaus.
O. Die Schweineställe.
P. Die grosse Scheuer.
Q. Die Schmiede, Tischlerei und Jagdhäuser.
R. Der holländische Garten.
S. Der grosse Canal.
T. Der Tannenwald.
U. Der Ziergarten.
W. Die sogen. Spitz.
X. Der Berceau.
———— Früherer Lauf der Flüsse.

n 1750.

zu Paderborn.

Anhang.

VII.

Joseph Clemens an Robert de Cotte.

à Cologne le 4e May 1715.

Dans la crainte que j'ay, Monsieur, que vous ne prenniez une peine inutile, en faisant un dessein tout nouveau pour le Château de Bruel, puisque je me souviens de vous avoir dit à Paris, en vous en remettant le plan entre les mains, que je voulois entièrement abandonner le vieux château, et en bâtir un tout neuf: Dans cette crainte, dis-je, je n'ay pas voulu manquer, après avoir meurement examiné moi-même toutes choses sur les lieux, de vous faire part de mes remarques et de ce que j'ay resolu d'y faire à present. Je vous diray donc, Monsieur, qu'en ayant visité les murailles, j'ay trouvé qu'elles étoient si fortes qu'il couteroit beaucoup plus à les abattre, qu'à rebâtir un nouveau château; et cela m'a fait absolument changer de dessein, comme vous verrez plus amplement par ce qui suit. Vous en avez chez vous un plan, qui est fort juste: ainsi je vous envoye par ce brouillon simplement ma pensée dans l'espoir que vous ne laisserez pas de la comprendre aisément, malgré son peu de correction. Mon intention est premièrement de laisser ce vieux château comme il est: les murailles, ainsi que l'ay déjà dit, en étant tres bonnes encores, les caves excellentes, et il n'y aura de dépense à faire, que pour le tout, et la distribution du dedans, ce qui ne se pourra faire dans tout l'ordre qu'il seroit à souhaiter, puisque les étages sont haut et bas à l'antique. Les Ecuries dans l'avant-cour sont paraillement encore bonnes, et en les changeant en appartemens, mes Ministres, mes Gentilshommes, le reste de ma Cour avec les offices, et autres commoditez, s'y pourroient placer tres facilement. Mais pour cacher tout cela, je prendray pour moi tout le corps de logis marquée A du côté de l'Orient, et qui fait directement face au Parc, et par consequant à ma Résidence de Bonn. C'est une chose qui vient fort à propos, que tout ce côté là soit entièrement ruiné et démoli, comme il l'est, jusques aux fondemens, qui ne sont point endomagez. Or je veux sur cet ancien corps de Logis faire élever le même bâtiment et la même facade que vous aviez fait pour Bonn, et dont j'ay laissé le Plan marqué B avec une sale ovale dans le milieu, que je vous avois prié de garder pour Bruel comme vous vous en souviendrez bien. J'y ajoute seulement deux ailes en potence, pour menager entre deux une cour fermée d'une grille pardevant. Car je ne veux point du tout qu'on voye le vieux château, et ce bâtiment à la moderne le cachera entièrement. On peut faire l'entrée principale du côté droit de l'aile qui donne vers la Ville à l'endroit marqué B, et placer l'escalier à la lettre C. Pour le deuxième étage, comme on l'appelle ici, (et qui est le premier en France et le plan noble) vous pourrez, si vous le trouvez bon, y placer un grand Salon D, et de là conduire mes appartemens dans la facade du vieux château E, conformement à votre plan B, dont j'ay déjà parlé. L'aile gauche F peut servir d'appartement et de gallerie pour moi, afin de pouvoir descendre, quand il me plaira dans le jardin, par les deux bouts des deux ailes B et F aux places marquées G. Quant au rez-de-chaussée, vous en pourrez faire des appartemens pour les Princes etrangers, qui me feront l'honneur de me venir voir. Mais on doit observer

que je veux être en pleine liberté, et sans aucune sujétion dans le petit jardin, que je veux réserver pour moi seul, et que j'ay placé à l'endroit marqué H; et pour faire ce jardin et la Cour du château J il faudra combler entièrement le fossé, qui seul a été la cause que ce même château a été ruiné et renversé: par ce qu'il pouvoit servir en temps de guerre d'une poste, pour mettre une bonne garnison en toute seureté: de sorte que le premier venu s'y logeoit: ce qui suffisoit et suffiroit encore pour en causer ou l'occupation, ou la démolition, comme il est arrivé. Je prétens donc éviter l'un et l'autre de ces deux inconveniens, en faisant de ce château un lieu tout ouvert, et une simple maison de Campagne. Il n'y a qu'à prendre à la place marqué K, centre de la façade du vieux château celui de la façade du nouveau, et si du côté du Septentrion elle est un peu trop courte, on pourra l'alonger tout autant qu'on voudra, pour que ladite place K en soit toujours le centre, étant celui du canal déjà fait marqué M et l'on en fera un nouveau à N qui ira droit au Rhin, comme c'étoit le projet du feu Cardinal Mazarin, qui a demeuré longtemps dans ce château. La ligne droite O mène justement à Bonn: ainsi on peut faire en ce lieu là une allée ou avenue toute droite, qui auroit trois lieuës de long, pour aller et venir d'une de ces Villes à l'autre. L'espace entre la Cour du château J et les deux Canaux M et N sera la grand jardin P et le Canal M conduira à un étang qui est actuellement dans le parc et auquel on pourra donner une figure regulière. On peut de là faire régner ce même canal tout à l'entour du parc, pour qu'il vienne se joindre à trois quarts de lieuës de Bruel à l'autre canal N, qui ira jusques au Rhin. Le jardin potager reste comme il est, se trouvant coupé, et à côté de ce nouveau projet, et on ne doit avoir aucune attention à la façade du château, du côté de l'Occident, et de celui du Midi, l'un étant couvert par le vieux château, et l'autre par la Ville et par le Couvent de Récollects. Cette foible ebauche vous peut, Monsieur, mettre au fait pour bien comprendre mes intentions; et vous vous servirez du plan de Bruel que vous avez déjà, pour achever de prendre au juste vos mesures, et toutes les connoissances necessaires, par rapport à la situation du lieu et de ses environs. Je suis bien fâché de vous donner tant de peine, et de vous embarasser si souvent. Mais j'espere que par un effet de votre honnetêté ordinaire vous voudrez bien me faire encore ce plaisir, et me croire toujours avec la plus parfaite estime, Monsieur, véritablement tout à vous.

Joseph Clément.

À M. de Cotte.

Paris, Bibl. nat. — Département des estampes.

Nach Dohme-Rückwardt „Das Königl. Schloss zu Brühl am Rhein“. Berlin 1877.

VIII.

Balthasar Neumann an Fürstbischof Friedrich Karl von Würzburg.

Brühl, 9. Juni 1740.

.... „So bin den Pfingst-Samstag von Cärlich abgereisset undt zu Andernach und auch Leutersdorf Kirchen undt Bauwesen besichtigen müssen; sodann abents nacher Bonn gekommen undt mich allda umbgesehen, sodann nacher Bryhl allwo Seine Churfürstl. Durchleicht, zuvor aber so auf dem weg ich in Falkenlust gewesen. und besehen; zu Bryhl nach der Taffel bin gleich gemelt worden, so bald habe die gnad gehabt im beysein deren Herrn Minister Ein compliment von Ew. hochfürstl. Gnaden abgelegt, über welches Seiner Churfürstl. Durchleicht das hohe Wohlsein Euer hochfürstl. Gnaden verkündigt undt eine freyd bezeiget haben, so fort mit mir undt Einigen Ministern in den gantzen Bau durch alle fertige undt unfertige Zimmer passiret undt mir die Fehler und ohnständt selbst die gnad gehabt zu erzehlen; ich gab unter-

thänigst zu verstehen, dass ich den abents gerne wolte nacher Cöln die reiss fortsetzen; Seiner Churfürstl. Durchleicht aber vermelt mir gnädigst, dass es Seiner hochfürstl. Gnaden nicht wirdt übel vermerken; sie wollte guth davor sein, und wirdt er höchst dieselbe obligirt sein, wan ich etwan 8 Täg hier verbleibt undt die dubia mit rath und thad heben helfft; ich fasste mich gleich und andworthete unterthänigst die Haubt-Idee davon zu machen, wirdt wohl inner 3 vier tage können gemacht werdten; Ich wolte so lang unterthänigst aufwardten undt mit meiner wenigen Möglichkeit mich darahn machen, so auch geschehen undt bin gesichert, dass Seiner Churfürstl. Durchleicht Vergnügen werdten haben, undt vermeinde, ich wirdte wegen Euer Churfürstl. Gnaden recht darahn gethan haben; ich habe also wass ich mache mit Communication des Baumeistern Levillier[1]) gethan, damit kein Vertruss andern mache; der Schluss wirdt bis morgen geschehen . . . .“

Ehrenbreitstein, 26. Juni 1741.

„. . . ., sodann nacher Brühl zu seiner Churfürstl. Durchleicht, allwo ich recht angenehm gewesen undt so ungefehr à tempo kommen undt guthe Satisfaction gegeben, allwo ich auch gnädigst bin beschenket wordten, mithin habe bei meinem unterthänigst nehmenden Abschid, Seiner Churfürstl. Durchleicht, ahn Euer hochfürstl. Gnaden Ein besonders höfliches Compliment abzulegen, undt gleich bei meinem Dahinkommen sich das Wohlsein Euer hochfürstl. Gnaden erkundiget, undt gnädigstes Wohlgefallen bezeiget, undt zwar über der Tafel, wo die Herrn Gesanden alss Frankreichs, Sachsen undt Bayern gegenwerdig gewessen, welche alle trey von Civil undt Fortifications Bauwessen wissend, und noch extra Ingenieurs bey sich gehabt, welche allerley Rath Seiner Churfürstl. Durchleicht mitgegeben, und ich auch in particulari mit bekandt gewordten, über die vorhandene affaire aber, wie ich gesehen, dass es nur verbalia sein mich gleich expliciret, dass ich meine ohnmassgebende meinung in modele unterthänigst vorstellen wolte, undt Seiner Churfürstl. Durchleicht Erst ahn den orth quartionis gemacht sich hin zu bemühen, so auch geschehen, undt sogleich das fertige Modell in loco vorgebracht undt bin auf bessere Gedanken gefallen undt gemacht mithin per totum, gnädigst sowohl von Seiner Churfürstl. Durleicht alss ahnwessenden Herrn Abgesanden undt Ministern approbirt, mit kin ich keinen deren Gedanken gefolget und wass besseres gemacht; ich hätte sollen länger verbleiben, aber nach unterthänigster remonstration haben mich Seiner Churfürstl. Durchleicht endlassen“.

Ehrenbreitstein, 2. April 1742.

„Euer Hochfürstl. Gnaden solle unterthänigst berichten, wie dass den verwichenen Donnerstag d. 29. Martij zu Bonn nachts angelanget, den Frey umb 9 uhr bey Seiner Churfürstl. Durchieicht in der Ersteren Audientz gewessen, dass Spihl tischlein aber vorhero in dehro ahn der Handt seienden Bibliodeca gesetz, sodann nach abgelegtem compliment, undt discurs dahin gegangen und den tisch besehen, worüber höchst dieselbe ein grosses Vergnügen bezeiget undt höflichst bedankhet haben, alssdann wegen des Wasserwerkes zu Brühl der weither discurs wahr, ich sodann die sache kurtz zu machen gleich mit dero Architecten nacher besagtem Brühl, undt nachts widerumb nacher Bonn, den sambstag umb 9 uhr früh widerumb zu Seiner Churfürstl. Durchleicht, unterthänigst referiret, sodann den wirtzburger ryss vorgezeiget, undt höchst dieselbe in denen Zimmern mit herumbgegangen, undt ich gleich die dubia gehoben, sodann nach einer zugebrachten stundt meinen unterthänigsten abschid genohmen mit gnädigster zufridenheit.“

---

1) Die Schreibweise Neumanns lässt nicht erkennen, ob es Levillier oder Cevillier heissen soll; wahrscheinlich ist „Levillier“, da wir anderntails eine zufällige Anwesenheit Cuvilliers in Brühl annehmen müssten, für die aber der geringe Umfang der Arbeiten in Brühl um 1740 nicht spricht.

Ehrenbreitstein, 11. May 1744.

„Ich bin aber Zeit mehr als 14 täg keinen Tag stillgestandten, undt nachdem ich in meinem letzten unterthänigst gemelt, dass ich vielleicht nicht nacher Bonn gehen wirdte; aber gleich darauf bekomme ich aus gnädigstem Befehl seiner Churfürstl. Durchleicht durch Herr Vice-Cancellar Troth schreiben, dass es recht gnädigst angenehm weher, wann ich wirdte hinunter kommen, von welchem schreiben ich Seiner Churfürstl. Gnaden unterthänigst referirte, und höchst dieselbe mir ahn Handt geben, dass also nach einer stundt von hier abgefahren zu wasser, undt hatte gleich anderen tags die gnad Seiner Churfürstl. Durchleicht unterthänigst aufzuwardten, sofort wirdt resolvirt, in Dero jagt zu Wasser mit nacher Sonns, 5 stundt unter Cölln zu gehen, wo ich die beste Gelegenheit hatte mit Seiner Churfürstl. Durchleicht unterthänigst die dubia zu solviren, undt hernach umb mich nicht aufzuhalten, Herr Baron von Metternich[1]) mit mir zurück nacher Bryhl, Poppelsdorf undt Bonn, undt nach verrichter Sache nacher Coblentz."

Ehrenbreitstein, 5. Februar 1745.

„Euer hochfürstl. Gnaden gnädigstes Schreiben in Bonn erhalten, wohin ich mit gnädigster genehmbhaltung Seiner Churfürstl. Gnaden den 27. Jan. gereisset, weilen Seine Churfürstl. Durchl. von Cöllen zum zweiten mahl mir haben schreiben lassen, umb nacher Bonn zu kommen, undt da ich auch alldorten gelder einzunehmen gehabt habe, welches in Einem dahin gegangen, undt bin d. 3. diesses wider hier ankommen undt seindt Seiner Churfürstl. Gnaden wohl damit content gewessen; ich habe in wenigem Seiner Churfürstl. Durchleicht vollkommene Satisfaction gegeben, also zwar dass nach meinem dahinkommen, obschon den tag vorhero die traueriche Zeitung von dem ableben Seiner Kaysserlichen Majestät Seiner Churfürstl. Durchleicht bekanndt gemacht wordten undt etwas retiré gewessen, ich gleichwohl in einer halben stundt die Erste Audientz gehabt, wo ich so wohl von Seiner Churfürstl. aufgehabtes Compliment alss auch von Euer hochfürstl. Gnaden Ein gleiches abgelegt, welches sehr gnädigst aufgenohmen wordten, undt hernach gleich zu werkh gegangen, undt mit Herrn von Metternich nachmittag auf Poppelsdorf alleins, abents widerumb unterthänigst referiret; den andern tags als Donnerstags den 28tigsten seindt Seine Churfürstl. Durchleicht selbsten widerumb mit auf Poppelsdorf, umb dass wass ich vormittags gemacht zu examiniren, sodann alles mit gnädigster Vergnügen approbiret, und da ich mich gleich unterthänigst expliciret, dass ich nur etliche täg bleiben kunndte, so haben sich Seine Churfürstl. Durchleicht gleich gnädigst resolviret nacher Bryhl selbsten auch zu reissen; somit den 29igsten vormittags dahin mit ankommen, wo ich dann verschiedenes zu thun gefunden, undt somit ein stuck nach dem andern gemacht nur mit reissbley, gleich wiederumb unterthänigst referiret undt approbiert, undt dieses wohl den tag zu 4 oder 6 mahl, undt gleich wie ich die gnad gehabt, undt höchst dieselbe gnädigst ahnbefohlen, bey dero taffel mittags undt nachts zu seyn, wohbey alss die Herrn Gesandten, als Graf Cobentzel, Ein englischer, Hanoverischer und andere dabey gewessen, wobey es alss Materie gegeben zu sprechen, so mit continuiret auch biss den 2ten februarij als Mariae Lichtmess etc. etc.

Bonn, 19. November 1745.

„Euer hochfürstl. Gnaden solle unterthänigst berichten, wie dass den Freytags abents dahier zu Bonn bin wohl angelanget, so gleich nacher Poppelsdorf gegangen, umb zu sehen, wie weith es mit dem gebäu allda gekommen, undt ob die 12 stuck spigel glückl. angekommen sein, welches auch also befunden, undt dass gebäu sehr

1) Graf Wolff-Metternich zur Gracht, Premier-Minister und Direktor des Kurfürstl. Bauwesens.

vieles avancirt; undern tags sogleich nacher Brühl, allwo Seine Churfürstl. Durchleicht mit dero Hof wohnen undt der altar auch schon überführet wahr; vom Rhein dahin zu landt hat müssen transportiret werdten. Seine Churfürstl. Durchleicht wahr sehr vergnügt undt mögten gern etwass von dem altar aufgesetzter sehen, wobey ich dann sogleich die anstalt vorgekeret, undt biss zu setzung deren säulen, die toppelte postamenter gesetzet biss anhaindt, den 17. d., so mir anhaindt nach der taffel höchst dieselbe nacher Poppelsdorf undt ich mit den andern Herrn von Hof nacher Bonn undt morgen frühe in Poppelsdorf sein werdte. Seine Churfürstl. Durchleicht seindt biss hierher sehr gnädigst und content; ich müsste vor 2 tagen mit auf die perforsch jagt, woh alles wohl von statten undt Seiner Churfürstl. Durchleicht sich in gottlob bestem Wohlsein sich befinden . . . . Zu besagtem Poppelsdorf schlafen nachts mehrentheils Seine Churfürstl. Durchleicht und ich gestern früh auch allda umb sowohl die neu aufgemachte spiegel zu besehen, darüber höchst dieselbe gnädigstes Vergnügen bezeiget undt mehr andere sachen gnädigst anbefohlen, auch mehrere spigel, etc. Mich auch zeithero distinguiret, und sowohl in Bryhl alss hier ahn höchst dero tafel befohlen zu speyssen undt gnädigst verlanget noch bis den 23igsten alss Clementistag dahier zu verbleiben, weilen noch mehrere quaestiones in den bau undt Einrichtungs-Wessen vorfallen, sodann mich wider nacher Ehrenbreitstein verfügen werdte, biss ich alssdann wider auf Maintz kommen werdte, von wo ich nachricht hierher bekommen werdte, die Epitaphien allertings zum schluss kommen. Ich wolte gerne mehreres eylen, aber es will sich nicht thuen lassen, verhoffe auch meine gelter zu bekommen. Es ist alles hierumb in guther ruhe, undt ohne forcht, morgen als sambstag oder erst biss Montags werdten Seine Churfürstl. Durchleicht, auch ich nacher Bryhl reissen, umb den altar den ich alda in die franziscaner Kirchen aufsetzen lasse, undt damit welth kommen werdte sein, zu besehen undt abents wider nacher Bonn zurück kommen werdte."

Bonn, 28. November 1745.

„Euer hochfürstl. Gnaden solle unterthänigst berichten, wie dass ich so leichter dings nicht von Seiner Churfürstl. Gnaden habe abkommen können, indem ich höchst desselben ein starkes project formiret, wegen dero nebenstallungshöf undt blatz ausgefunden, worüber höchst dieselbe grosses Vergnügen undt von allen approbation gefunden, nebst dem Eine Hayl. stigen auf dem Kreytzberg ober Poppelsdorf, wohin undt nacher Bryhl mit Seiner Churfürstl. Durchleicht in dero wagen habe fahren müssen, auch die gelegenheit sich alss ergeben ahn dero tafel sowohl mittags alss abents von verschidenem unterthänigst zu sprechen, somit die Zeit nicht kundte abbrechen anders undt dennoch mich unterthänigst expliciret, dass ich auf mein rückreiss denken müsste, wegen Ehrenbreitstein, Maintz undt Frankfurt, sodann auch gnädigst aufgenohmen wordten, alss dass ich hoffe heindt expetiret zu werdten."

IX.

Insinuvatione a Sua Eccelenza il Sign. Barone Wolff-Meternich Ministre di Stato, etc. etc. per Rapresentare — A sua Altza Serma L'Elettore di Colonia, etc. etc.

Humile Memoriale di Joseph Artario.

Eccellente Signore Mio Direttore & protettore Osservandissimo Riposta & Memorie del Stuchatore Joseph Artario.

Se volere di S. A. S. E. che io Stuccatore et Statuario sia Compagno dell Stuccatore Morsegno, come V. E. mel disse digia l'anno 1726 nel mese Lglio, Jo respondo Sollo adesso perche allora non potei vedendo, che non hero conosciuto ne di S. A. S. E. ne di V. E. ma Restai Stupito, in Eccesso tale, che sina non o mai potuto avere la patienzza di Rispondere ne con scritto ne con parolle ma adesso, che il mio caso

è quasi Derelitto rispondo che S. A. S. E. non puole Ignorare di conoscermi p che mi a conosiuto l'anno 1732 à Falconiust quando feci le mie prove in ogni genere dell Arte mia, che S. A. S. E. disse di non voler più Impregare altre, che Artario, che in effetto Castelli è Morsengo partirno p francoforte à fare il lavoro, che Mr D'obrat aveva promesso à me Artario, et nel ,histesso tempo anno fatto torto à S. A. S. E. avendo solevato et condotto secho Gruse Cortese il meliore lavorante, que Vive p fare honamenti, il quale allora lavorava p me Artario et in Verita p S. A. S. E.; che perno meritano di hessere puniti, perche mi anno allora solevato ancora un altro Giuseppe Brilli; Morsegno è homo inutile à servire S. A. S. E.; perchè non à mai saputo disegnare ne inventare à Solo saputo fare mediocri fustoni di fiori con grande lentezza, et di presente il male delli occhi lo à Resso incapace di poter lavorare & é un falso amicho mi á causato 6000 Scudi di d'anno con le sue bugie p non rendermi li denari che gli prestai, é Ingrato à me & à Se stesso & pieno di Malizia, et se non sara castigato non cono será mai il suo pecato per potersi et non dissi tutto queste sono dimande. Se S. A. S. E. vole che io facia altro lavoro à Poppelsdorff Prego à voler fare mettere le finistre p che io non ó piu mente di fare adesso.

Se S. A. S. E. volesse che io Rifacessi le figure de il altari in detto Luocho io le farei di giesso Mollato Sucente, non nell' istesse luocho ma in una stanza, in modo tale, che quando saranno fatte, se piaceranno si poteranno poi mettere Sopra li altari in quindeci giorni di tempo, et poterei adesso cominciare à fare li modelli di terra p che Penso di Cangiare il monumento del Mesia et Madalena totalmente come ancora le altre figure, et quando li modelli saranno fatti si faranno critichare & se non placerano ne faro delli altri p sina che placeranno et p questo non bisognia pensare di volerle avere fatte in questo anno, ma solo p l'invera venturo.

Nel prosimo Mese d'Aprile io posso avere quattro boni Lavoranti et uno di quelli è Statuario, et con quelli io penso, che potrei fare et finire la Schala d'Augustburg con accordo ò Senza accordo, Ma bizognia ordinare al Designatore Monr Biareli, che finischa di disegnare detta Schala, se la devo fare p accordo.

Ma se io non havero molti ò tutti li lavori di fare non potero mai tratenire boni Lavoranti et non poterei quadagnare p poter vivere con puocho lavoro.

é mio parere è Consiglio, che S. A. S. E. vole avere lavori ben fatti ò studiati non bisognia accordarli et bisognia avere un sollo maiestro, che sapia fare ogni sorte di lavoro, come un designatore, lo so fare ogni sorte et far fare altri et condure il lavoro in modo, che duo miei lavoranti faranno sempre più lavoro che tre Lavoranti d'altri majestri, et penso che con quatro Lavoranti io posso fare tanto lavoro quanto S. A. S. E. possi desiderare, io lavoro sempre.

Proposta Se li Lavoranti saranno pagati della Corte secondo la loro capacità ogni messe, et se la Corte mi vole dare à mi ogni tre Mesi 250 Scudi alora io provaro che la Corte non paghera più in vano quelli che non lavorino né quelli, che non posino ne vedino più et in veci di Castelli et Morsengo li quali anno sempre costato alla Corte circha 1500 Scudi p anno. Io faro vedere che faro in un anno di tempo tanto lavoro, quanto anno fatti Castelli et Morsegno in tre anni di tempo con le lovo mani, come si S'a et con queste ragion la Corte non avera occasione di pargarmi Innanamente mé come fece prima, et p cio Io prego S. E. a volere Representare queste mie debili propositione al l'altezza Sa E., perchè io desidero mia Risposa positiva cossa S. A. S. E. voglia fare di me accio che io possi provedere lavoranti ò provedere per me stesso et Sono humilmente, abendendo la Riposta con Riverenza per potermi provedere et Sono di S. E.

L'humilmo et obiigmo Servio

Jop Artario.

(März 1748) Düsseldorf, Staats-Archiv, Amt Bonn, Schlösser, Gärten. Nr. II.

2. Zur römischen Keramik.

Von

K. Schumacher.

Trotz der frühzeitigen und mannigfachen Beschäftigung mit den römischen Kleinalterthümern liegt die Chronologie derselben noch sehr im Argen, für viele Gattungen sogar mehr als bei den entsprechenden Gegenständen in der vorrömischen Periode. Erst in neuester Zeit regt sich auch hier das Bestreben, durch systematisches Sammeln, Beobachten der Fundverhältnisse und entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen festen Boden zu gewinnen.

Mit in erster Linie stehen die keramischen Studien, namentlich da Thongefässe oder Scherben solcher überall, wo Römer oder romanisirte Einheimische auch nur vorübergehend geweilt haben, oft in grossen Massen gefunden werden. Nach Form, Technik und Verzierungsweise zeitlich fixirt bilden sie wahre Leitmuscheln, während der übrige Inhalt der Culturschichten und die Anlage selbst sich häufig einer zeitlichen Bestimmung entzieht.

Abgesehen von Publikationen allgemeiner Art, sind von einschlägigen Arbeiten, die besonders gefördert haben, 3 Abhandlungen zu nennen, alle aus jüngster Zeit. Die eine ist die verdienstliche Arbeit Dragendorff's über die Geschichte der terra sigillata in den Bonner Jahrb. Heft 96 1895, welche uns aber hier weniger berührt. Ferner hat F. Hettner in der Festschrift für Overbeck 1894 S. 165f. einen kurzen, aber inhaltsvollen Ueberblick über die römische Keramik in Gallien und Germanien gegeben, indem er dieselbe nach Technik, Form und Ornamentation behandelt. Der Aufsatz enthält eine Reihe guter Beobachtungen namentlich in technischer Beziehung, sowie manche beachtenswerthe chronologische Angaben.

Umfänglicher ist das reich illustrirte Buch von K. Koenen, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden, Bonn 1895, worin S. 65 f. die römischen Gefässe behandelt sind. Die Absicht des Verfassers war (S. 114): „ein Werk zu liefern, das zum Nachschlagen und Citiren bestimmt ist und die Chronologie nach der vorhandenen brauchbaren rheinischen Materie im Einzelnen und Ganzen möglichst erschöpfend zu behandeln." Koenen hat das unbestreitbare Verdienst, zum ersten Male auf Grund eigener Ausgrabungen und vergleichender Studien in umfassender Weise den Versuch

gemacht zu haben, das fast unübersehbare keramische Material der römischen Kaiserzeit für ein grösseres Gebiet nach Herkunft und Zeit zu gliedern und in seiner Entwicklung (wenigstens in grossen Zügen) darzustellen. Nach der Herkunft unterscheidet er römisch-italische und römisch-provinzielle Formen, in welch letzterem Falle gallische oder germanische Elemente einwirken; nach der Zeit scheidet er Gefässe der ersten, mittleren und späteren Kaiserzeit.

Ein solch erster Versuch hat selbstverständlich seine Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten. Es soll deshalb nicht allzusehr betont werden, dass keineswegs alle Gattungen mit gleicher Sorgfalt behandelt sind und dass die zeitlichen Begrenzungen vielfach ziemlich weit gezogen werden. Bedauerlich allerdings erscheint der Umstand, — welcher mit dem Charakter des Hand- und Nachschlagebuchs zusammenhängt, — dass im allgemeinen nur Resultate, keine Beweise vorgeführt werden. Das Werk ist zwar im wesentlichen aus der Publikation des Andernacher Gräberfeldes (Bonner Jahrb. Heft 86) hervorgegangen, wo vieles Belegmaterial geboten ist, indessen wäre es gerade bei einem derartigen ersten Versuche erwünscht gewesen, für die neuen Aufstellungen jeweils auch die Beweise zu finden.

Die von Koenen gegebene allgemeine Charakterisirung der früh-, mittel- und spätrömischen Thonwaare ist ohne Zweifel richtig. Eine genauere Chronologie lässt sich aber nur erlangen, wenn man die einzelnen Gattungen in ihrer Entwicklung verfolgt. Als Versuch in dieser Richtung mögen die folgenden Ausführungen aufgefasst werden. Wir legen dabei den Schwerpunkt auf den Wandel der Formen selbst, da diese Seite am meisten vernachlässigt ist.

Aus verschiedenen Gründen empfiehlt es sich zunächst eine Gefässform zu wählen, welche sehr häufig gefunden wird und in ihrer Entstehung und Entwicklung im ganzen frei von gallischen und germanischen Einflüssen ist: die der Henkelkrüge und Amphoren.

Der einheimischen Bevölkerung, gallischer wie germanischer Abstammung, sind zwar Henkelkrüge keineswegs fremd. Recht zahlreich finden sie sich sogar schon in der neolithischen Periode und theilweise in der Bronzezeit, während sie in der Hallstatt- und La-Tèneperiode gegenüber den Henkeltöpfen und henkellosen Formen etwas zurücktreten, ohne indessen ganz zu fehlen. Aber diese einheimischen Formen unterscheiden sich in jeder Beziehung von den römischen, wie sie in der frühen Kaiserzeit überall in gleichem Typus auftreten.

Die römische Krugform geht ohne Zweifel auf weiter entwickelte Formen „alexandrinischer Zeit" zurück, wie sie namentlich zahlreich aus Nekropolen des II/I. Jahrh. v. Chr. in den Museen Etruriens, Unteritaliens, Siziliens und Nordafrikas vorliegen[1]).

Wir scheiden im Folgenden Krüge mit Doppelhenkel, Krüge mit einfachem Henkel, sowie eigentliche Amphoren und Dolien.

---

1) Ausser in verschiedenen etruskischen Museen in Neapel-Pompeji, Tarent, Taormina, Syracus, Girgenti, Palermo, Tunis (Bardo), Carthago (Byrsamuseum), Constantine etc.; einiges Material auch in Südfrankreich.

I. Periode.

Von dem ältesten Typus der Krüge mit Doppelhenkel der ersten Kaiserzeit gibt Koenen 3 Beispiele (Taf. XI. Fig. 23, 23a und 24), von welchen Fig. 23 und 23a offenbar die aus Andernach stammenden, Bonner Jahrb. 86 Taf. VII. 5 und 29 abgebildeten Exemplare sind. Nach den reichlichen und charakteristischen Beigaben dieser Gräbergruppe kann kein Zweifel bestehen, dass sie der ersten Hälfte des I. Jahrh. angehören[1]).

Eine Bestätigung geben zahlreiche ähnliche Funde des linken Rheinufers und vieler anderer Gegenden, die schon um diese Zeit in römischem Besitze waren: so von Mühlbach an der Glan (Westd. Zeitschr. IV, T. XVII. 5), Xanten (Houben, Denkmäler III. 3, IV. 3) und viele andere, die aber leider zum geringsten Theil publicirt sind. Ein Beispiel aus Italien führt C. I. L. IV Taf. Fig. IX (2706) vor. Da es aus Pompeji stammt, zeigt es die Gestaltung dieses Typus vor dem Jahre 79 n. Chr.

Die genannten Stücke können als charakteristische Vertreter dieser Frühperiode gelten, wenn sie unter sich auch kleine zeitlich oder individuell begründete Variationen verrathen.

Wie charakterisiren sich nun dieselben? Beginnen wir mit der Mündung. Sie ist oft trichterförmig gestaltet und nach aussen gerieft. Der Hals ist cylindrisch oder leicht konisch; häufig mit plastischen Ringen verziert, gegen den Bauch ist er scharf abgesetzt. Die oft mit Längsrillen versehenen Henkel schliessen meist am oberen Drittel des Halses an (seltener direkt unterhalb oder an der Mündung) und sind ziemlich gestreckt[2]). Der Bauch erscheint birnförmig oder mehr kugelig, oft mit ziemlich beträchtlicher Ausladung im oberen Drittel. Der breite Fuss ist (ausser bei dem Beispiel von Mühlbach, wo nur eine Standfläche vorhanden ist), scharf abgesetzt und noch als Träger des Gefässes empfunden.

Krüge mit einfachem Henkel. Als Vertreter dieser Gattung führt Koenen T. XI. Fig. 25, 26, 28 vor, welche gleichfalls aus den frühsten Gräbern von Andernach herrühren. Diese, meist kleineren Krüge sind viel häufiger, als die doppelhenkligen, so dass sich leicht eine grosse Anzahl Belege und Spielarten erbringen liesse. Wir beschränken uns auf folgende Hinweise: Mühlbach a. d. Glan, Westd. Ztschr. IV, T. XVI. 10 (vgl. 5), Xanten, Houben, Denkmäler III. 4 (vgl. III. 7, XIV. 4) und V. 3 (vgl. I. 2, IV. 2, V. 2 u. a.),

1) Es sei bemerkt, dass im Folgenden im allgemeinen nur solche Gefässbeispiele gewählt sind, welche grösseren, durch allgemeinere Verhältnisse oder durch reichlichere Beigaben an Münzen, Fibeln etc. zeitlich näher bestimmten Gräber- und Fundgruppen angehören; vereinzelte Münzen etc. genügen nicht zur Festsetzung der Zeit, sie geben nur den terminus post quem.

2) Eine eigentliche Schulter ist bei dieser Gattung nicht vorhanden, wohl aber bei einer ähnlichen Form und bei den älteren Beispielen aus dem II—I. Jahrh. v. Chr. Hier ist die Schulter bisweilen mit plastischen Halbkreisen oder ähnlichen Ornamenten verziert (Exemplare z. B. im Museum zu Syracus), unter der Mündung liegt oft ein breites erhöhtes Band.

die charakteristischen Formen von Stadtbredimus, Publ. de Luxembourg 1868 T. II, an italienischen Formen Susa, Atti di Torino I t. XI. 1 (S. 210, mit Münze des Tiberius), sowie die interessanten Funde von Carru, Lomello, Ornavasso etc., Atti di Torino II t. XVIII. XIX; V T. XVIII; VI Taf. XIX, wiewohl erstere z. Th. etwas vorgeschrittener sind, wie auch einzelne mitgefundene Münzen erkennen lassen.

Vergleichen wir diese Krugform mit der zweihenkligen, so finden wir alle oben festgestellten Eigenthümlichkeiten Punkt für Punkt wieder: die ziemlich selbständig empfundenen und deshalb schärfer ausgebildeten und abgesetzten einzelnen Theile des Gefässes, Mündung, Hals, Bauch und Fuss, die gestreckten Henkel, die breite, gesunde Gesammtform.

Zu demselben Resultate führt uns auch die Betrachtung der eigentlichen Amphoren, welche Koenen wegen ihres seltenen Vorkommens in rheinischen Gräbern nur flüchtig behandelt hat. Hier bilden den geeignetsten Ausgangspunkt die zahlreichen in Pompeji ausgegrabenen Exemplare, wovon uns einige, z. Th. durch Aufschriften auf's Jahr datirte die Tafel zu C. I. L. IV veranschaulicht. Fig. XII. XIV. VII. XI zeigen die hauptsächlichsten Formen, allerdings in verschiedenen Entwicklungsstadien. Doch verrathen alle noch ein gewisses Bewusstsein für die Bedeutung der einzelnen Theile des Gefässes, was namentlich durch die Trennung von Hals und Bauch zum Ausdruck kommt, in der ältesten Phase durch einen selbständigen Theil, die Schulter, in der jüngsten immerhin durch einen leichten Absatz. Ebenso charakteristisch sind die gestreckten Henkel, welche nur bei wenigen und zwar den jüngsten Vertretern direkt oben an der Mündung ansetzen und die Neigung zu leichter Abrundung zu erkennen geben.

Leicht liessen sich diese Belege aus Italien und dem Norden vermehren, doch sie genügen für unsere Zwecke.

II. Periode.

Schärfer noch treten diese Eigenschaften hervor, wenn wir die Formbildungen der Folgezeit in's Auge fassen. Kehren wir also zunächst wieder zu den Krügen mit 2 und 1 Henkel zurück, unter welchen, wie wir gesehen haben, nach der Gesammtform kein Unterschied zu machen ist.

In dem Gräberfeld von Xanten fanden sich neben den älteren Gräbern auch viele jüngeren mit Münzen und Beigaben aus dem Ende des 1. und Anfang des 2. Jahrh., in welchen Krüge vorkamen wie Houben, XVIII. 7, XX. 1. 2. 5 etc. Aehnlich, wenn auch etwas modificirt, sind die Funde von Felz (Publications de Luxembourg XIII, pl. II). Auch auf dem rechten Rheinufer setzen jetzt zahlreiche Funde ein, wie von Wiesbaden (Dorow, Opferstätten I, T. XVII. 1. XIII. 4, vgl. I, T. X. 9. XI. 8), von Butzbach [v. Sarwey-Hettner, d. obergrät. Limes, Kastell Butzbach (Kofler) T. II. 12] und an vielen anderen Orten (in Baden z. B. in Gräbern vom Atzelberg bei Ladenburg, Mus. Mannheim) Corr.-Bl. d. Westd. Z. XI, S. 243, Westd. Zeitschr. XI, S. 233. XIV, S. 367

und von Heidelberg (Mus. Karlsruhe), Corr.-Bl. XIII. 12. Von Krügen mit Doppelhenkel seien erwähnt Exemplare von Felz (Publ. d. Luxembourg XIII pl. II. 1), von Wiesbaden (Dorow, Opferstätten I, T. XIII. 5) und etwas abweichend Emele, Beschreibung römischer und deutscher Alterth. T. 9. 2 etc. Aus Italien gehören hierher z. B. einige späte Stücke aus den oben erwähnten Gräbern von Carru und Lomello, sowie solche von Asti (Atti di Torino IV, T. XI).

Vergleichen wir diese Beispiele mit denjenigen der Periode I, so finden wir sofort neben der Aehnlichkeit auch gewisse Abweichungen. Neu ist vor allem die Erscheinung, dass bei manchen Exemplaren der Hals nicht mehr scharf gegen den Bauch abgesetzt ist; in Folge dessen sind die Henkel nicht mehr gestreckt, sondern abgerundet und weiter oben an der Mündung angesetzt. Der Bauch ist gegen den Fuss bzw. die Standfläche zunächst leicht, allmählich immer mehr eingezogen; der Fuss fehlt öfters und ist durch eine einfache Standfläche ersetzt. Bei den ältesten Beispielen finden wir nur einzelne dieser Erscheinungen und oft erst im Entstehen begriffen. Schon unter den in Pompeji ausgegrabenen Amphoren (also vor 79 n. Chr.) sehen wir diese Entwicklung beginnen. Der Hals erscheint immer weniger scharf abgesetzt, aber doch noch etwas, die Henkel sind weiter nach oben gerückt und weniger gestreckt.

Zunächst finden wir die alten und neuen Elemente neben einander bestehen an demselben Gefässe sowohl wie an verschiedenen Gefässen der gleichen Zeit. Z. B. kamen in dem sicherlich der 1. Hälfte des II. Jahrh. angehörigen Wiesbadener Grabe, Dorow, Opferstätten I, S. 36 f., ein doppelhenkliger und ein einfacher Krug zum Vorschein, von welchen ersterer einen ausgesprochen geschweiften Hals und abgerundete Henkel, letzterer einen noch abgesetzten Hals und noch etwas gestreckten Henkel zeigt; ersterer ist auch gegen den Fuss mehr eingezogen, beide aber haben noch einen selbständigen Fuss.

Wie mehrere der Andernacher, Remagener, Xantener, die Pompejanischen u. a. Beispiele zeigen, tritt diese Wandlung gegen Ende des I. Jahrh. ein, wie auch Koenen annimmt, welcher Gefässkunde S. 70 schreibt „In der Zeit der Flavier, anscheinend nach den, das ganze Rheinland kulturell erschütternden Folgen des batavischen Freiheitskampfes (69—70 n. Chr.) gestaltet sich der Uebergang zu einer neuen keramischen Kunstweise, in der das Edle und in der Form Gesunde der augusteischen Zeit erkrankt, verroht, sich aber nach einer neuen Richtung wieder erhebt, die ein Streben nach Abrundung und nach Zierlichem zum Ausdruck bringt.“ Koenen rechnet diese Formen theils zu denjenigen der ersten, theils zu denen der mittleren Kaiserzeit: ich möchte eine besondere (wenn auch Uebergangs-) Periode scheiden.

III. Periode.

Wie nämlich Koenen S. 98 selbst bemerkt, fehlen diese an die älteren Formen erinnernden Elemente schon in den Gräberfeldern der Antonine fast

gänzlich. Einige Beispiele dieser folgenden jüngeren Entwicklung (III) veranschaulichen Hölder, Thongefässe in Rottweil T. II, Fig. 8, Bastelaer, Strée pl. VI. 30, welche doppelhenklige Krüge, ferner Bastelaer, Strée pl. V. 33, Koenen T. XV. 15, Hölder T. XI. 7, welche einhenklige Krüge darstellen, sowie unzählige Abbildungen bei Cochet, la Normandie souterraine, bei Clenzion, etc. Der Hals ist jetzt kurz und geschweift und geht ohne jeden Absatz in den Bauch über, die kurzen Henkel setzen oben an der Mündung an und sind fast halbkreisförmig. Der Bauch hat seine breiteste Ausdehnung oft ziemlich in der Mitte und ist gegen die Standfläche stark eingeschnürt. Ein selbständiger Fuss kommt für gewöhnlich nicht vor.

Ganz dieselben Erscheinungen verrathen die Amphoren und Dolien dieser Zeit, wie beispielsweise Clenzion, poterie Gauloise Fig. 92, Hölder T. I, Fig. 6, sowie Miller, Begräbnissstätten in Württ. S. 12, Trierer Jahresb. 1894 T. III. 3, Mitth. d. ant. Ges. Zürich XXXVIII Heft 8, T. III und Mus. Karlsruhe C. 6040, während etwas ältere einen Uebergang zwischen der ersten Periode und dieser dritten bekunden, ganz in derselben Weise, wie wir es oben bei den Krügen beobachtet haben; zu diesen überleitenden Amphorenformen, deren Beginn wir schon unter den jüngsten pompejanischen Funden festgestellt haben, rechne ich z. B. Mainzer Zeitschrift I. 4, Fig. 10, 11, 12 und Atti di Torino IV T. XI. 6 aus Asti.

Wie lange diese III. Periode gedauert hat, lässt sich noch nicht genau bestimmen, doch liegen Anzeichen vor, welche ihr Ende für die Mitte des III. Jahrh. wahrscheinlich machen. Aus dem Anfange des III. Jahrh. besitzt das Museum in Karlsruhe einen interessanten Fund, eine grössere Anzahl verschiedenartiger Thongefässe, welche in einem Keller einer niedergebrannten römischen Villa bei Wössingen zusammen mit einer Münze des Septimius Severus (193—211) gefunden wurden[1]. Sie zeigen im wesentlichen noch dieselben Formen, wie wir sie aus der Zeit der Antonine kennen gelernt haben, wenn sie gelegentlich auch etwas entwickelter erscheinen. Dass aber um die Mitte des III. Jahrh. sich wieder ein Umschwung in den Formen der Keramik vorbereitet, beweisen unter anderen auch einzelne in den Limeskastellen gemachte Funde, wo schon Vorläufer dieser neuen Richtung auftauchen, wie z. B. Koenen T. XV. 34. Sie gehören offenbar zu dem jüngsten Besitzstand der Grenzkastelle, welche im allgemeinen wohl unter Gallien verloren gingen, also gleich nach der Mitte des III. Jahrh.

IV. und V. Periode.

Betrachten wir die zahlreichen Beispiele des entwickelten Typus, welche Koenen T. XVII und XVIII aus den Rheinlanden zusammengestellt hat (bei der grossen Mannigfaltigkeit dieser Formen könnten sie noch leicht vermehrt

1) Abgebildet in dem 2. Hefte des Karlsruher Alterthumsvereins (1895) T. III (E. Wagner).

werden), so sehen wir, dass sie theilweise die zierliche Abrundung der Konturen aus der vorhergehenden Periode beibehalten oder noch weiter treiben; daneben aber zeigen sie auch Eigenthümlichkeiten, wie scharfe Absetzung von Mündung und Hals, Andeutung einer Schulter, selbständigen (oft ziemlich hohen, aber gegenüber den breiten Fussböden der I. Periode schmalen) Fuss, Merkmale wie wir sie in der I. Periode, der frühen Kaiserzeit, angetroffen haben. Doch unterscheiden sie sich von diesen durch missverständliche Behandlung der einzelnen Theile, unharmonische Gesammtverhältnisse, oft eine gewisse Plumpheit, welche sie auf den ersten Blick vor diesen älteren erkennen lässt. Auch hier können wir ältere Formen beobachten, welche noch denjenigen der Periode III näher stehen (wie die genannten jüngsten Limesfunde), so dass wir vielleicht für diese spätere Kaiserzeit auch 2 Phasen (Periode IV und V) anzunehmen berechtigt sind. Der Wendepunkt scheint im Anfange des IV. Jahrh. zu liegen, wofür namentlich die Andernacher Funde Anhaltspunkte geben.

Wir haben bis jetzt einzig und allein die Formgebung unserer Gefässe unter Zusammenhalt mit den Fundverhältnissen herangezogen. Aber auch in der jeweiligen Technik und Ornamentationsweise sind eine Menge charakteristischer Erscheinungen vorhanden, welche die vorgenommene Eintheilung bestätigen. Näheres Eingehen auf diesen Punkt können wir uns ersparen, da die genannten Arbeiten Hettner's und Koenen's gerade hierauf besondere Aufmerksamkeit verwendet haben.

Sind unsere Aufstellungen über die Wandlungen der Gesammtform der Thonkrüge richtig, so müssen sie sich auch für die Krüge aus anderem Material (Metall, Glas etc.) bewähren, insoweit die Formgestaltung vom Material unabhängig ist.

Für die Bronzekannen, einhenklige und zweihenklige, liegt für die frühe Kaiserzeit ein reichliches Material aus Pompeji vor[1]. Für zweihenklige Krüge vgl. beispielsweise Schreiber, Torentik S. 364, Fig. 103 und 366 Fig. 104, für einhenklige Schreiber S. 344 Fig. 82 und Overbeck, Pompeji Fig. 238. Von gleichzeitigen Funden nördlich der Alpen seien erwähnt: die Kannen von Altstetten, Mitth. der ant. Ges. XV. 3, T. IV, Fig. 30a (Schreiber Fig. 96) und von Rheinzabern, Westd. Ztschr. I. T. VII (Schreiber Fig. 93). Der zweiten und dritten Periode dürften angehören: die Kannen von Waldkirch in Karlsruhe, Lindenschmit, röm.-germ. C.-M T. XXV. 20 (= Schreiber S. 357 N. 109), von Speier, Lindenschmit, röm.-germ. C.-M. T. XXV. 24, von Isen, Hager, bayr. Nat.-Mus. IV. T. XVIII. 24 (N. 1500) und von Nymwegen, Westd. Ztschr. II. T. XIII. 3b, dem Schlusse derselben die Kannen von Mockenwangen, K. Miller, Begräbnissstätten in Württemberg S. 39. Noch jünger sind diejenigen von Aquincum, Budapest Regisegei III (1891) T. VIII. 9

1) Vgl. die Abbildungen im Museo Borbonico und die Sommer'schen Photographieen; einzelne Abbildungen auch bei Overbeck, Pompeji und bei Schreiber, alexandrinische Toreutik.

und Leibnitz, Schr. d. histor. Ver. f. Inner-Oesterreich I. T. XXX. 166. Die pompejanischen Exemplare stimmen mit den oben behandelten gleichzeitigen Thonkrügen derselben Form vollständig überein und verrathen gelegentlich auch bereits Neigung zu Abrundung des Halses und der Henkel. Natürlich finden sich unter den zahlreichen Typen pompejanischer Bronzekannen (ähnliche auch in Palermo, Lyon, Avignon etc.) auch viele Spielarten, welche unter den Thonkrügen nicht vertreten sind, doch stimmt der Grundcharakter überein (vgl. auch S. 111). Die genannten Beispiele der folgenden Perioden zeigen immer mehr ein Ineinanderübergehen der einzelnen Gefässtheile und häufig Verschwinden des Fusses, bis schliesslich Formen entstehen, wie wir sie in der Keramik der späteren Kaiserzeit gefunden haben. Wenn Fuss oder Henkel gelegentlich besondere Gestaltungen annehmen, so hängt dies natürlich in erster Linie mit der grösseren Freiheit zusammen, welche das weniger zerbrechliche Material gegenüber dem Thon gestattete.

Ein sehr lehrreicher, leider noch nicht veröffentlichter Massenfund an Bronzegeschirr — dem erwähnten keramischen von Wössingen vergleichbar — befindet sich im Musée-Calvet in Avignon aus einem römischen Gebäude aus Apt. Er besteht aus 11 Stück Bronzekannen ähnlich der erwähnten Form von Mockenwangen, 6 Bronzekannen anderer Art (darunter eine der Waldkircher ähnliche, aber etwas jüngere), 8 eimerartigen Gefässen, mehreren Schüsseln, Schalen etc. Da von den 6 mitgefundenen Bronzemünzen nach der freundlichen Mittheilung des Herrn Konservators Labande 3 Gallien, 1 Claudius Gothicus, 1 Constantin angehören, sind die jüngsten Gefässe jedenfalls in den Anfang des IV. Jahrh. zu setzen. Doch befinden sich auch einige ältere Stücke darunter (auch eine prachtvolle ältere Bronzelampe), was bei dem Werthe und der grösseren Haltbarkeit des Metallgeschirrs nicht verwundert. Im allgemeinen aber sind die geschilderten Typen der IV. Periode vertreten, nur eine Kanne mit tüllenartigem Ausguss erinnert schon an Formen der V. Periode[1]).

An Glasgefässen liegt ein so reiches Material vor, dass wir uns für unsere Zwecke auf einige wenige Formen beschränken müssen.

Die Entwicklung des zweihenkligen Glasgefässes wie desjenigen von Planig bei Kreuznach[2]), welches mit Münzen des Vespasian gefunden ist und sicherlich noch dem I. Jahrh. angehört, können wir ziemlich genau verfolgen. Aus dem Anfange des II. Jahrh. stammt z. B. ein Exemplar von Wiesbaden[3]), aus dem Ende desselben Jahrh. ein solches von Flonheim[4]), aus dem III. Jahrh., wenn nicht noch etwas späterer Zeit, ein solches von Strassburg[5]). Vergleichen wir

1) Ueber Funde vom Charakter der Sackrauer vgl. Tischler, Schr. d. phys.-ökon. Gesellsch. z. Königsberg, 1889, Sitzungsber. S. 11 f.

2) Nass. Annal. III T. IV. 1 (jetzt in Bonn), vgl. auch Publ. de Luxembourg 1862 pl. VI (von Ernzen).

3) Dorow, Opferstätten I T. XIII. 1 (vgl. S. 36 f.).

4) Nass. Annal. III T. VI. 1 (mit Münze des Antoninus Pius).

5) Straub, cim. d. Strassbourg pl. I. Viele Glasgefässe dieser Art aus allen Perioden zeigen die Museen Südfrankreichs, namentlich Avignon.

die vier Gefässe, so zeigt das erstere eine gesunde breite Form mit (wenn auch nicht mehr besonders scharf) abgesetztem Halse, das Wiesbadener hat eine mehr birnförmige Gestalt mit schöner Abrundung des Halses und Einziehung gegen den Fuss, das dritte Exemplar ist auf diesem Wege noch mehr vorangeschritten, während das Strassburger alle die Merkmale trägt, wie wir sie oben als für die Formen der späten Kaiserzeit charakteristisch bezeichnet haben. Also auch hier finden wir nach dem Gesammthabitus volle Uebereinstimmung mit den Formen in Thon. Dagegen unterscheiden sich die zwei späteren Exemplare von den ähnlichen Thongefässen durch einen selbständigen Fuss. Es mag dies teilweise mit der Glastechnik zusammenhängen, kann aber auch darin begründet sein, dass die besprochene Gefässart eigentlich doch nicht mehr zu den Krügen gehört, sondern eine mehr urnenartige Form besitzt. Jede Gattung geht aber ihre eigenen Wege. Eine ähnliche Entwicklung liesse sich für die zweihenkligen Glasgefässchen wie Atti di Torino IV. T. XIII. 4 (Mainzer Zeitschrift I. 1), Nass. Annal. III. T. VI. 3. 4, Cochet, Arch. T. V, Emele, Beschr. röm. Alt. T. VI. 14 etc. etc. erweisen, in soweit die Gesammtform in Betracht kommt. Dasselbe gilt für die einhenkligen Glaskrüge, für welche, namentlich aus der späteren Kaiserzeit, solche Mengen vorhanden sind, dass wir auf besondere Belege verzichten können. Sie alle stehen nach der Gesammtform in vollem Einklang mit den Formen der gleichzeitigen Thonwaare, abweichende Einzelerscheinungen hängen vielfach mit der besondersartigen Technik zusammen.

Wir haben durch die ganze Untersuchung bethätigt und gelegentlich auch darauf hingewiesen, dass in Bezug auf Formentwicklung nur Gefässe genau derselben Art miteinander verglichen werden dürfen. Die geschilderten Entwicklungsmerkmale gelten daher zunächst nur für die behandelten besonderen Gattungen. Neben diesen existiren noch eine Menge oft ganz ähnlicher Formen, welche aber ihre eigene Entwicklung haben. Z. B. zeigt der Henkelkrug bei Koenen T. XIV. 17 (Bonner Jahrb. 86 T. VI. 20), welchen Koenen in die Zeit um Claudius setzt, eine Abrundung des Halses und Einschnürung gegen den Fuss, wie wir sie bei den oben betrachteten Henkelkrügen des I. Jahrh. nie gefunden haben. Und doch gehört dieser Krug thatsächlich dem I. Jahrh. an, wie viele ähnliche Beispiele bestätigen[1]). Es ist eben eine von Haus aus andere Form. Aehnlich verhält es sich mit Krügen wie Koenen T. XI. 27 (=Bonner Jahrb. 86 T. VII. 7) oder T. XIV. 18 (vgl. Bonner Jahrb. 86 T. V. 55. und T. VI. 21), ähnlich mit zahlreichen Bronzekrügen von Pompeji und all den verschiedenen flaschenartigen Formen. Sie zeigen öfters schon in der frühen Kaiserzeit einen abgerundeten Hals und gegen den Fuss eingezogenen Bauch, bald haben sie auch gar keinen selbständigen Fuss, sondern nur eine Standfläche, wie es eben nach dem Gesammtbau und Zwecke (gelegentlich auch Material) des Gefässes angezeigt war. Gleiche Erscheinungen zeigen einige Amphorenformen, namentlich solche, deren Bauch schlauchartig erweitert ist. Hier geht

1) Publ. d. Luxembourg 1874 pl. I. 6; vgl. auch Bastelaer Strée pl. VIII. 2, Westd. Ztschr. XIII T. VII, Fig. 3.

der Hals auch in der I. Periode direkt in den Bauch über, die Henkel sind halbkreisförmig und setzen an den Mündungsrand an (vergl. z. B. C. I. L. IV. T. Fig. 10, aus Pompeji). Auf diese Formen lassen sich also keineswegs ohne weiteres jene für die oben behandelten Arten ermittelten Merkmale anwenden, indessen bleibt auch für sie manches bestehen, was für die Gesammterscheinung festgestellt worden ist. Auch sie verrathen im I. Jahrh. breite gesunde Formen und späterhin ähnliche Wandlungen, wie wir sie wiederholt geschildert haben.

Als ein beachtenswerthes Ergebniss scheint mir festzustehen, dass bei all den in Betracht gezogenen Gattungen von Thongefässen eine bestimmte, man möchte sagen consequente Entwicklung vor sich geht, die sich in der Gestaltung der einzelnen Gefässtheile wenig von andersartigen Gefässen beeinflussen lässt, wenigstens in den älteren Perioden. Selbstverständlich hat mancher originellere Töpfer diesen allgemeinen Gang durchbrochen und Abweichendes geschaffen, aber die grosse Masse bewegt sich in den alten Bahnen. Wenn beispielsweise unter den zweihenkligen Krügen von Mühlbach a. d. Glan ein Exemplar erscheint[1]), welches im Gegensatz zu den anderen gleichzeitigen Funden keinen selbständigen Fuss zeigt, so hat vielleicht der betreffende Töpfer in Hinblick auf andere fusslose Gefässgattungen derselben Zeit eine absichtliche Neuerung geschaffen. Aber die Erscheinung ist selten und kann gerade in diesem Falle vielleicht durch etwas spätere Entstehung erklärt werden, da in dem Gräberfeld ja auch eine Münze des Nero gefunden wurde. — Ein Moment, welches auch noch kurz zur Sprache gebracht werden muss, ist der Einfluss der lokalen Verhältnisse. An Orten, welche am Hauptstrome des Verkehrs liegen, ist die Entwicklung der Formen natürlich eine wesentlich raschere als an den weltentlegenen Punkten. Hier hält sich das Altväterische selbstverständlich länger. Und doch gewahrt man, wenn man schärfer zusieht, auch hier in den alten, oft etwas erstarrten Formen gar häufig kleine Anzeichen der neuen Zeit. In dieser Beziehung ist namentlich die Gestaltung der Gefässmündungen lehrreich.

Ein ähnlicher Verfolg der Entwicklung anderer Gefässgattungen wie der Urnen, Becher etc. würde — soweit ich das Material übersehe —, unsere Eintheilung vollauf bestätigen, theilweise auch ergänzen. Doch ist hier nicht der Ort dafür. Unschwer können auch die Belege aus dem reichlichen Material und den mannigfachen Bemerkungen Hettner's und Koenen's entnommen werden, wenn auch nicht für alle Gefässgattungen der Wechsel der Formen und Techniken só deutlich hervortritt wie bei unseren Henkelkrügen.

Ist unsere Gliederung der Entwicklung der römischen Thonwaare richtig, so dürfen wir auch auf anderen Gebieten einen entsprechenden Wechsel der Formen erwarten. Und er ist thatsächlich vorhanden, namentlich auf dem Gebiete des Schmuckes, wo ja die Mode besonders herrisch auftritt. Am deutlichsten zeigt dies die Geschichte der Fibel. O. Tischler unterscheidet auf Grund systematischer Ausgrabungen der ausgedehnten ostpreussischen

1) Westd. Ztschr. IV T. XVII. 5, vgl. oben S. 105.

Gräberfelder, in welchen sich ein starker römischer Import geltend macht, fünf Abschnitte, welche er mit A—E bezeichnet[1]).

A gehört noch der La-Tèneperiode an, d. h. der sog. Spät-La-Tèneperiode, also der oben aufgestellten Periode I. „Die Trennung der andern tritt deutlich hervor durch die Betrachtung der Beigaben, welche sich gemeinschaftlich von einer Abtheilung zur andern mehr oder minder vollständig ändern.“ „Was die Zeit der einzelnen Abschnitte betrifft, so kann man B ungefähr von der Mitte des I. Jahrh. rechnen (also unsere Periode II), da sie anderweitig unmittelbar auf die La-Tèneperiode folgt und überall Sachen der frühen röm. Kaiserzeit bringt. Ausschliesslich in C finden sich wenigstens in den systematisch gewonnenen Gräberfunden der hiesigen Sammlungen, die röm. Münzen bis zu den Antoninen und Commodus, so dass wir hier Ende des II., auch noch Anfang des III. Jahrh. annehmen können (also unsere Periode III). D (unsere Periode IV) geht schliesslich in E (unsere Periode V) über, welches durch Fibeln vertreten ist, wie sie die Reihengräber etc. enthalten. Man kann den Schluss also gut an das Ende des IV. Jahrh. oder vielleicht noch etwas später setzen.“

Wie man sieht, stimmen die von Tischler für die Entwicklung der Fibeln ermittelten Abschnitte vollständig mit den von uns für die Thonwaaren erschlossenen Perioden überein. Es kann dies um so weniger Zufall sein, als auch die übrigen Grabbeigaben in den einzelnen Perioden in ähnlicher Weise wechseln. Es sind dies also Anzeichen eines allgemeineren Wechsels der Formen, wofür auch gewichtige anderweitige Parallelen vorliegen.

Durch eingehende Analyse und umfassende Vergleichung grösserer geschlossener Grabfunde wird es mit der Zeit immer mehr gelingen, die einzelnen Perioden dieser keramischen Entwicklung noch schärfer herauszuheben und zeitlich und lokal genauer zu fixiren.

Um dies zu erreichen, muss aber vor allem als wünschenswerth bezeichnet werden, dass römische Grabfunde häufiger als bisher publicirt werden. Man hat dies vielfach unterlassen, weil man sich sagte, die Formen sind ja überall die gleichen und allbekannt. Aber auf diese Weise ist es gekommen, dass wir über das zeitliche Auftreten der einzelnen Gattungen und die feineren Unterschiede der Formen noch herzlich schlecht unterrichtet sind und in den Museen gar häufig ungeordneten bzw. malerisch angeordneten Gefässmassen ziemlich rathlos gegenüberstehen.

1) Katalog d. Berl. prähist. Ausstellung (1880) S. 399 f.

---

3. Superi = Ubii?

Von

P. Joerres.

---

1. Es ist mir aufgefallen, dass der in der alten Literatur sonst wohl nie auftretende Zuname Super verhältnissmässig häufig auf rheinischen römischen Inschriften vorkommt. Hettner und Mommsen haben (Wd. Ztschr. 2, 7 und Korr. Bl. 11, 81) nachgewiesen, dass vermöge einer specifisch germanischen (und belgischen) Nomenclatur der Geschlechtsname der Kinder und Freigelassenen vielfach aus dem Cognomen des Vaters oder Patrons entwickelt wurde. Aus dem Zunamen Super wurde in dieser Weise der Geschlechtsname Superinius abgeleitet, und auch dieser sonst ganz ungewöhnliche Name findet sich mehrere Male gerade auf unseren rheinischen Inschriften. Um aus diesem Vorkommen sichere Schlüsse ziehen zu können, haben wir aus den bis Ende 1894 vollendeten Bänden des Corpus Inscriptionum Latinarum und aus den rheinischen Quellen diejenigen Inschriften zusammengestellt, in welchen jene Namen auftreten; an die Spitze haben wir immer den Fundort des betreffenden Monumentes gesetzt. Wir erhielten das nachstehende Verzeichnis.

2. A) Superi:

1) Bach Linge (zwischen Nijmegen und Arnhem), Brambach n. 67, Kupferplatte: Deae (?) Vagdaver. Custi Simpli|cius Super. Dec. Alae. Vocontior | Exercituus Britannici [1]).

---

1) So nämlich liest Janssen, der allein die Inschrift eingesehen hat. — Bramb. 191, bei Calcar gefunden, ebenfalls eine Kupferplatte, hat (nach Janssen und Brambach) folgende Inschrift: Ale Vor | Iulius Quint(?) | Vage. Vercu | Vo Sol (?) l. m. Die Silbenelemente Vagda Ver Ceu und Vage Ver Cu stimmen derart zusammen, dass ohne Zweifel jedesmal dieselbe Gottheit gemeint ist. Da nun auch der Stein Bramb. n. 161, der einem Reiter der Ala Vocontiorum gesetzt ist, aus der Gegend von Cleve stammt, so ist es sicher, dass diese Ala dort gestanden hat, und daher höchstwahrscheinlich, dass die „Ala Vor“ in n. 191 wiederum jene Ala Vocontiorum bezeichnen soll. Die Silben Ver Cu (in n. 67 und 191) erinnern sehr stark an die Vergunni (Plin. 3, 20, 24), welche um Vergon (südlich von Grenoble) wohnten und also wohl einen Gau der Vocontier bildeten. Zu dem Namen der Gottheit ist zu vergleichen

2) Gripswald (bei Lank, sö. Crefeld), Br. 257: Mercurio Arverno Sext. Sempronius Super.

3) Köln, Zülpicherstr., B. Jb. 88, 119: Matronis Aufaniis M. Val(erius) Superans[1]) m(issus) h(onesta) m(issione) v. s. l. m.

4) Köln (von wo der Stein nach Spellen verschleppt wurde), Br. 239: Veranie Superine, que vixit an. XV, diebus X, Veranius Victorinus d(ecurio) C(oloniae) Ag(rippinae) obite f. c.

5) Lipp (bei Bedburg) B. Jb. 77, 224 = Ihm (B. Jb. 83) n. 291: Matronis Vatuims Super Quartionis etc. (das übrige ist nicht klar lesbar).

6) Bettenhofen (nö. Jülich) Br. 618 = Ihm l. c. 304: Matronis Gavadiabus Caldiu [Caldini? Ihm] Severus et Super.

7) Ober-Elvenich (bei Zülpich), Br. 554 = Ihm 249: Albiahenis . . . Dagionius Firmanus et Lucilius Dagionius Super.

8) Zülpich, Br. 538: Iuliae Superi fil(iae) Ammacae et C. Octavio Materno.

9) Euskirchen, Br. 561 = Ihm 218: Matronis Ratheihis Verecundinius Super.

10) Tönnisstein im Brohlthale, B. Jb. 84, 67: Dem Apollo setzt einen Stein P. Veranius Super, ein Soldat der 22. Legion.

11) Neidenstein (Amt Sinsheim, Kr. Heidelberg), Br. 1722 = Ihm 181: Matronis Albiahenabus Iul. Veranius Super.

12) Nîmes, C. I. L. 12, n. 5683, 182: Amphora: P. Man(ius) Sup(er).

13) Arles, C. I. L. 12, n. 831: Pax tecum Iuliae Superae Aurelius Clemens coniugi etc. (wahrscheinlich eine christliche Inschrift).

14) Rom, Ihm 9 (nach Henzen): Zur kaiserlichen Leibwache gehörte a. 116—141: P. Aelius Super.

15) Puteoli, Mommsen Inscr. Neap. Lat. n. 2858: Iulius Potentinus Superi mil. coh. V Paet. Tussidia Barbara filio posuerunt.

16) Cumae, Mommsen l. c., n. 2559: Tabelle von 87 Dienern der Göttermutter, darunter: N. Vibius Super. Die Inschrift ist datiert, aber die Namen der Consulen sind nicht mehr klar zu lesen; Mommsen schwankt zwischen 251 und 202 v. Chr.

17) Histonium = il Vasto d'Aimone, Mommsen l. c., n. 5240: C. Vettius Super m. cho. II. pr. etc.

---

der „Deus Vagodonnaegus", dem saec. II ex. (nach Hübner) die Respublica Asturica = Astorgo (Tarracon.) einen Altar setzt (C. I. L. II, 2636); vielleicht ist auch zu denken an „Baginus et Baginahae", denen ein bei Buis unweit Nyons, also wieder bei oder in dem Gebiete der Vocontier gefundener Stein geweiht ist (R. épigr. du Midi de la France n. 777). Aus diesen Gründen glaube ich, dass in n. 67 zu lesen ist: Deab(us) Vagda Vercunis Ti. Simplicius Saper etc., und das in n. 191 „Vercuno" statt „Vercuvo" gesetzt werden muss. Zweifelhaft ist mir freilich, ob in „Vagda" die Endung richtig gelesen ist.

1) Da mir nur noch ein „Superans" bekannt geworden ist (siehe n. 19), so glaube ich berechtigt zu sein, den Namen als eine Ableitung von „Super" anzusehen. — Bone gibt im Index (B. Jb. 65) zweimal irrthümlich „Supernus" statt „Superans".

18) Aus dem neapolitanischen Gebiete, Mommsen l. c., n. 6577: Metiliae Superae libertae etc.

19) Venusia, Mommsen l. c., n. 821: D. M. Satrio Superanti etc., was wenigstens vielleicht hierhergehört.

B) Superinii:

20) Köln, an S. Cunibert, Br. 318: D. M. Superini Romani centurionis protectoris D. N. Florentinia Aetia (?) coniugi carissimo.

21) Köln, an Liskirchen, Br. 391: D. M. Superinio Rustico et Superiniae Superbae Ingenuinia Iunia mater filiis etc.

22) Ober-Elvenich (b. Zülpich), Br. 551 = Ihm 246: Albiahenis Superinius Iustinus.

23) Dottendorf (s. Bonn), Br. 513: I. O. M. et Genio loci dis deabusque omnibus Aur. Superinius Marcus b(ene)f(iciarius) co(n)s(ularis) pro se et suis v. s. l. m. Messala et Sabino cos. (a. 214).

24) Remagen, B. Jb. 93, 217: Deo s(oli) i(nvicto) [M(ithrae)] M. Superinius Felix bf. cos. sacrum Praetextato cos. (a. 242).

25) Retscher (bei Speier), Br. 1802: [I. O. M. et] Iunoni reginae Yeccinius Similis et Superinia Decumilla.

26) Arles, C. I. L. 12, n. 687: M. Superinio Fruendo emerito leg. I. M. Vettitia Valeria coniugi.

3. Was lehrt uns dieses Verzeichniss? Brambach veröffentlichte im J. 1867 sein „Corpus Inscriptionum Rhenanarum"; dasselbe enthält 2092 Nummern, von welchen 13 den Namen „Super" oder einen von diesem abgeleiteten Namen bieten. Darnach kommen auf 1000 rheinische Inschriften 6,21, die jene Namen enthalten. Seit dem Erscheinen des Brambach'schen Werkes sind sicher nicht 1500 weitere rheinische Inschriften bekannt geworden; nehmen wir aber selbst an, es seien deren jetzt im Ganzen 4000; unter ihnen gibt es 17 (oben n. 1—11 und 20—25), welche die erwähnten Namen enthalten; dann kommen also auf 1000 rheinische Inschriften 4,25, welche jene Namen bieten. Nun enthalten die von uns benutzten Bände des C. I. L. (und Mommsen's Inscr. Neap. Lat.) zusammen etwa 50000 Nummern. Wäre bei diesen das Verhältniss dasselbe (also 1000: 4,25), so müssten in 222,5 von ihnen die Namen Super etc. vorkommen. Statt dessen aber gibt es unter den 50000, wie wir gesehen, nur 9 solche Nummern (oben n. 12—19 und n. 26), wobei wir noch obige n. 14 mitgezählt haben, obschon sie nicht im C. I. L. enthalten ist. Daraus folgt, dass am Rheine verhältnissmässig 222,5 : 9 = fast 25 mal so viel Inschriften mit jenen Namen vorkommen, als in anderen Theilen des römischen Reiches. Es ergibt sich demnach der Schluss: Die Namen „Super" und „Superinius" sind specifisch rheinische Namen, und am Rheine ist daher ihr Ursprung zu suchen.

4. Aber auch am Rheine kommen jene Namen inschriftlich nicht annähernd in einem gleichem Verhältnisse vor. Aus dem von dem Rheine, der Brohl, der Roer und einer von Jülich nach Uerdingen gezogenen Linie begrenzten Gebiete

— wir wollen es das Kölnische Land nennen — stammen 14 Inschriften [1]) mit den Namen Super etc.; der übrige Theil des Rheingebietes ist wenigstens achtmal so gross; es müssten also in diesem Theile nach demselben Verhältnisse sich 8.14 = 112 jener Inschriften finden: statt dessen gibt es deren nur 4 (n. 1; 10; 11; 25), also im Kölnischen Lande kommt der Name verhältnissmässig 28 mal so oft vor, als sonst am Rheine. — Legen wir das C. I. Rh. zu Grunde, so fallen von seinen 2092 Nummern etwa 400 auf das Kölnische Niederland, und von diesen bieten 10 (oben n. 2, 4, 6—9, 20—23) die Namen; die übrigen c. 1700 müssten nach demselben Verhältniss 42 mal dieselben Namen enthalten; thatsächlich kommen diese indess nur bei drei Nummern (oben n. 1, 11 und 25) vor. Darnach erscheinen also unsere Namen immer noch 14 mal so oft in jenem Kölnischen Gebiete als im übrigen Rheinlande.

Bei zweien von jenen 3 rheinischen Inschriften, die unsere Namen enthalten und nicht in dem Kölnischen Lande gefunden wurden, lässt sich aber noch eine besondere Beziehung auf dieses engere Gebiet nachweisen. Der Stein n. 11 ist „Matronis Albianebus" gesetzt. Der Gebrauch, in dieser Weise benannten Matronen Steine zu widmen, ist fast ausnahmslos auf das Kölnische Land beschränkt, und es ist schon deswegen wahrscheinlich, dass der P. Veranius Super, welcher n. 11 setzte, dem Kölnischen Gebiete entstammte. Dazu tritt aber noch der Geschlechtsname „Veranius": dieser kommt inschriftlich am Rheine nur in oder ganz nahe dem Kölnischen Niederlande vor. Unsere n. 4 (aus Köln) ist von Veranius Victorinus dessen Tochter Verania Superina gesetzt, n. 10 (aus Tönnisstein) hat den P. Veranius Super zum Urheber, der Stein Brambach n. 624 (aus Plattern, s. Jülich) ist einer Gottheit, deren Name nicht mehr leserlich ist, durch Qu. Veranius Ingenus gewidmet. Ferner ist auch bei den Speierer Steine eine solche Beziehung wahrscheinlich: der Zuname Similis kommt bei B r a m b a c h noch 4 mal vor, auf n. 129 aus Millingen an der Waal, auf n. 512 aus Dottendorf bei Bonn, auf n. 634 aus Floisdorf ssw. Zülpich und auf 637 aus Dollendorf in der Kölnischen Eifel. — Auch der M. Superinius Fruendus in n. 26 hatte als Soldat der Legio I. M. sehr wahrscheinlich in Niedergermanien gestanden, da ja hier die genannte Legion von der Zeit des Kaisers Domitian bis gegen 300 — mit kurzer Unterbrechung zur Zeit Trajan's — ihr Standquartier hatte. Demnach dürfen wir die in 3. aufgestellte These nun genauer so fassen: Die Namen „Super" und „Superinius" gehören in ganz auffallender Weise besonders solchen Personen an, die im Kölnischen Lande lebten.

5. Super ist in den meisten — vielleicht in allen — oben angeführten Inschriften n. 1—19 als Beiname gebraucht, so in n. 2, 4, 6, 7, 9, 10 u. s. w. In n. 14 werden als verabschiedete Soldaten ausser P. Ael. Super noch 35 andere gezählt, alle mit drei Namen: P. Aelius Placidus, P. Aelius Manutius, C. Iulius Ianarius, und so fort. Es folgt, dass auch Super als Cognomen ge-

1) also zwei mehr, als aus dem ganzen sonstigen Römischen Reiche bekannt sind!

braucht ist. Aber ist das Wort bloss ein Name, der von irgend einer mehr oder weniger überall vorkommenden Eigenschaft oder Beschäftigung entnommen wäre? Dann würde es unerklärlich sein, dass derselbe so häufig im Kölnischen Lande und so äusserst selten ausserhalb desselben auftritt. Der Name muss zusammenhängen entweder mit dem Lande, oder mit dem nichtrömischen Volke, welches jenes Land bewohnte. Das erstere ist nicht denkbar, also ist das letztere der Fall. Jenes Volk war aber das der Ubier, und ich glaube daher kaum einem Widerspruch zu begegnen, wenn ich die Behauptung aufstelle: „Super" und „Ubius" ist, wenigstens der Bedeutung nach, dasselbe. Auch andere Volksnamen werden als Cognomina von Personen gebraucht: in derselben Inschrift erscheint mit P. Ael. Super auch ein P. Ael. Vangio, in der ähnlichen (römischen) Inschrift Ihm 2. ein M. Ulp. Trever, bei Ihm 5. ein M. Ulp. Macedo, auf dem zu Grimlinghausen (sö. Neuss) gefundenen Steine Brambach n. 275 „Louba Gastinasi f(ilia) Ubia"; Brambach 161, 265, 383, 825, 922 liefern weitere Beispiele. Bekanntlich erzählt uns Tacitus (Hist. 4, 18; Germ. 28), dass die Ubier sich lieber nach der Gründerin ihrer Hauptstadt „Agrippinenses" hätten nennen hören, und in der That erscheint „Ubius" nachweislich zum letzten Male im J. 157, und zwar auf der Inschrift C. I. L. 5, 5050 [1]). Aber Tacitus sagt doch Germ. 28 auch, dass die Ubier sich ihres deutschen Ursprungs — und also auch ihres (deutschen) Namens keineswegs schämten, und es wird unter ihnen, namentlich ausserhalb der romanisirten Hauptstadt gewiss manche Patrioten gegeben haben, die sich gerne mit ihrem ursprünglichen Namen, und zwar mit der deutschen Form dieses Namens („Super") genannt haben. Leider ist nur eine der den Namen „Super" enthaltenden Inschriften sicher datiert, nämlich unsere n. 14 vom Jahre 141; n. 16, in der auch ein „Super" vorkommt, ist von 252 oder von 202; ein „Superinius" begegnete uns in n. 23 vom J. 214, und ein zweiter in n. 24 vom J. 242.

Indess auch die Schriftsteller lassen uns hierbei nicht ganz im Stiche. In dem Itinerarium Antonini steht auf der Strasse Trier-Köln als letzte Station vor Köln: „Tolbiaco vicus Supenorum leugas X." Man hat verschiedene Conjecturen über dieses „sonst unbekannte" Volk gemacht; Alex. Riese (das rheinische Germanien in der antiken Literatur p. 391) verbessert (?) nach anderen Vorgängern „Supernorum", und erklärt dieses dann im Index (p. 490 sub v. Tolbiacum): „d. h. Cugernorum." Mir ist eine solche Erklärung durchaus unverständlich, selbst abgesehen davon, dass die Cugerner nach allgemeiner und gewiss berechtigter Annahme zwischen dem Rheine in der Gegend von Xanten und der Maas bei Cuyk — welches wohl noch den Namen bewahrt — gewohnt haben. Nein, sehr wahrscheinlich ist „Supenorum" in „Superorum" zu verändern [2]), wiewohl auch das nicht ganz sicher ist, denn wenn „Sup" die

1) Cf. Mommsen, Hermes 4, 103 sq. und H. Nissen in B. Jb. 98, 150.

2) In der vom 7. bis zum 12. Jahrhundert auch auf dem Festlande so vielfach verwandten „angelsächsischen" — richtiger irischen — Schrift ist r von n nur schwer

Stammsilbe ist, so konnte der römische Schriftsteller oder seine gallische Quelle wohl selbst die Form „Supenorum" gebildet haben. Also Zülpich war ein „vicus Supenorum" oder „Superorum"[1]). Tacitus Hist. 4, 79 sagt aber, dass Tolbiacum „in finibus Agrippinensium" d. h. nach den oben aus demselben Schriftsteller citirten Stellen „in finibus Ubiorum" gelegen habe; folglich sind die Superi dieselben wie die Ubii!

6. Scheiden wir von den 14 Steinen, welche im Kölnischen Lande gefunden wurden und die hier besprochenen Namen enthalten, einerseits den von Gripswald aus, weil dieser vereinzelt, wenigstens 6 deutsche Meilen von den Fundorten der übrigen gesetzt wurde, und anderseits den von Tönisstein, weil dieser erstens wieder ziemlich weit, etwa 3 d. M., von dem nächsten der anderen gefunden wurde und zweitens einen Soldaten der 22. Legion zum Urheber hat — so bleiben noch 12 Steine übrig, deren Fundorte annäherd ein Viereck bilden, welches ziemlich genau mit dem linksrheinischen Theile des jetzigen Regierungsbezirks Köln zusammenfällt, und nur im Westen (für Lipp) und im Süden (für Remagen) ein wenig über den genannten Bezirk hinaus sich erstreckt. Durch den Kottenforst und die Ville wird das Viereck in 2 ungleiche Theile geschieden. Die 12 Inschriften der Superer und Superinier vertheilen sich nun ganz gleichmässig auf die beiden Abschnitte jenes Viereckes. Aus Köln selbst lernen wir den Veteranen M. Valerius Superans (oder „Super"?), den Kölner Rathsherrn Veranius Victorinus mit seiner Tochter Verania Superina, den Hauptmann Superinius Romanus und die Geschwister Superinius Rusticus und Superinia Superba kennen, aus Dottendorf begegnet der Beneficiar Aur. Superinius Marcus und aus Remagen der Beneficiar M. Superinius Felix. Aus dem westlichen Theile des Viereckes kommen vor: zu Lipp (bei Bedburg) Super Quartionis (filius?), zu Bettenhofen die Caldinier (?) Severus und Super, zu Ober-Elvenich Luc. Dagionius Super und Superinius Iustinus, zu Zülpich Iulia Superi filia, zu Euskirchen Verecundinius Super. Hieraus geht hervor, dass in dem genannten Vierecke die grosse Masse der Superer oder Ubier wohnte, dann aber auch, dass in dem westlichen Theile des Viereckes die Superer ihr Nationalbewustsein weit besser bewahrt hatten, als in dem Theile, welcher dem Rheine entlang sich erstreckt. In diesem Teile war eben der Einfluss der römischen Legionen — obschon dieselben sich grossentheils aus dem Lande selbst[2]) recrutirten — ein weit stärkerer, als in dem westlichen. Auf 100

---

zu unterscheiden, so dass Lesefehler hierbei leicht vorkommen. Der Engländer F. E. Warren hat 1888 in der Revue celtique, IX, 88 aus einem Ms. s. X. eine Litanie veröffentlicht, die jedenfalls der Hauptsache nach aus der Bretagne stammt, aber auch einzelne belgische, trierische und kölnische Heiligennamen aufweist: zu den belgischen gehört die s. „Genetrudis", wie Warren gelesen hat, obwohl er „Geretrudis" hätte lesen sollen. Ebendahin gehört auch Tac. Ann. 13, 57 das mit einem doppelten Fehler behaftete „civitas Vibonum", was bereits Heinsius in „civitas Ubiorum" verbesserte.

1) Zu dem „Tolbiacum vicus Supenorum" bietet das Itinerarium für die Gegenden zwischen dem Rheine und dem Meere nur eine Parallele: Tongern wird als Advaca Tongrorum bezeichnet. Auch hier wird der Name des dort wohnenden Volkes angegeben.

2) Siehe Mommsen, Hermes 19, 1 ff.

Soldateninschriften kommen in dem rheinischen Theile bei Brambach 118 bürgerliche, in dem anderen Theile deren 636; in dem letztern war also das eingeborene Element darnach schon 5,4 mal so stark — abgesehen davon, dass gerade wegen des Einflusses der Soldaten die Sitte Inschriftsteine zu errichten am Rheine viel verbreiteter gewesen sein wird, als in der Gegend Euskirchen-Zülpich-Jülich. Freilich auch in dieser Gegend sind die Superer ein aussterbendes Volk, wenigstens im zweiten und dritten christlichen Jahrhundert. Dies zeigt gerade der Umstand, dass man „Super" als Name verwandte, was man z. B. mit „Trever", so viel ich sehe, nicht nachweislich gethan hat. Damit stimmt, dass weder aus dem ersten Jahrhundert noch aus dem vierten ein Super oder Superinier bekannt ist: im ersten bildeten sie gewiss noch die breite Masse des wirthschaftlich herrschenden Volkes, im vierten bestanden sie als Volk nicht mehr. Wenn das wahrscheinlich gegen 300 zusammengestellte „Itinerarium Antonini" Zülpich als einen „vicus Supenorum" bezeichnet, so beruht dies wohl auf einer älteren Quelle. — Die soeben nochmals erwähnte Bezeichnung scheint übrigens zu beweisen, dass die Zülpicher Gemeinde an der Grenze des Superer-Landes lag: nur sie wird als ein „vicus Supenorum" benannt, nicht die weiter auf Trier zu liegende „Marcomagus vicus" u. s. w.. Allerdings lag gewiss auch „Belgica vicus" = Billig im Lande der Superer. Aber dieses ist nur dadurch in das Verzeichniss gekommen, dass hier zwei Listen von Stationsorten zusammengezogen sind. Die ältere Strasse, welche auch auf der Peutingerschen Tafel allein verzeichnet ist — wobei aber der Name Tolbiacum durch einen Irrthum ausgefallen ist — hatte nur die Stationen: Treveri, Beda, Ausava, Egorigium, Marcomagus, Tolbiacum, Agrippina civitas. Später trat von Marmagen ab eine etwas kürzere hinzu, welche nicht über Tolbiacum, sondern über Belgica ging. In dem Verzeichniss der Stationen, wie dasselbe vorliegt, sind nun beide vereinigt, indem vor Tolbiacum „Belgica" eingeschoben wurde. So erklärt es sich, dass Belgica nicht auch ein „vicus Supenorum" genannt wird.

Wenn wir nun auch glauben gezeigt zu haben, dass das von uns angegebene Viereck die grosse Masse der Ubier umfasste, so soll damit doch nicht gesagt sein, dass auch kleinere Theile dieses Volkes sich ausserhalb jenes Viereckes angesiedelt haben. Einen Sextus Sempronius Super haben wir ja in Gripswald (n. 2) gefunden, und der Stein Brambach 275, den Q. Cornelius Q. f. Gal. seiner Frau „Louba Gastinasi f(ilia) Ubia" gesetzt hat, ist zwischen Grimlinghausen und Neuss gefunden worden. Wir bemerken schon hier, dass es sehr bezeichnend erscheint, dass jener Q. Cornelius — der einzige, der die Form „Ubi-" in einer rheinischen Inschrift anwendet — kein Einheimischer ist, mag nun „Gal." in Gallus oder Gallicanus, oder — was wahrscheinlicher ist — in Galeria (Tribus) aufzulösen sein. Auch eine zu Chalon s. S. gefundene Inschrift (R. ép. du midi de la France 1893, n. 979) ist gesetzt einem Albanus Excingi filius Ubius, wobei wieder auffällt, dass der Vater dieses „Ubius" ein Excingus, also ein Gallier, kein Germane ist, die Mutter ist wohl

eine Deutsche gewesen, aber Gallier haben den Sohn „Ubius“ und nicht „Super“ genannt.

7. Wir glauben im Vorhergehenden die Richtigkeit der geschichtlichen Gleichung „Superi = Ubii“ hinreichend dargethan zu haben. Sollte aber dieselbe Gleichung nicht auch sprachlich auf Geltung Anspruch machen dürfen? — Wir finden den Namen „Super“ 10mal in den von uns angeführten Inschriften — nie steht „Superus“; der Genitiv heisst Superi, das Femininum „Supera, Superae.“ E. Förstemann (Die deutschen Ortsnamen, 238) hat darauf hingewiesen, dass sich im deutschen Nordwesten eine Reihe von Völkernamen auf r finden[1]); ich würde sagen „auf er“, wenn sich auch nicht bei allen der Singular nachweisen lässt. Jene — hier noch etwas vervollständigte — Reihe ist diese: 1. Cimbri; Claudian IV Cons. Hon. 452 hat den Singular „Cimber“, der auch bei Cicero, Phil. 2, 11, 17 und inschriftlich als Personenname vorkommt. Da Strabo, Plinius und Ptolemaeus einstimmig die Cimbri, und zwar unter diesem Namen als ein deutsches, fern von Gallien wohnendes Volk bezeichnen, da Plutarch (im Marius) ausdrücklich sagt, dass die Germanen mit diesem Worte „Räuber“ bezeichneten, und auch der Grammatiker, welcher nach Festus p. 43 (Müller) angiebt, dass jene Bezeichnung der gallischen Sprache angehöre, bei der vagen Bedeutung des Ausdruckes „gallisch“ der Angabe Plutarch's nicht widerspricht, so möchte ich trotz Karl Müllenhoff, D. Alterthumskunde 2, 117 den Namen doch als einen deutschen in Anspruch nehmen, zumal Müllenhoff selbst S. 118, Anmerkung, zugibt, derselbe könne mit kiban = rixari zusammenhängen. — 2) Bructeri, Bureteri; Claudian hat l. c. v. 451 den Singular „Bructerus“, der in den Vers passt; den ächten deutschen Singular hat uns am besten der bei Wigand, Trad. Corb. 311 im 9. Jahrh. vorkommende Personenname „Borhter“ erhalten; noch älter wird er dreisilbig, etwa „Boruhter“ gewesen sein, und hieraus wurde durch Lateinische Betonung „Bructer, pl. Bructeri“ und durch deutsche „Bureter“ oder „Borhter“ (Vgl. die verschiedenen Namensformen, besonders auch des Gaues der Br., in Förstemann's Altdeutsches Namenbuch, Sp. 330 f.). Grimm, Gesch. d. D. Sprache 371 leitet das Wort von boraht = ahd. beraht = clarus, illustris ab, Zeuss und Förstemann stimmen ihm bei. — 3) Sigambri oder Sugambri, Sing. Sygamber bei Ven. Fort. 6, 4; von den Erklärungen des Wortes hat keine grossen Anklang gefunden. — 4) Tencteri; der Singular ist nicht nachweisbar, hiess aber jedenfalls: Tencter. Zur Erklärung zieht Grimm das altn. tengdr. = iunctus, affinis heran. — 5) Tungri; bei Silius Ital. 7, 681 und inschriftlich heisst der Singular „Tunger“. Nach Förstemann's ansprechender Deutung sind es auf Donken, d. h. Erdhügeln wohnende Leute. — 6) Texuandri (Plin. 4, 98) oder Toxiandri (Amm. Marc. 17, 8, 1). — 7) Flandri, welche Bezeichnung erst im 8. Jahrh. auftritt. Von den beiden zuletzt genannten Namen ist ein alter Singular nicht

1) Sonst kommt diese Namensform auf deutschem Boden im Alterthum wohl gar nicht vor; auf ausserdeutschem begegnet sie nur selten, z. B. in Veragri, Cantabri, von welch' letzterem Worte Claudian auch den Singular „Cantaber“ erhalten hat.

nachweisbar. — Wir fügen noch zu: 8) Treveri, Sing. Trever (Brambach 893 und Ihm 2), woraus die römischen Schriftsteller — oder deren Abschreiber? — fälschlich Trevir gemacht haben (z. B. Tac. Hist. 3, 55; Lucan. 1, 441)[1]. Wir setzen diesen Namen nur hierher wegen seiner Endung und weil dessen Träger noch dem Nordwesten Deutschlands zugerechnet werden können; über den Stamm desselben soll damit nichts behauptet sein. — Sehr passend schieben sich nun zwischen die Tencteri, Sugambri und die Treveri ein: 10) unsere S u p e r i; der Sing. des Wortes ist, wie oben gezeigt „Super“.

Durch die aufgestellte Reihe glauben wir bewiesen zu haben, dass das zuletzt genannte Wort zu einem Systeme von im germanischen Nordwesten auftretenden Volksnamen auf er gehört, und also wenigstens wahrscheinlich ein deutsches Wort ist, ferner, dass „sup“ der Stamm dieses Wortes ist.

8. M ö g l i c h wäre nun wohl die Annahme, dass „Superi“ eine zweite Bezeichnung der „Ubii“ gewesen wäre; w a h r s c h e i n l i c h ist ein solcher Doppelname erstens nicht an und für sich, und zweitens auch deswegen nicht, weil — wie wir noch unten hervorheben werden — die Stammsilben up und s u p sich dafür zu nahe stehen. Freilich auf den ersten Blick scheint „Super“ von „Ubius“ sehr verschieden zu sein. Indess der allzu raschen Abweisung der Gleichsetzung der beiden Namen „stellt sich die Wahrnehmung entgegen, dass auch die andern (uns durch Caesar und sonstige alten Schriftsteller) überlieferten Namen meist den Durchgang durch gallischen Mund verrathen und bald mehr bald weniger davon die Spuren tragen, weil natürlich Gallier für den Verkehr mit den Germanen die nächsten Dolmetscher waren und auch dem Römer selbst in der Regel das Gallische eher als das Deutsche geläufig war“ (K. M ü l l e n h o f f, D. Ak. 2, 119). Die Frage ist also, ob die Stammsilbe „sup“ im gallischen Munde zu „ub“ werden konnte, oder — da die Vertretung des germanischen p durch gallisches b der Lautverschiebung durchaus entspricht — es handelt sich nur darum, ob der Schwund des s zu erklären ist. Es ist nun eine bekannte Regel, dass im allgemeinen (also nicht ohne Ausnahme) das Zend und die griechische Sprache einen mehr oder minder starken Hauch — Spiritus asper oder lenis — haben, wo das Sanskrit, das Lateinische, das Littauische und das Deutsche ein anlautendes s vor einem Vokal oder ein inlautendes s zwischen zwei Vokalen bieten. Die keltischen Dialekte nehmen in dieser Beziehung seit dem achten Jahrhundert, d. h. von der Zeit an, wo uns grössere literarische Erzeugnisse der Kelten zu Gebote stehen eine Doppelstellung ein: die irische Sprache behält das s, und die britannischen Sprachen (in Wales, Cornwall und Bretagne) verlieren das s oder verwandeln es in h. Ein Beispiel für viele: sanskr. sána (alt) = zend hana = lat. senex = got. sineigs (vgl. ahd. siniscalh = famulorum senior) = lit. sénas = ir. sen = wall. corn. hên = bret. hen; im Griechischen ist der Stamm erhalten in ἕνη = der letzte

1) Auch G l ü c k, Die kelt. Namen bei Caesar, S. 156 vertheidigt die Singularform Trever gegen andere, die dies für eine Abkürzung von „Treverus“ gehalten haben. Den Stamm trêv weiss er aber nicht (aus dem Keltischen) zu erklären.

Tag des Monats[1]). Nun sagt allerdings C. Zeuss, der Vater der keltischen Philologie, in Gramm. celt.[2], 119 letzte Zeile, dass für die britannischen Sprachen der Verlust oder die Abschwächung des s in h erst „post aetatem Romanorum“ eingetreten sei. Zeuss stellt diesen Satz ohne Beweis hin. Jedoch hat J. Loth in Revue celtique XIV, 291—96 Beweise dafür zu liefern versucht, dass jener Wandel in der britannischen Sprache erst nach der Ankunft der Angelsachsen auf der britischen Insel eingetreten sei. Aber seine Beweise haben den (freilich nicht zu vermeidenden) Mangel, dass sie nur von Eigennamen handeln, die in der mündlichen Sprache und besonders in der Schriftsprache gewiss länger ihren ursprünglichen Zustand bewahrten als die Appellativnamen[2]); wenn man auch (auf Inschriften) im 6. und 7. Jahrhundert noch „Senomagli“ oder „Senemagli“ schrieb, so ist es doch wohl denkbar, dass man damals schon fast „Henfael“ gesprochen hat, wie später auch geschrieben wurde. Dagegen beweist das auch von Zeuss angeführte Beispiel lat. Sabrina = engl. Severn = awall. Habron = nwall. Hafren, dass jener Wandel allerdings noch fortdauerte; das kann und soll aber auch nicht bezweifelt werden, hat man ja die lateinischen Wörter saliva und sextarius in Wales zu haliw und hestor gemacht. Aber die zwei genannten sind auch unter den vielen lateinischen Lehnwörtern, die sich in der wallisischen Sprache finden, die einzigen, welche das s verloren haben, ein Umstand, der wohl den Gedanken nahe legt, dass die den besprochenen Wandel treibende Kraft etwa bereits im fünften Jahrhundert anfing nachzulassen. Ferner, wenn — wie Loth beweisen will — jener Wandel erst nach der Mitte des 5. Jahrhunderts auf der brittischen Insel begonnen hätte, so müsste, da die Briten zwischen 453 und dem Anfange des 7. Jahrhunderts die jetzige Bretagne besiedelt haben, in dem Dialekte dieser Provinz das s sich doch wohl mehr erhalten haben; aber das Gegentheil scheint der Fall zu sein: in Stokes' Wörterbuch, welches aus guten Gründen nicht sehr reichhaltig ist, finde ich drei Beispiele, bei denen das Kymrische (= Wallische) das s behalten hat, das Bretonische aber nicht[3]) — ein umgekehrtes Beispiel ist mir nicht begegnet. Diese letztere Wahrnehmung lässt im Gegentheil vermuthen, dass der Wandel des s in einen Spiritus auf dem Festlande begonnen hat, und zwar lange vor dem Ende des weströmischen Reiches. — In der That hat d'Arbois de Jubainville in R. c. I, 473 im Anschlusse an d'Anville, Notice de la Gaule 620 sq., bemerkt, dass Ptolemaeus II, 8, 9 und II, 9, 11 Οὐίνδινον und Ουέσσονες statt Suindinum und Suessones darbietet, und

1) Siehe „Wortschatz der Keltischen Spracheinheit von Whitley Stokes und Ad. Bezzenberger“ (Aug. Fick, Vergl. Wb.[4] II, 299) und A. Fick, Vergl. Wb.[4] I, 325.

2) R. c. V, 111 bemerkt derselbe J. Loth, dass man noch 1075 „Nominoe“ schrieb, obschon man seit Jahrhunderten bereits „Noeinoe“ sprach; „mais c'était un nom si connu que l'orthographe ancienne a pu persister en dépit de la prononciation“. — Ebendahin gehört auch die grosse Verschiedenheit der Aussprache und der Schreibweise im Französischen, Englischen und Irischen.

3) cymr. sâl (vilis) = abret. haloc; mcymr. s = bret. hi (ea); acymr. sescann = bret. hesq (carex).

dass Radbert, Abt von Corvey (Acta s. Bened. s. IV, 5, 230) die letzterwähnte Stadt Uesona nennt. „Il est par conséquent impossible de croire à une fantaisie ou une erreur de Ptolemée. Dès l'époque de Ptolémée il y avait en gaulois une tendance vers la suppression de l's initiale dans certains mots. Cette tendance était contraire au génie de la langue latine, qui paraît d'en avoir triomphé partout où elle établit sa domination définitive.“ — Ein weiteres Beispiel bietet bereits Plinius h. n. 18, 40: „secale Taurini sub Alpibus asiam vocant“; Stokes stellt mit Recht dieses Wort zu sanskr. sasyá = zend. hahya, Getreide und zu cymr. (wal.) haidd = bret. heiz, Gerste; allerdings meint derselbe, es müsse sasiam gelesen werden, was indes nicht da steht[1]! — Derselbe Plinius gibt uns h. n. 3, c. 24 (ed. Bipont.) ein für unsere Abhandlung ganz besonders interessantes Wort an die Hand: „Lepontiorum qui Uberi vocantur fontèm Rhodani accolunt.“ Dieses „Uberi“ scheint sich geradezu wie ein Mittelglied zwischen „Superi“ und „Ubii“ zu stellen! — Eine Hypothese gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn sich auffallende Thatsachen durch sie erklären lassen. Unter den in rheinischen Inschriften vorkommenden Personennamen gibt es mehrere, die bald mit s und einem Vokal, bald mit dem betreffenden Vokal allein beginnen. Dasselbe Namenselement glaube ich in „Sammo“ (Brambach 836, 1066, 1816) und in den mit „Amm-“ beginnenden Namen zu finden, die in wenigstens 13 Inschriften bei Brambach (siehe Index I und II) vorkommen. Mit grösserer Sicherheit setze ich die in wenigstens 21 Inschriften l. c. begegnenden Namen Attus, Atta, Attius, Attianus, Atto, Attonius, Attonia den Namen Satto, Sattonius gleich, die ebendort in 9 Inschriften sich finden. Die 4, welche von diesen Inschriften datiert sind (n. 693, 1336, 1446, 1683), entstammen der Zeit von 193 bis 239. Dass es sich hier um gallische nicht um germanische oder gar römische Namen handelt, geht schon daraus klar hervor, dass sich von jenen 30 Inschriften nur 2 in der vorzüglich germanischen Germania inferior, dagegen 28 in der mehr von Galliern besiedelten Germania superior gefunden haben. Diese Verschiedenheit des Anlauts erklärt sich nun einfach durch unsere Annahme, dass der Wandel des s in der gallischen Sprache bei den genannten Wörtern im zweiten Jahrhunderte und in der ersten Hälfte des dritten — aus einer noch spätern Zeit stammt wohl keine der betreffenden Inschriften — bereits grösstentheils durchgedrungen war: bei im Ganzen 34 unserer Belege fehlt das s, und nur bei 12 ist es erhalten. — Ist unsere Annahme richtig, dann ist auch die von uns längst gehegte, von A. Holder im Altkelt. Sprachschatz, Sp. 2058 zuerst ausgesprochene Ableitung des Beinamens des Ulpius Hunicius (Br. 633) von „Sunuci“ oder „Sunici“ gegründet. Der betreffende im Propsteiwalde bei Eschweiler an der Inde, also im Lande der Sunuci gefundene Stein (s. II. in.?) ist der „Dea Sunuxsal“ gesetzt; der Name der Göttin, der natürlich sehr bekannt und oft genug geschrieben war, hat das s bewahrt und in der zweiten

[1] Der „Sasaius“ (Br. 232) hatte seinen Namen vielleicht von „sasia“; er war aber ein Soldat aus der Cohorte der Breuker, stammte also wohl aus Niederpannonien.

Silbe auch das wohl ältere u statt i; der Personenname war den Einflüssen der Aussprache mehr unterworfen. Auch der „Unnuasar“, der zu Embken, also an der Grenze der Sunuci und der Superi, den Veteranehischen Matronen einen Stein setzte (Br. 573), hat wohl seinen Namen von den Sunuci; es ist denkbar, dass in der Aussprache ein a vor e erklang, etwa wie im schweizerichen Büäch = Buch, und dass von dem römischen oder gallischen Steinmetzen das e überhört wurde. Uebrigens kommt auch auf dem wieder zu Embken gefundenen Stein Br. 574 = Ihm 243 der Name „Sunix“ vor (siehe Ihm l. c.). — Endlich mache ich noch aufmerksam auf die Sura (Sauer, aber gesprochen: Suhr), in welche die Hora (Our, sprich: Uhr) fliesst, und auf die Ara (Ahr) mit ihrem Zufluss Sara (Saar).

In dem Vorstehenden glaube ich gezeigt zu haben, dass im ersten und zweiten Jahrhunderte nach Christus in Süd- und Westgallien, sowie namentlich auch in den Rheingegenden bei manchen Wörtern s im Anlaut vor Vokalen — und besonders vor dem Vokale u, vgl. Uessones, Uindinum, Upari Hunicius, Unnuasar, Our = Uhr — nur sehr schwach oder nur mehr als ein Hauch gehört wurde. Dann ist es aber kein zu grosser Sprung, wenn ich annehme, dass dasselbe — wenn auch in geringerem Grade — schon in den letzten Jahrhunderten vor Christus der Fall war. Vielleicht ist es nicht zu gewagt, den Gedanken auszusprechen, dass die in Massilia und den benachbarten Küstenstädten, sowie den Rhodanus hinauf verbreitete griechische Sprache, die ja, wie schon bemerkt, auch dass s purum im Anlaut so häufig mit einem Spiritus vertauscht, die gleiche Erscheinung in der gallischen Sprache veranlasst oder wenigstens gefördert hat. Damit wäre dann auch erklärt, dass jene Erscheinung um so schwächer und um so später sich in den keltischen Dialekten bemerkbar macht, je weiter nach Nordwesten die Bezirke dieser Dialekte liegen; im Altirischen gibt es dafür nur drei Beispiele: der Artikel in, ind, a-n von sendos, sendâ, san, dann amal = similis und endlich die privative Partikel am-, welche W. Stokes aus sam = semi erklärt hat; heute spricht man aber im Irischen in sehr vielen Fällen das s nicht mehr, obschon man es noch schreibt, freilich mit übergesetztem Punkte. Wie dem aber auch sein möge, es ist für unsere Hauptfrage von Bedeutung, dass der vornehmste Dolmetscher Caesars während des ersten Jahres des gallischen Krieges, C. Valerius Procillus, ein hochangesehener Mann aus der Provincia Gallia war (B. G. I, 19; 47; 53); auch der Dolmetscher des Legaten Q. Titurius Sabinus im fünften Kriegsjahre, Gnaeus Pompejus, war sehr wahrscheinlich aus dem dem Gn. Pompejus Magnus befreundeten massiliotischen Gebiete, der von diesem römischen Pompejus wohl Bürgerrecht und Namen erhalten hatte.

Jedenfalls geht aus unsern Darlegungen hervor, dass es recht gut denkbar ist, dass der germanische Name „Superi“ dem Caesar durch seine gallischen Dolmetscher als „Ubii“ mit gallisirtem Stamm und gallischer Endung übermittelt wurde.

9. Leicht möchte ich auch noch die Frage über die muthmaassliche Bedeutung jenes „sup“ streifen. Die Lepontii Uberi wohnten an der Quelle der

Rhone; sie wohnten also höher als die übrigen Lepontii, die namentlich ihre Sitze in dem Val Leventino hatten, welches noch heute von ihnen seinen Namen hat. Nehme ich noch hinzu, dass Em. Ernault in Revue celtique VII, 312, ohne m. W. Widerspruch zu finden, das bekannte gallische ver von *ou-er = *ouper, fr. „sur" ableitet, so drängt sich der Gedanke auf, dass das „Uberi" die oben wohnenden Leute bezeichnet. — Ob nicht „Superi" auch dem zur Zeit Caesars auf den rechtsrheinischen Bergen etwa zwischen Wupper und Lahn wohnenden Volke in demselben Sinne gegeben worden ist? (Drei Jahrhunderte später wohnten dort die Rip-varii, deren Name sicher nichts mit dem „ripa" in der lat. Bedeutung dieses Wortes zu thun hat, sondern auch wieder die „Bergischen" bezeichnet.) Dann müsste es aber ein urgermanisches „sup" = „oben" gegeben haben, welches also später auch im Germanischen sein s verloren hätte. Für eine solche Aphaeresis kann ich indess nur ein, und zwar ein weit hergeholtes Beispiel anführen: altgutnisch und neuschwedisch (im Dialekt von Dalarna) heisst al, ulum „soll, sollen" (Noreen, Urgerm. Lautlehre, S. 172)[1]).

Man wird meinen sprachlichen Ausführungen in den beiden letzten Paragraphen wohl vorwerfen, dass sie mehr Fragen als bestimmte Antworten bieten. Es wird mich freuen, wenn von berufener Seite besser begründete Antworten erfolgen, vorläufig tröste ich mich dann mit dem englischen Sprüchwort: „Riddles go for answers".

---

1) Möglich wäre es auch, dass nur einzelne germanische Volksstämme „sup", andere aber „up" gesprochen haben. Interessant ist das gothische iup, iupa, iupana, iupathrö; soviel ich sehe, kommt ein so vorgesetztes i bei keinem anderen gothischen Worte vor.

II. Litteratur.

1. Die Sammlung römischer Alterthümer von C. A. Niessen in Köln a. Rh. Mit 38 Tafeln in Lichtdruck und 10 Textillustrationen. Köln. Druck von J. P. Bachem. 1896. 4. XV und 107. S.

Die Sammlung des Herrn C. A. Niessen ist unter den Privatsammlungen römischer Alterthümer in Köln die grösste und steht auch unter den anderweitigen entsprechenden Gegenständen gewidmeten in Privathänden befindlichen Sammlungen mit in erster Reihe. Nicht nur durch Zahl ist dieselbe ausgezeichnet, auch die Güte der vorhandenen Stücke, die Vollständigkeit, mit der sie einen Einblick in die Kultur der römisch-rheinischen Zeit gewährt, giebt ihr ihre Bedeutung. Bei weitem der grösste Theil entstammt Kölner Funden, für deren Aufdeckung und Erwerbung die Stadterweiterung im letzten Jahrzehnt reiche, vom Besitzer entsprechend ausgenützte günstige Gelegenheit darbot. Einzelne ergänzende Stücke wurden am Oberrhein entdeckt, einiges ist auch in Italien erworben worden. Die Natur der Sache bringt es mit sich, dass eine solche Privatsammlung auch beim besten Willen des Besitzers nicht so allgemein zugänglich sein kann, wie ein öffentliches Museum, und dass andrerseits die Gefahr nahe liegt, dass das, was rastloser Sammelfleiss mühsam zusammengetragen, eines Tages wieder in alle Winde zerstreut wird. Um diesem Uebelstande möglichst Abhülfe zu schaffen, hat C. A. Niessen bereits im Jahre 1889 einen Katalog seines Besitzes veröffentlicht. Seither haben zahlreiche Neuerwerbungen stattgefunden und hat er sich daher zu einer Ergänzung und Umarbeitung des Kataloges entschlossen, der sich, mit Ausnahme der Münzen, Dr. Kisa, Assistent am Museum Wallraf-Richartz, in trefflicher Weise unterzogen hat.

Als Einleitung hat Kisa dem Verzeichnisse einige Bemerkungen über die römisch-rheinische Kunst vorausgeschickt, Bemerkungen, welche er auch in seinem Aufsatze „Antikes Kunstgewerbe am Rhein" im Kunstgewerbeblatt N. F. VII. Heft 8 u. 9 in umgearbeiteter Form verwerthete. Er bespricht hier zunächst das Eindringen der klassischen Kultur über Marseille und das Rhonethal in das Rheinland; wie dieselbe zunächst als Import auftritt, wie dann aber die Landesbewohner es verstanden haben, die fremden Elemente ihren Bedürfnissen, ihrem Hausgebrauche anzupassen und so eine eigenartige Provinzialkunst zu entwickeln, die ihrerseits wieder nach Italien exportirte. Am besten lässt sich die Entwicklung des antiken Kunsthandwerkes am Rhein bei der Keramik verfolgen. Ueber die Terra sigillata, welche um den Beginn unserer Zeitrechnung, zunächst neben den Erzeugnissen der jüngeren La Tène-Zeit den Markt beherrschte, hat Dragendorff in diesen Jahrbüchern eingehend gehandelt. Kisa begnügt sich mit kurzer Uebersicht unter besonderer Berücksichtigung der Exemplare der katalogisirten Sammlung, bespricht dann aber auch die sonstigen keramischen Erzeugnisse der römischen Periode: Zunächst die Thonstatuetten, die in Köln fabrikmässig erzeugt wurden. In wie weit bei diesen thatsächlich ägyptische Vorbilder eingewirkt haben, ist zunächst kaum mit Sicherheit festzustellen; hier wird

eine genauere Untersuchung erst möglich sein, wenn eine Beschreibung der auch sonst für die antike Kunstgeschichte wichtigen sog. alexandrinischen Terracotten vorliegt. — Die sehr zahlreichen Thonlampen, welche z. Th. interessante Darstellungen zeigen, werden in 11 etwa der Chronologie entsprechende Typen eingetheilt. Etwas ausführlicher wird die Glas-Industrie besprochen, mit welcher sich der Verf. auch sonst beschäftigt hat, und für welche die Sammlung Niessen hervorragende Stücke besitzt. Auch hier sind die ältesten Exemplare italischer, bez. alexandrinischer Import, dann aber entwickelte sich eine einheimische Industrie, welche einen besonders grossen Aufschwung nahm und eigene Formen und technische Abänderungen zu entwickeln verstand. Hand in Hand damit geht die eifrige Verwerthung des Emails.

Hieran fügt sich eine Erwähnung der schönen Tauschirarbeiten in Gold und Silber und Niello; dann eine Uebersicht der unendlich mannigfaltigen, in 8 Typen eingetheilten Gewandnadeln, einige vorzügliche Schmucksachen aus getriebenem Golde und eine Reihe guter Bronzestatuetten; endlich die Schnitzarbeiten in Bein und die oft recht geschmackvollen Arbeiten in Jet und Lignit. Den Schluss der Uebersicht bildet eine Hervorhebung der besten Stücke der Steinskulpturen. Vor allem ist da ein Portraitkopf aus schwarzem Stein zu erwähnen, welcher der ägyptisch-römischen Mischkunst entstammt und, wie das Material zeigt, auch im Nilthale gefertigt worden sein wird.

Auf die über 2000 Nummern, welche der Katalog selbst aufführt und von denen die wichtigsten auf den beigegebenen Tafeln reproducirt sind, im Einzelnen einzugehen, ist hier nicht möglich. Manche derselben werden noch oft in diesen Jahrbüchern zu erwähnen und zu behandeln sein. Die Tafeln selbst sind leider nicht alle gleichmässig gut ausgefallen; während die Mehrzahl die Stücke in vollkommener Klarheit vorführt, sind bei einzelnen die Dimensionen sehr klein gewählt und lässt die Schärfe der Aufnahme gelegentlich zu wünschen übrig. Aber wie dem auch sei; dieser Katalog wird dem Sammler und Bearbeiter rheinisch-römischer Alterthümer unentbehrlich sein und wir müssen dem Besitzer der in ihm verzeichneten schönen Sammlung Dank wissen, dass er durch seine Veröffentlichung seinen reichen Besitz weiteren Kreisen und der wissenschaftlichen Bearbeitung allgemein zugänglich gemacht hat.

Bonn. A. Wiedemann.

2. W. Pleyte. „Jets over de oude brug te Zuilichem“ heisst der Titel eines uns vom Verfasser zugeschickten Separat-Abdrucks aus den „Verslagen en Mededeelingen der Koninklyke Akademie van Wetenschappen, Afd. Letterkunde 3de Reeks, Deel XII. Der Verfasser bespricht eine Entdeckung, welche im Nieuwe Rott. Courant vom 17. Oct. 1895 zuerst eine Beleuchtung gefunden. Es handelt sich um ein Pfahlwerk, in welchem die Ueberreste einer Brücke erkannt wurden. Die Funde werden übersichtlich beschrieben und hieran geschichtliche Erörterungen geknüpft: auch werden andere römische Brücken zum Vergleich herangezogen; so auch die Zeichnung eines Brückenrestes in Köln (Keulen), und wird hierbei in einer Note auf unsere Jahrbücher Heft 98 Taf. X hingewiesen.

v. V.

3. Burgenkunde. Forschungen über gesammtes Bauwesen und Geschichte der Burgen innerhalb des deutschen Sprachgebietes von Otto Piper. Mit zahlreichen Abbildungen. München, Theodor Ackermann. 1895. XV und 830 S.

Wenn der verdiente Verfasser in der Einleitung dieses umfangreichen Werkes es ausspricht, dass schwerlich auf einem andern Forschungsgebiete eine solche Menge ganz haltloser Behauptungen aufgestellt worden sind als auf dem der Burgenkunde, so

liefert fast jede Seite seiner Auseinandersetzungen den Beweis für die Berechtigung dieses Tadels. Natürlich kann dieser Fehler nur vermieden werden, wenn der Forscher über eine ausreichende Fülle von Material verfügt, um darnach die zahlreichen sich erhebenden Einzelfragen entscheiden zu können. Und da ist der Verfasser denn in der Lage, mehrere hundert über ganz Deutschland zerstreute Burgen und Burgenreste durch Autopsie zu kennen und hier verwerthen zu können. Ueber dieses Material orientirt ausser den zahlreichen, stets nur das Wesentliche meist in leichter Skizze bietenden Abbildungen, der zweite Theil des Buches, das vom Verfasser sogenannte Burgenlexikon Wenn er hier Vollständigkeit anstreben musste, aber nach Lage der Einzelforschungen nicht erreichen konnte, so ist ihm daraus gewiss kein Vorwurf zu machen. Für die Rheinlande bieten z. B. die verschiedenen Theile des Clemen'schen Denkmälerverzeichnisses schon eine Menge Ergänzungen. Jedenfalls ist aber hier eine Grundlage gegeben. Durch die Verweisungen auf Behandlung der einzelnen Burgen in dem ersten systematischen Theile ist dies Lexikon zugleich ein werthvolles Namenregister für diesen und neben dem Sachregister am Schlusse mit Nutzen zu gebrauchen. — Jener erste Theil ist nun nicht sowohl eine systematische Darlegung der Ergebnisse der Forschungen des Verfassers, als vielmehr eine Reihe von eingehenden Abhandlungen über Burganlagen im allgemeinen, die einzelnen an den verschiedenen Burgen vorkommenden Theile, auch über einzelne ferner liegende Fragen, wie die der Steinmetzzeichen, Belagerung und Waffen, um dann in einem Schlusskapitel, das „Gesammtanlage“ überschrieben ist, noch eine Reihe von Einzelfragen, wie über die Bestimmung der Bauzeit, zu erledigen. Es ist sonach der zweite Titel des Werkes der zutreffendere, und wenn auch der Verfasser sein in der Vorrede ausgesprochenes Ziel, dass dem aufmerksamen Besucher unserer Burgenreste keine irgendwie berechtigte Frage solle aufstossen dürfen, über die er hier nicht ausreichende Belehrung fände, und dass sein Buch die Berichtigung zahlreicher falscher und unbegründeter Behauptungen bringen werde, auf diese Weise sicherer und vollständiger erreicht hat, so lässt sich doch nicht leugnen, dass das Studium seines Werkes dadurch mühsam und anstrengend geworden ist. Freilich setzt er seine Leser dadurch auch in die Lage, über die einschlägigen Fragen sich an der Hand des gebotenen Materials ein eigenes Urtheil zu bilden, und bei der nur allzu berechtigten Skepsis, mit der er den Aufstellungen Früherer begegnet, und der Nüchternheit und Objectivität seines Urtheils fällt da die Entscheidung meist nicht schwer. In der Form einer Anzeige über den Inhalt des Werkes einigermaassen zu orientiren, dürfte daher sehr schwierig, wenn nicht ganz unthunlich sein, und so sei hier nur auf einige vom Verfasser besonders eingehend behandelte Dinge hingewiesen. Bei der allgemeinen Betrachtung ergibt sich zunächst, wie unsinnig die bisher vielfach übliche Konstruktion einer sog. Normalburg mit allen wesentlichen Theilen ist, im Gegentheil, der Verfasser zeigt, dass es kaum zwei einigermaassen vollständige Anlagen gibt, die in allem Wesentlichen einander gleich wären. Wenn er dabei die Nothwendigkeit eines Zusammenhangs zwischen Burg und Ritter zurückweist, so ist es doch auffällig, dass er die mittelalterlichen Stadtbefestigungen, die zum Theil unmittelbar mit Burganlagen zusammenhängen und jedenfalls in Einzeltheilen vielfach sich damit berühren, fast ganz ausser acht gelassen hat. Am ausführlichsten, vielleicht zu ausführlich, behandelt der Verfasser die Frage nach dem römischen Ursprung der deutschen Burgen, um auf Grund der Besprechung zahlreicher Einzelfragen und mit Verwerthung umfangreichen Materials zu dem Ergebniss zu kommen, dass diese Frage nur von Fall zu Fall unter Berücksichtigung aller Einzelheiten entschieden werden kann und ein Zusammenhang einer mittelalterlichen Burganlage mit einer römischen Befestigung nur in seltenen Fällen sicher nachzuweisen ist. In ähnlicher Weise vorsichtig urtheilt der Verfasser über die Verwendung des Charakters der Mauertechnik zur Altersbestimmung einer Burg, ja er erklärt, seiner Ansicht nach könne eine Geschichte der Mauertechnik in dem Maasse, dass danach überall die Bauzeit eines schlichten Mauerwerks zu be-

stimmen wäre, überhaupt nicht geschrieben werden. Eine besonders eingehende Behandlung widmet er den Berchfriten, in fast steter Polemik gegen Cohausen und Näher, deren auf unberechtigter Verallgemeinerung beruhenden Aufstellungen er durch Anführung widerstreitender Beispiele den Boden entzieht. Vielleicht ist er jedoch hierin zu weit gegangen, wenn er gelegentlich Cohausens Ansicht, dass der Eingang des Berchfrits durch eine Pechnase vertheidigt werden konnte, entgegentritt, um bald nachher selbst Beispiele anzuführen, wo Pechnasen u. a. auch über dem Eingang angebracht waren. Die eigenthümliche Anlage des Buches hat letztere Bemerkungen in das Kapitel über Gusslöcher gebracht, wie denn überhaupt seine Benutzung auch dadurch erschwert wird, dass bei manchen Gegenständen nicht zweifellos war, wohin ihre Behandlung gehörte. So bespricht der Verfasser die Frage, ob auf den Berchfriten Belagerungsmaschinen Aufstellung fanden und finden konnten, in dem Kapitel über Belagerung und Waffen, während anderwärts die Bestimmung der Bauten, also auch im Falle der Belagerung, in das Kapitel über den betr. Bau verwiesen ist, so z. B. bei der Behandlung der Wehrgänge. Ueber diese letzteren ist dann wieder bei der Besprechung der Ringmauer und in einem besonderen, aber inhaltlich eng damit zusammenhängenden Kapitel über vorgekragte Bauten gehandelt. Der Verfasser empfiehlt zwar dafür in der Einleitung den fleissigen Gebrauch des Registers, aber ein Nachschlagebuch kann und will sein Werk kaum sein, schon wegen der überall sich hindurchziehenden Polemik gegen die Aufstellungen Früherer. Auch der Stil des Verfassers, der zur Einschiebung zahlreicher Nebensätze und etwas reichlicher Verwendung von Parenthesen neigt, erschwert die Lectüre. — Doch sollen alle diese kleinen Ausstellungen das Gesammturtheil über den Werth des Buches, das die erste authentische Grundlage für die Kunde von den deutschen Burgen bietet, nicht beeinträchtigen, vielmehr nur Zeugniss geben von dem Interesse, das der Verfasser für seinen Gegenstand zu erregen und bis zum Schlusse und bis in die kleinlichsten Untersuchungen hinein wach zu erhalten weiss. Der Referent kann sich schliesslich nur dem von anderer Seite (Repertorium für Kunstwissenschaft XIX, p. 199) ausgesprochenen Wunsche anschliessen, dass der Verfasser es sich nicht möge verdriessen lassen, durch Herstellung eines allgemein verständlichen Auszuges in Form eines Handbuchs, die Resultate seiner langjährigen Arbeit weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

S.

4. Das Marterthum der thebäischen Jungfrauen in Köln, die hl. Ursula und ihre Gesellschaft, von Pfarrer Aegidius Müller (Köln 1896).

Der Verfasser tritt den Beweis an, dass die Heldin der Ursulalegende mit ihren Genossinnen der sog. thebäischen Legion angehört habe, und mit dieser gemartert worden sei. Ausgehend von der bekannten Thatsache, dass in der Nähe der Standquartiere römischer Soldaten auch deren Frauen mit den Kindern sich niederzulassen pflegten, behauptet er, dass die Ursula-Jungfrauen zur Familie der thebäischen Soldaten gehört hätten. Den Beweis dafür gründet er auf die Clematianische Inschrift, nämlich auf den Satz: et virtutis (sic!) magnae maiestatis martyrii caelestium virginum imminentium ex partibus orientis exhibitus pro voto Clematius . . ., der also übersetzt wird: „und durch die Wunder des hochherrlichen Martyriums der himmlischen in der Nähe ruhenden Jungfrauen aus dem Morgenlande zu einem Gelübde veranlasst hat Clematius . . .“; indem also das ex partibus orientis von imminentium und exhibitus losgelöst und direkt auf virginum bezogen wird, werden die Jungfrauen zu morgenländischen gemacht; der Zusammenhang mit der thebäischen Legion liegt dann sehr nahe. Diese „im Vorigen erwiesene Thatsache, dass gleichzeitig mit den thebäischen Soldaten auch deren Angehörige, namentlich Jungfrauen zu Köln gemartert wurden (S. 20)“, glaubt dann der Verfasser weiterhin bestätigen zu können durch die Resultate verschiedener Ausgrabungen auf Kölnischem Boden, wo Schädel zu Tage

gefördert wurden, die mit einem eisernen Nagel durchbohrt waren. Es handelt sich besonders um zwei Funde; beim städtischen Waisenhause wurden im Jahre 1847 neunzehn Schädel gefunden, deren Schläfe mit einem Nagel durchbohrt waren und die, wie Professor Braun in einem Festprogramm zu Winkelmanns Geburtstag im Jahre 1855 nachgewiesen zu haben glaubte, weiblichen Personen im Alter von 24—26 Jahren aus Oberägypten angehörten; der andere Fund war im Jahre 1863 auf der Severinstrasse, wo Schädel zu Tage kamen, die nach Professor Schaaffhausen der äthiopischen Race angehörten.

Die Müller'sche Schrift, deren Methode anzuerkennen ist und welche auch eine gute Uebersicht über die bisherigen Arbeiten auf dem Gebiete der Ursulalegende gibt, befriedigt in ihrem Resultate gar nicht und dürfte daher als verfehlt zu betrachten sein. Die dunkele Legende vom thebäischen Martyrium in Köln wird hier zur Grundlage einer Behauptung gemacht, die durch kein Zeugniss der Ueberlieferung gestützt ist, und was die Schädelfunde angeht, so zeigen sie höchstens, dass weibliche Angehörige oberägyptischer Soldaten in Köln gelegentlich eines gewaltsamen Todes starben. Die einzige Stütze der Hypothese ist die Clematianische Inschrift, wenn sie in dem Sinne Müllers erklärt wird; aber gerade diese Erklärung befriedigt am wenigsten. Die Uebersetzung von imminentium mit „in der Nähe ruhend" und noch mehr die von exhibitus pro voto mit „zu einem Gelübde veranlasst" ist gewagt. Imminere heisst darüber hängen, drohen, dräuen, wie Cäsar sagt: videt hostes imminere, und Horaz: imbres imminentes. Exhibere aber, welches bei den Schriftstellern des vierten Jahrhunderts sehr häufig vorkommt, heisst immer: zur Stelle schaffen oder herbeiführen (vgl. Augustinus, contra Cresc. III 47, 51); Müller gibt das zu, meint aber (S. 13), das Wort werde in dieser Bedeutung nur im gerichtlichen Verfahren gebraucht; darin irrt er, vgl. Plautus, miles v. 546: eum exibeas volo, und besonders Hieronymus, ep. 79, 6: Nebridius pusio patrem quaerentibus exhibet. Das ex partibus orientis aber — und das ist die Hauptsache — wird jeder entweder zu imminentium oder zu exhibitus ziehen; das letztere verdient entschieden den Vorzug. Die Stelle in der Clematianischen Inschrift ist also zu übersetzen: „Durch göttliche flammende Erscheinungen häufig gemahnt und durch die Wunderkräfte des hochherrlichen Martyriums der himmlischen Jungfrauen, die ihn drängten, bewogen hat Clematius, aus dem Orient herbeigeführt, einem Gelübde gemäss . . . wiedererrichtet.

Bonn. Dr. Rauschen.

5. C. Rhoen, Zur Vertheidigung der geschichtlichen Wahrheit und zur Abwehr der Angriffe des Herrn Archivars Pick. Mit einer Tafel. Aachen. La Ruelle'sche Accidenzdruckerei. 1896, 8. 52 S.

Seit einer Reihe von Jahren besteht zwischen den verschiedenen Aachener Lokalhistorikern ein tiefgehender Gegensatz, der in einer längern Reihe von Zeitungsartikeln und Brochüren seinen Ausdruck gefunden hat (vgl. z. B. Jahrbuch 84 S. 167). Auch vorliegende Schrift gehört in den Kreis dieser Polemik. Der Archivar Pick hatte in seinem Werke „Aus Aachen's Vorzeit" an mehreren Stellen die architektonisch-topographischen Forschungen des Verf. angegriffen. Dieser sucht nunmehr seine Aufstellungen zu rechtfertigen, Pick's Einwürfe zu entkräftigen. Für die einzelnen Ausführungen muss auf die Schrift selbst verwiesen werden; hier genügt die Erwähnung, dass es sich bei dem Streite um die mittelalterliche Befestigung Aachens, das Grashaus zu Aachen, von dem ein Plan beigegeben wird, und das Rathhaus zu Aachen handelt.

III. Miscellen.

1. **Bonn. Römische Funde im und am Rhein.** Bei Gelegenheit der Bonner Werftbauten im Jahre 1895 wurden im Rheine durch die Baggermaschinen eine Anzahl Fundgegenstände zu Tage gefördert, die ein weiteres Interesse verdienen. Besonders sind es mehrere eichene Pfähle, die in einer Entfernung von 100 m vom linken Ufer angetroffen wurden; durch ungünstige Zufälligkeiten kam nur einer derselben nach oben, während die anderen (6 bis 7 nach Angabe des Personals) infolge ihrer Schwere alsbald wieder in die Tiefe abwärts treibend versanken. Der zu Tage geförderte Eichenbalken hat noch eine Länge von über 1 m bei einem Durchmesser von 20—25 cm, die Farbe des bleischweren Holzes ist grünschwarz; am unteren Ende befindet sich ein kurzer, runder Eisenschuh. Gleichzeitig förderte der Bagger andere Funde unzweifelhaft römischer Herkunft zu Tage, nämlich grössere Stücke eines rauhen Mörtelgusses, dessen Oberfläche glatt gescheuert war. Ferner kam eine ziemliche Anzahl von Münzen zum Vorschein, zunächst ein Denar des Augustus (subaeratus) vom Jahre 16 v. Chr. (Coh. 248) von guter Erhaltung; dann einige Mittelerze desselben Kaisers mit dem Lyoner Altar, die bekanntlich nach dessen Tode geschlagen wurden. Ferner 2 gut erhaltene Mittelerze von Hadrian aus dessen 3. und 4. Consulat mit dem Altar (PROVIDENT), bezw. dem Adler als Revers. Der Umstand, dass alle diese Stücke, so viele der Zufall mir in die Hände kommen liess, der frühen Kaiserzeit angehören, dürfte der Beachtung werth sein, ebenso wie die verhältnissmässig grosse Anzahl derselben.

Nicht lange nachher, im Frühjahr 1896, wurde an der jenem Fundorte entsprechenden Stelle des Ufers (Rheinwerft) die Legung neuer Wasserleitungsrohre vorgenommen, und auch hier kamen in einer Tiefe von etwa 1,50 m unter der heutigen Strasse eine Anzahl vermoderter, kräftiger Pfähle zum Vorschein, diese von weicherem Holz; sie standen in der Richtung der Strasse (N—S) in etwa 1—1,50 m Abstand. Ob sie Eisenschuhe oder dergl. hatten, liess sich nicht feststellen, da man nicht bis zum unteren Ende gelangen konnte; das obere aber befand sich bereits in einer Kulturschicht, in der zahlreiche römische Reste (Mörtel, Ziegel, Topfscherben etc.) sich fanden, und über welche sich noch 4—5 andere Schichten späterer Zeit schoben. Auch hier fand man wenigstens eine Münze, derselben Zeit angehörig, nämlich ein Mittelerz der Sabina, der Gemahlin Hadrians, von mässiger Erhaltung. — Beide Fundstellen, im Flusse und am Ufer, sind gegenüber der Einmündung der Theaterstrasse am Rheinwerft, etwa in der Richtung der Futtermauer des klinischen Gartens. Sie liegen somit zwischen dem Castrum und dem auf dem (jetzt verschwindenden) Windmühlenberge vermutheten Vorwerk (B. J. 67, 152; 80, 230). Was die Funde zu bedeuten haben, wage ich nicht zu entscheiden, zumal Aus'm Werth römische Brückenfunde etwa 1 km unterhalb des Castrums und unserer Stelle im Jahre 1886 gemacht haben will (B. J. 66, 87 ff.; Bonner Zeitung 1886, 14. Mai). — Sämmtliche Gegenstände wurden der Sammlung des Vereins Alt-Bonn einverleibt. Knickenberg.

2. Bonn. Römische Brandgräber an der Coblenzerstrasse. Im Laufe des vergangenen Sommers wurden an zwei Stellen der genannten Strasse mehr oder weniger umfangreiche Grabfunde gemacht. 1) Zunächst stiess man bei der Fundamentirung des Neubaues Nr. 92 hart an der nördlichen Grenze des Grundstückes, 1,50 m westlich der Fluchtlinie des Hauses in einer Tiefe von 2—2,50 m auf ein gewöhnliches bauchiges Gefäss von etwa 23 cm Höhe. Der Rand der etwa 18 cm weiten Oeffnung ist ziemlich stark wulstig; im übrigen gleicht die Urne vollständig der Remagener des Prov.-Museums Nr. 4064 (vgl. B. J. 82, 59 f.). Sie enthielt Knochen- und Kohlenreste, darunter die vom Feuer stark angegriffene Handhabe irgend eines Gegenstandes, die aus Knochen zierlich und sauber gedrechselt war; leider ist nur ein geringer Bruchtheil erhalten. Oben auf der, wie es scheint, nicht gedeckten Urne lag ein Mittelerz des Caligula von bekanntem Typus (Rv.: **VESTA** mit späterer Nachstempelung). Es verdient bemerkt zu werden, dass die Urne ursprünglich in eine Tiefe von 1—1,50 m in dem gewachsenen Boden beigesetzt war, und dass über der Fundstelle in 1 m Tiefe ein Grenzstein aus Trachyt etwa aus der Wende des 17. und 18. Jahrh. mit der dreizeiligen Inschrift: **P·D | E·P | ZEINFREY** sich fand. Sämmtliche Gegenstände sind im Besitz des Eigenthümers der Baustelle, Herrn Wasserfuhr.

2) Ungleich reicher waren zwei Gräber, die an der südlichen Grenze des Neubaues der hiesigen Lesegesellschaft (Coblenzerstrasse Nr. 35) aufgedeckt wurden, und deren Inhalt durch das dankenswerthe Eingreifen des leitenden Architekten, Herrn Rings, vollständig erhalten ist. Beide lagen in der ungewöhnlichen Tiefe von etwa 4 m unter der jetzigen Bodenfläche (das eine theilweise noch unter den Fundamentmauern des Nachbarhauses) etwa 2—3 m östlich der Häuserfluchtlinie. Die eine Grabstätte enthielt sieben grössere und kleinere bauchige Gefässe gewöhnlicher Herstellungsart, die grössten von 30, 21 und 17 cm Höhe; eines war mit dem genau passenden Deckel verschlossen. Ferner kam zu Tage ein grosser und ein kleiner weisser einhenkeliger Krug, ein gewöhnliches, oben offenes Thonlämpchen, ein längliches Glasfläschchen, ein flaches, schwarzes Schälchen, die bronzenen Beschläge und Henkel eines wohl hölzernen Kästchens, sowie endlich eine gut erhaltene, 8 cm lange, thönerne Kinderrassel, ein Huhn mit einem Rehkopf darstellend, genau wie das Exemplar des Prov.-Museums Nr. 4103, das aus einem Remagener Grab stammt.

3) Das zweite Grab barg drei bauchige Urnen, deren grösste 24 cm hoch war, ferner zwei grosse weisse Krüge mit breiten Doppelhenkeln an den schlanken Hälsen, einer davon mit kleinem Thondeckel. Sodann einen grossen und zwei kleine einfach gehenkelte Krüge von weissem Thon, ein rothes Thongefäss von auffallend schlanker Form, ein roth gebranntes Schälchen, ein längliches Glasfläschchen. Eine der Urnen war mit einem runden Metallspiegel von 12 cm Durchmesser bedeckt, der an einer Stelle beiderseits frei von jedem Oxyd ist; er zeigt an der Aussenseite eine grosse Anzahl concentrischer Kreise, während an der Innenseite deren drei nur am Rande entlang laufen. Der kurze Handgriff lag abgebrochen daneben. In einer der Urnen fand man zwei Mittelerze, eines unkenntlich, das andere von Vespasian (oder Titus). Uebrigens zeigen nur einzelne Urnen beider Gräber Brandreste. Ebenso möge als vielleicht nicht zufällig bemerkt werden, dass sowohl einige der grösseren Gefässe der beiden letzten Grabstätten, wie dasjenige des zuerst erwähnten Grabes mitten im Boden offenbar absichtlich geschlagene, kleine Löcher zeigen.

Knickenberg.

3. Bonn. Vor kurzem erwarb ich auf der Coblenzerstrasse von einem Erdarbeiter einen gefütterten Denar des Septim. Sever.

V. S.) **SEVERVS PIVS AVG.** bekränzter Kopf nach rechts.

R. S.) **TRPIIII IMPII COSII** Eine Victoria hält einen auf einen Baumstamm (?) gestützten Schild, auf welchem **VIC / AVG** steht.

Die Daten stimmten für Sept. Sever nicht; ich war daher nicht überrascht als ich diese R. S. in Cohens I. Auflage (der einzigen, die mir vorlag) bei diesem Kaiser nicht fand, dagegen eine sehr ähnliche oder gleiche R.S. in dem angeführten Buche Lucius Verus 55.

Wenn man auch sonst bei gefütterten Münzen im Zweifel sein kann, ob man es mit einer officiellen Falschmünze oder mit dem Erzeugniss einer Falschmünzerbande zu thun hat, so scheint mir ersteres bei den sog. hybriden Stücken ganz ausgeschlossen zu sein. Schon einmal Heft 72 Seite 82 dieser Jahrbücher habe ich auf ein Bonner Fundstück ganz ähnlicher Beschaffenheit hingewiesen; damals handelte es sich um eine Münze der Julia Domna; also genau um dieselbe Zeit, denn Julia ist die Gattin des Sever. Sollte gerade in jener Epoche eine Gesellschaft Falschmünzer in unserem schönen Bonn ihr lichtscheues Gewerbe getrieben haben? F. van Vleuten.

4. Siebenunddreissigste Plenarversammlung der historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. München im Juni 1896. Seit der letzten Plenarversammlung im Juni 1895 sind folgende Publicationen durch die Kommission erfolgt:

1. Allgemeine deutsche Biographie. Band XXXIX, Lieferung 4. 5. Band XL. Band XLI, Lieferung 1.
2. Chroniken der deutschen Städte. Band XXIV. Band III der niederrheinischen und westfälischen Städte: Soest, Duisburg.
3. Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. Bd. II.
4. Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. Band IV.

Die Hansarecesse sind dem Abschluss nahe. Der Herausgeber, Dr. Koppmann, hat den Druck des 8. Bandes bis S. 368 gefördert, und denkt im Herbst des gegenwärtigen Jahres ihn zu Ende zu führen. — Die Chroniken der deutschen Städte, unter der Leitung des Geheimen Raths von Hegel, sind bei ihrem 25. Band, dem 5. Band der Chroniken der Stadt Augsburg, bearbeitet von Dr. Friedrich Roth, angelangt, dessen Text bereits fertig gedruckt ist. Die Jahrbücher des deutschen Reichs haben eine sehr empfindliche Einbusse erlitten durch den am 10. Februar 1896 erfolgten Tod unseres Mitarbeiters, des Geheimen Hofraths Winkelmann. Er war bis zu seinem Tod mit dem zweiten Band der Jahrbücher des Reichs unter Kaiser Friedrich II. beschäftigt. Das Manuskript für die Jahre 1228—1233 liegt druckfertig vor und soll demnächst als zweiter Bd. veröffentlicht werden. Für die Jahrbücher des Reichs unter Otto II. und Otto III. hat Dr. Uhlirz die Sammlung und Sichtung des gesammten Quellenstoffs beendigt und wird jetzt an die Ausarbeitung gehen. Die Arbeit für die Jahrbücher unter Heinrich IV. und Heinrich V. hat Professor Meyer von Knonau wieder aufgenommen und wird, wenn auch neuerdings durch die Geschäfte des Rectorats der Züricher Hochschule behindert, nach Möglichkeit den dritten Band des Werkes fördern.

Die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland hat in diesem Jahre einen erfreulichen Fortschritt zu verzeichnen. Von den drei noch immer ausständigen Werken ist eines, die Geschichte der Geologie und Paläontologie vom Geheimen Rath von Zittel, dem Abschluss nahe gerückt. Die Allgemeine deutsche Biographie, unter der Leitung des Freiherrn von Liliencron und des Geheimen Raths Wegele, nimmt ihren regelmässigen Fortgang. Der Schluss des 41. Bandes ist bald nach Ablauf des Geschäftsjahrs (1. Juli) zu erwarten.

Die Reichstagsakten der älteren Serie, unter Leitung des Professors Quidde, sind endlich zum Beginn der Drucklegung eines neuen Bandes gelangt, nämlich des von Dr. Beckmann bearbeiteten elften Bandes, der den Schluss der Regierung Siegmunds, die Zeit nach der Kaiserkrönung, enthalten soll. Der zehnte Band, die Romzugszeit umfassend, von Dr. Herre bearbeitet, wird voraussichtlich

noch vor Erscheinen des elften Bandes druckfertig werden. — Für die Reichstagsakten der jüngeren Serie war wie bisher Dr. Wrede mit Unterstützung von seiten des Dr. Bernays thätig. Der zweite Band der Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. ist der Plenarversammlung überreicht worden. Neben dem Druck desselben hat die Redaction des dritten Bandes begonnen, dessen Material im wesentlichen vorliegt. Derselbe wird die Anfänge des Regiments und den ersten Reichstag zu Nürnberg März und April 1522, den Städtetag zu Esslingen vom Juni 1522, den zweiten Reichstag zu Nürnberg November 1522 bis Febr. 1523, den neben diesem Reichstag hergehenden Städtetag, und wo möglich auch noch den Städtetag zu Speier vom März 1523, der eine unmittelbare Folge des Reichstags ist, umfassen.

Die ältere Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen, die am dritten Band der Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir steht, hat von dem Herausgeber, Professor von Bezold, nicht nach Wunsch gefördert werden können, da er durch unerwartete Einberufung zur Theilnahme am philologischen Staatsexamen verhindert wurde, die für die vorigen Herbstferien beabsichtigte grössere archivalische Reise auszuführen. Während der beiden Semester und der Osterferien musste er sich darauf beschränken, theils in München, theils in Erlangen einige Archivalien des allgemeinen Reichsarchivs und des Staatsarchivs, ferner Akten des Strassburger Stadtarchivs, Schlobittener Archivalien und Khevenhillersche Depeschen aus dem Germanischen Museum zu benützen. — Die ältere Bayerische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen, unter Leitung des Professors Lossen hat die von Druffelschen Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus, in den von dem Urheber geplanten Grenzen, zu Ende geführt. Der vierte Band, bearbeitet von Dr. Brandi, wird in den nächsten Tagen ausgegeben werden. Er umfasst die Jahre 1553—1555. Auch der Druck der Beiträge zur Geschichte Herzog Albrechts V. und des Landsberger Bundes, bearbeitet von Dr. Götz, hat begonnen. Die jüngere Bayerische und Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen, die Briefe und Akten zur Geschichte des dreissigjährigen Kriegs, unter Leitung des Professors Stieve, ist in erfreulichem Wachsthum, so des Umfangs ihrer Forschungen wie der Zahl ihrer Mitarbeiter, begriffen. Leider ist Professor Stieve durch Krankheit im vergangenen Jahre verhindert worden und wird durch eine andere wissenschaftliche Aufgabe auch im nächsten Jahre verhindert werden, seine langjährigen Arbeiten für die Zeit von 1608—1610 durch die Drucklegung des 7. und 8. Bandes zu beendigen. Anderseits ist es ihm möglich gewesen, für die Zwecke der Abtheilung einen vorbereitenden Besuch der Archive zu Zerbst, Weimar und Würzburg auszuführen. — Seine alten Mitarbeiter, Dr. Chroust und Dr. Mayr-Deisinger, haben, der erstere zunächst für die Jahre 1611—1613, der andere für die Jahre 1618—1620, weiter gearbeitet. Zwei andere junge Gelehrte, Dr. Altmann und Dr. Hopfen, sind als Mitarbeiter des Professors Stieve eingetreten, ohne Besoldung und in einem freieren Verhältniss in der Art, dass sie verwandte Ziele unabhängig verfolgen, und für die Förderung, welche ihnen der Anschluss an die Kommission im In- und Ausland gewährt, sich verpflichten, ihre Auszüge und Abschriften der Kommission zu überweisen. Dr. Altmann hat zum Gegenstand seiner Studien die auswärtige Politik Bayerns in den Jahren 1627—1630 gewählt. Dr. Hopfen hat sich die Aufgabe gestellt, die deutsche Politik Spaniens in den Jahren 1621—1634 zu ergründen, und ist zu diesem Zweck im letzten Jahr in Simancas und Madrid, dann in Paris, weiter in London, Brüssel und im Haag gewesen.

Jahresbericht des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn für das Jahr 1895/96.

Die Zahl der Mitglieder des Vereins ist im Laufe des letzten Jahres etwas gewachsen, sie betrug nach dem revidirten Mitglieder-Verzeichniss am 1. April 1896: 520 ordentliche, 7 ausserordentliche und 5 Ehrenmitglieder. Von den jetzigen Mitgliedern sind seit der letzten Generalversammlung am 25. Juli 1895 folgende neu eingetreten:

Herr Prof. Dr. Fr. Marx in Breslau (Wien),
„ Bibliothekar Dr. O. Masslow in Bonn,
„ Privatdocent Dr. Pernice in Berlin,
„ Stadtbaurath R. Schultze in Bonn,
„ Dampfringofenbesitzer Heinrich Sels in Neuss,
„ Stadtbauinspektor C. Steuernagel in Köln,
„ Geh. Rath Prof. Dr. Strasburger in Bonn,
„ Prof. Dr. Winnefeld in Münster i. W. (Berlin),
„ Dr. Roosen, Oberlehrer in Bonn,
„ Dr. Armin Tille in Kessenich bei Bonn,
„ Privatdocent Dr. A. Meister in Bonn,
„ Prof. Dr. J. Franck in Bonn,
„ Geh. Rath Prof. Dr. Pelman in Bonn,
„ Prof. Dr. Bender in Bonn,
„ Prof. Dr. von Herzog in Tübingen,
„ Baumeister Ludwig Jacoby in Homburg vor der Höhe.
„ Landgerichtspräsident Klein in Bonn,
„ Dr. Edmund Renard in Berlin (Kunstgewerbemuseum),
„ Oberlehrer Dr. Fritz Knickenberg in Bonn,
„ Kaufmann Heinrich Kellner in Köln-Deutz,
„ Gymnasiallehrer Dr. Oxé in Crefeld,
„ Ober-Ingenieur Joseph Bergstein in Beuthen (Ober-Schlesien),
Kreisausschuss des Kreises Geilenkirchen,
Herr Kaplan Joseph Hollaender in Köln-Deutz,
„ Bankier Eduard Marx in Bonn,
„ Privatdocent Dr. Alfred Körte in Bonn,
„ Dr. Schenck in Siegen,
„ Prof. K. Baumann in Mannheim,
„ Geh. Rath Prof. Dr. Kekule von Stradonitz in Berlin,
„ Prof. Dr. Kayser in Bonn,
„ Dr. Paul Wolters, Secretär des archaeol. Instituts in Athen,
Historischer Verein für Stadt und Stift Essen,

Mannheimer Alterthumsverein,

Herr Generallieutenant von Sarwey, Excellenz, milit. Dirigent bei der Reichs-Limes-Commission in Heidelberg.

Bonner Bürger-Verein.

In dem gleichen Zeitraume sind von Publikationen des Vereins ausgegeben worden, Jahrbuch 98 mit 17 Tafeln und 6 Textfiguren, welches zugleich die Festschrift des Vereins für die am 25. September 1895 zu Köln tagende 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner bildete; ferner Jahrbuch 99 mit 3 Tafeln und 23 Textfiguren. Der Druck von Jahrbuch 100 hat begonnen, dasselbe wird zum Winckelmannsfeste ausgegeben werden.

Die Bibliothek hat sich im vergangenen Jahre, vornehmlich durch Schriftenaustausch mit andern gelehrten Gesellschaften um etwa 200 Bände vermehrt. Neuer Tauschverkehr wurde eingerichtet mit dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen, dem American Journal of Archeology, der Société d'art et d'histoire du diocèse de Liège, dem Historischen Verein in Dillingen und dem Mannheimer Alterthumsverein. Geschenke erhielt die Bibliothek von den Herren von Chlingensperg, Loersch, Masslow, Mehlis, Pleyte und Wiedemann sowie dem historischen Archiv der Stadt Köln, ausserdem mehrere Recensions-Exemplare von den Verlegern.

Am 9. Dez. 1895 fand in gewohnter Weise im Hotel Kley zu Bonn das Winckelmanns-Fest statt.

Den ersten Vortrag hielt Professor Wiedemann über die Kulturbeziehungen Altägyptens zum Auslande[1]; dann sprach Professor Loeschcke über ein Relief des Neapeler Museums, welches die erste Begegnung zwischen Paris und Helena darstellt und das Erwachen und Wachsen ihrer gegenseitigen Neigung. Hatte man bisher geglaubt, das derartige zarte Liebesscenen erst in der Mitte des 4. Jahrhunderts Gegenstand der Kunst gewesen waren, so zeigte der Vortragende, dass das Original dieses Reliefs, wahrscheinlich ein Gemälde in Athen, spätestens um 430 entstanden sein müsse, und dass es mit der Seelenmalerei Euripideischer Poesie aus gleicher Wurzel entsprungen sei. — Ein gemeinschaftliches Abendessen bildete, wie üblich, den Schluss der Festversammlung.

Ausserdem wurden in dem Winter 1895/96 wie im verflossenen Winter Vortragsabende veranstaltet, an denen folgende Vorträge und Mittheilungen zu verzeichnen sind:

I. am 7. November 1895:

Bücheler, Ueber neue Funde.

van Vleuten, Portraits auf Münzen der ersten Kaiserzeit.

„ „ Der Kölner Münzfund.

Baron, Das Ius Italicum.

II. am 16. Januar 1896:

Sonnenburg, Bonner Münzen des frühen Mittelalters[2].

1) Gedruckt Jahrbuch 99, S. 1 ff.

2) Gedruckt Rheinische Geschichtsblätter II, S. 263 ff.

Knickenberg, Funde im Rhein bei Bonn,
Brinkmann, Der Limes im Orient[1]).
Wulff, Prähistorische Bewohner des Rheinlandes.

III. am 27. Februar 1896:

Nissen, Plan von Köln von 1642.
Elter, Karte von 1510 von Henricus Glareanus mit dem ersten Vorkommen des Namens Amerika.
Loeschcke, Ara pacis Augustae.

Sonnabend den 25. Juli veranstaltete der Verein unter zahlreicher Betheiligung einen archäologischen Tagesausflug nach Neuss. Hier ward in den Vormittagsstunden die Quirinus-Kirche eingehend besichtigt, wobei Herr Oberpfarrer Harff freundlichst einen Theil der Führung übernahm. Nach dem Mittagessen, welches im Rheinischen Hof eingenommen ward, begab man sich auf das Terrain des Herrn Fabrikbesitzer Sels. Der Eigenthümer hatte die Güte, einige eigenartige runde Gruben, welche mit Humus gefüllt in den sandigen Boden eingesenkt waren, öffnen zu lassen, wobei römische Scherben in ziemlicher Zahl zu Tage traten. Dann zeigte er seine reiche Sammlung von römischen Thonwaaren, Münzen, Bronzetheilen u. s. f., die in ähnlichen Gruben bereits früher entdeckt worden waren. Die Münzlegenden, Töpferstempel, der Styl der „arretinischen Gefässe“ bewies, dass die Fundgegenstände dem Anfange der römischen Kaiserzeit angehörten; über den Zweck der Gruben selbst (Wohnungen, bez. Keller unter zeltartigen oder aus Flechtwerk aufgeführten Wohnräumen?) liess sich jedoch einstweilen nichts feststellen. Hierauf begaben sich die Theilnehmer auf das Gebiet der römischen Legionslagers bei Grimmlinghausen, welches auf Kosten der Rheinprovinz ausgegraben wird, um hier zum ersten Mal den Plan einer derartigen Anlage in allen Einzelheiten festzustellen. Unter Führung der Herren Geheimrath Nissen, Professor Klein und C. Könen, welch letzterem die örtliche Leitung der Ausgrabungen übertragen ist, wurden die ausgedehnten offen liegenden Theile, besonders eine Thoranlage, die Getreidemagazine, Badeanlagen u. s. w. besichtigt; die führenden Herrn erklärten dabei an der Hand von Plänen und des Ortsbefundes die Entstehung, den Zweck, die Anlage des Lagers und die Umänderungen, welche einzelne Theile im Laufe der etwa zwei und ein halbes Jahrhundert, die das Lager bestanden, erlitten hatten. Gegen ½8 Uhr wurde von Norf aus die Rückfahrt nach Bonn angetreten.

Zum Schluss ist zu erwähnen, dass sich der langjährige, um die Führung der Vereinsgeschäfte mit stets gleichem Eifer und emsiger Sorgfalt bemühte Rendant des Vereins, Herr Rechnungsrath Fricke, am Anfange dieses Jahres durch andauernde Kränklichkeit zu unserem Bedauern gezwungen sah, seine Stelle niederzulegen. Das Bankgeschäft von Goldschmidt u. Cie. in Bonn war nunmehr so freundlich, die Führung unserer Kassengeschäfte zu übernehmen.

1) Gedruckt Jahrbuch 99, S. 252 ff.

Berichte über die Thätigkeit

der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Rheinprovinz, der Provinzialmuseen zu Bonn und Trier, der rheinischen Kunst- und Geschichtsvereine

und

über die Vermehrung der städtischen und Vereinssammlungen innerhalb der Rheinprovinz 1896.

Vorbemerkung.

Die hier zum ersten Male in dieser Form zusammengestellten Berichte sollen von der Thätigkeit auf dem Gebiete der Denkmalspflege und den gesamten Bestrebungen für die Erforschung der heimischen Altertümer innerhalb der Rheinprovinz ein thunlichst anschauliches und geschlossenes Bild bieten. Es schien zunächst sowohl vom Standpunkte der praktischen Denkmalspflege wie der kunstgeschichtlichen Forschung wünschenswert, in dem Jahresbericht der Provinzialkommission für die Denkmalspflege über die wichtigeren der ausgeführten Restaurationsarbeiten ausführlicher Rechenschaft abzulegen, die dabei gemachten Erfahrungen und Entdeckungen zu sammeln und die vorgenommenen Aenderungen ausdrücklich zu verzeichnen. Nach einem Beschluss der Provinzialkommission sind hier, um eine möglichst umfassende Darstellung der gesamten Bestrebungen der Denkmalspflege zu geben, nicht nur Berichte über die auf Kosten und mit Unterstützung der Provinzialverwaltung ausgeführten Restaurationen, sondern auch über die mit Unterstützung des Staates durchgeführten Wiederherstellungsarbeiten aufgenommen worden. Die Berichte sind von den einzelnen Mitgliedern der Provinzialkommission und dem Provinzialconservator verfasst. Die Illustrationen sollen, zumal in der Gegenüberstellung des alten und des neuen Zustandes eines Bauwerkes die ausgeführten Veränderungen im Einzelnen festlegen. Es sind in dem vorliegenden Jahresbericht zunächst die Berichte über die in den letzten zwei Jahren zum Abschluss gekommenen

Restaurationen aufgenommen worden — über die übrigen im Gange befindlichen Wiederherstellungsarbeiten soll gleichfalls nach ihrer Vollendung referiert werden; nur über die voraussichtlich über einen längeren Zeitraum sich erstreckenden Arbeiten an den grösseren Denkmälern, den Domen zu Aachen, Altenberg, Köln, Trier und der Burg an der Wupper soll alljährlich ein kurzer Bericht gegeben werden. Die Verwaltungsberichte der rheinischen Provinzialmuseen zu Bonn und Trier sollen zunächst nur einen Ueberblick über die Thätigkeit der genannten Anstalten und über die Vermehrung der Sammlungen bieten; die wissenschaftliche Verwertung der bei den Ausgrabungen gewonnenen Resultate erfolgt für das Provinzialmuseum zu Bonn an anderer Stelle in diesen Jahrbüchern, für das Provinzialmuseum zu Trier in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Die Mitteilungen über die Thätigkeit der Kunst- und Geschichtsvereine der Rheinprovinz und über die Vermehrung der städtischen und der Vereins-Sammlungen beruhen auf den mit dankenswerter Bereitwilligkeit erstatteten Berichten der Vereinsvorsitzenden und Sammlungsdirektoren an den Königlichen Oberpräsidenten der Rheinprovinz. Bei der ungewöhnlich grossen Zahl der Vereine innerhalb der Provinz und bei der lebhaften und erfolgreichen Thätigkeit, die die meisten von ihnen entfalten, erschien es erwünscht, alljährlich über die verschiedenen Bestrebungen, die Untersuchungen und Ausgrabungen, die Publikationen und Vorträge im Zusammenhang zu berichten, um der Verzettelung von Funden, dem Verlorengehen von Fundberichten vorzubeugen, um wertvolle wissenschaftliche Resultate, die an versteckten Orten publiciert oder in den Vorträgen niedergelegt sind, bekannt zu machen, um der zunehmenden Zersplitterung der Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertumskunde entgegenzuarbeiten, und zugleich um einen engeren Anschluss der Vereine an einander herbeizuführen.

Der Provinzialconservator der Rheinprovinz
Clemen.

Bericht über die Thätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Rheinprovinz vom 30. Mai 1893 bis 1. April 1896.

Nachdem durch einen Erlass des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten vom 31. Oktober 1891 die Schaffung von Kommissionen für die Wahrnehmung der Interessen der Denkmalspflege in den einzelnen Provinzen angeregt worden war, wurden durch den Beschluss des 37. Rheinischen Provinziallandtages vom 6. December 1892 dem Provinzialausschuss mit der Befugnis der Zuziehung geeigneter Sachverständiger aus der Provinz die Geschäfte einer Provinzialkommission für die Denkmalspflege übertragen. In der Sitzung des Provinzialausschusses vom 11./12. April 1893 bezw. vom 17./18. Juli 1894 sind in die Kommission als Sachverständige gewählt worden:

Hofrat Aldenhoven, Direktor des Museums Wallraf-Richartz, Köln,
Domkapitular Aldenkirchen, Trier,
Geh. Regierungs- und Baurat Cuno, Coblenz (verstorben am 24. Juli 1896),
Professor Frentzen, Aachen,
Professor Janssen, Direktor der Königlichen Kunstakademie, Düsseldorf,
Geh. Justizrat Professor Dr. Loersch, Bonn,
Pfarrer Metz, Offenbach am Glan,
Appellationsgerichtsrat a. D. August Reichensperger, Köln (verstorben am 16. Juli 1895),
Domprobst Dr. Scheuffgen, Trier,
Domkapitular Schnütgen, Köln,
Professor Dr. Schroers, Bonn,
Baurat Stübben, Beigeordneter der Stadt Köln, Köln.

Zum Provinzialconservator wurde in der konstituirenden Sitzung vom 30. Mai 1893 Dr. Paul Clemen in Bonn auf die Dauer von fünf Jahren gewählt. Eine Geschäftsordnung für die Kommission wurde in der Sitzung des Provinzialausschusses vom 3.—4. Oktober 1894 festgestellt.

Sitzungen der Kommission haben bisher unter dem Vorsitz des Vorsitzenden des Provinzialausschusses Landrats a. D. Janssen stattgefunden am 30. Mai 1893, am 22. November 1894, am 22. April 1895, am 14. August 1895, am 4. März 1896. Die eingelaufenen Anträge auf die Gewährung von Beihülfen für die Restauration und Erhaltung von Bau- und Kunstdenkmälern wurden hierbei in eingehender Weise besprochen, nachdem die Eingaben und die Restaurationsprojekte von dem Provinzialconservator, dessen Gutachten den Mitgliedern der Kommission im Umdruck vorher mitgeteilt werden, geprüft worden waren.

Zur Unterstützung und Entlastung der staatlichen und provinzialen Organe der Denkmalspflege, zur Ermöglichung einer raschen Berichterstattung und einer direkten Verbindung mit allen Interessenten sind im Frühling dieses Jahres 210 Correspondenten für Denkmalspflege, die ehrenamtlich zu fungieren haben, aus allen Schichten der Bevölkerung eingesetzt worden. Sie haben eine gedruckte Instruktion und eine Ernennungsurkunde durch den Landesdirektor erhalten. Die Einrichtung hat sich bisher vortrefflich bewährt. Auf Grund eines Beschlusses der Provinzialkommission vom 22. November 1894 ist durch den Provinzialconservator eine gemeinverständliche Darlegung der vornehmsten Grundsätze der Denkmalspflege und eine übersichtliche Sammlung der wichtigsten Vorschriften und Verordnungen verfasst worden, die unter dem Titel „Die Denkmalspflege in der Rheinprovinz“ im Frühjahr 1896 veröffentlicht worden ist. Die Brochüre ist zunächst bestimmt, in die Hände aller Königlichen, provinzialen und kommunalen Behörden, der Geistlichen und Lehrer, der Architekten, Bau- und Forstbeamten, und aller bei der Wiederherstellung von Denkmälern beschäftigten Künstler, der Mitglieder der Geschichts- und Altertumsvereine der Provinz, sowie der Correspondenten für Denkmalspflege gelegt zu werden.

An Mitteln für die Erhaltung und Restauration von Denkmälern wurden aus provinzialen Fonds bewilligt:

A. Aus dem Dispositionsfonds des Provinzialausschusses für Kunst und Wissenschaft:

1. In der Sitzung des Provinzialausschusses vom 18. Mai 1894: für die Peterskapelle zu Peterspay (Kr. St. Goar) 550 M., die Propsteikirche zu Buchholz bei Burgbrohl 2300 M., die Quirinuskapelle zu Millen (Kreis Heinsberg) 1000 M., für den Turm der kathol. Pfarrkirche zu Gruiten (Kr. Mettmann) 800 M., den Turm der kathol. Pfarrkirche zu Oberdollendorf (Siegkreis) 2000 M., für die ehemal. kath. Pfarrkirche zu Köln-Niehl 5000 M., die kathol. Schwanenkirche zu Forst (Kr. Cochem) 1483 M., für das Burgthor zu Welschbillig (Kr. Trier) 500 M., für den Chor der ehemal. kathol. Kirche zu Merten (Kr. Bonn) 1000 M., für die Schlosskirche zu Cronenburg (Kr. Schleiden) 500 M.

2. In der Sitzung der Provinzialkommission vom 22. Nov. 1894: für die Jakobikapelle zu Gielsdorf (Kr. Bonn) 350 M., für den Chor der ehemal. kathol.

Kirche zu Merten (Kr. Bonn) 1000 M., für die Kapelle des Schlosses Kühlseggen bei Weilerswist 425 M., für die Stadtthore von Ahrweiler 1350 M.

3. In der Sitzung vom 14. Aug. 1895: für die Restauration von vier Gemälden in der kathol. Pfarrkirche zu Orsoy (Kr. Moers) 1000 M., die Wiederherstellung eines Triptychons in der Kapelle zu Niederdonk (Kr. Neuss) 450 M., die Restauration von Glasgemälden im Dom zu Xanten (1. von 2 Raten) 2500 M., die Restauration von Schnitzaltären in der Kirche zu Kalkar 3000 M., die Restauration der Stadtthore von Nideggen 500 M.

4. In der Sitzung vom 4. März 1896: für die Wiederherstellung der Chorruine zu Heisterbach 2000 M., die Restauration und Vergrösserung der kathol. Pfarrkirche zu Wanderath 5000 M., die Instandsetzung der Burgruine zu Saarburg 2275 M., die Erhaltung der Ruine des Schlosses Schmidtburg (Kr. Simmern) 400 M., die Restauration von 4 Gemälden in der Klosterkirche zu Camp (Kr. Moers) 600 M.

B. Aus dem Dispositionsfonds des Provinziallandtages (Ständefonds) wurden bewilligt:

1. Vom 38. Provinziallandtag (30. Mai 1894): für das Kuhthor zu Kempen 7800 M., für die evangel. Pfarrkirche zu Oberdiebach (Kr. St. Goar) 10000 M., die kathol. Pfarrkirche zu Hochelten (1. von 2 Raten) 8000 M., die evangel. Peterskirche zu Bacharach (1. von 3 Raten) 5200 M., die Abteikirche zu Offenbach am Glan 3800 M., die evangel. Pfarrkirche zu St. Goar 7500 M., die Liebfrauenkirche zu Oberwesel (1. von 2 Raten) 10000 M., für den Kreuzgang des Aachener Münsters (1. von 3 Raten) 11000 M., für die kathol. Pfarrkirche zu Odenthal (Kr. Mülheim a. Rh.) 6300 M., die Liebfrauenkirche zu Trier (1. von 2 Raten) 5000 M., die kathol. Pfarrkirche zu Hoenningen (Kr. Adenau) 4000 M., die kathol. Pfarrkirche zu Mayen 5000 M., die Reliquienschreine in der Pfarrkirche zu Siegburg 6000 M., die evangel. Pfarrkirche zu Flammersfeld (Kr. Altenkirchen) 4000 M., die kathol. Pfarrkirche zu Mertloch (Kr. Mayen) 2000 M., die St. Castorkirche zu Coblenz 8000 M.

2. Vom 39. Provinziallandtag (Sitzung vom 7. Mai 1895): für die kathol. Pfarrkirche zu Hochelten (2. Rate) 8000 M., die evangel. Peterskirche zu Bacharach (2. von 3 Raten) 5200 M., die Liebfrauenkirche zu Oberwesel (2. von 2 Raten) 10000 M., für den Kreuzgang des Aachener Münsters (2. von 3 Raten) 11000 M., für die Liebfrauenkirche zu Trier (2. von 2 Raten) 5000 M., die kathol. Pfarrkirche zu Hoenningen 4000 M., die evangel. Pfarrkirche zu Andernach (1. von 2 Raten) 4000 M., die ehemal. Klosterkirche zu Neuwerk 3000 M., die Cornelikapelle zu Cornelimünster 3000 M., die St. Nikolauskirche zu Aachen 6000 M.

Die Ausführung der Arbeiten erfolgte in jedem einzelnen Falle unter Hinzuziehung des Provinzialconservators; für einzelne Restaurationsarbeiten in Oberwesel, Xanten, Kalkar, Nideggen, Heisterbach wurden aus einzelnen Sachverständigen der Provinzialkommission bestehende Subkommissionen eingesetzt.

Das vorläufig im Provinzialmuseum zu Bonn untergebrachte von dem Provinzialconservator verwaltete Denkmälerarchiv der Rheinprovinz ist durch Ankäufe und Ueberweisungen auf 3700 Blatt angewachsen. Für den Erwerb der unter der Leitung des Geheimen Baurates Dr. Meydenbauer von der Messbildanstalt für Denkmalaufnahmen zu Berlin hergestellten Aufnahmen rheinischer Bauwerke sind durch den Herrn Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten und durch den Provinzialausschuss die Mittel (je 2000 M.) bewilligt worden. Für andere Anschaffungen für das Denkmälerarchiv sind ausserdem insgesammt bisher von dem Provinzialausschuss 5800 M. bewilligt worden.

Die Provinzialkommission hat weiterhin die Anfertigung von Kopien und Pausen der mittelalterlichen Wandmalereien der Rheinprovinz in Aussicht genommen. Der kunstgeschichtliche Wert dieser Malereien ist um so bedeutender, weil sie eine ununterbrochene Folge vom 10. bis zum 16. Jahrh. darstellen: — im 10. Jh. Aachen und Werden, im 11. Essen und Emmerich, im 12. Knechtsteden, Steinfeld, Schwarzrheindorf, Brauweiler, Niedermendig, im 13. Köln (S. Gereon, S. Cunibert, S. Pantaleon, S. Maria Lyskirchen), Boppard, Bonn, Bacharach, Linz, Sayn, Gerresheim, Altenberg, Ramersdorf, im 14. Köln (S. Cäcilia, S. Andreas, Dom, S. Severin), Essen, Trier, Coblenz, im 15. Kempen, Köln, Eltz, Oberwesel, Düsseldorf, Duisburg, Xanten, Gielsdorf, Cobern. Um die teilweise raschem Untergange ausgesetzten Gemälde in ihrem Bestande festzulegen, wurde beschlossen, die wichtigsten pausen oder sorgfältige Aquarellkopien nach ihnen ausführen zu lassen. Der Provinzialausschuss bewilligte am 14. August 1895 zu diesem Zwecke einen erstmaligen Beitrag von 2000 M. Die Arbeiten wurden den Malern Bardenhewer, Batzem, Döringer, Ehrich, Stummel, Vorländer übertragen. Die Kopien wurden dem Denkmälerarchiv überwiesen und sollen später die Grundlage einer grösseren Veröffentlichung bilden.



Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

Aachen. Seelenkapelle im Kreuzgange des Münsters nach der Restauration 1895.

Berichte über die ausgeführten Restaurationsarbeiten.

1. **Aachen.** Wiederherstellung und Ausschmückung der Münsterkirche.

Der unter dem Allerhöchsten Protektorate Seiner Majestät des Kaisers und Königs stehende, im Jahre 1895 etwas über 1400 Mitglieder zählende Karls-Verein zur Restauration des Aachener Münsters wurde auf Anregung der Konstantia-Gesellschaft im Jahre 1847 in der Aachener Bürgerschaft gegründet. Das in der Generalversammlung vom 15. Oktober 1849 angenommene, aus 32 Artikeln bestehende, im Bericht über das 46. Vereinsjahr 1893 zuletzt wieder veröffentlichte Statut stellte ihm die Aufgabe, „zum Schutze und zur historisch-treuen Wiederherstellung des katholischen Münsters zu Aachen durch Darbringung von Geldbeiträgen und in jeder sonst angemessenen Weise thätig mitzuwirken". Die von dem Verein gesammelten Gelder sollen demgemäss dem Aachener Kollegiatstift als dem Eigentümer der Münsterkirche und Bauherrn zur würdigen Herstellung des gesamten Gebäudekomplexes, aus dem die Kirche besteht, überwiesen werden. Das Stiftskapitel hat aber gleich beim Beginn der Thätigkeit des Vereins dessen Vorstand ersucht, auch die Leitung und die Ausführung der Arbeiten zu übernehmen, und diese so erheblich erweiterte Thätigkeit ist unter steter gewissenhaftester Berücksichtigung des Bestimmungsrechtes des Bauherrn bis jetzt erfolgreich geübt worden.

Der Zustand des allergrössten Theils der das Münster bildenden Bauten war im Jahre 1847 trostlos. Nur das von Karl dem Grossen errichtete Oktogon hatte die unverwüstliche Festigkeit seines Mauerwerks glänzend bewährt. Bedenklich und gradezu beklagenswert war die Verfassung des grossartigen, im Anfang des 15. Jahrhunderts vollendeten Chores. Die das Dach umgebenden Gallerien waren im 18. Jahrhundert durch eine schon völlig morsch gewordene Balustrade aus Kalkstein ersetzt worden, die Rippen und Krönungen, wie die alten Glasgemälde der Fenster längst beseitigt, die Lichtflächen der Fenster zum Theil vermauert, um Rückwände für die Kramläden zu schaffen, die man zwischen die verwitterten, aus den Fugen gewichenen, ihrer Baldachine, Wasserspeier und Fialen beraubten Pfeiler gebaut hatte. Alle das Oktogon umgebenden Kapellen, mit Ausnahme der erst 1767 vollendeten Ungarischen, waren in dem gleichen Zustande des Verfalls und von eingebauten Buden umschlossen.

Am Chore wurde mit dem Werk der Herstellung begonnen. Die vierzehn schönen Standbilder, die seine Pfeiler schmücken, und das prächtige doppelte Madonnenbild, das in Form eines grossen Medaillons von dem Gewölbe herabhängt, wurden restauriert. Zugleich wurde die äussere Herstellung aller konstruktiven und schmückenden Teile durchgeführt. Demnächst sind sämmtliche Kapellen der Reihe nach restauriert worden, wobei auch auf der Südseite die Beseitigung der die gesamten unteren Bauteile in Höhe von fast einem Meter verdeckenden Boden-Aufschüttung erfolgte.

Von 1864—1866 wurde die zwischen dem hohen Chor und der Annakapelle gelegene Mathiaskapelle wiederhergestellt; die Restauration der Karlskapelle begann gleichzeitig und war im J. 1867 vollendet, in den J. 1867—1869 wurde endlich die in ihren Strebepfeilern vollständig schadhafte Kreuzkapelle restauriert. Vom J. 1869 an erfolgte die Herstellung der Aussenseite des Oktogons, dessen in seiner jetzigen Form dem 17. Jahrhundert entstammendes Kuppeldach unverändert blieb, während die grossen dem Karolingischen Mauerwerk im 11. Jahrhundert aufgesetzten Giebel, weil durch und durch schadhaft, in den J. 1870—1872 fast ganz neu errichtet werden mussten. Unter das Kuppeldach wurde eine ganz neue Dachbalkenlage eingezogen. Bis zum Juni 1873 wurde endlich das Hauptgesims an der Nordseite des Oktogons nebst den Fenstereinfassungen wiederhergestellt; gleichzeitig wurden die letzten Statuen am Chor und den Kapellen aufgestellt. Mit der Ausführung der Arbeiten war seit dem J. 1864 der Architekt Johann Baecker in Aachen betraut. Mit diesen Arbeiten gelangte die erste 25jährige Periode der Vereinsthätigkeit zu ihrem Abschluss. In diesem Zeitraum ist durch den Verein die Summe von 199327 Thlr. 8 Sgr. 4 Pfg. aufgebracht und verwendet worden. Sie setzt sich zusammen aus den von Ihren Majestäten den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. huldreichst gewährten Geschenken, den Beiträgen der Stadt Aachen, den ausserordentlichen Zuwendungen hochherziger Geber und verschiedener Vereine und Gesellschaften, ferner aus den Erträgen von drei Verloosungen, den Spenden der Pilger in drei Heiligtumsfahrten und den regelmässigen Beiträgen der Vereinsmitglieder.

Der Ausbau des Westturmes und der daran anstossenden Heiligtumskammern war zunächst von dem Arbeitsprogramm des Vereins ausdrücklich ausgeschlossen. Erst in den 70er Jahren trat man dieser Aufgabe näher. Da nach den Bränden früherer Zeiten auf das karolingische Turmmauerwerk nur ganz notdürftige, ebenso unschöne wie unsolide Konstruktionen zur Zeigung der Heiligtümer und zur Bergung der Glocken aufgesetzt waren, musste eine völlig neue Anlage geschaffen werden. Im Anschluss an die bekannte Dürersche Zeichnung von 1520 ist nach den Plänen von Hugo Schneider ein prächtiger Turm, der sich über der gefällig gestalteten, von zwei Kapellen flankierten Gallerie erhebt, errichtet, und zugleich die für die Seitenansicht des Münsters so charakteristische Verbindungsbrücke zwischen dem Turm und dem Dach des Oktogons hergestellt worden. Die Arbeit wurde in den Jahren 1879 bis 1885 mit einem Kostenaufwand von rund M. 180000 vollendet; die Ausführung erfolgte wiederum durch den Architekten Baecker. Während dieser Bauperiode wurde im J. 1881 auch der neue Abschluss des unteren Ambulatoriums gegen die Ungarische Kapelle hergestellt.

Von den zum Münster gehörigen Bauten waren nun nur noch die an der Nordseite gelegenen Kreuzgänge in dem alten verwahrlosten Zustand verblieben. Auch sie sind im Jahre 1887 in Angriff genommen und bis zum Februar 1895 vollendet worden. Es waren hier sämmtliche Gewölbe von dem darauf lagernden Schutt zu entlasten und in allen ihren Teilen auszubessern,

zugleich aber die darüber liegenden Wohnungen neu herzustellen. Die 34 Fensteröffnungen, welche die vier Seiten des Kreuzgangs enthalten, wurden in Maasswerk und Bekrönungen vollständig renoviert, die Schauseite der im östlichen Arm des Kreuzgangs liegenden Capella animarum, eine Perle des spätromanischen Stils, ist sorgfältig unter Benutzung aller alten Architekturteile restauriert worden (vgl. die Tafel). Zu den Kosten der Herstellung der Wohnräume hat das Stiftskapitel 10000, der Karlsverein 14000 Mark beigesteuert. Die mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse und auf die stetige Benutzung des Kreuzgangs als Andachtsstätte dringend notwendige, nach den vorgefundenen Spuren zu schliessen in älterer Zeit auch vorhandene, Verglasung der Fenster ist auf Anregung des Vereins durch besondere Spenden beschafft worden. Im Februar 1895 war auch die Herstellung des aus der Klostergasse zu den Kreuzgängen führenden reichen Portals, des sog. kleinen Drachenlochs vollendet. Die Ausführung der Arbeiten lag seit dem J. 1887 wieder in den Händen des Architekten Johann Baecker. Durch die von einem ungenannten Gönner des Vereins gespendete Schenkung von 10000 Mark wird dem Wunsche des Gebers entsprechend die Errichtung eines Brunnens in der Mitte des von den Kreuzgängen umgebenen Raumes nach einem Entwurf von Professor Frentzen ermöglicht und baldigst in Angriff genommen.

Die Herstellung der Kreuzgänge hat einen Aufwand von insgesamt 211484 Mark erfordert. Der Vorstand des Karlsvereins hat beim Abschluss dieses bedeutenden Werkes dem obersten Bauleiter, Herrn Geheimen Baurat Kruse, den besondern Dank des Vereins unter Widmung eines Erinnerungsblattes zum Ausdruck gebracht.

Die grossen Restaurationen am Münsterbau haben hiermit ihren Abschluss gefunden, allerdings bleiben manche kleinere Arbeiten an den einzelnen Teilen des Bauwerkes noch übrig.

Im Jahre 1895 sind, um nur das Wichtigste zu erwähnen, zunächst die beiden im karolingischen Westbau zum Hochmünster führenden Treppen nebst der obern Turmtreppe, im Ganzen 202 Stufen, vollständig mit einem Kostenaufwand von 3586 Mark 25 Pfg. erneuert worden. Es erfolgte auch die Erneuerung des Innern der Capella animarum und die gründliche Herstellung der, wie die in der Nähe vorgenommenen Ausgrabungen gezeigt hatten, gänzlich verwahrlosten Fundamente und des grossen Strebepfeilers der Kreuzkapelle.

Eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben für die durchgreifende und allseitige Wiederherstellung des Aachener Münsters ist die stilgerechte Ausschmückung des Inneren des karolingischen Oktogons. Sie ist am frühesten angeregt, nur zu einem Teile durchgeführt und im übrigen bis in die jüngste Zeit hinein verzögert worden.

Schon im Jahre 1844 hatte König Friedrich Wilhelm IV., dem das Münster die Wiederaufrichtung der unter der französischen Herrschaft nach Paris verschleppten Säulen in den grossen Bogen des Oktogons und die Herstellung einer neuen Orgel verdankt (wofür Gnadengeschenke im Betrage von 28,065 Thlr. 23 Sgr. 10 Pfg. zur Verwendung gekommen sind), die Bestim-

mung getroffen, dass die Wiederherstellung des Inneren der Kuppel in Mosaik, unter Benutzung der in Abbildungen überlieferten Darstellung der um die Maiestas domini geschaarten, 24 Aeltesten erfolgen solle, dass auch ein auszuarbeitender Entwurf auf die anderen Bauteile des Oktogons auszudehnen sei.

Ein von dem königlichen Konservator der Kunstdenkmäler, Geheimrat von Quast, bearbeiteter Entwurf nebst Erläuterungsbericht vom 9. Juni 1847 wurde dem Karlsverein gleich bei seiner Gründung überwiesen; die Beschaffung der Ausführungskosten musste jedoch vor den zunächst an den Verein herantretenden dringlicheren Aufgaben zurückstehen. Erst nachdem von Quast in einem Gutachten vom 31. Oktober 1861 die Möglichkeit, den Anforderungen treuer Wiederherstellung in Bezug auf die Auswahl der Darstellungen wie auf das zu verwendende Material zu genügen, begründet hatte und ein Kostenanschlag angefertigt worden war, erbat und erlangte der Verein am 21. Nov. 1866 die Zusicherung einer Staatsbeihülfe in der Höhe von 20000 Thlr. zur Ausführung der Innendekoration. Als notwendige Vorarbeit wurden nunmehr Gerüste im Oktogon errichtet und sämmtliche Gewölbe und Wandflächen bloss gelegt. Man beseitigte die ganze, in den Jahren 1719 bis 1730 von dem Italiener Altari geschaffene in ihrer Art geniale und schöne Stuckdekoration, sowie die nach 1730 von Bernardini in den Gewölben des obern Rundschiffs angebrachten Oelgemälde. Genaue Aufnahmen dieser Werke befinden sich im Besitz des Herrn Edmund Thissen in Aachen. Entwürfe zu dem in der Kuppel anzubringenden Mosaik mit der oben erwähnten Darstellung wurden zunächst von v. Quast und Hugo Schneider, dann von Baron Jean de Bethune geliefert. Im Jahre 1872 fand ein letzter von Bethune hergestellter Entwurf die Genehmigung aller maassgebenden Instanzen, welche Salviati in Venedig mit dessen Ausführung betrauten, der die Arbeit um die Mitte des Jahres 1881 vollendete. Einschliesslich der Vorarbeiten haben die Gesammtkosten dieses Mosaiks 81650 Mark betragen.

Die Frage, wie die übrigen Flächen des innern Oktogons zu schmücken seien, wurde nunmehr praktisch. Um sie der Lösung entgegen zu führen, veranstaltete das Stiftskapitel in Gemeinschaft mit dem Karlsverein eine Konkurrenz, aus der der Entwurf des Professors Schaper in Hannover im Oktober 1889 preisgekrönt hervorging. Dieser Entwurf sieht für alle Wandflächen und Fensterlaibungen im obern Oktogon, sowie für die Gewölbe des obern Umganges und die Fensterlaibungen des untern Umganges die Ausführung der Dekoration in Mosaik vor. Für die Gesimsgliederung ist Vergoldung teils mit leichter Bemalung, teils auf leicht reliefirten, zu diesem Zweck bearbeiteten Flächen angenommen, während die Wände des untern Umganges, sowie des obern bis Kämpferhöhe mit Marmorplatten bekleidet und mit eingesetzten reliefirten Alabasterplatten gedacht sind. Für die Fussböden sind Mosaikbeläge aus Marmor und Granit, für die Fenster Bronzegitter mit Verglasung vorgesehen. Die späteren Gutachten haben dies Projekt wesentlich reduciert.

Die oben erwähnte radikale Beseitigung der dem 18. Jahrhundert angehörigen Dekorationen hat ebenso wichtige wie sichere Aufschlüsse über den ursprünglichen Zustand des Oktogons gewährt. Auf den hier ermöglichten

Wahrnehmungen beruhen wertvolle Gutachten der Geheimräte Hermann und Adler und der Geheimräte Spieker und Adler Namens der Bau-Abteilung im Ministerium der öffentlichen Arbeiten vom 29. Mai 1884 und vom 22. März 1893, sowie des Direktors Essenwein und des Professors Kraus vom 22. November 1886.

Die ersteren Gutachten sprechen sich vor allem für die unversehrte Erhaltung der Lichtflächen in den nach der Umbauung des Oktogons durch den Chor und den Kapellenkranz von den 24 ursprünglichen nur noch übrig gebliebenen zehn Fenstern und für deren Ausfüllung durch schlichte Eisensprossen und möglichst klare Verglasung aus. Sie führen im Anschluss an den Befund der Werksteinpfeiler, Wandflächen, Thürgewände und Ausladungen den Nachweis, dass das Oktogon niemals eine Wand- oder Pfeiler-Inkrustation von Marmor besessen haben kann, weil nicht nur jede Spur der Befestigung einer solchen fehlt und alle Wand- und Pfeiler-Kapitäle viel zu schwach ausladen, um eine Bekleidung zuzulassen, sondern auch die Absicht der karolingischen Meister deutlich erkennbar ist, an mehreren Stellen durch verschieden gefärbtes Steinmaterial eine malerische Wirkung zu erzielen.

Die Gutachten der Bau-Abteilung gehen von der Annahme aus, dass sich die Anwendung von Mosaiken in dem ursprünglichen Bau auf den kleinen quadratischen Doppelchor beschränkt habe, dass alle übrigen Teile der Palastkapelle zur Zeit der Erbauung nur aufs einfachste gefärbt worden seien und dass erst Otto III. mit italienischen Künstlern eine vollständige Ausmalung al fresco auf den schwach geputzten Wänden bewirkt habe. Sie gelangen daher zu dem Vorschlag, das ganze Oktogon im Wesentlichen auf sehr schwach geputzten Wänden und Pfeilern auszumalen, dafür aber die von Professor Schaper mit seltenem Fleiss zusammengebrachten und mit künstlerischer Sorgfalt dargestellten Dekorationsweisen zu verwenden, auch für die Fussböden die Entwurfszeichnungen, wenn möglich mit einigen Einschränkungen, zu Grunde zu legen. Mit Rücksicht auf das bereits in der Hauptkuppel vorhandene Mosaikbild sollen jedoch gewisse, durch Streif- wie durch Reflexlicht gut beleuchtete und ohne Verletzung der baulichen Substanz musivisch zu schmückende Bauteile mit Glasmosaik versehen werden, um so die Verbindung des Kuppelbildes mit den unteren figürlichen Malereien zu fördern und durch zerstreute Spiegelung in den Glaswürfeln Effektsteigerungen zu gewinnen, welche die Ausmalung beleben, ohne deren schlichten Gesammtcharakter aufzuheben oder zu stören. Es werden dafür die Fenster- und Nischen-Laibungen des Oktogons und der Umgänge und die Scheitel der quadratischen scharfgratigen Kreuzgewölbe unter den Emporen empfohlen.

Auch das Gutachten von Essenwein und Kraus geht von der Unterstellung aus, dass weder eine Marmorverkleidung der unteren, noch ein Mosaikschmuck der oberen Theile des Oktogons jemals vorhanden gewesen sei, bezeichnet es aber als unbedingt notwendig, dass, nachdem einmal das Kuppelbild eine Anlehnung an die altchristlichen Mosaiken versucht hat, der grossartige Ernst der baulichen Anlage durch die Dekoration weiter geführt werde. Es

wird empfohlen, die Pfeiler des untern Oktogons und die Umfassungswände des Umgangs im Erdgeschoss mit stilisirter Steinimitation, sei es Marmor oder mehrfarbige Quadrierung, zu versehen, dazu ornamentale Malereien in den Bogenlaibungen anzubringen, für die Gewölbe aber die Ausschmückung zu verwerten, die in den Nebenschiffen der Sophienkirche zu Konstantinopel angewandt ist. Für alle Räume der Emporkirche, mit Ausnahme des niemals verputzt oder bemalt gewesenen, wahrscheinlich also mit Stoffen behangenen Raumes über der Vorhalle, soll ebenfalls stilisierte Stein- und Marmormalerei an den Pfeilern und Bogen, Ornamentschmuck in den Bogenlaibungen verwendet werden, während für die Gewölbeflächen ornamentale Dekoration empfohlen wird. Zu figürlichen Darstellungen eignet sich nach Essenwein und Kraus nur der Raum neben den Oberfenstern des Oktogons, wo auf Goldgrund 16 grosse Einzelfiguren zu malen sind, deren Farben eine Vermittelung zwischen den unten anzuwendenden Tönen und den Farben des Mosaikbildes herzustellen haben. Diesem Zweck sollen auch Ornamentmalereien in den Fensterlaibungen dienen. Was die Wahl jener Figuren betrifft, so wird mit Rücksicht darauf, dass die Pfalzkirche auch als königliche Begräbnisskapelle gedient hat, eine Reihe von Königen und Kaisern empfohlen, welche als die idealen Vorfahren und Nachkommen Karls des Grossen, als die Träger des Königtums von Gottes Gnaden anzusehen seien. In den Bogenlaibungen könnten noch da und dort Medaillons mit Engelbrustbildern eingefügt werden.

Der Karlsverein hat sich zunächst darauf beschränkt, mit dem Stiftskapitel und der erzbischöflichen Behörde Verhandlungen einzuleiten über den unter dem Kuppelbilde im obern Oktogon bis herab auf den obern Kämpfer anzubringenden figuralen Schmuck. Es ist am 30. März 1895 seitens des Erzbischöflichen Generalvikariates zu Köln, dem das Aachener Stiftskapitel die Auswahl anheimgegeben hatte, eine Reihe von 16 alttestamentarischen, neutestamentarischen und geschichtlichen Figuren als geeignet bezeichnet worden, welche mit Papst Leo III. und Karl dem Grossen abschliesst. Professor Schaper hat auch einen den gedachten Papst darstellenden Karton zur Beurteilung der Grössen- und Farbenverhältnisse im August 1895 an Ort und Stelle angebracht. Gegen Ende des Jahres 1895 sind aber von verschiedenen Seiten Vorschläge gemacht worden, welche Figurenkreise empfehlen, die von den bis dahin, namentlich auch in einem Gutachten von Bethune vom 31. März 1883, in Frage gekommenen wesentlich abweichen und sich auf völlig anders gearteten Ideen aufbauen.

Das Auftreten dieser Vorschläge und die Notwendigkeit, im Zusammenhang mit ihnen eine Anzahl von Fragen zu lösen, welche das Schaper'sche Projekt und die oben erwähnten Gutachten in ihrer Uebereinstimmung sowohl wie in ihren Abweichungen voneinander aufgeworfen haben, ist für den Vorstand des Karlsvereins Veranlassung gewesen, in seiner Sitzung vom 1. December 1895 eine Kommission von Sachverständigen einzusetzen, welche sich über die fraglichen Punkte äussern soll. Ihr Referat wird den Gegenstand des nächsten Berichtes bilden.

Nach dem vorläufigen Abschluss vom 30. November 1895 hat der Karlsverein im Jahre 1895 M. 33230,36 eingenommen und davon, abgesehen von kleineren und Verwaltungs-Auslagen, M. 20593,88 für Bauten, M. 11000 für die Erwerbung von Wertpapieren verwendet. Das an diesem Tage vorhandene und fast ganz in Papieren angelegte Vereinsvermögen betrug M. 104064 nominal. Dazu kommen noch M. 15000 aus einem früher bewilligten Allerhöchsten Gnadengeschenk, deren Auszahlung der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten von der Vorlage des Kostenanschlags für die musivische Ausschmückung des Oktogons abhängig gemacht hat. Es tritt ferner noch hinzu eine von der Provinz zugesagte Jahresrate von M. 11000, so dass der Vermögensbestand sich mit Einschluss von Kursgewinn und Zinsen auf rund M. 135000 belaufen dürfte.

Seit seiner Gründung bis Ende 1895 hat der Karlsverein im Ganzen M. 1118063,12 aufgebracht und von dieser Summe thatsächlich M. 1021131,70 für die Wiederherstellung des Münsters verausgabt.

Von der aufgebrachten Summe sind:

Allerhöchste Gnadengeschenke . . .	M. 28900
Leistungen aus Staatsmitteln	„ 240000
Geschenke der Provinz	„ 37000
Geschenke der Stadt Aachen	„ 90000
Geschenke des Stiftskapitel	„ 30000
Sonstige Beiträge, Gaben und Einkünfte	„ 692163,12.

Loersch.

---

2. Ahrweiler. Restauration der Stadt-Thore.

Ahrweiler besitzt eine noch ziemlich wohlerhaltene Stadtbefestigung, die um 1250 angelegt und um 1375 erneuert worden ist. Die Stadt ist noch fast ununterbrochen mit einer Ringmauer von etwa 6 m Höhe mit Mauertürmen umgeben. Auch die vier Thore sind zum Teil noch erhalten. In den letzten Jahren zeigte das schönste derselben, das aus dem 15. Jahrhundert stammende Oberthor oder Ahrthor bedenkliche Risse, sodass die Stadtverwaltung sich veranlasst sah, Schritte zur Erhaltung desselben zu thun. Eine nähere Untersuchung der ganzen Befestigung durch den Kreisbauinspektor Zweck ergab, dass nicht unbedeutende Mittel aufgewendet werden mussten, um die Standfestigkeit, namentlich des zuerst genannten Thores zu sichern. Es sollte die Reparatur sich hauptsächlich auf eine kräftige Verankerung der Umfassungsmauern, auf einen Ersatz der theilweise schadhaften Kragsteine, sowie auf eine Neueindeckung des Hauptdaches mit seinen besonders reizvollen auf Consolen ruhenden 4 Ecktürmchen erstrecken.

Um der Stadt die Rettung ihrer so wertvollen Schätze der Vergangenheit zu ermöglichen, wurde Seitens der Königlichen Regierung die Inanspruchnahme der Beihülfe des Staates und der Provinz angeregt und mit Erfolg beantragt. Die für die Erhaltung des Oberthores, des Ahrthores und des Niederthores zur

Verwendung gekommene Summe beträgt im Ganzen 3000 M., von welchen der Staat 1350 M., die Provinz 1350 M., und die Stadt 300 M. getragen haben. Die Arbeiten wurden unter der Leitung des Königlichen Kreisbauinspektors Baurat Zweck ausgeführt.

Cuno.

---

3. **Altenberg.** Wiederherstellung und Ausschmückung der Cistercienserabteikirche.

Die Cistercienserabteikirche zu Altenberg, die 1815 durch Brand, 1821 und 1830 durch den Einsturz der Chorpartie schwer beschädigt worden war, ist schon in der Mitte dieses Jahrhunderts in ihren Hauptteilen wiederhergestellt worden. In drei Bauperioden von 1835—1837, von 1840—1842, von 1845—1847 wurden die Arbeiten durchgeführt, nachdem 1834 der König Friedrich Wilhelm III. die Summe von 22 000 Thalern, 1840 und 1845 König Friedrich Wilhelm IV. die Summe von 51 300 Thalern bewilligt hatte. Hierzu kamen noch 21 000 Thaler aus milden Beiträgen. In der ersten Periode wurden der eingestürzte Teil des Chores bis zur Höhe der Seitenschiffe aufgeführt, die Restauration des Aeusseren der Chorkapellen wurde vollendet, in der zweiten Periode wurden die neuen Chorumganggewölbe ausgeführt, der Südgiebel wurde errichtet, die Aussenrestauration am ganzen Bau wurde endlich in der dritten Periode abgeschlossen. Die Arbeiten erfolgten nach Plänen des Bauinspektors Biercher, erst unter der örtlichen Leitung von Krantz, dann unter Grund. Das Gebäude wurde nach königlicher Bestimmung für den Simultangottesdienst eingerichtet und im J. 1857 wieder in Gebrauch genommen.

Das Dach war aus Sparsamkeitsrücksichten dabei mit zu flacher Neigung angelegt worden; die Silhouette des Domes, zumal vom Chor aus, hatte dadurch eine sehr unglückliche Linie erhalten; es fehlte der Nordgiebel, es fehlte der Dachreiter auf der Vierung. Die meisten der Grisaillefenster waren in der Verfallszeit des Domes zerstört und bei der Wiederherstellung des Gebäudes durch einfache Verglasung ersetzt worden. Die anderen beschädigten Fenster wiesen in den alten Teilen erhebliche Trübungen, in den neuen unbefriedigende Ergänzungen auf. Die kunstvollen Grabdenkmäler der Grafen und Herzöge von Berg lagen in Trümmern und gingen der vollständigen Zerstörung entgegen.

Eine vierte Periode der Restauration begann im J. 1894, nachdem auf Betreiben der um die Ausschmückung des Domes hochverdienten Frau Maria Zanders in Bergisch-Gladbach der Altenberger Domverein am 20. Juli 1894 sich konstituirt hatte. Zur Einleitung der Wiederherstellung fand am 27. April 1894 eine Untersuchung des Gebäudes durch drei Ministerialkommissare, den Conservator der Kunstdenkmäler, Geheimen Oberregierungsrat Persius, Geheimen Oberbaurat Adler und Geheimen Regierungsrat Steinhausen statt.

Die zu lösenden künstlerischen Aufgaben beziehen sich einmal auf die Sicherung der baulichen Substanz und auf die Erneuerung der fehlenden

Architekturteile und zum Anderen auf die Restauration und Ergänzung der inneren Ausstattung. Die erste Aufgabe ist von dem Fiskus als dem Besitzer des Domes übernommen worden. Im Laufe der Jahre 1894 und 1895 wurden auf Kosten der Staatsregierung unter Leitung des Herrn Baurat Freyse die nötigen Restaurationsarbeiten ausgeführt, die schadhaften Steine wurden ausgewechselt, der ganze Sockel und die Südseite wurden von dem später aufgebrachten Putz befreit, das Mauerwerk wurde sorgfältig ausgefugt, der Westgiebel wurde restaurirt und zum Teil in Tuff neu hergestellt, der bisher fehlende Nordgiebel wurde vollständig neu und zwar in der ursprünglichen Höhe aufgeführt. Die Ersetzung des flachen Daches, das seit Aufrichtung des Nordgiebels nur noch störender wirkt, durch ein steileres, die Erbauung des Dachreiters mussten dagegen noch hinausgeschoben werden.

Im Inneren waren die kostbaren im Hochchor und im nördlichen Querschiff aufgestellten Grabdenkmäler der bergischen Fürsten von frevelhaften Händen verstümmelt und zum Teil durch den Einsturz der Chorpartie im Jahre 1821 zertrümmert worden. Ihre würdige Wiederherstellung musste eine der ersten Aufgaben bilden. In Anerkennung des hohen künstlerischen Wertes der genannten Denkmäler und in Anerkennung der engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den bergischen Grafen und Herzögen und dem erlauchten Hause der Hohenzollern hatten Seine Majestät der Kaiser und König die Gnade, für die Wiederherstellung der Grabdenkmäler seiner Ahnen die Summe von 9762 Mark aus dem allerhöchsten Dispositionsfonds zu bewilligen. Die Arbeiten wurden dem Herrn Dombaumeister Professor Fuchs in Köln übertragen.

Die eigentliche Aufgabe des Domvereins hat bisher die Wiederherstellung, Reinigung, Erneuerung und Ergänzung der langen Reihe von Glasmalereien gebildet, die den kostbarsten und künstlerisch wie kunsthistorisch bedeutendsten Schmuck des Domes darstellen. Vom Chor anfangend zeigen sie in dem Fortschreiten nach Westen in ununterbrochener Folge ein Bild der Entwicklung der ornamentalen Glasmalerei durch ein volles Jahrhundert hindurch. Eine grosse Zahl der Gläser war durch den Schmutz der Jahrhunderte trüb geworden und mit einer dichten gelben und braunen Patina bedeckt, die einzelne Scheiben vollständig undurchsichtig gemacht hatte; im Chor hatten einige Fenster auch durch den Brand gelitten. Bei der Restauration in den vierziger Jahren waren die erhaltenen Reste ziemlich willkürlich wieder zusammengesetzt und mit neuen Nachahmungen zusammengestellt worden; die leeren Langbahnen waren mit einfacher heller Verglasung gefüllt worden. Im nördlichen Seitenschiff waren nur in den drei östlichen Fenstern alte Reste erhalten, die übrigen Fenster zeigten dieselbe neue helle Verglasung mit grellen Scheiben im Masswerk. Das unvergleichlich schöne Westfenster endlich, das die ganze Kirche beherrscht, ein Fenster, „dessen Gleichen in allen deutschen Landen nicht zu finden ist“, wie die Grabschrift seines Verfertigers, des Meisters Reinold vom Jahre 1398 meldet, war im Masswerk mit störenden roten und blauen Scheiben versehen worden, die die künstlerische Wirkung des Ganzen aufhoben.

Bei der Restauration der Grisaillefenster im Chore wurden die alten

Scheiben aus der Verbleiung genommen und gereinigt, nur die völlig undurchsichtigen braunen Scheiben wurden entfernt, die übrigen wieder zusammengesetzt und mit genauen Ergänzungen in Antikglas vereinigt, die im Ton und in der Patina sich vollständig an die alten Scheiben anschlossen. Bei der Neuanfertigung der Fenster wurden die vorhandenen Motive thunlichst ausgenutzt. Es sind im Chor vier Fenster in dieser Weise durch Herrn Glasmaler A. Linnemann aus Frankfurt a. M. nach sorgfältigen technischen Untersuchungen restaurirt worden; vier andere wurden neu angefertigt.

Im nördlichen Seitenschiff wurden bei der Restauration der ersten drei Fenster dieselben Grundsätze befolgt. Die ganze Kirche zeigt von Westen nach Osten zu ein immer stärkeres Eindringen der Farbe in die einfachen Grisaillemuster, im nördlichen Querschiff zuerst in der Gestalt von farbigen Sternen und Eckstücken, im nördlichen Seitenschiff immer reicher im Couronnement, in der Einfassung und im Dessin selbst. Es musste deshalb bei der Neuanfertigung der noch fehlenden Fenster das Prinzip verfolgt werden, auch hier eine allmähliche Steigerung der Farbe anzustreben, so dass das letzte Fenster der Reihe eine direkte Vorbereitung auf das grosse Westfenster darstelle. Die Farbenscala, die zugleich eine Abwechselung zwischen kalten und warmen Tönen nach Analogie des Befundes in den drei alten Fenstern bezweckte, ist sorgfältig geprüft und ausprobirt worden. Bis zum April 1896 sind drei neue Fenster im nördlichen Seitenschiff eingesetzt worden. Der Altenberger Domverein hatte bis Ende 1895 für restaurirte oder neu angefertigte Glasfenster die Summe von 18465 Mark ausgegeben. Clemen.

---

4. **Bacharach.** Wiederherstellung der evangelischen St. Peterskirche.

Die Kirche, ein Hauptdenkmal des rheinischen Uebergangsstiles, am Ende des 12. Jahrhunderts begonnen und in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts zu Ende geführt, zugleich eines der malerischsten Bauwerke der Provinz, das mit der Ruine der Wernerskapelle und der Feste Stahleck zusammen eines der wirkungsvollsten Architekturbilder am ganzen Mittelrhein abgiebt, war schon im Jahre 1856 durch den Conservator der Kunstdenkmäler von Quast untersucht und zur Wiederherstellung dringend empfohlen und darnach 1857 unter der Leitung des königlichen Bauinspektors Conrad nothdürftig restaurirt worden. Bei dem grossen Brande der Stadt im Jahre 1872 brannten alle Dachstühle ab, das Mauerwerk erlitt bedeutende Schäden (Ansicht nach dem Brande Fig. 1). Nach dem Brande wurden die Dächer in der ursprünglichen Höhe rasch wieder aufgeführt, an dem Mauerwerk selbst wurden nur die äusserlich sichtbaren Schäden nothdürftig verkleistert.

Ende der achtziger Jahre wurde mit einer durchgreifenden Restauration begonnen. Die Gemeinde hatte auf Antrieb das kunstsinnigen Pfarrers Theile durch den Architekten Heinrich Wiethase in Köln eine Untersuchung des

Bauwerkes vornehmen lassen. Im Winter des Jahres 1889 stellte Wiethase einen ersten ausführlichen Kostenanschlag auf, der mit der Summe von 39140 M. abschloss, und fertigte eine genaue Aufnahme der Kirche an.



Fig. 1. Bacharach. Die Peterskirche nach dem Brande 1872.

Bei den Restaurationen nach 1857 und 1872 war die Sicherung der Gewölbe fast ganz versäumt worden. Die Rippen hatten sich vielfach gelöst,

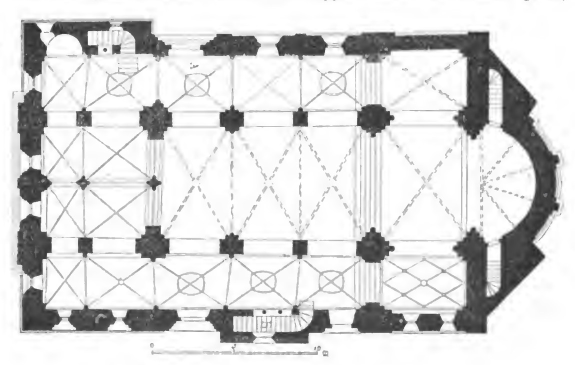


Fig. 2. Bacharach. Grundriss der Peterskirche.

waren gänzlich mürbe und standen mit den Kappen in keinem Zusammenhang, die Gewölbe selbst hingen an den Balken des Dachstuhles.

Während wegen Gewährung grösserer Mittel mit Staat und Provinz Verhandlungen gepflogen wurden, wuchs die Gefahr hinsichtlich der Haltbarkeit der Gewölbe in Mittelschiff und Chor derartig, dass nach einer eingehenden Untersuchung der betreffenden Bautheile durch den Geheimen Baurat Cuno im Jahre 1890 erklärt werden musste, dass Gefahr im Verzuge sei und dass, wenn nicht sofort Abhülfe geschaffen würde, die Kirche geschlossen werden

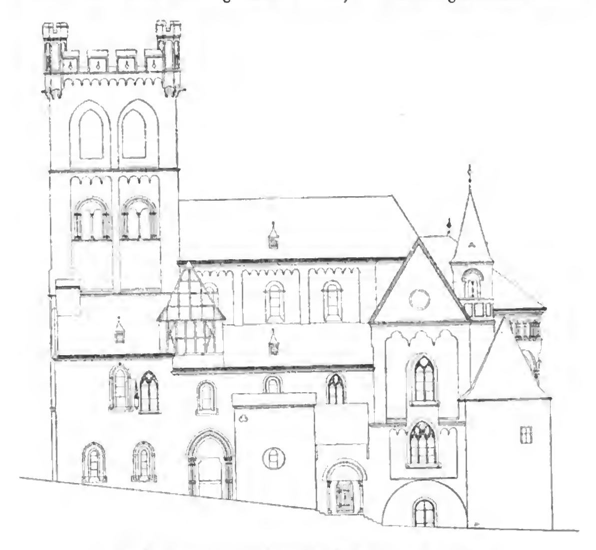


Fig. 3. Bacharach. Südseite der Peterskirche im J. 1857.

müsse. Nach Aufstellung von Gerüsten konnten sich die Mitglieder des Presbyteriums selbst von dem Zustande überzeugen. Es wurden unverzüglich 10000 M. aus Gemeindemitteln zur Verfügung gestellt, der 36. Provinziallandtag bewilligte im Jahre 1890 die gleiche Summe.

Die Leitung der Restaurationsarbeiten des Inneren erfolgte durch den Baumeister Wiethase. Die Gewölbe des Turmes, des Mittelschiffes, des Chores und der Vierung mussten ganz herausgebrochen werden, da sie sich bei

der Untersuchung als nicht mehr haltbar erwiesen. Das Abbrechen der ca. 35—40 cm starken Gewölbe aus Tuffstein musste mit der grössten Vorsicht geschehen — die Gewölbe wurden hierbei in allen Teilen abgestützt, die alten Rippen waren durchweg zerdrückt —; sie wurden in Tuffstein erneuert, die neuen Gewölbe selbst wurden in Schwemmsteinen aufgemauert. Da die Aussenmauern des Mittelschiffes nach aussen gewichen waren, wurden vier schwere Anker eingezogen. Die Ausführung lag in den Händen des Maurermeisters



Fig. 4. Bacharach. Südseite der Peterskirche im Jahre 1895.

Bernhard von St. Goar, der die schwierigen Arbeiten mit Umsicht im Jahre 1892 vollendete.

Im Anschluss an die aufgefundenen Reste der alten Bemalung erhielt die Kirche darauf unter Leitung des Geh. Baurates Cuno durch den Maler Rensing eine stilgerechte Ausmalung. Einzelne Teile der alten ornamentalen Dekoration, zumal im nördlichen Kreuzarm, blieben unrestaurirt erhalten, ebenso die an der Ostwand des nördlichen Kreuzarmes aufgedeckte riesige Christophorus-

figur. Die Arbeiten hatten bereits eine Ueberschreitung des ursprünglichen Anschlages in der Höhe von 12800 M. ergeben. Der 37. Provinziallandtag bewilligte 1892 zur Deckung dieser Kosten die Summe von 10000 M.

Um die Restauration des Aeusseren durchzuführen, mussten neue Hülfsquellen erschlossen werden. An den Herrn Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten wurden Bittgesuche zur Erwirkung eines allerhöchsten Gnadengeschenkes gerichtet. Auf Veranlassung des Herrn Ministers fand am 20. Oktober 1892 eine Besichtigung der Kirche durch die Herren Geh. Oberregierungsrat Persius, Geh. Oberbaurat Adler, Regierungsrat Steinhausen und Geh. Baurat Cuno statt, bei welcher die vorzunehmenden Restaurationsarbeiten im Einzelnen festgestellt wurden. Auf Grund des hierbei aufgesetzten Gutachtens wurde nach den Wiethase'schen Vorermittellungen durch den Geh. Baurat Cuno ein Kostenanschlag aufgestellt, der mit einem Betrag von 36200 M. abschloss und mit einigen Abänderungen genehmigt wurde. Se. Majestät der Kaiser und König gewährte ein allerhöchstes Gnadengeschenk in der Höhe von 16000 M., der 38. Provinziallandtag bewilligte 1894 die Summe von 15700 M. in drei Raten, der Rest wurde von der Gemeinde aufgebracht.

Da inzwischen der Baumeister Wiethase verstorben war, wurde die Leitung der Restaurationsarbeiten durch das Presbyterium der evangelischen Gemeinde dem Architekten Ludwig Hofmann in Herborn übertragen, der Vertrag mit diesem wurde am 24. Juni 1894 von der Königl. Regierung genehmigt. Die Oberaufsicht wurde auch jetzt durch den Geh. Baurat Cuno geführt. Auch bei den äusseren Restaurationsarbeiten wurde der Mauermeister Bernhard aus St. Goar herangezogen, dessen umsichtiges Vorgehen bei den Putz- und Steinhauerarbeiten anerkannt werden muss. Die ständige Aufsicht führte der Bauführer Zucker.

Am 12. Juli 1894 begannen die Restaurationsarbeiten. Es wurde zunächst der Turm eingerüstet. Die hinter dem Zinnenkranz liegenden Lagerkendel waren zu dichten und zum Teil zu ergänzen. Die schadhaften Werkstücke wurden ausgewechselt, wobei die alten Formen, soweit hierfür noch Anhaltspunkte vorhanden waren, mit der grössten Gewissenhaftigkeit wiedergegeben wurden. Zuletzt wurde der Verputz an dem ganzen Bauwerk erneut und zwar in dem ursprünglichen Wechsel von Glatt- und Rapputz. Die Kirche ist ebenso wie die benachbarten Kirchen aus unbearbeitetem rheinischen Schiefer unter Einfassung der Kanten und Oeffnungen durch grössere Quadern aufgeführt, die Schiefersteinflächen waren von vornherein mit einem rauhen Putzüberzug versehen, während die Hausteinarbeiten einen röthlichen Anstrich erhalten hatten.

Nach der teilweisen Abrüstung des Turmes wurden hintereinander in derselben Weise die Südseite, der über dem Chordach liegende Ostgiebel und die Nordseite hergestellt, die Arbeiten kamen endlich am Ostchor selbst zum Abschluss. Die Dächer, Luken, Rinnen und Abfallrohre wurden überall wieder hergestellt. In den Kreuzarmen wie am Chor wurden die dem 15. Jahrhundert angehörenden gothischen Fenster unverändert belassen. Vor dem Nordportal wurde die Treppe neu aufgeführt, der Boden um die ganze Kirche wurde ab-

getragen und das Gebäude durch gepflasterte Rinnen entwässert. Die westliche Terrassenmauer und der Brückenbogen am Turm wurden reparirt.

An den äusseren Mauerflächen wurden bei der Restauration die alten aufgefundenen Farbentöne genau wiederhergestellt. In der Farbenwirkung der vor- und zurückspringenden Putzflächen wurde ein Wechsel in der Farbenwirkung durch Anwendung von Binger und Trierer Kalk ohne Farbenzusatz erreicht. Die ganze äussere farbige Dekoration ist kunstgeschichtlich sehr beachtenswerth — bei der Seltenheit einer solchen wohlerhaltenen äusseren Bemalung (ausser Bacharach ist in der Rheinprovinz nur noch Sayn und Carden zu nennen) musste um so grösseres Gewicht auf die Wiederherstellung gelegt werden. Alle Hausteinteile sowie die in Putz ausgezogenen Gewände und Gesimse erhielten den ursprünglichen roten Anstrich wieder. Die an geschützten Stellen an den hier glatt geputzten Flächen entdeckten Ornamente wurden gleichfalls erneuert. An dem Portal der Nordseite ist das Tympanon weiss gehalten, das Schuppenband rot, grün und gelb, der vordere Rundstab grau mit weissem Band, die Ecksäulchen schwarz mit gelben und roten Kapitälen. An den Emporenfenstern ist der einrahmende Rundstab grau gefärbt. Am nördlichen Kreuzarm zeigt sich — von dem gothischen Fenster durchschnitten — noch eine merkwürdige Dekoration in schwarz-gelber Schachbrettmusterung. Am reichsten ist der Farbenschmuck des Chores ausgebildet. Auch hier herrscht die Skala rot-weiss-gelb-schwarz-grau vor. In den Laibungen der Blenden laufen Bänder hin mit weissen Rosetten auf schwarzem Grunde; an dem südlichen Fenster sind vier verschiedene Motive in Grau-weiss und Schwarz-weiss angebracht worden. An der Zwerggallerie und den beiden Flankirungstürmchen ist die Farbigkeit am stärksten betont: hier sind die Säulchen schwarz, die Basen rot, die Kapitäle rot-weiss oder grün-gelb-rot, der abschliessende Klötzchenfries grün-rot-schwarz gefärbt.

Von den sämmtlichen Farbenspuren wurden sorgfältige Aufnahmen angefertigt. Da angestellte Proben und Erfahrungen bei benachbarten Kirchen gelehrt hatten, dass der Ton des äusseren Verputzes ziemlich rasch grau wird, so wurde der Farbenschmuck absichtlich in den Tönen wieder hergestellt, wie sie das 13. Jahrhundert angebracht hatte. Die Gesammtwirkung, die jetzt vielleicht etwas grell ist, wird voraussichtlich schon in wenigen Jahren eine harmonische sein.

Nachdem im Herbst des Jahres 1895 der Bodenbelag im Inneren vollständig hergestellt und im Frühjahr 1896 der Sockel der ganzen Kirche auf Kosten der Gemeinde erneut worden war, konnte am 19. April 1896 das Gebäude wieder dem ungestörten Gottesdienst übergeben werden. Ihre Majestät die Kaiserin und Königin legte hierbei ihr Interesse an der endlichen Vollendung der Restauration durch die Schenkung einer Altarbibel in kunstvollem Einband an den Tag.

Für die Geschichte und Beschreibung des Bauwerkes ist auf Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Coblenz, Düsseldorf 1886. S. 555 (woselbst weitere Literaturangabe), Büttner Pfänner zu Thal, Die

St. Peterskirche zu Bacharach, Leipzig 1890 und K. Theile, Bilder aus der Chronik Bacharachs und seiner Thäler, Gotha 1895 zu verweisen. Den Zustand der Kirche vor und nach den letzten Restaurationen zeigt die Gegenüberstellung der Aufnahmen von 1857 und von 1896 (Fig. 3 und 4). In dem Denkmälerarchiv der Rheinprovinz befinden sich 9 Bl. Aufnahmen der Kirche vom Jahre 1857 (von Conrad), 8 Bl. Aufnahmen von 1889 (von Wiethase), 4 Bl. Aufnahmen von 1889 (von Hofmann) und 32 Werkzeichnungen.

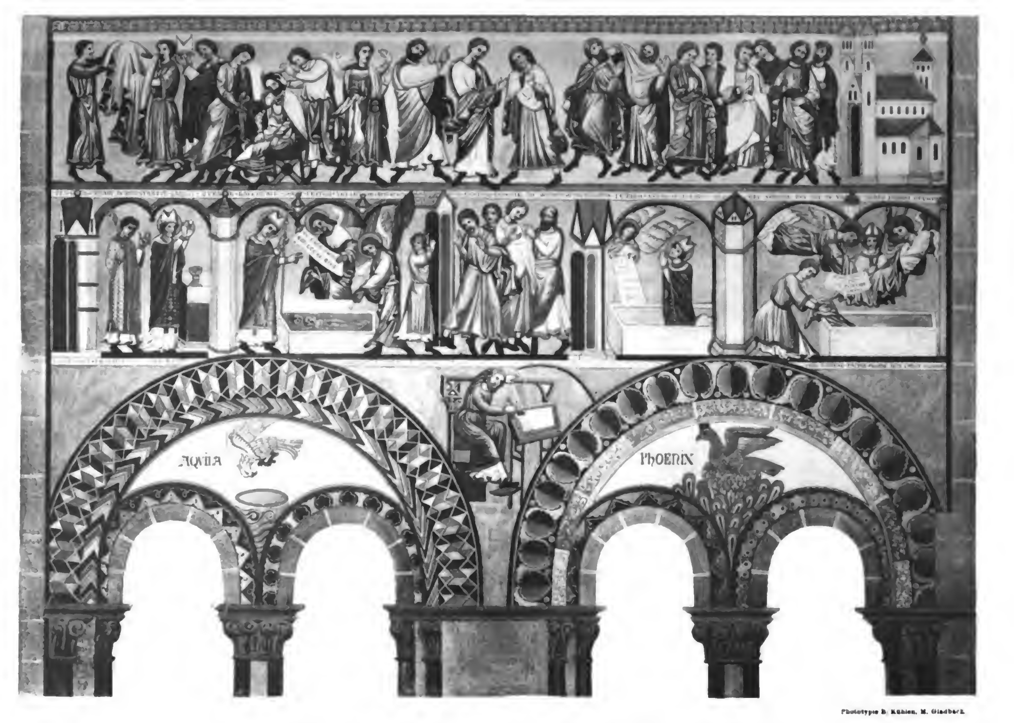
Clemen.

---

5. **Boppard.** St. Severuskirche. Restauration der Wandmalereien.

Schon seit längerer Zeit hat die katholische Gemeinde in Boppard die Restauration ihrer schönen St. Severuskirche durch den Architekten Wiethase in Köln in die Wege leiten lassen. Nach Vollendung der Restauration des Aeusseren schritt man zur Ausschmückung des Innenraumes. Ein freigebiger Donator hatte eine namhafte Summe für die Neubemalung der Kirche in Aussicht gestellt und man versah die Kirche mit Gerüsten, um die fragliche Bemalung vorzunehmen. Der Architekt Wiethase benutzte diese Gelegenheit, um das Schiff auf das Vorhandensein alter Malereien zu untersuchen. Das Ergebniss dieser Untersuchungen war ein ganz überraschendes. Unter der alten Tünche fand sich ein vollständiges Dekorationssystem mit reichem figürlichen Schmuck aus der Erbauungszeit der Kirche, das hier eine Fundgrube für frühmittelalterliche monumentale Ausschmückung geworden ist. Die Ornamente waren so gut erhalten, dass man sie nur etwas aufzufrischen brauchte und mit der übrigen etwa neu zu componirenden Ausschmückung in Verbindung zu bringen hatte, um eine durchaus einheitliche und bedeutende Wirkung des Mittelschiffes zu erzielen. Daneben wurden nicht minder wertvolle figürliche Darstellungen aufgefunden, und zwar im Mittelschiff an der Nordseite unter der oberen Fensterreihe Scenen aus dem Leben des hl. Severus, darunter über der Bogenstellung ein hochinteressanter Thierfries, dessen Figuren sich an den Physiologus anlehnten. Im südlichen Seitenschiffe fand man noch Gewölbemalereien aus dem 14. Jahrhundert, deren Vorwürfe dem Martyrium der Thebaischen Legion entnommen waren.

Da der Gemeinde eine neue Ausschmückung der ganzen Kirche durch den oben erwähnten Donator gesichert war, diesem aber die Hineinbeziehung der alten Malerei in den Decorationsplan nicht genehm erschien, so schwebte die soeben entdeckte alte Malerei in grosser Gefahr, wieder übermalt zu werden. Es wurde deshalb durch Vermittelung der Königlichen Regierung bei der Provinz der Antrag gestellt, für die Ausmalung der Kirche im Sinne der Conservirung der Funde eine namhafte Summe zu bewilligen; der 37. Provinziallandtag entsprach im Jahre 1892 diesem Antrage durch Gewährung einer Summe von 10000 M., für welche unter Leitung des Geh. Baurates Cuno im Jahre 1892/93 durch den Historienmaler Martin aus Kiedrich und den Deko-



Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

Boppard. Wandgemälde im Mittelschiff der St. Severuskirche.

(Nach einer Aufnahme von Otto Vorlaender)

rationsmaler Franz Wirth aus Aachen die Bemalung des Langschiffes erneut und die alte figürliche Wandmalerei in mustergültiger Weise wiederhergestellt ist.

Die sämmtlichen Malereien gehören mit Ausnahme der späteren Gewölbedekorationen im südlichen Seitenschiff der Erbauungszeit der Kirche an und wurden wahrscheinlich sofort nach der Einweihung im Jahre 1225 begonnen. Der Fund ist deswegen epochemachend, weil hier zum ersten Male in den Rheinlanden ein vollständiges einheitliches und klares System von malerischer Ausschmückung aufgefunden wurde, ein System, das mit den einfachsten Mitteln arbeitet und dabei doch grosse und wuchtige Wirkungen erzielt. Die Farbenscala ist durchweg eine kalte. Der Grund ist ungebrochenes Weiss mit rother Quaderzeichnung, die Pfeiler und die Bogen, die Pfeilervorlagen und die Dienste sind grau mit weisser Quaderzeichnung gehalten. Die Säulchen der Emporen sind tiefschwarz, die Basen und Kapitäle rot mit gelb, die Horizontalgesimse rot. Auf diese fünf Haupttöne sind nun auch die sämmtlichen Ornamente gestimmt. Ueber den Bogen ziehen sich 35—40 cm breite friesartige Bänder mit wechselnden Ornamenten hin, die eine Fülle der wertvollsten Motive enthielten, ebenso wie die Verzierung der Gurte und Rippen. Die Formen heben sich ohne jede Modellierung in den drei Farben wechselnd vom schwarzen Grunde ab und ihre Umrisse erscheinen besonders scharf durch die überall durchgeführten weissen Linien.

Neben den geometrischen und pflanzlichen Motiven kommt hier Stein- (Marmor-) Imitation vor, die etwas derb wirkt. Der Thierfries an der Nordseite ist von höchster Grazie der Zeichnung, dabei aufs strengste stilisirt. An den Zwickeln befanden sich einzelne Thierdarstellungen, die nach dem Physiologus ergänzt werden konnten. Gegenüber den in Köln herrschenden Dekorationen in warmen und bunten Tönen bietet Boppard das klassische Beispiel einer ganz kalten und einfachen Dekoration. Ein ganz entsprechendes System wurde im Langhaus des Bonner Münsters aufgefunden und durch den Maler Martin erneut, in einfacherer Form fand sich dies Schema auch in der St. Matthiaskapelle zu Cobern verwandt.

Die an der Nordseite des Mittelschiffes über den Emporen befindlichen figürlichen Darstellungen enthalten Scenen aus dem Leben des Patrones der Kirche, des h. Severus (vgl. die Tafel). In der oberen Reihe sind die Vorgänge vor seiner Bischofsweihe, in der unteren die bei seinem Tode abgebildet, in dem unteren Zwickel ist der Heilige bei seiner ursprünglichen Beschäftigung, als Wollenweber, dargestellt. Obere Reihe von rechts nach links: Am Tage der Bischofswahl begiebt sich der Weber Severus in den Dom zu Ravenna, die Taube, die sich auf ihn niederlässt, zeigt an, dass er der Auserlesene sei — er wird erst verspottet, am Barte gerauft; dann wächst das Erstaunen, er wird beglückwünscht und zur bischöflichen Weihe vorbereitet durch die Tonsur, endlich werden ihm die bischöflichen Gewänder angelegt. Untere Reihe von links nach rechts: bei der h. Messe fühlt der Heilige die Nähe des Todes. Er sucht sein Grab sich aus neben seiner Gattin Vincentia und seiner

Tochter Innocentia. Er lässt alles Volk aus der Kirche entfernen, ein Diener bewacht das Thor. Dann steigt er in den Sarkophag und betet ein letztes Mal, ehe er sich niederlässt — am Schluss wird seine Seele durch Engel in den Himmel erhoben.

Die figürlichen Darstellungen befanden sich in dermaassen beschädigtem Zustande, dass ein blosses Nachretouchiren ausgeschlossen war. Sie wurden auf das Sorgfältigste gepaust — und auf neuen Putz in Caseinfarben neu aufgemalt. Sie haben den alten blauen Grund wieder erhalten, die Modellirung ist nach den erkennbaren alten Resten eine sehr kräftige geworden.

Die Originalpausen sind dem Denkmälerarchiv der Rheinprovinz einverleibt. Nach den Malereien sind im Sommer 1896 durch den Maler Otto Vorlaender grosse Aquarellkopien angefertigt worden, die gleichfalls dem Denkmälerarchiv einverleibt sind. Eine eingehende Publikation wird vorbereitet.

Clemen und Cuno.

---

6. **Buchholz** (Kreis Mayen). Erhaltung der Ruine der Propsteikirche.

Die abseits von den Hauptstrassen gelegenen Ruinen der in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts erbauten, 1163 zuerst erwähnten Propsteikirche waren wenig bekannt und gingen raschem Verfall entgegen. Aus den alten Kloster-

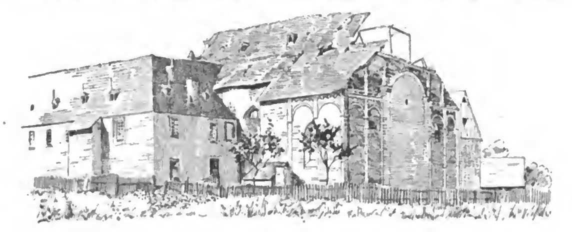


Fig. 5. Buchholz. Die Ruine der Propsteikirche vor der Restauration.

räumen mit ihren Wirthschaftsgebäuden waren mehrere Bauernhöfe gebildet, wobei die Kirche dem Ackerer Mannebach als Scheune zugefallen war. Sie wäre nach und nach dem gänzlichen Ruin anheimgefallen, da die kostspielige Dachunterhaltung dem Besitzer zu schwer fiel, wenn nicht energische Altertumsfreunde, der verstorbene Geheimrat Professor Dr. Schaaffhausen in Bonn und Dr. Hans Andreae zu Burgbrohl, darüber gewacht hätten. Herr Geheimrat Schaaffhausen machte schon 1891 dem Herrn Oberpräsidenten Mitteilung von dem traurigen Zustand der Kirche. Eine Untersuchung durch den Unterzeichneten ergab, dass schleunigst Hülfe geschafft werden müsse, um das Gebäude nicht dem Verderben anheimfallen zu lassen.

Die Kirche, im Uebergangsstil erbaut, besitzt einen kreuzförmigen Grundriss. Sie enthält noch Spuren von Malerei und im Chorhaus merkwürdige am Rhein seltene Stuckverzierung. Die Gewölbe waren noch vorhanden, aber durch den Mangel einer ordentlichen Bedachung der Gefahr des Einsturzes sehr nahe. Der Königliche Kreisbauinspektor Baurat Zweck wurde beauftragt, einen Restaurations-Anschlag aufzustellen, welcher mit der Summe von 3500 M. abschloss. Auf eine Beihülfe der Besitzer zu der fraglichen Reparatur war nicht zu rechnen.

Nach langwierigen Verhandlungen wurde endlich mit den Besitzern das Abkommen getroffen, dass der eigentliche Kirchenraum gegen die Wirthschaftsgebäude abgeschlossen wurde, dass die Restauration auf Kosten des Staates und der Provinz ausgeführt wurde und dass die Eigentümer sich zur Schonung und zur Bewachung des wiederhergestellten Gebäudes verpflichteten. Der Herr Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten bewilligte die Summe von 1200 M., der Provinzialausschuss am 18. Mai 1894 die Summe von 2300 M., so dass endlich im Jahre 1895 nach Ueberwindung verschiedener formaler Schwierigkeiten die Arbeiten in Angriff genommen werden konnten. Das Mauerwerk der Aussenmauern über den Gewölben wurde neu aufgeführt, das Dach vollständig neu construirt, so dass das ehrwürdige Bauwerk jetzt wieder gesichert und vor dem Untergang gerettet erscheint. Die Arbeiten erfolgten unter der Leitung des Königlichen Kreisbauinspektors de Bruyn.

Cuno.

---

7. **Büderich,** bei Neuss. Erhaltung des Turmes der alten Pfarrkirche.

Nachdem die alte Pfarrkirche im Jahre 1891 abgebrannt war, beschloss die Gemeinde einen Neubau an anderer Stelle und den Abbruch der Ruinen der alten Kirche. Gegen die Beseitigung des aus dem Jahre 1837 stammenden bedeutungslosen Langhauses waren Einwendungen nicht zu erheben, wohl aber erschien die Erhaltung des aus dem 12. Jahrhundert stammenden in Tuff aufgeführten Westturmes wegen seiner guten romanischen Formen und seiner kräftigen Gliederung vom Standpunkte der Denkmalspflege aus wünschenswerth. Die Gemeinde wurde deshalb bestimmt, den Turm als ein Erinnerungszeichen zu erhalten und zwar als Ruine, ohne Dach, nur im Mauerwerk gegen den Verfall gesichert und oben sorgfältig abgedeckt. Der Provinzialauschuss bewilligte unter dem 4. Oktober 1894 zur Instandsetzung die Summe von 400 M., dazu kam ein Beitrag des Staates in der Höhe von 300 M. und der Civilgemeinde in der Höhe von 200 M. Die Arbeiten wurden im Sommer des Jahres 1895 unter der Leitung des Kreisbaumeisters Adams zu Düsseldorf ausgeführt.

Clemen.

---

8. **Burg an der Wupper.** Wiederaufbau des Schlosses.

An dem Residenzschloss der bergischen Grafen und Herzöge, dessen Wiederaufbau im J. 1889 durch den auf Veranlassung des hochverdienten Herrn Julius Schumacher in Wermelskirchen gegründeten Verein zur Erhaltung des Schlosses zu Burg begonnen ward, sind im letzten Jahre die Arbeiten nach den Plänen und unter der Leitung des Architekten G. A. Fischer von Barmen weitergeführt worden. Nachdem der südliche Teil des Palas schon 1894 nach der Ploennies'schen Zeichnung vom J. 1715 wiederaufgerichtet worden war, wurde das Innere ausgebaut, die Treppen wurden errichtet, die Decken hergestellt, die Wände verputzt. Der untere Saal behielt die beiden grossen Bogenstellungen, die bei dem durch Meister Heinrich von Düsseldorf um 1485 vorgenommenen Erweiterungsbau des Palas eingefügt waren; nur konnte die alte Küche hier nicht wiederhergestellt werden: doch behielt der eine grössere Bogen die Öffnung für den Kamin im Schlussstein. In dem oberen Saal ist diese Gliederung durch eine Bogenstellung aufgenommen, die Stützen sind aber entsprechend reicher und leichter gegliedert worden. Der obere Saal, der „Grafensaal“, ist mit alten und nachgebildeten Möbeln des 15. u. 16. Jh. ausgestattet worden und hat durch die Aufstellung des von den bergischen Frauen und Jungfrauen gestifteten grossen Gemäldes von Theodor Rocholl „Kaiser Wilhelm I. am Abend der Schlacht bei Gravelotte“ einen besonderen Schmuck erhalten.

Im Herbst des J. 1895 wurde mit dem Aufbau des Wachthauses auf der Schildmauer begonnen, für dessen Aussenformen keine Anhaltspunkte vorlagen, während die Grundrissdisposition und die Treppenanlage durch die Schildmauer gegeben war. Das Wachthaus trägt durch seinen kühnen und reich gegliederten Aufbau auf das glücklichste zu der malerischen Wirkung des Schlosshofes bei. Endlich wurde über dem alten Schlossbrunnen ein neues Brunnenhäuschen errichtet. Die bisher für den Wiederaufbau insgesammt aufgewandten Mittel belaufen sich auf 258000 M. Im J. 1894 ist ein Allerhöchstes Gnadengeschenk in der Höhe von 15000 M. zur Auszahlung gekommen.

Clemen.

---

9. **Carden** an der Mosel.

A. Restauration des Zehnthauses.

Das sog. Zehnthaus in Carden ist einer von den wenigen romanischen Profanbauten, die auf unsere Zeit gekommen sind und verdient sowohl wegen seiner vornehmen Aussenformen wie um seiner inneren Einrichtung willen besondere Beachtung. Wie der Name dieses Gebäudes, der sich noch bis in die neueste Zeit erhalten hat, angibt, diente dasselbe zur Aufspeicherung und Bergung der Naturallieferungen der zehntpflichtigen Ortschaften, welche Lieferungen aus Korn und Wein bestanden. Zur Aufnahme dieser Lieferungen besteht das ganze Gebäude aus Keller-, Kelter- und Speicher-Räumen. Die

Aussenarchitektur ist in den edelsten Formen der spätromanischen Kunst gehalten — die Zeit der Erbauung würde um das Jahr 1200 anzusetzen sein.

Eine Moselbereisung, in der auch Carden besucht wurde, gab dem Unterzeichneten Veranlassung, sein Augenmerk auf das wenig genannte Gebäude (das bei Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Coblenz S. 237 nur kurz erwähnt wird) zu richten und den Conservator der Kunstdenkmäler in der preussischen Monarchie, Herrn Geheimen Oberregierungsrat Persius, auf das dem Verfall preisgegebene Bauwerk aufmerksam zu machen. Hierauf hin fand eine Besichtigung seitens des Herrn Conservators statt, worauf die Erhaltung ernstlich ins Auge gefasst wurde.

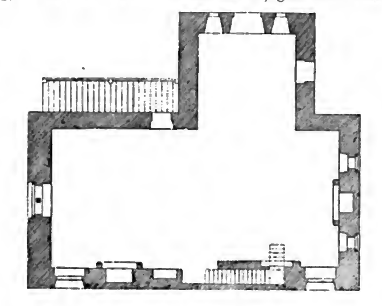


Fig. 6. Carden. Grundriss des Zehnthauses.

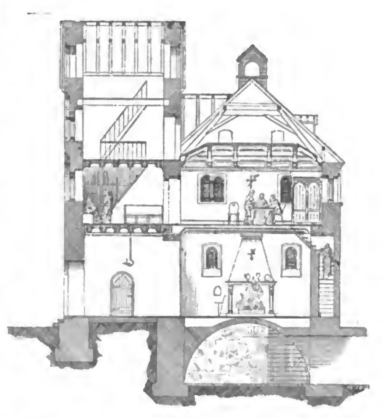


Fig. 7. Carden. Querschnitt durch das Zehnthaus.

Die Dächer waren zerfallen, die Architekturtheile der Fenster- und Thüreinfassungen fingen an zu zerbröckeln, sodass die schönen Formen zur Unkenntlichkeit herabzusinken drohten. Der Putz war gänzlich abgefallen. Schon hatte der Besitzer die Absicht, das Gebäude abzureissen und ein neues Kelterhaus an Stelle des alten, in welchem selbst noch die mittelalterliche Kelter erhalten war, zu errichten, als es gelang, ihn zur Erhaltung des alten Gebäudes

zu bewegen und die Mittel zur Wiederherstellung der Architektur und des Daches zur Verfügung zu stellen. Die Gesammtreparatur erforderte einen Kostenaufwand von 12000 M., zu denen der Staat 4500, der Provinzialausschuss (Sitzung vom 18. Mai 1894) 4500 und der Besitzer 3000 M. beisteuerten. Für diese Summe ist unter Oberleitung des Unterzeichneten durch den Architekten Seché in Cöln der Bau in würdiger Weise wiederhergestellt und seiner Bestimmung als Keller-, Kelter- und Speichergebäude im Jahre 1895 wiedergegeben.

Der Architkct Seehé hatte sich schon vor der Restauration um die Aufnahme des Gebäudes verdient gemacht und schien besonders geeignet, die Wiederherstellungsarbeiten bis in die geringsten Einzelheiten der Architekturtheile zu leiten. Bei der Ausführung leistete ihm der Bauunternehmer Weckbecker in Moselkern die beste Unterstützung.

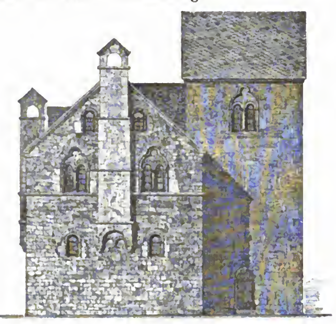


Fig. 8. Carden. Ostseite des Zehnthauses.

Das Bauwerk ist bei der grossen Seltenheit romanischer Profanbauten in den Rheinlanden von erheblichem kunstgeschichtlichen Werte. Die Einzelformen sind von der grössten Feinheit. — Die Details der Fenster sind den Details kirchlicher Bauten des Uebergangsstiles, insbesondere des Domes zu Limburg verwandt. Besonders interessant sind die Doppelfenster auf der Moselseite mit ihrem horizontalen Sturz. Wie in Bacharach (vgl. oben) fanden sich an der Aussenseite Spuren von Malerei: die Säulen der oberen Fenster sind mit einfachen Mustern in schwarzer Farbe auf gelbem Grunde, die Bogenlaibungen braun und rot, abwechselnd mit schwarz und gelb geziert. — Bei der Erneuerung sind alle Einzelheiten auf das Sorgfältigste conservirt worden.

Es sei hier noch eines Verfahrens Erwähnung gethan, welches sich auch anderweitig in der Handhabung der Denkmalspflege resp. bei Einleitung von Restaurationen empfehlen dürfte.

Ausgehend von dem Grundsatze, dass die Baudenkmäler zunächst die Gegend angehen, in der sie stehen, hatte sich unter Vorsitz des Königlichen Landrates Langen in Cochem ein Comité gebildet, welches die nöthigen Aufnahmen und Kostenanschläge anfertigen liess, die als Unterlagen für die bei den Behörden zu stellenden Anträge dienen konnten. Auch stellte dies Comité die nöthigen Anträge zur Erlangung der Mittel und hat es dadurch sehr erleichtert, die Angelegenheit in den Geschäftsgang zu bringen.

Die Beschaffung der Unterlagen war bei diesem Falle namentlich dadurch erleichtert, dass der Herr Baurat Mylius, der zu den Comité-Mitgliedern gehörte, in anzuerkennender Bereitwilligkeit dieselben unentgeltlich selbst anfertigte und sie dem Comité zur Verfügung stellte.



Fig. 9. Carden. Südseite des Zehnthauses.

Eine genaue Beschreibung des Zehnthauses von Joseph Prill mit 13 Abbildungen findet sich in der Zeitschrift für christliche Kunst VII (1894), S. 305. Hiernach sind die von dem Herausgeber, Herrn Domkapitular Schnütgen, zur Verfügung gestellten Illustrationen 6—9 gefertigt.

Cuno.

B. Instandsetzung des Burghauses.

In der historisch-topographischen Beschreibung der Mosel und ihrer Umgebungen von Metz und Coblenz vom Jahre 1841 ist der Wunsch ausgesprochen, dass das alterthümliche, aus dem Jahre 1562 stammende Burghaus in Carden mit seinen Türmchen und Giebelspitzen hergerichtet und erhalten werden möchte.

Wer sollte dies aber thun? Es gehörte zwei Privatbesitzern, die sich in das Haus stockwerksweise getheilt hatten, die nichts weniger als in der Lage

waren, irgend welche bedeutendere Summe für die Erhaltung des Gebäudes auszugeben. Endlich im Jahre 1892 hatten Kunstfreunde ein Einsehen, dass hier geholfen werden müsste, wenn nicht eins der schönsten malerisch wirksamsten Gebäude der Mosel verloren gehen sollte. Die Wände hatten sich ausgebogen, die Decken fingen an einzustürzen, das Dach liess den Regen durch, die Fundamente gaben nach.

Der kleine Verein, welcher sich zur Rettung des Cardener Zehnthauses unter Leitung des königlichen Landrates Langen in Cochem gebildet hatte, griff auch hier ein. Herr Baurat Mylius, der dem Verein mit angehörte, lieferte die nöthigen technischen Unterlagen, und so konnten bei dem Herrn Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten, sowie durch Vermittelung des Herrn Oberpräsidenten bei der Provinzialverwaltung die nöthigen Anträge zur Erlangung von Geldmitteln für die Erhaltung des fraglichen Bauwerkes gethan werden. Der Kostenanschlag wies die Summe von 4000 M. auf, die zur Hälfte vom Staat, zur Hälfte vom Provinzialausschuss (Sitzung vom 27. Juli 1892) bewilligt wurde.

Das fragliche Gebäude ist in seinem Grundriss oblong gestaltet, ein Massivbau, der in jedem seiner zwei Geschosse vier Wohnräume enthält; das obere Geschoss und der Dachboden werden durch eine Steintreppe mit Wendelstufen zugänglich gemacht. Die Treppe ist turmartig ausgebildet, während das Hauptgebäude durch ein steiles Satteldach mit mächtigen Giebeln abgeschlossen ist. An letzterem zeigen sich die für das alte Triersche Gebiet des ganzen Moseltales charakteristischen Bogenfriese in schönster Ausbildung. An der Dachseite moselabwärts sind zwei malerische Ecktürmchen in Holzarchitektur angebracht.

Es ist gelungen, die Restauration des Gebäudes für die oben genannte Summe auszuführen. Das Mauerwerk wurde durchweg gesichert, schadhafte Steine ausgewechselt, der Verputz erneut, es wurden neue Decken eingezogen, das alte Dach wurde gründlich reparirt. Die Ausführung dieser Arbeiten unter Oberleitung des Unterzeichneten lag in den Händen des Baurats Mylius.

Cuno.

---

10. **Burg Cobern** an der Mosel. Instandsetzung der Matthiaskapelle.

Im Frühjahr 1894 wurde die S. Matthiaskapelle auf der Burg Cobern einer eingehenden Aufnahme und baulichen Untersuchung unterzogen behufs einer nothwendigen Instandsetzung des Aeusseren und Inneren, für welche im Ganzen Mk. 10000 aus dem allerhöchsten Dispositionsfonds S. Majestät des Kaisers zur Verfügung standen. Zu diesem Zwecke wurde zunächst eine genaue Aufnahme der baulichen Schäden durchgeführt, im Besonderen der radialen und peripheralen Risse und Sprünge, welche an den Gewölben des Umgangs sichtbar waren; ferner eine Ablotung sämmtlicher äusserer und innerer Pfeiler, welche mehr oder weniger bis 7 cm bei 5 m Höhe nach aussen überstanden.

Die Breite der Trennungsfugen betrug 1,5 bis 8,5 mm. Zuerst erwähnt werden die aufgetretenen Risse in einem Bericht des Baubeamten aus dem Jahre 1858; die damals aufgebrachte Ringverankerung erwies sich als unwirksam; in einem späteren Bericht vom Jahre 1860 wird das Weitergehen der Risse gemeldet. Letztere sind vorhanden in dem Putz, welcher bei den Instandsetzungen zwischen 1843 und 1850 aufgebracht wurde, sie zeigen sich aber auch in der im Jahre 1885 hergestellten Mörtelauskittung. — Auch wurden die sämmtlichen Eckpfeiler in ihren Grundmauern untersucht, welche sämmtlich auf dem gewachsenen Berggestein aufsetzen.

Aus dem Befund ergab sich als zweifellos, dass der Bestand des Bauwerkes durch spätere Instandsetzungen anstatt gesichert, gefährdet worden



Fig. 10. Cobern. Die Matthiaskapelle nach der Restauration.

ist. Der Fusspunkt der Pfeiler ist nämlich bei und in der Nähe des Druckpunktes durch Ausbrechen und mangelhaftes Einsetzen neuer Ersatzstücke (vielfach hochkantig gestellt) empfindlich geschwächt worden, so dass in Folge des Schubmomentes ein Reissen der Gewölbe und der Eckpfeiler (radial und ringförmig) eintrat; das ohne jeden Horizontalverband ausgeführte Pultdach hat ausserdem abschiebend gewirkt, während die Grundmauern von der Kippbewegung unberührt blieben. Die früher angewandten Maassnahmen, die offenbar zu hoch angeordnete Schleuder und die niedrigen Stützpfeiler, welche nicht bis zum Felsgrund fundirt waren, waren verfehlt. Das Ausweichen der oberen Umfangsmauern ist allseitig erfolgt, mit Ausnahme der Chorseite, welche in der angelehnten Apsis ein kräftiges Widerstandsmoment besass.

Da ein teilweises Abtragen und Wiederherstellen für den Zweck unzu-

länglich und bei dem gefährdeten Bestande geradezu als bedenklich zu verwerfen war, konnte als vollkommenste, technische Sicherung nur die gänzliche Abtragung und der und Wiederaufbau des Umgangs und des Kernes in Frage kommen; diese Lösung indess verbot sich, abgesehen von dem Bedenken der berufenen Denkmalspflege, allein im Hinblick auf die gegebenen Baumittel. Man entschloss sich daher unter der Anregung vieler ähnlicher Beispiele mittelalterlicher Bauweise zur Sicherung der bedrohtesten Punkte, d. h. der Pfeiler B, C, D und E, durch vorgelegte Stützbögen und Stützpfeiler, welchen die erhaltenen Fundamente der einstigen Ringmauer der Burg eine willkommene, zuverlässige Unterlage boten. Zugleich schritt man dazu, den vorhandenen Dachverband durch eingelegte Horizontalhölzer zu ergänzen.

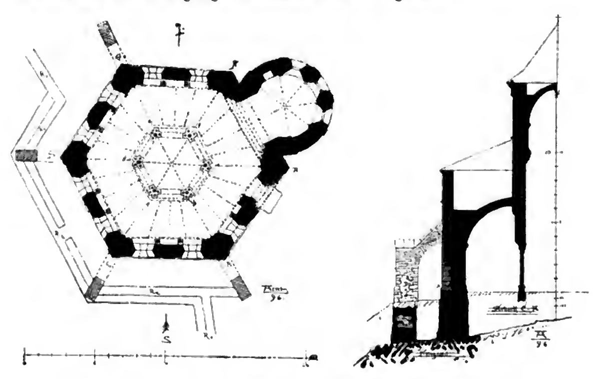


Fig. 11. Cobern. Grundriss der Matthiaskapelle und Strebepfeiler.

Die Ausführung der Pfeiler erfolgte in dem ortsüblichen Bruchsteinwerk mit Tuffsteinecken, die Bögen in Tuffstein von Plaidt, die Abdeckung in Basaltlava von Cottenheim. Zugleich wurde mit diesen Arbeiten die einstige Ringmauer bis Brüstungshöhe wieder hochgeführt; hierdurch wurde ausser dem Verband des Pfeilers ein Umgang geschaffen, der die einstige Burgkapelle mit dem erhaltenen Bergfried in architektonische Verbindung brachte.

Die Burgkapelle S. Matthias wurde weiterhin in ihrem Bestande an den Hauptgesimsen, am Portal und nach Herstellung der Abstützung auch an allen Pfeilerecken durch sorgfältig eingepasste neue Werkstücke ergänzt. Im Inneren wurde die unter den Tünchen aufgedeckte ursprüngliche Farbbehandlung: „Weiss, roter und gelber Ocker, Schwarz" wiederhergestellt, soweit nicht der erste Farbauftrag durch spätere Neupntzungen vernichtet worden war. Im

Zusammenhang mit dieser Wiederherstellung des Inneren wurden die oberen Fenster mit lichtem Antikglas verglast und die umlaufenden Steinbänke mit einem Bohlenbelag von Eichenholz versehen; hierzu kam noch die Herstellung einer neuen Eingangsthür in Eichenholz mit geschmiedetem Beschlag und die Bekrönung der mittleren Dachspitze mit einem geschmiedeten Adler, dem Wappenthier der Grafen von Cobern. Die Instandsetzung des Burgfriedes der Burg, einer merkwürdigen 3-geschossigen Anlage wurde im Entwurf festgestellt, der indess noch der Ausführung harrt. Die sämtlichen Arbeiten erfolgten unter der Leitung des Unterzeichneten im J. 1894.

Arntz.

---

11. **Gielsdorf** (Kreis Bonn). Instandsetzung der Jakobikapelle.

Die Jakobikapelle, ein einschiffiges romanisches Bauwerk des 11. Jh., mit zwei Kreuzgewölben im Langhaus und flachgedecktem Chor, war nach dem Anbau eines neuen Langhauses an den alten Turm, der im J. 1880 nach dem Plane des Baurates Vincenz Statz in Köln erfolgt war, allmählich in Verfall geraten. Im J. 1893 wurde durch den Geh. Justizrat Professor Dr. Loersch in Bonn die Instandsetzung des interessanten, durch W. Effmann in der Zeitschrift für christliche Kunst I, S. 202 publicirten Denkmales angeregt. Der Provinzialausschuss bewilligte hierzu im J. 1893 die Summe von 1700 M. und 1894 noch die Summe von 350 M. Die Gemeinde übernahm die Hand- und Spanndienste. Die Wiederherstellungsarbeiten wurden im J. 1895 durch den Architekten Carl Hupe in Bonn ausgeführt. Das Dach über dem Langhause der Kapelle wurde neu hergestellt; das zweite Kreuzgewölbe musste neu aufgeführt werden. Die an der Nordseite gelegene kleine ursprüngliche Sakristei wurde wegen Baufälligkeit abgetragen. Die im Chor befindlichen aus dem 15. Jh. stammenden Wandgemälde mit Scenen aus dem Leben Christi und der h. Margaretha waren während dieser Arbeiten durch ausgespannte Leinwand und ein Schutzdach geschützt. Die Sicherung und teilweise Wiederherstellung dieser Malereien muss der Zukunft vorbehalten bleiben. Sehr sorgfältige Pausen sämmtlicher Gemälde befinden sich im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Clemen.

---

12. **Hoenningen** an der Ahr. Umbau der katholischen Pfarrkirche.

Die katholische St. Kunibertuskirche in Hoenningen war ein malerisches und interessantes spätgothisches zweischossiges Bauwerk aus dem 15. Jahrh. mit romanischem Turm, dessen Erhaltung vom Standpunkte der Denkmalspflege als wünschenswerth bezeichnet werden musste, wiewohl der eigentlich kunstgeschichtliche Werth des Gebäudes nicht sehr bedeutend war. Die Kirche genügte schon längst nicht mehr der stark angewachsenen Seelenzahl; es musste, da die Genehmigung zum Abbruch nicht ertheilt werden konnte, ein Erweiterungsbau ins Auge gefasst werden. Auf Betreiben des Herrn Dechanten

Schmitz wurde die Kirche durch den Architekten Freiherrn L. von Fisenne im Jahre 1893 aufgenommen. Auf Grund eines Gutachtens des Provinzialconservators kam im Jahre 1894 nach verschiedenen Verhandlungen zwischen demselben und dem leitenden Architekten ein Projekt zu Stande, bei welchem die Axe der Kirche gedreht wurde, dermaassen, dass der Chor nach Süden verlegt wurde, so dass die alte Kirche nach Durchbrechung der Seitenwände als eine Art Querschiff in der neuen vollständig erhalten blieb. Auf diese Weise konnte vor allem auch das zierliche spätgothische Gewölbe im Mittelschiff conservirt bleiben.

Die Arbeiten begannen im Jahre 1894 und waren im Jahre 1895 vollendet. Der alte Turm sollte ursprünglich erhalten bleiben. Beim Abbruch des aus dem 18. Jahrhundert stammenden Turmhelmes stellte es sich indessen heraus, dass das obere Mauerwerk so schadhaft war, dass die Gemeinde baupolizeilich zur Niederlegung bis auf zwei Drittel der Höhe veranlasst werden musste. Der Turm wurde dann neu aufgeführt und zugleich um ein Stockwerk erhöht. Die Kirche selbst wurde tiefergelegt; unter die Säule, die die beiden ursprünglichen Schiffe trennte, ein neuer Sockel geschoben. Das schwierige Abstützen gelang ohne irgend eine Gefahr für das Bauwerk selbst. Das Gewölbe des südlichen Seitenschiffes wurde ganz neu ausgeführt. Der neue Theil schliesst sich im Aeusseren thunlichst an die Formen des alten an und strebt nach reicher und malerischer Dachgruppirung. Die Gesammtkosten betrugen 27926 Mk., für die Restauration der alten Theile wurden besonders 17426 Mk. verausgabt. Einen erheblichen Theil der Kosten deckte der Pfarrer Schmitz selbst; der 38. und 39. Provinziallandtag bewilligten 1894 und 1895 einen Zuschuss in der Gesammthöhe von 8000 Mk.

Clemen.

---

13. **Kempen.** Ausbau des Kuhthores.

Das Kuhthor, das unter dem Kölner Erzbischof Kuno von Falkenstein um 1370 aufgeführt worden war, wahrscheinlich ein Werk von Johann Hundt, dem Erbauer der Burg zu Kempen (Beschreibung und Aufnahme bei Clemen, Kunstdenkmäler des Kreises Kempen S. 87), war nur in drei Stockwerken erhalten, der ganze Oberbau der Ecktürmchen fehlte, ein niedriges, gedrücktes Dach entstellte das Bauwerk. Die Erhaltung und Instandsetzung war schon im Jahre 1890 beschlossen worden; der Architekt Heinrich Wiethase fertigte damals eine erste Aufnahme an. Die erforderlichen Mittel von 12800 M. wurden aufgebracht durch einen Zuschuss des Herrn Ministers der geistlichen etc. Angelegenheiten in der Höhe von 3000 M., eine Bewilligung des 38. Provinziallandtages vom Jahre 1894 in der Höhe von 7800 M. und einen Zuschuss der Stadt in der Höhe von 2000 M. Die Arbeiten wurden im Jahre 1895 in Angriff genommen und 1896 abgeschlossen. Die Arbeiten waren nach Wiethase's Tod dem Architecten Heinrich Renard übertragen worden; die örtliche Leitung lag in den Händen des Regierungsbauführers a. D. Herfeldt.

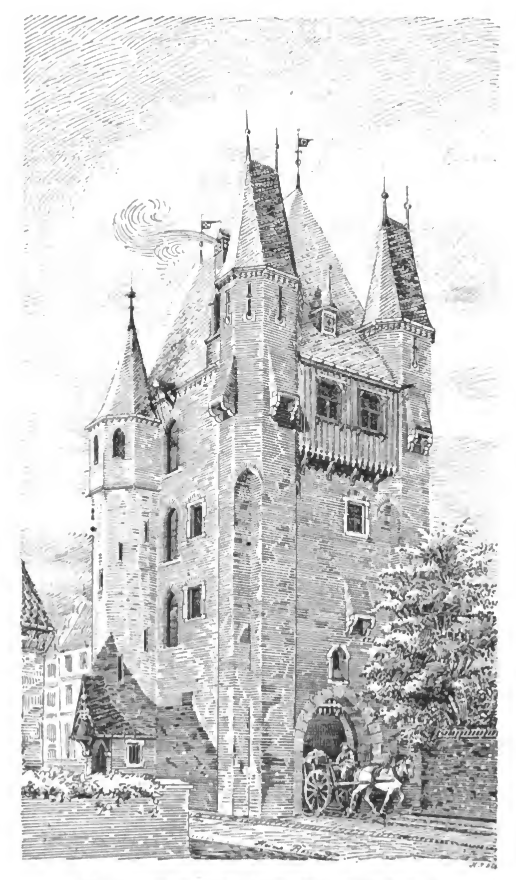


Fig. 12. Kempen. Das Kuhthor nach der Restauration.

Der Wiethase'sche Entwurf zeigte auf der Vorder- und Rückseite des Thores Staffelgiebel, von denen der landseitige aus dem zwischen den Türmchen liegenden Holzbau herauswuchs, während der stadtseitige, von den Treppentürmchen flankirt, sich auf die schlichte Front aufsetzte. Im Laufe der auf Grund eines Gutachtens des Provinzialconservators Dr. Clemen erfolgenden Projektbearbeitung, mit welcher der Unterzeichnete betraut wurde, ergab sich die Nothwendigkeit, dem zukünftigen Zwecke der Thorburg zu liebe, auf die strenge Durchführung des fortifikatorischen Charakters zu verzichten und für eine reichliche Lichtzuführung, für welche besonders Seiten- und Rückfront dient, Sorge zu tragen, indem die Anzahl der Gussnasen eingeschränkt wurde (die Ecktürmchen erhielten je zwei, ausserdem nur die Vorderfronte eine solche über dem Thorbogen) und in der Westfront in den alten Geschossen je ein zweites Fenster gebrochen wurde. Zur Ausführung gelangte ausserdem der Clemen'sche Vorschlag, die Thorburg mit einem Walmdach abzuschliessen. Dort wo ehedem an der Ostseite der Eingang von dem Wehrgange der Stadtmauer sich befand, liegt das Treppentürmchen, mit dem obersten Turmgeschosse abschliessend und hierdurch mit den Flankiertürmchen weniger konkurrirend, von welchen das östliche den Zugang zu dem nichtbenutzten Dachraume birgt.

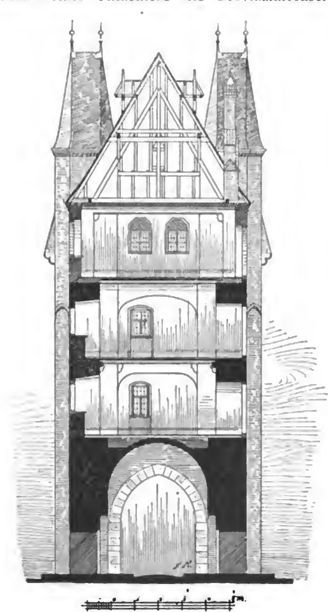


Fig. 13. Kempen. Querschnitt des Kuhthores.

Uebrigens wurde auch die jetzt vermauerte westliche Thüre zum Wehrgange gelegentlich der Arbeiten festgestellt. Da sich das Treppentürmchen zum Transporte grösserer Gegenstände, wie Kastenmöbel u. s. w. nicht eignet, mussten in sämmtlichen Geschossen in's Freie führende Thüren, über

denen aus dem Dache heraus ein Auslegebalken hervorragt, gebrochen werden, eine Arbeit, welche bei der gleichmässigen Beschaffenheit des alten Mauerwerkes, trotz der nicht unerheblichen Mauerstärken, weniger Schwierigkeiten verursachte, als vorauszusehen war. Aus den wieder aufgefundenen mit Ladenfalz versehenen Hausteingewänden, welche bei der Einrichtung zu

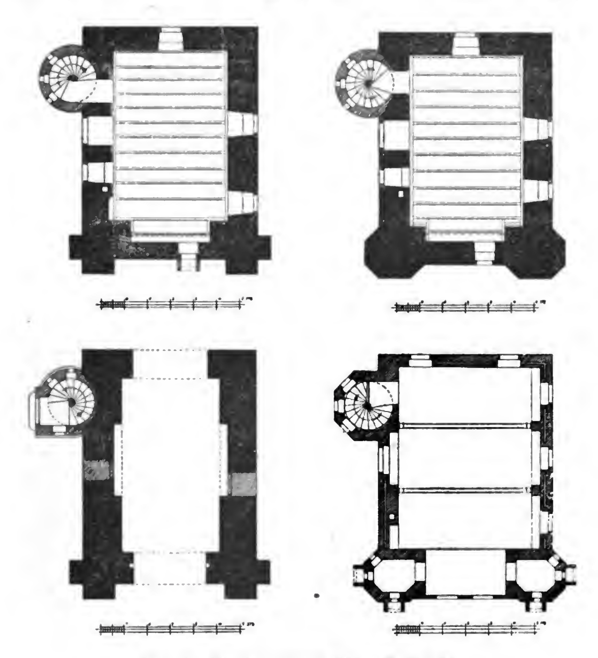


Fig. 14. Kempen. Grundrisse des Kuhthores.

Gefängnisszwecken vermauert worden waren, ergab sich die Grösse und Ausbildung der Fenster, welche in schlichten Eichenholzrahmen Blankverglasung in Bleifassung erhalten. Die beiden unteren Decken sind mit sichtbaren Holzbalken und dazwischenliegenden Putzflächen, welche ebenso wie die obersten zum Schutz gegen Dachbrand feuersicher konstruirte Decken, eine einfache

dekorative Malerei erhalten sollen, ausgeführt. Vielleicht bietet der Rest eines aus senkrecht gestellten Laubblättern gebildeten alten Frieses in dem unteren Geschosse ein Motiv zu dieser Dekoration. Die Holzbalken ruhen beiderseits auf je einem durch die alten Hausteinkonsolen gestützen Unterzug.

Von der Absicht, die äussere Verblendung mit Holzbrandziegeln auszuführen bezw. auszuflicken, musste leider, wegen der kostspieligen und zeitraubenden Versuche, deren Gelingen nicht einmal mit Bestimmtheit vorauszusehen war, abgesehen werden und gewöhnlicher Feldbrand, allerdings mit altem Format, an dessen Stelle treten. Da die alten Mauerflächen vielfach mit farbiger und zuletzt schwarzgrauer Tünche bedeckt waren, welche besonders bei rauhen Steinen vollständig nicht entfernt werden konnte und nur die Westseite ihre hellrote Farbe behalten hatte, ist der Unterschied nicht allzu gross und wird sich noch mehr verringern, wenn einmal die Witterungseinflüsse einiger Jahre ihre gleichmachende Wirkung ausgeübt haben.

Die städtische Sammlung von Altertümern soll in dem oberen neuen und dem darunter liegenden alten Geschoss, welches sich mit seinen tiefen Fensternischen zu einer recht malerischen Aufstellung gut eignet, untergebracht werden, während das unterste Geschoss zur Aufnahme des städtischen Archivs bestimmt ist.

Renard.

---

14. **Köln.** Fortsetzung der Restaurationsarbeiten im Dom.

Nach Genehmigung des zwischen den geistlichen Behörden vereinbarten Entwurfs zum Umbau des Presbyteriums im hiesigen Dome, durch Cabinetsordre vom 8. Mai 1895, wonach die dreistufige Chortreppe zwischen die östlichen Chorpfeiler des Durchgangs verlegt wird, dagegen eine vierte Stufe unmittelbar vor den Chorstühlen angeordnet ist, den Durchgang um eine Stufe über den Mosaikboden des Umgangs erhöhend, wurde zunächst im Sommer 1895 der Mosaikbelag auf dem Chorboden zwischen den Chorstühlen in seiner ganzen Ausdehnung verlegt, nachdem die Cartons der einzelnen Felder entsprechend den durch die Verlegung der Chortreppe herbeigeführten Massänderungen umgezeichnet und die Mosaikarbeiten hiernach in der Mosaikfabrik Villeroy und Boch fertiggestellt waren.

Bevor mit dem Abbruch der vorhandenen, 1770 errichteten Renaissance-Treppe vor dem Hochaltare begonnen wurde, sind umfassende Aufgrabungen in der Umgebung des Hochaltars zur Ausführung gekommen, um festzustellen, ob der Hochaltar früher bei Erbauung des Domes weiter nach Westen verlegt war, wie auch um die Fundamente des beim Umbau des Hochchors im Jahre 1770 abgebrochenen Sacramentshäuschens aufzudecken. Hierbei wurde festgestellt, dass der Hochaltar auf den ursprünglichen mittelalterlichen Fundamenten ruht und eine Verschiebung nach Osten nicht stattgefunden hat, dagegen waren die Subconstructionen des Sacramentshäuschens vollständig beseitigt und fanden sich die aus dem Abbruche desselben herrührenden zierlichen Ornamente, Fi-

guren und Architekturteile aus Baumberger Stein mit dem Hammer zerschlagen als Unterlage des 1770 verlegten Marmorbodens vermauert. Bei der grossen Zahl der aufgefundenen Bruchstücke, die sorgfältig gesammelt sind, wird eine Zusammenfügung einzelner Architekturteile des Sacramentshäuschens zu versuchen sein.

Demnächst ordnete das Metropolitan-Capitel den Abbruch des aus farbigem Marmor zu Ende des 18. Jahrhunderts errichteten Altaraufsatzes an. Um für den so unschönen Renaissance-Aufsatz hinter dem Hochaltare und zur Seite desselben Platz zu gewinnen, ist der Figurenschmuck aus carrarischem Marmor, mit dem die Mensa an allen vier Seiten umkleidet war, mit Ausnahme der Westseite abgelöst und bis auf wenige im Kölner städtischen Museum aufbewahrte Bruchstücke vernichtet.

Am 2. November 1895 konnte mit dem Abbruch der Renaissance-Chortreppe und der Beseitigung des Marmorbodens auf dem Presbyterium begonnen werden, und unmittelbar darauf erfolgten die Herstellung des Betonbodens als Unterlage der neuen Mosaikbeflurung wie die Herstellung der Canäle zur Aufnahme der neuen Gasrohrleitung im Bereiche der Chorstühle und in der Umgebung des Hochaltars. Zu Ende 1895 wurde die neue Chortreppe vor dem Hochaltare gelegt und die Ausführung der Mosaikbeflurung durch Verlegung der Friese mit dem Strome des Lebens im Bereiche des Presbyteriums in Angriff genommen. Gleichzeitig erfolgten die Erneuerungen der durch die Umbauten im Jahre 1770 zerstörten Säulensockel und Steinbänke sowie die Erneuerung des Marmorbodens hinter dem Hochaltare.

Durch Vertrag vom 28. November 1895 ist dem Kunstmaler Herrn Geiges in Freiburg i. B. die Ausführung der farbigen Skizzen und der Cartons in natürlicher Grösse zu den gesammten noch fehlenden Fussbodenfeldern der Mosaikbeflurung im Bereiche des Dom-Chors und Presbyteriums nach der genehmigten Essenweinschen Farbenskizze und dem vom Metropolitan-Domcapitel aufgestellten Programme übertragen. Die Mosaikarbeiten zu den Medaillons mit den sieben freien Künsten und zu dem Mittelfelde, die Gestalt des Kaisers als Repräsentanten der weltlichen Macht darstellend, hat die Mosaikfabrik von Villeroy u. Boch in Angriff genommen, nachdem die mehrjährigen Verhandlungen über die Gestaltung des Presbyteriums und die Anordnung der Chortreppe eine langdauernde Unterbrechung der Beflurungsarbeiten verursacht hatten.

Nach Genehmigung des Entwurfes zu den in Eichenholz auszuführenden sieben Windfängen der Domportale und nach Anfertigung der Einzelzeichnungen zu diesen reich verzierten Schutzanlagen im Innern der Domkirche ist zunächst die Anfertigung eines Probe-Windfangs für das Nordportal in Auftrag gegeben und von dem Bildhauer Möst in Köln ausgeführt. Der Abbruch des vorhandenen vorläufigen Windfangs und die Aufstellung des neugefertigten Windfangvorbaues am Nordportale mussten im Winter 1895/96 unterbleiben, da der Gottesdienst wegen des Umbaues des Presbyteriums nach dem Transepte in unmittelbare Nähe der Portalthür verlegt war und die eindringende Zugluft eine Störung des Gottesdienstes veranlasst hätte. Der Probewindfang ist nunmehr

aufgestellt, und eine Verdingung für die Herstellung der vier Windfänge der Seitenthüren und der zwei grossen Mittelthüren am Süd- und Westportale wurde nunmehr ausgeschrieben.

Die durch Vermächtniss Ihrer Majestät der Hochseligen Kaiserin Augusta gestiftete Gedenktafel aus vergoldeter Bronce zur Erinnerung an die Wiederherstellung des Kölner Domes durch König Friedrich Wilhelm IV. und seine Vollendung durch Kaiser Wilhelm I. ist durch die Goldschmiedefirma Franz Wüsten in Köln in kunstgerechter Ausführung geliefert und am 1. August 1895 unter dem ersten Fenster der westlichen Langwand des südlichen Querschiffes in die reich profilirte Steinumrahmung eingefügt.

Durch Ministerial-Erlass vom 3. Januar 1896 ist die Genehmigung zur Unterbringung der Dombau-Modelle in dem Kellergeschosse des im Bau begriffenen Archiv- und Bibliothekgebändes ertheilt; die Ueberführung der Modelle soll nach Vollendung des Archivgebändes im Herbste dieses Jahres erfolgen.

Voigtel.

---

15. **Merten** (Kreis Bonn). Erhaltung des Chörchens der ehemaligen Pfarrkirche.

Das romanische Chörchen der 1871 abgebrochenen Kirche zu Merten ist für die rheinische Kunstgeschichte von besonderem Interesse, weil es den Uebergang von der schwerfälligen Apsidenanlage des 11. Jh. zu dem leichten Aufbau des Chörchens des 12. Jh. in einer sonst nicht wiederkehrenden dreiteiligen Gliederung zeigt. Die Erhaltung des merkwürdigen Bauwerkes erschien vom Standpunkte der Denkmalspflege als wünschenswert; es wurde deshalb die Erhaltung des Chörchens als selbständiger offener Kapelle auf dem Friedhofe in Vorschlag gebracht. Die über dem Triumphbogen errichtete Giebelmauer wurde schon äusserlich als moderne Zutat gekennzeichnet, die Horizontalgesimse wurden deshalb nicht durchgeführt. Die den Triumphbogen einrahmenden Säulen erhielten Basen und Kapitäle, die den strengen übrigen Formen des Chörchens entsprachen. Zur Durchführung der auf 2100 M. berechneten Instandsetzung bewilligte der Provinzialausschuss im J. 1894 die Summe von 2000 M. Die Arbeiten erfolgten unter der Leitung des königlichen Kreisbauinspectors Schulze. Die Steinmetz- und Bildhauerarbeiten lieferte Jos. Eich in Bonn.

Clemen.

---

16. **Oberdiebach** (Kreis St. Goar). Restauration der evang. Pfarrkirche.

Oberdiebach gehört neben Bacharach, Steeg und Manubach zu den 4 sog. Thalorten, die im Mittelalter durch ihren Weinbau und schwunghaften Weinhandel am Mittelrhein eine nicht unwichtige Rolle spielten und sich in einer gewissen Selbstständigkeit zu behaupten wussten. Diese politische Stellung

verlangte eine gewisse Wehrhaftigkeit, weshalb selbst die Kirchtürme neben der Ortsbefestigung mit zur Verteidigung geeigneten Zinnen bekrönt waren.

Leider ist bei der Kirche in Oberdiebach gerade der Turm schlecht erhalten und nach der Niederlegung der oberen Teile im Jahre 1848 wenig schön wieder aufgeführt, während die Kirche in ihren Hauptteilen so erhalten geblieben ist, dass ihre architektonischen Formen nicht verwischt sind. Die Kirche ist im Laufe des 15. Jahrhunderts errichtet, der Chorteil am Anfang des 15. Jahrhunderts, der Westbau zwischen 1455 und 1482. Die Einzelheiten sind stellenweise mustergültig, was sich selbst bei dem inneren Ausbau in Kanzel und Gestühl zeigt.

Durch die mancherlei politischen Umwälzungen und Verschiebungen der Verkehrs- und Handelsverhältnisse sank die Bedeutung der Thalorte so, dass die betreffenden Gemeinden jetzt der Verarmung nahe stehen. Die architektonische Schönheit der Gewölbe sowie andere interessante Einzelheiten der Oberdiebacher Kirche veranlassten den Unterzeichneten schon im Jahre 1892, den Pfarrer Schmidt zu ermutigen, Anträge an die zuständigen Behörden wegen Beihülfen zu einer gründlichen Restauration zu stellen und die nötigen Vorlagen durch die Gemeinde beschaffen zu lassen.

Bei Gelegenheit einer Bereisung des Regierungsbezirks Coblenz durch den Conservator der Kunstdenkmäler der preussischen Monarchie, Herrn Geheimen Oberregierungsrat Persius, wurde auch diese Kirche von ihm einer Besichtigung unterworfen und hierbei sowohl die Notwendigkeit einer Restauration als auch die Würdigkeit der Kirche zu einer solchen anerkannt.

Die im Jahre 1893 erfolgten Anträge der Gemeinde bei der Provinzial-Verwaltung wegen Unterstützung hatten insofern Erfolg, als der 38. Provinziallandtag 1894 10000 M. zur Ausführung der von dem Baumeister W i e t h a s e in Cöln aufgestellten Restaurations-Pläne bewilligte, während die Gemeinde 1000 M. aufbrachte. Es konnte somit im Jahre 1894 mit der Restauration begonnen werden; leider verstarb der Baumeister W i e t h a s e vor dem Beginn des Baues, weshalb die Bauleitung in andere Hände übergehen musste.

Es wurde hierzu der Architekt L u d w i g H o f m a n n in Herborn von der Gemeinde ausersehen, welcher sich unter die Oberleitung des Unterzeichneten stellte. — Mit Hülfe tüchtiger Handwerksmeister, worunter der Maurermeister Bernhard aus St. Goar und der Bauunternehmer Beyerle aus Coblenz, welcher die Malerarbeiten durch den Maler Rauland ausführen liess, ist das Bauwerk zum grösseren Teil in seiner alten Gestalt wiederhergestellt worden, wozu die von dem Glasmaler Geiges in Freiburg i. B. gelieferten Glasmalereien nicht wenig beigetragen haben. Das Innere des Bauwerkes war entstellt durch den Einbau hässlicher Emporen, für die Teile des alten Chorgestühles verwendet worden waren; der Chor war durch eine Orgeltribüne ganz gefüllt und der Chorabschluss verdeckt. Diese Verunschönerungen sind bei der Restauration zum Teil beseitigt, zum Teil gemildert.

Die schöne, aus Schmiedeeisen gearbeitete Kanzel, deren Aufnahme als Musterblatt unter den deutschen Schmiedearbeiten durch Statz und Ungewitter

erfolgt ist, hat wieder einen würdigen Platz in der Kirche erhalten und das geschnitzte Chorgestühl ist wieder zusammengesetzt, die fehlenden Teile sind ergänzt worden.

Die Pfeiler sind von hässlichen Anbauten befreit und das Gewölbe von der Kalktünche gereinigt und reparirt, bei welcher Gelegenheit sich sehr interessante Malereien zeigten. Die Fenster sind zum Teil mit Musterverglasung, zum Teil und zwar im Chor durch Glasmalereien geschmückt, die von Friedrich Geiges in Freiburg i. B. hergestellt sind.

Die Aussenmauern der Kirche und die Strebepfeiler waren vielfach gerissen, die Fensterbänke, sowie ein Teil der Pfosten und des Masswerkes war schadhaft. — Die Restauration des Aeusseren musste deshalb darauf gerichtet sein, diese Schäden zu beseitigen. Die Hauptgesimse der Sockel, brüchige

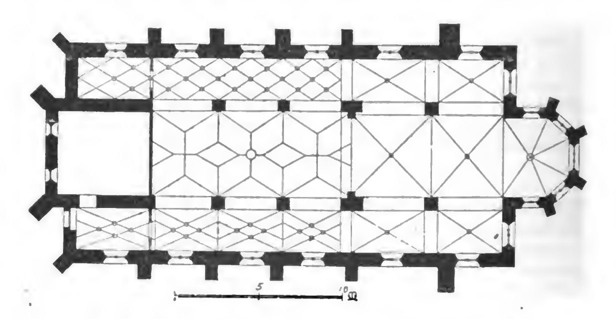


Fig. 15. Oberdiebach. Grundriss der evangelischen Pfarrkirche.

und mürbe Teile im Masswerk wurden erneut und ersetzt, das Dach reparirt; endlich wurde die ganze Kirche mit einem Rapputz in der Art, wie er am Mittelrhein im 15. Jahrhundert üblich war, versehen.

Es ist bei der geringen pekuniären Leistungsfähigkeit der Gemeinde, die ihrerseits mehr zu der Bausumme hätte aufbringen müssen, manches an der Restauration zurückgeblieben, indessen ist doch die Hauptsache gewahrt.

Aufnahmen der Kirche, der Kanzel und des Chorgestühls vom Architekten Wiethase (†) befinden sich in dem Denkmälerarchiv; ebenda auch colorirte Pausen der Reste der Wandmalereien vom Bauführer Zucker und sorgfältige Aufnahmen derselben, vom Maler Otto Vorlaender.

Cuno.

17. **Odenthal** (Kreis Mülheim am Rhein). Erweiterung und Restauration der katholischen Pfarrkirche.

Die Kirche zu Odenthal ist eine der ältesten des bergischen Landes und steht neben Bilk und Richrath an der Spitze der grossen Gruppe von romanischen Kirchen im westlichen Teile des alten Herzogtums Berg. Das Langhaus ist eine reine Pfeilerbasilika mit flacher Balkendecke — der Einfluss der Stiftskirche von Kaiserswerth ist hier besonders deutlich: der Bau stammt aus der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts. Die Seitenschiffe sind im Jahre 1701 erneut worden, 1755 ist der neue Turmhelm aufgesetzt worden. Die ehrwürdige Basilika unversehrt zu erhalten und in der ältesten Gestalt wieder herzustellen war leider unmöglich, da das Anwachsen der Seelenzahl eine Erweiterung dringend notwendig machte.

Im Einverständniss mit dem königlichen Conservator der Kunstdenkmäler wurde durch den königlichen Kreisbauinspektor Baurat Freyse ein Projekt zu einem Erweiterungsbau ausgearbeitet, dass sich streng an den alten Bau

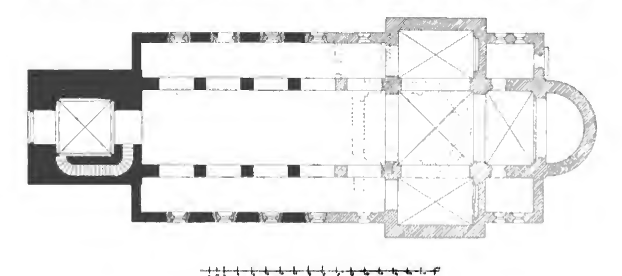


Fig. 16. Odenthal. Grundriss der katholischen Pfarrkirche nach der Erweiterung.

anschloss. Dem Langhaus wurde ein Querhaus und ein neues Chorhaus mit Apsis vorgelegt (im Grundriss Fig. 17 sind die alten Chorteile punktirt eingetragen). Der Erweiterungsbau wurde in den Jahren 1893 und 1894 durch den Bauunternehmer W. Breidenbach in Hückeswagen ausgeführt. Nach Abschluss dieser Arbeit wurde das alte Langhaus in den ursprünglichen Formen wieder hergestellt. Die Holzgesimse unter den Dächern wurden durch solche im Haustein ersetzt, das Nordportal und die Fenster wurden in den alten Formen wiederhergestellt; endlich wurden die Mauerflächen von dem Verputz befreit und, um das Aeussere des alten Teiles mit dem neuen conform zu halten, ein Mantel in Hausteinen, die nur ausgefugt wurden, vorgesetzt. Die Dächer und die Balkendecken im Inneren wurden erneut.

Die Gesammtkosten betrugen 53278 M.; davon entfielen 15962 M. auf die

innere Ausstattung. Zu den Kosten bewilligte der 38. Provinziallandtag im Jahre 1894 einen Zuschuss von 6300 M., 8000 M. wurden durch den um die Einleitung und Durchführung der Restauration hochverdienten Bügermeister Drecker, 5400 durch den Grafen von Metternich, 1080 durch den Pfarrer Gimken gespendet, die Kirchenkollekte ergab 7248 M., die Hauskollekte 13 987 M.; der Rest wurde durch freiwillige Gaben der Pfarreingesessenen und auswärtiger Freunde aufgebracht. Im Jahre 1896 wurde das Innere durch den Maler Fischer aus Köln mit Benutzung der Motive von Boppard und Sayn ausgemalt. Clemen.

---

18. **Offenbach** am Glan. Restauration der Benedictiner-Abteikirche.

Die Benedictiner-Abteikirche zu Offenbach am Glan war eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit Querschiff, drei fünfseitigen Chören im Osten, einem achteckigen Vierungsturm und zwei Westtürmen.

„Die Kirche steht unter den Bauwerken in Deutschland, welche die merkwürdig jähen Uebergänge von der reifsten romanischen Kunstepoche in die frühgothische am besten veranschaulichen, in erster Linie. In jedem Fall verdient der Bau seitens der Kunsthistoriker ungleich mehr Beachtung, als ihm bisher zu Teil geworden ist. Auch in künstlerischer Beziehung nimmt die Kirche einen hohen Rang ein. In solider, teilweise vortrefflicher Technik erbaut, besitzt sie bei musterhaft schönen Raumverhältnissen eine Fülle der besten Details."

Der Bau hat, wie sich deutlich erkennen lässt, unter öfteren jähen Unterbrechungen stattgefunden. Der frühesten Bauzeit gehören die drei Chornischen im Osten an, welche innen noch Klostergewölbe und romanische Wandsäulen mit Schaftringen aufweisen, aber die spitzbogig geschlossenen Fenster, die aussen kräftig einsetzenden Strebepfeiler betonen bereits deutlich das Wesen der neuen Bauart. In den Kapitälen der Chöre wechseln romanische Tiergestalten mit frühgothischen Knospen ab; selbst die beiden östlichen Pfeilerbündel der Vierung zeigen diesen merkwürdigen Wechsel. Es ist heute völlig unbestimmbar, wann die Kirche bis zur Westseite vollendet wurde.

Im Anfang dieses Jahrhunderts (1808/9) widerfuhr unter der französischen Oberherrschaft der Kirche ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so vernichtendes Schicksal wie u. A. der Cistercienserabteikirche zu Heisterbach. Der vortreffliche Bau, welcher die Stürme selbst des 30jährigen Krieges glücklich überstanden hatte, wurde durch teilweisen Abbruch schwer beschädigt. Das dreischiffige Langhaus mit den Westfronttürmen und den beiden damit verbundenen sehr zierlichen Treppentürmen wurde abgebrochen. Nur die stattliche Osthälfte mit den drei Polygonchören, der Vierung mit dem Vierungsturm und den beiden Kreuzflügeln, sowie mit einem Südostjoche des Langhauses blieb stehen. Dieser Rest der Kirche wurde, nachdem die Westseite des Querschiffs durch eine Wand provisorisch abgeschlossen war, gottesdienstlich weiter benutzt.

Wir besitzen eine Beschreibung des Zustandes, in welchem sich der Bau in den folgenden Jahren befand, in der 1857 erschienenen Schrift „Die Pfälzer" des Kunsthistorikers Prof. Riehl: „Klassisch ist der gegenwärtige Zustand des alten Prachtbaues. Keine Stucco-Schmiererei verdeckt die feine Steinmetzarbeit, keine moderne Weissbindertünche tötet das Leben in den scharfen Pro-

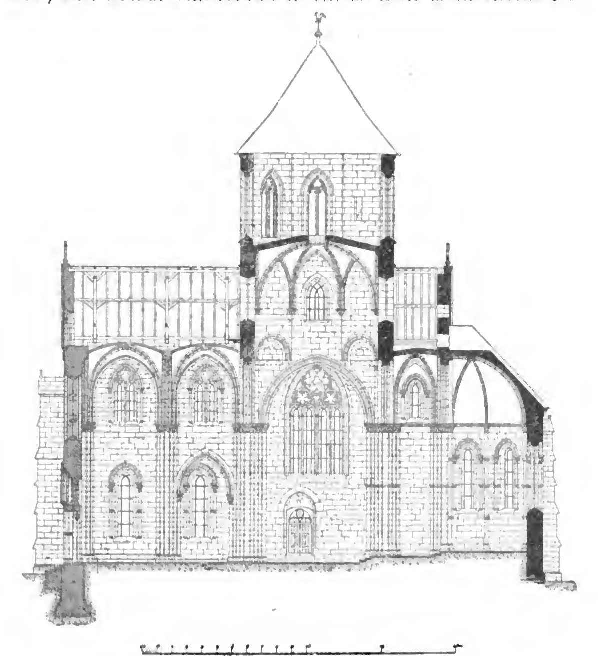


Fig. 17. Offenbach. Längsschnitt durch die Abteikirche.

filen dar Sandsteinquadern, die Naturtünche grünen Schimmels und Moders ist der einzige neuere Farbenschmuck. Von den Kreuzgewölben hernieder schaut der Stolz des alten Reichtums und aus dem rohen Bretter- und Lattenwerk der Kirchenstühle, aus dem mehr als nüchternen Altar, der überzwerch mitten in die Perspektive des Kreuzes gestellten kleinen Orgel lugt die moderne Armut

demütig hervor. Es ist nicht als ob eine neue Generation, sondern als ob ein ganz anderes Volk die Kirche in Besitz genommen hätte. Wie Beduinenzelte in ägyptischen Tempelhallen steht die neue Einrichtung im alten Bau, dazu sind im südlichen Querschiff Feuereimer und sonstige Löschgeräte aufgespeichert."

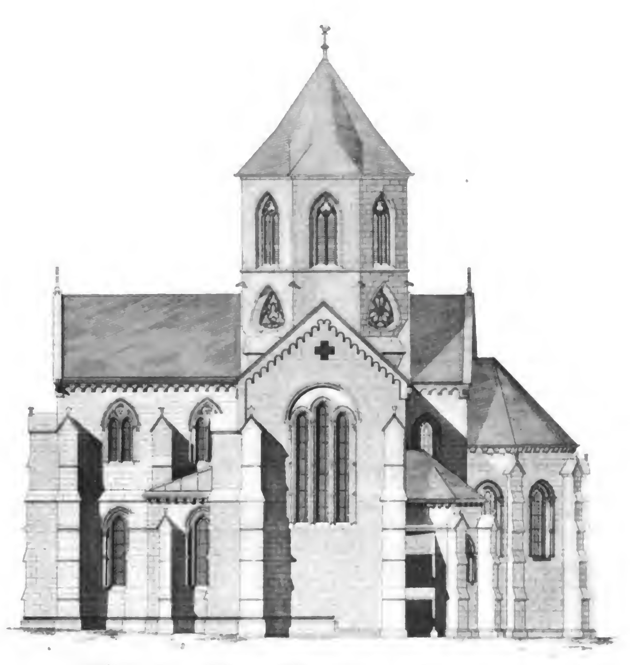
Zur Beseitigung des ruinenhaften Zustandes der Westseite war im Jahre 1856 ein Entwurf aufgestellt, aber nicht weiter verfolgt worden. Man beschränkte sich auf eine würdigere innere Einrichtung des Gotteshauses.

Immer dringender stellte sich jedoch die Notwendigkeit einer durchgreifenden Hülfe zur Sicherung des Baues heraus. Durch den rücksichtslosen Abbruch des ganzen Langhauses bis zum Vierungsturm waren alle diejenigen Massen fortgenommen worden, welche als Widerlager gegen den nicht unbeträchtlichen Schub des hohen Vierungsturmes angeordnet waren. Man hätte die beiden an das Querschiff angrenzenden Kreuzgewölbe mit ihren Arkaden und Schildbögen nördlich von dem erhalten gebliebenen Südostjoche des Langhauses als Widerlager stehen lassen müssen. So aber entstanden jetzt Risse und Ablösungen in dem Unterbau des Vierungsturmes, welche um so bedenklicher erscheinen mussten, da derselbe als Glockenturm benutzt wird. Nur der ausserordentlich soliden Technik des alten Werksteinbaues ist es zuzuschreiben, dass der Rest der Kirche dem Zusammensturz widerstanden hat.

Im Jahre 1883 begannen die Verhandlungen über eine Wiederherstellung der Kirche. Vor allem war es der jetzige Oberpräsident der Rheinprovinz Excellenz Nasse, welcher als damaliger Präsident der Königl. Regierung zu Trier die Sicherung des herrlichen Bauwerks anregte und weiterhin erfolgreich befürwortete. Der Conservator der Kunstdenkmäler Geheimrat von Dehn-Rotfelser und der Geh. Oberbaurat Adler besichtigten die Kirche in den Jahren 1884 und 1885. In dem letzteren Jahre nahm auch Geheimrat Dr. Meydenbauer eine photogrammetrische Aufnahme derselben vor. Genaue Untersuchungen bestätigten den eilbedürftigen Charakter der Restauration.

Es konnte von Anfang an keineswegs an eine vollständige Wiederherstellung in der ursprünglichen Ausdehnung des dreischiffigen Langhauses gedacht werden. Als Grundlage für die Bearbeitung eines Restaurationsentwurfes wurde seitens des Herrn Ministers der geistlichen etc. Angelegenheiten mit Verfügung vom 5. August 1887 die Wiederherstellung ausreichender Widerlager durch Wiederaufbau der beiden Kreuzgewölbe nördlich von dem stehengebliebenen Südostjoche des alten Langhauses und die Ausbildung der Westseite als eine mit Strebepfeilern zu gliedernde Façade von möglichster Schlichtheit empfohlen. Von dem Wiederaufbau noch eines weiteren aus 3 Kreuzgewölben bestehenden Langjoches musste, obwohl die Vorzüge einer solchen Erweiterung anerkannt wurden, wegen der zu hohen Kosten Abstand genommen werden.

Bei der Vorlage des hiernach unter Aufsicht des Reg.- und Baurats Heldberg und unter Leitung des Kreisbauinspektors Koch zu Saarbrücken durch den Regierungbaumeister Cohn ausgearbeiteten ersten Entwurfs und Kostenanschlages wurde noch eine andere Grundrisslösung in Vorschlag ge-



Offenbach am Glan. Südansicht der Abteikirche.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach

bracht, nach welcher das Mittelschiff allein noch um ein weiteres Joch vorgezogen werden sollte. Diese letztere Lösung fand auch die Billigung des Conservators der Kunstdenkmäler Geheimrat Persius und durch Erlass des Herrn Ministers der geistlichen etc. Angelegenheiten vom 2. Juni 1888 wurde die Aufstellung eines neuen Entwurfs und Kostenanschlages auf Grund dieser Lösung und unter Benutzung einer in der Abteilung für das Bauwesen im Ministerium der öffentlichen Arbeiten gefertigten Zeichnung für eine vereinfachte Ausbildung der Westfront angeordnet.

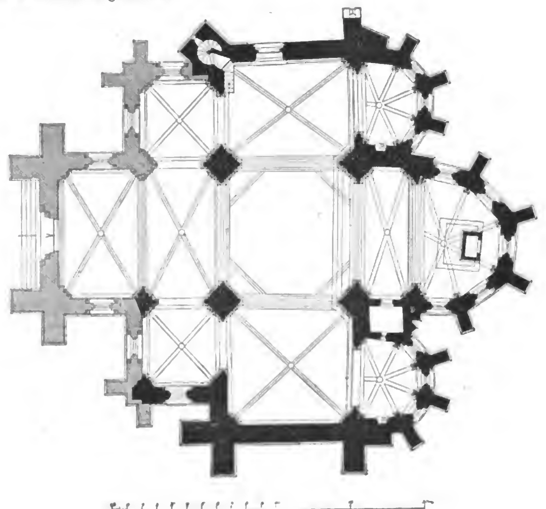


Fig. 18. Offenbach. Grundriss der Abteikirche.

Die neuen Entwurfsarbeiten wurden unter Leitung des Kreisbauinspektors Baurat Koch durch den Regierungsbaumeister Bennstein ausgeführt, von Regierungs- und Baurat Heldberg zu Trier vorgeprüft und durch Erlass des Herrn Ministers vom 4. März 1889 genehmigt.

Die Gesammtkosten der Wiederherstellung, anfänglich auf 82000 M. veranschlagt, wurden bei der Revision auf 68000 M., ausschliesslich der von der Gemeinde zu leistenden auf 1700 M. veranschlagten Handdienste, festgestellt. Da die neuzubebauende Grundfläche 191 qm betrug, so berechneten sich daher die Kosten für das qm bebauter Fläche auf rund 356 M.

Auf Antrag der Königlichen Regierung zu Trier wurde seitens des 36. Provinzial-Landtages im Jahre 1890 eine Beihülfe zur Restauration im Betrage von 34000 M. und sodann mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 18. Oktober 1891 ein Gnadengeschenk in gleicher Höhe bewilligt.

Es muss mit lebhaftem Dank an dieser Stelle ausgesprochen werden, dass ohne diese reichen Zuwendungen provinzieller und staatlicher Beihülfe das schöne Denkmal mittelalterlicher Baukunst rettungslos dem Verfall preisgegeben gewesen wäre, da die kleine Gemeinde ausser Stande war, demselben aus eigenen Mitteln zu wehren.

Nachdem so die erforderlichen Baumittel sichergestellt waren, konnte im Jahre 1892 mit der Bauausführung begonnen werden. Mit der örtlichen Leitung derselben wurde vom 1. April 1892 ab der Regierungsbaumeister Gronewald beauftragt, welcher im Interesse eines raschen Baufortschritts und schneller Erledigung der während des Baues sicher mannigfach sich aufdrängenden Zweifel und Fragen unmittelbar der Königlichen Regierung zu Trier, insbesondere dem Regierungs- und Baurat Weyer, dem Nachfolger Heldberg's unterstellt wurde. Bald entwickelte sich in der Umgebung des altehrwürdigen Baues ein fesselndes Bild regster Bauthätigkeit. In das Geräusch und Getriebe der Baustelle tönten die Sprengschüsse aus dem nahe gelegenen Steinbruch, aus welchem vor Jahrhunderten die Benedictinermönche schon den feinen graugelben überaus wetterbeständigen Sandstein zum Bau holten. Eine umfassende Einebnung des Bodens rings um das Gotteshaus wurde von der Gemeinde ausgeführt, da der weite Platz um die Kirche sich im Laufe der Zeit um mehr als ein Meter aufgehöht hatte.

Der Bauunternehmer Walter zu Lauterecken hatte die Ausführung der Maurer- und Steinmetzarbeiten übernommen. Die alten Fundamente der Langschiffpfeiler, so weit sie bei den Wiederherstellungsarbeiten in Betracht kamen, konnten benutzt werden. Bis zum 22. November, an welchem Tage die Arbeiten wegen des Frostes eingestellt werden mussten, war es gelungen, die Mauern des Neubaues bis zur Unterkante der Capitäle der niederen Säulenschäfte aufzuführen. Während des Winters wurden die Steinmetzarbeiten in beschränktem Maasse fortgesetzt. Schon anfangs März 1893 konnte die gesammte Bauthätigkeit wieder aufgenommen werden.

Die Bearbeitung der Werksteine erfolgte in der gleichen kräftigen Weise wie an dem alten Teil der Kirche, auch die alte Bauweise mit abwechselnd ungleichen Quaderschichten wurde in den neuen Quadermauern nachgeahmt. Hinsichtlich der baukünstlerischen Formgebung hielt man sich ebenfalls möglichst treu an die überlieferte Ausbildung. Die unteren Fenster im Mittelschiff und in den Seitenschiffen wurden mit dem am südlichen Seitenschiff erhaltenen Fenster übereinstimmend hergestellt. Die Strebepfeiler der Seitenschiffe erhielten die Ausbildung derjenigen der Nebenchöre. Ebenso ist das Hauptgesims der Seitenschiffe dem des südlichen Nebenchores nachgebildet und zeigt wie dieses unterhalb der Deckplatte Konsolen, welche durch wagerechte halbkreisförmige Ausschnitte gebildet sind, eine ebenso wirksame wie ursprüngliche Aus-

bildungsweise. Die Gestaltung der oberen Fenster des Mittelschiffs ist dem Fenster vom nördlichen Querschiff entlehnt. Die Westseite erhielt in der Mittelaxe die Eingangsthüre in einfacher Umrahmung und darüber ein grosses Rosen-

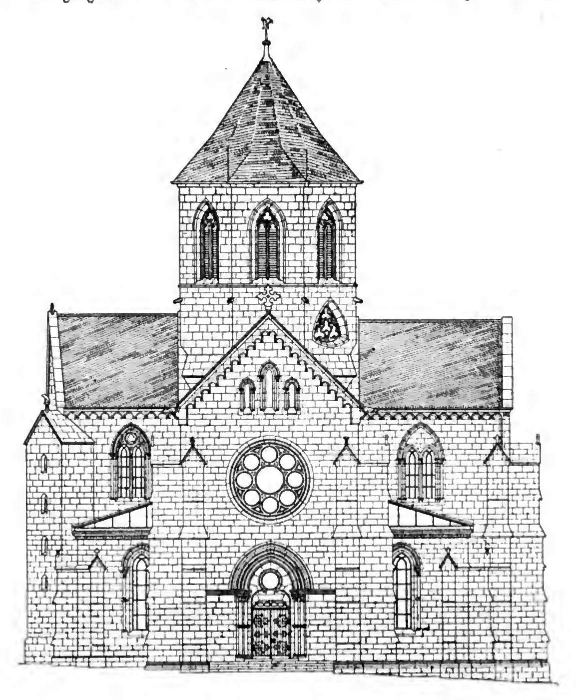


Fig. 19. Offenbach. Westfaçade der Abteikirche.

fenster entsprechend der Ausbildung am Dome zu Limburg. Die Formgebung der Strebepfeiler und des Hauptgesimses mit Rundbogenfries ist den entsprechenden Teilen des Südgiebels nachgebildet.

Die Ausführung der Bildhauerarbeiten war den Bildhauern Erfort & Wüst

zu Stuttgart übertragen worden; sie begannen ihre Thätigkeit Ende Februar 1893 an Ort und Stelle. Die der gänzlichen Erneuerung bedürftigen Kapitäle der bisherigen Westseite wurden durch genaue Copieen ersetzt. Ueberreste und Fundstücke der ehemaligen Kapitäle des abgebrochenen Teiles der Kirche, die seit Jahren gesammelt worden waren, dienten als Anhalt bei den Entwürfen der weiteren neuen Kapitäle, deren feine Ausführung in der kräftigen und wirksamen Behandlung der alten Werkstücke und in stets verschiedener Ausbildung gerühmt werden muss. Die Anwendung von Patentkitt zur Befestigung abgeschlagener Laubköpfe an beschädigten alten Capitälen hat sich gut bewährt.

Ende Juni 1893 waren die Maurerarbeiten bis zur Oberkante des Hauptgesimses fertig gestellt. In dem folgenden Vierteljahr wurden die Dächer aufgeschlagen, die Gewölberippen versetzt, die Kappen eingewölbt und geputzt, die Hausteinflächen gefugt und der Plattenbelag im Inneren verlegt. Die Dächer der niedrigen Seitenschiffe wurden wegen ihrer geringen Neigung mit Walzblei gedeckt. Die Verglasung der Fenster erfolgte mit weissen Scheiben in Rautenform. Diese Verglasung hatte der Conservator v. Dehn-Rotfelser als unbefriedigend bezeichnet, und in der That beeinträchtigt das nüchterne Tageslicht, welches durch die hellen Fenster einfällt, den Eindruck, welchen das Innere der Kirche auf den Eintretenden machen müsste. Eine allmähliche Ersetzung der jetzigen Fenster durch farbige Verglasung liegt daher in der Absicht der Gemeinde.

Im November 1893 waren die Bauarbeiten im Wesentlichen vollendet, sodass die Kirche wieder in gottesdienstlichen Gebrauch genommen werden konnte.

Schon bei der Verdingung der Maurer- und Steinmetzarbeiten ergab sich, dass die Anschlagsätze zu gering bemessen waren und dass die Arbeiten zu höheren Preisen vergeben werden mussten. Ferner stellte sich während der Bauausführung heraus, dass die Schäden an dem alten Teile der Kirche weit umfangreicher waren als zunächst angenommen war. Es musste ein Nachtragsanschlag aufgestellt werden, welcher mit einem Betrage von 7600 M. abschloss. Zur Deckung dieser Kosten wurde durch Allerhöchsten Erlass vom 18. Juni 1894 ein weiteres Gnadengeschenk von 3800 M. und von dem 38. Provinziallandtage am 30. Mai 1894 eine weitere Beihülfe in gleicher Höhe bewilligt. Die Nachtragsarbeiten wurden unter Leitung des Baurats Koch und unter örtlicher Aufsicht des Pfarrers Metz in den Jahren 1894/95 ausgeführt. Hierbei wurde auch die bisher vermauerte, die Kirche ehemals mit dem leider gänzlich verschwundenen Kreuzgang verbindende Nordthüre wieder geöffnet und das auf dem inneren Tympanon befindliche, sehr interessant gebildete Lamm Gottes wieder hergestellt. Die Mittel reichten nicht, um auch das feine Blattwerk, mit welchem die Aussenseite der Thüre geziert ist, zu restaurieren. Auch hinsichtlich des Vierungsturmes wäre es für die ganze äussere Erscheinung der Kirche wünschenswert gewesen, wenn das jetzige unpassende gedrückte Dach durch ein entsprechendes schlankeres hätte ersetzt werden können. Wie die

Spitze des Vierungsturmes ursprünglich gedacht war, ist mit Sicherheit nicht zu erkennen. Möglicherweise hatte der kühne Erbauer eine durchbrochene Steinspitze geplant. Für diese Annahme spricht besonders die sorgfältig durchgeführte Abwässerung des Vierungsgewölbes.

Die ganze Restauration ist ohne jeglichen Unfall ausgeführt worden und durch dieselbe ist die zu Anfang dieses Jahrhunderts roh beschädigte hochbedeutende Kirche jetzt vor Ende dieses Jahrhunderts, soweit es mit den gegebenen Mitteln möglich war, wiederhergestellt und — mit Dank gegen alle, die mitgewirkt haben, sei es gesagt — aus dem drohenden Verfall gerettet.

Eine ausführliche Aufnahme und Beschreibung der Kirche von A. Senz findet sich in der Zeitschrift für Bauwesen 1889. Nach Abschluss der Restauration sind durch den Regierungsbaumeister Gronewald grosse Inventarzeichnungen im Maassstab 1 : 100 in 6 Blatt hergestellt worden. Exemplare hiervon sind im Archiv der Gemeinde, in der Königlichen Regierung zu Trier, im Denkmälerarchiv der Rheinprovinz deponiert. Hiernach sind die Illustrationen 17 und 18, in denen die alten Theile tiefschwarz, die neuen schraffirt dargestellt sind, 19 und die Tafel gefertigt.

Metz.

---

19. **Seligenthal** (Siegkreis). Wiederherstellung der ehemaligen Franziskanerklosterkirche.

Die ehemalige vom Grafen Heinrich von Sayn († 1247) gegründete Klosterkirche zu Seligenthal ist die älteste Franziskanerkirche von ganz Deutschland, die einzige noch in romanischem Stil errichtete Kirche dieses Ordens in Deutschland und gleichzeitig eine der ältesten zweischiffigen Kirchenanlagen. Trotz ihrer geringen Dimensionen ist deshalb die Kirche ein Bauwerk von erheblichem kunstgeschichtlichen Werte, an dessen Erhaltung und Wiederherstellung der provincialen Denkmalspflege gelegen sein musste. Die Restauration der Kirche wurde ermöglicht durch die Gewährung eines Zuschusses in der Höhe von 6000 M. durch den Provincialausschuss im J. 1893. Die Arbeiten wurden im J. 1894 u. 1895 ausgeführt. Die Gesammtkosten betrugen 12 900 M.; die Leitung der Arbeiten lag in den Händen des Architekten H. Dreher in Köln, nach dessen Tode des Architekten H. Weber ebenda, die Ausführung geschah durch den Bauunternehmer P. Weeker aus Stossdorf.

Die Kirche war wahrscheinlich im 17. Jh. nach einem Brande vor allem an der Nord- und Westseite verändert worden. Die Hochwandfenster auf der Nordseite waren vermauert worden, das Satteldach des Hauptschiffes war über das Seitenschiff verlängert worden, die Seitenschiffmauer hatte zu diesem Zwecke erhöht werden müssen. Die Westfront war bis zur Mitte des Westfensters durch einen Vorbau verdeckt, der die Treppe zur Orgelbühne enthält.

Die Restauration hatte die Aufgabe, einmal diese späteren entstellenden

Umbauten zu beseitigen und sodann das schadhafte Mauerwerk durchweg auszubessern. Die Gegenüberstellung der Abbildungen Fig. 20 und Fig. 21 zeigt die hierbei ausgeführten Veränderungen. Die nördlichen Hochschifffenster wurden geöffnet, der zerstörte Rundbogenfries restaurirt. Im Seitenschiff wurden die rundbogigen Fenster wiederhergestellt. Nach der Entfernung des alten Putzes wurde festgestellt, dass diese Fenster ursprünglich gleichfalls wie das Hochschifffenster die Rosettenform besessen hatten. Das Pultdach des Seitenschiffes musste verhältnissmässig sehr flach werden. Da die Neigung hier wie über dem Dach der Westvorhalle für Schieferdeckung nach deutscher Art in schrägen Reihen zu flach war, so wurde Doppeldeckung in horizontalen Reihen auf Dachpappe als Unterlage angeordnet. Die Vorhalle erhielt eine romanische Portaleinfassung von Cordeler Sandstein mit Zwischenmauerung von Tuff. Das Mauerwerk wurde durchweg ausgebessert, sämtliche Fenstergewände wurden erneut, die äusseren Mauerflächen wurden ausgefugt, im Inneren wurde der Verputz erneuert. In der östlichen Abschlussmauer des Seitenschiffes gegen die hier anstossende ehemalige Sakristei wurde in der Mauerstärke eine flache vermauerte Altarnische aufgefunden, die geöffnet wurde. Da praktische Bedürfnisse das Hineinziehen der Sakristei in das Langhaus dringend wünschenswert machten, so wurde im Frühjahr 1895 die Sakristei gegen den Hochchor und das Seitenschiff hin geöffnet. Die neue Orgelbühne musste verhältnissmässig weit in das Hauptschiff hineingeschoben werden, weil die Befestigung des Hauptträgers nur über dem Pfeiler, nicht über dem Bogen möglich war.

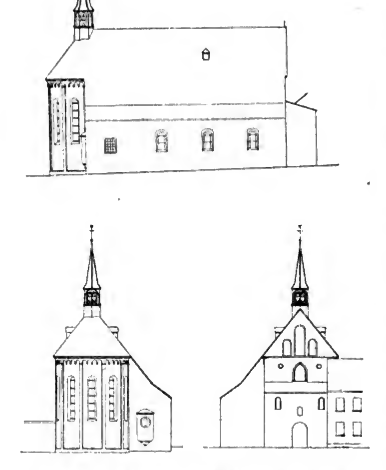


Fig. 20. Seligenthal. Die Klosterkirche vor der Restauration.

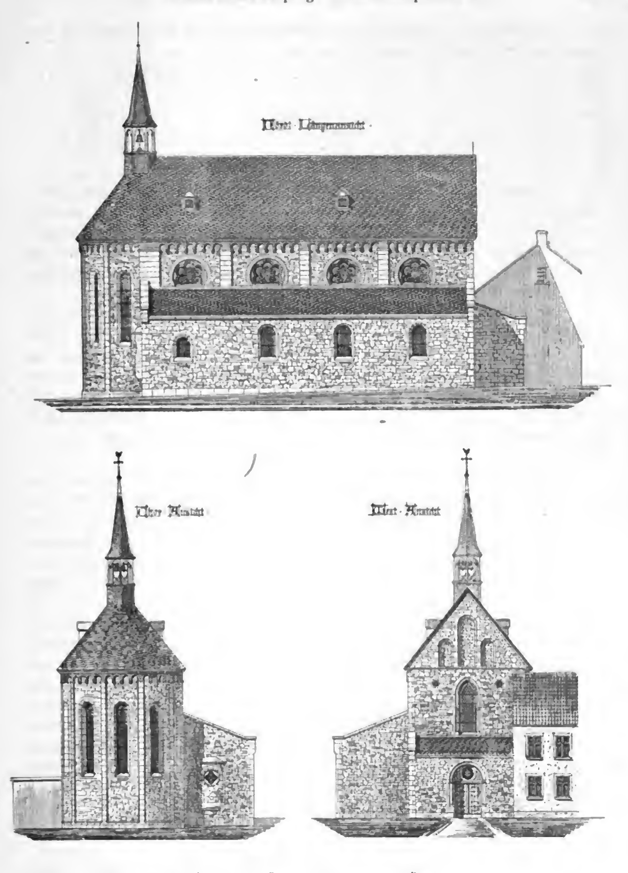


Fig. 21. Seligenthal. Die Klosterkirche nach der Restauration.

Die Kirche zu Seligenthal ist veröffentlicht von W. Effmann in der Zeitschrift für christliche Kunst IV, S. 43.

Clemen.

---

20. **St. Goar.** Restauration der evangelischen Pfarrkirche.

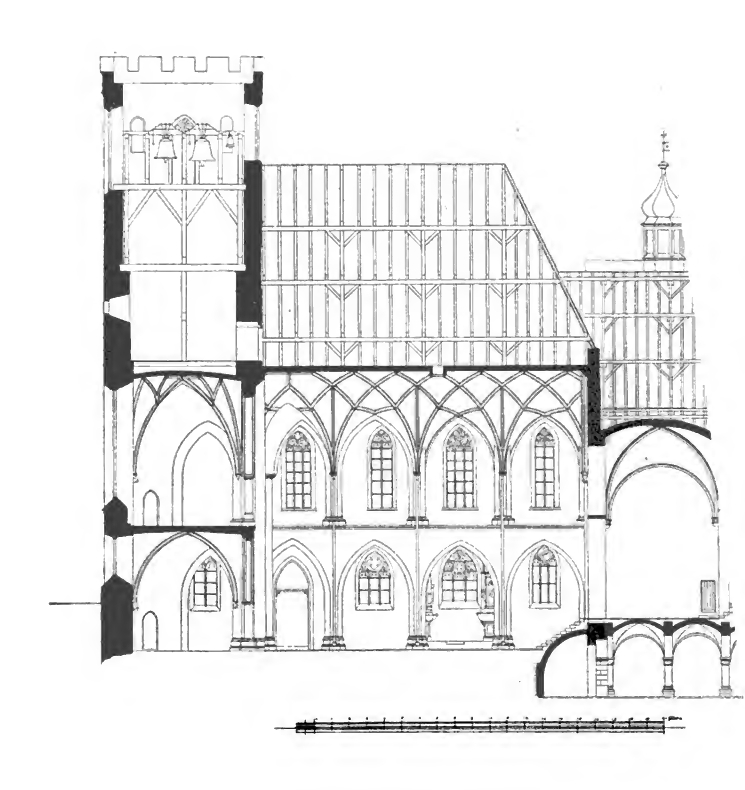
Die evangelische Pfarrkirche, frühere Stiftskirche zu St. Goar ist ein aus verschiedenen Zeiten stammendes Bauwerk, mit romanischer Krypta aus der Zeit nach 1137, einem Chor in den Formen des ausgehenden Uebergangsstiles gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, gothischem Langhaus aus der Mitte des 14. Jahrhunderts (1344 begonnen), während die Einwölbung des Mittelschiffes und der Thurm aus dem 15. Jahrhundert stammen (1441—1469).

Die Kirche ist wiederholt restaurirt worden, schon 1555 nach ihrer Beschädigung durch die Spanier, weiter 1660 nach einem Blitzschlag, 1724, 1759 nach einer Pulverexplosion, 1841 und 1877. Bei den Restaurationen im Laufe dieses Jahrhunderts wurden die alten Schäden nur verdeckt; 1841 wurde die Kirche, die innen noch reiche spätgothische farbige Dekoration zeigte, neu ausgetüncht, gleichzeitig wurde der Fussboden erhöht, 1877 wurde der Chor innen nothdürftig restaurirt und nach Angaben des Professors aus'm Weerth bunt ausgemalt.

Die romanische Krypta, über welcher der Chor aufgebaut war, gab den ersten Anstoss zur Restauration. Die Umfassungsmauer der ersteren erhielt von den hohen Chormauern zu viel Belastung und drohte einzustürzen, wodurch der Einsturz des ganzen Chores herbeigeführt worden wäre. Es zeigten sich bedeutende Ausbauchungen an den Mauern der Krypta, während sich in den Gewölbekappen des hohen Chores bedenkliche Risse zeigten. Dazu erweiterten sich noch andere Risse in einem der nordwestlichen Seitenschiffjoche, die von einem früheren Erdbeben stammten.

Dieser Umstand veranlasste die Gemeinde im Jahre 1889, den Baumeister Wiethase aus Cöln heranzuziehen und das Bauwerk untersuchen zu lassen. Er nahm die Kirche in allen ihren Teilen auf und arbeitete ein Restaurations-Projekt aus, welches nach näherer Prüfung in der Königlichen Regierung zu Coblenz durch den Geheimen Baurat Cuno sowie durch den Conservator der Kunstdenkmäler der preussischen Monarchie angenommen wurde. Nach diesem Projekt und Anschlag, der mit einer Summe von 39940 M. abschloss, ist seit 1890 gearbeitet worden. Der 37. Provinziallandtag bewilligte im Jahre 1892 einen Zuschuss von 10000 M. Es war eine sehr schwierige technische Aufgabe, den hohen Chor abzusteifen und die Krypta-Mauern zu erneuern.

Die Absteifung gelang unter specieller Leitung des Maurermeisters Bernhard in St. Goar vorzüglich und brachte keine Gefahr weder für die Arbeiter, noch für das Bauwerk. Es wurde ganz Schritt für Schritt vorgegangen, Stück für



St. Goar. Längsschnitt durch die evangelische Pfarrkirche.

Stück wurden die alten Steine herausgenommen, sorgfältig bei Seite abgelagert und sofort unter Verstärkung der Kryptamauern, nachdem vorher die Fundamente mit bestem Beton unterstampft und neu aufgemauert worden waren, wieder versetzt, sodass das alte Ansehen gewahrt geblieben ist. Um die Aussenmauern der Krypta zu verstärken, wurden an der Apsis die Blenden zwischen den

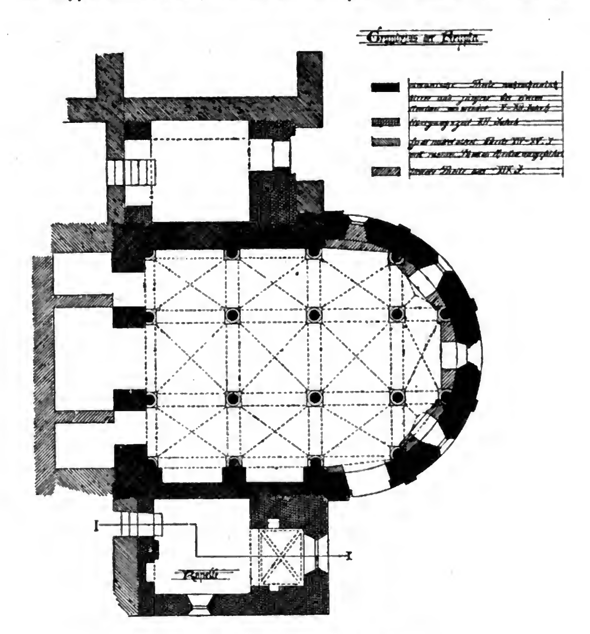


Fig. 22. St. Goar. Grundriss der Krypta.

Halbsäulen voll ausgemauert. Das neu eingefügte Mauerwerk hat sich unterdessen vollständig gesetzt; thatsächlich hilft es zur Zeit nicht mehr, die Obermauern zu tragen. Die Bewegung in dem alten Mauerwerk selbst ist vollständig zum Stillstand gekommen (in der Fig. 22 ist das verschiedene Mauerwerk durch verschiedene Schraffuren wiedergegeben).

Nach dieser Arbeit bedurfte das Aeussere der Kirche einer Wiederherstellung, weil der Verputz auf dem rauhen Schieferstein, aus dem die Stiftskirche wie die benachbarten mittelrheinischen Kirchen errichtet ist, zum grösseren Teil

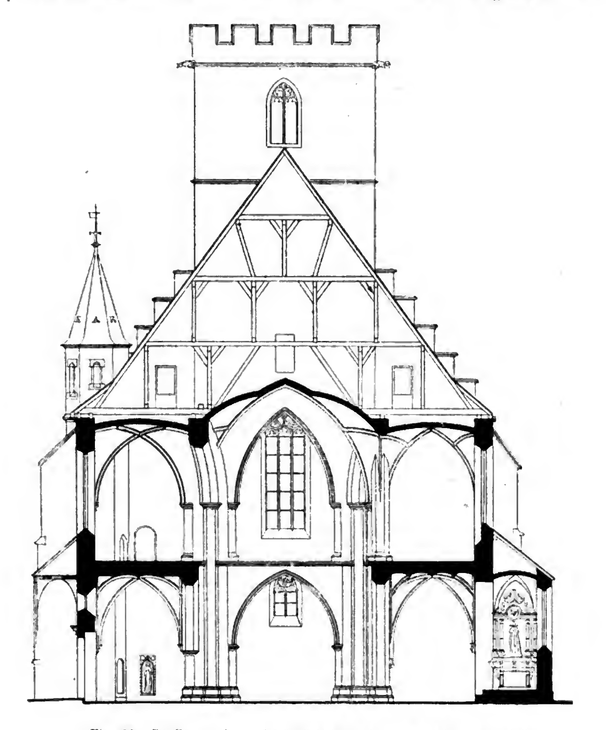


Fig. 23. St. Goar. Querschnitt durch die evangelische Pfarrkirche.

abgefallen und stark beschädigt war; ebenso mussten viele Fensterbänke, Stäbe und Pfeilerabdeckungen in Sandstein erneuert werden. Auch die Dächer er-

heischten manche Neueindeckung, die Wiethase gleichzeitig Veranlassung gab, verschiedene Unkorrektheiten früherer Restaurationen zu beseitigen.

Die Restaurations-Arbeiten sind noch unter Wiethase's Leitung bis zum Turm und zum Westgiebel gediehen.

Nach seinem Tode im Jahre 1894 wurde die Leitung der Restauration in die Hände des Architekten Ludwig Hofmann gelegt. Die örtliche specielle Leitung war dem Bauführer Fr. Zucker übertragen; die Arbeiten nahmen im Herbst 1894 ihren Anfang. Zunächst wurde der Turmhelm neu eingedeckt. Die erneuerten Dachlukenzinkspitzen sind den alten Formen genau nachgebildet; die Turmbekrönung wurde nur repariert. Das Einziehen neuer Hölzer in die Helmkonstruktion und die Erneuerung der mit Blei hergestellten Lagerrinne

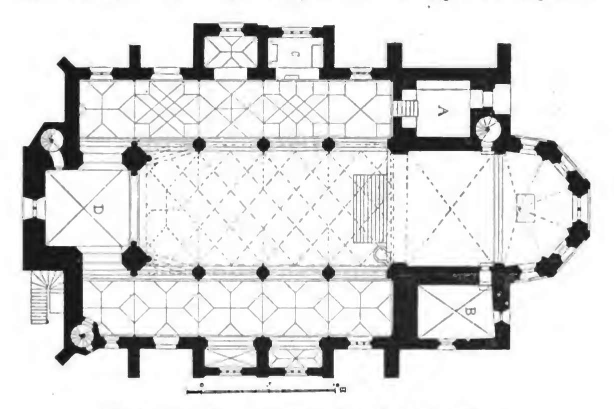


Fig. 24. St. Goar. Grundriss der evangelischen Pfarrkirche.

hinter dem Zinnenkranz verursachte wesentliche Mehrkosten gegenüber den Annahmen des Kostenanschlages.

Im Frühjahr 1895 wurde mit der Herstellung der Mauerflächen an Turm und Westfront begonnen. Der Kalkverputz der Flächen wurde naturfarben wiederhergestellt; die Quadern und Gesimse wurden, soweit als nötig, in Werksteinen ergänzt; die vier Wasserspeier wurden nach den dürftigen Stümpfen erneuert. Die Wasserspeier dienen jetzt nur noch als Rinnenüberläufer, während die Wasserableitung durch Abfallröhren bewirkt wird. Das fehlende Masswerk in den Schallöffnungen etc. wurde rekonstruirt; die Profile und Details wurden den alten getreu nachgebildet. Das über dem Kirchendach malerisch endende südliche Treppentürmchen erhielt gelegentlich der Neubeschieferung eine er-

gänzte Ueberführung aus dem tragenden überreck gestellten Pfeiler und farbig dekorirte Gesimsbretter mit Wappenschildern an den Ecken. Die Gesamtkosten der in der letzten Bauperiode zur Ausführung gekommenen Arbeiten betragen 13971 M. Der 38. Provinziallandtag bewilligte hierzu im Jahre 1894 einen erneuten Zuschuss von 7500 M.; der Rest floss aus Gemeindefonds.

Die Innenrestauration musste vorläufig noch aufgeschoben werden, ebenso die Wiederherstellung der in der nördlichen Seitenkapelle befindlichen kostbaren Grabdenkmäler des Landgrafen Philipp II. von Hessen und seiner Gemahlin Anna Elisabeth. Die letztere ist durch den Provinzialconservator eingeleitet. Auf seine Veranlassung sind auch die im Archivraum befindlichen Reste der Renaissanceepitaphien wieder zusammengesetzt worden; eines derselben wurde dem Provinzialmuseum zu Bonn überwiesen.

Dem Denkmälerarchiv der Rheinprovinz wurden einverleibt 19 Blatt Aufnahmen der Kirche und ihrer Details, zwei Aufnahmen der Grabmonumente, 37 Blatt Skizzenaufnahmen und 25 Erläuterungszeichnungen zum Kostenanschlag, dazu eine Reihe von Photographien. Eine ältere Aufnahme von Lassaulx befindet sich im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten zu Berlin.

Clemen und Cuno.

---

21. **Trier.** Wiederherstellung des Domes.

Nachdem schon unter dem 7. Juni 1881 die Akademie des Bauwesens in Berlin sich über die Restauration des Domes gutachtlich geäussert hatte, wurden die für die Wiederherstellung des Aeussern des Domes maassgebenden Grundsätze in einer kommissarischen Verhandlung vom 11. u. 12. Juli 1888, sowie in einem Gutachten der Akademie des Bauwesens vom 27. April 1891 niedergelegt. Das Gutachten äussert sich auf Grund der vorliegenden Entwürfe des Regierungsbaumeisters Bürde und der Aenderungsvorschläge des Geheimen Baurates Heldberg eingehend über die Formen der Kirchenschiffdächer, über das neue Dach des südwestlichen Turmes und die Treppentürme, über die Herstellung der äusseren Mauerflächen, die Oeffnung der Arkaden in den Osttürmen gegen den Chor und die Dächer des Schatzhauses. Die Akademie stellt fest, dass man es bei dem Trierer Dome mit einem Denkmal von ganz ungewöhnlichem Interesse zu thun habe, da alle Perioden der Kunst von der Römerzeit bis auf die Gegenwart an der jetzigen Gestaltung des Gebäudes mitgewirkt haben. Deshalb sollte auch bei der Wiederherstellung des Domes alles Bestehende, wo irgend möglich, erhalten werden, und Neues würde nur da hinzuzufügen sein, wo eine zwingende Notwendigkeit vorliege. Gegen die radikalen Vorschläge, die Seitenfronten einheitlich im romanischen Stil wiederherzustellen, wendet sich die Akademie noch besonders in der folgenden Auslassung: „Es kann nicht geleugnet werden, dass die jetzigen aus dem Anfang des 18. Jh. stammenden Architekturformen der Seitenfronten wenig schön sind und in Disharmonie stehen mit der übrigen, der Hauptsache nach einheitlichen romanischen Aussenarchitektur des Domes. Andrerseits aber zeigen die Seiten-

fronten keinerlei Spuren einer früheren Durchbildung im romanischen Charakter, es erscheint sogar sehr wahrscheinlich, dass eine solche nie bestanden hat, da noch heute überall die Reste des alten Römerbaues zu Tage treten und daher mit Sicherheit angenommen werden muss, dass in der hier hauptsächlich in Frage kommenden ersten romanischen Bauperiode unter Erzbischof Poppo und seinen Nachfolgern die römische Aussenarchitektur im Wesentlichen unberührt geblieben ist. Für eine Wiederherstellung im romanischen Stil fehlt demnach jeder Anhalt, man würde sonach auf eine völlige Neuprojektirung angewiesen sein.

Gegen eine solche muss sich aber die Akademie unbedingt erklären. Die Akademie stellt sich entschieden auf den Standpunkt, dass bei dem Dome in Trier, der als ein Denkmal der Baukunst von ungewöhnlicher Bedeutung angegesehen werden muss, bei allen Restaurationsarbeiten der Grundsatz, das Bestehende möglichst unverändert zu erhalten, der einzig richtige ist. Sie würde eine Herstellung der Seitenfronten in romanischem Stil für ein äusserst gewagtes Experiment halten, das noch dazu ohne tiefere Eingriffe in das Innere des Domes kaum durchführbar erscheint."

Die erste Arbeit musste darin bestehen, dass die schadhaften Dächer, deren Zustand das Gebäude ernsthaft bedrohte, ganz erneuert wurden. Während die früheren, aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts stammenden Dächer dem für deutschen Schiefer erforderlichen Neigungswinkel entsprechend, ziemlich steil und daher weit sichtbar waren, sind die neuen Dächer in Kupfer eingedeckt und in flacher Neigung angebracht, welche die aus der romanischen Bauperiode des 11. Jh. stammenden alten Giebelgesimse über dem Westchor zeigten. Wahrscheinlich waren die alten, im J. 1717 durch Brand zerstörten Dächer in Blei gedeckt. Die Dachkonstruktionen sind aus Schmiedeeisen, lediglich die Sparren und die Dachschalung ist in Holz hergestellt.

Für die flache Dachneigung hatte sich die Akademie auch aus dem weiteren Grunde ausgesprochen, dass die Umrisslinie des Bauwerkes nur gewinnen konnte, wenn bei niedrigen Dächern die Türme sich freier aus der ohnehin schon beträchtlich hohen Gebäudemasse loslösten; ferner, weil im Innern der Stadt und namentlich in der Nähe des stark eingebauten Domes wenig Standpunkte vorhanden sind, von denen aus die Dächer überhaupt zur Wirkung kommen.

Bei der Wiederherstellung der Mauerflächen wurde der zumeist uralte dünne Abputz, sowie die auf der Aussenfläche des Sandsteines durch Jahrhunderte hindurch zu Stande gekommene Deckschicht nicht entfernt, schon weil dieselben erfahrungsmässig einen vorzüglichen Schutz gegen die verwitternden Einflüsse der Atmosphäre gewähren.

Die Wiederherstellung beschränkte sich lediglich auf Ersatz dessen, was in absehbarer Zeit den Absturz drohte. Bei der Ausführung der Arbeiten ergab es sich, dass, obgleich der Voranschlag schon ziemlich hoch gegriffen war, die schadhaften Architekturteile sich in einer derartigen Menge zeigten, dass die

Ausbesserung in Bezug auf Masse um ein Drittel den Kostenanschlag überschritt.

Aus den schönen gegen den Chor sich öffnenden oberen Arkaden der Osttürme wurde das später in denselben angebrachte Mauerwerk beseitigt.

Den bei der Wiederherstellung des Bauwerkes maassgebenden Grundsätzen entsprechend hatte man anfangs auch die Absicht, die allerdings malerisch wirkende barocke Balustrade, welche zu beiden Seiten, zwischen Ostchor und Schiff, sich befand, zu erhalten und nur die schadhaften Teile zu erneuern. Aber dieselben zeigten sich nach genauer Untersuchung derart verwittert, dass die vorgesehene teilweise Erneuerung nicht möglich war. Es hätten vielmehr die noch vorhandenen Bestandteile beseitigt und durch ganz neue ersetzt werden müssen. Unter diesen Umständen wurde mit Zustimmung des Ministeriums von einer Wiederherstellung in der barocken Form Abstand genommen. Dabei fiel mit in das Gewicht die Thatsache, dass in dem Inneren des Domes, am Ostchore selbst, eine in viereckigen Füllungen hergestellte Brüstung bestand. Dieselben viereckigen Füllungen finden sich um den ganzen Ostchor herum und an dem nördlichen Treppenturme, so dass nach dem Befunde mit Sicherheit auf einen ähnlichen Abschluss, an dessen Stelle die barocke Gallerie getreten war, geschlossen werden konnte.

Das schöne in der Barockzeit gegen 1700 dem Ostchore vorgebaute Schatzhaus mit seinen künstlerisch vollendeten Stuckarbeiten bedurfte zunächst der Wiederherstellung der schadhaften Dächer, wobei die alten mit dem eigentümlichen Kuppeldach in der Form sehr gut harmonirenden Abdeckungen wiederhergestellt wurde und für eine bessere Rinnenkonstruktion gesorgt wurde.

Die sämmtlichen Arbeiten geschehen unter der Leitung des Dombaumeisters Wirtz und unter der Oberaufsicht der Königlichen Regierung (Regierungs- und Baurat Weyer). Der der Restauration zu Grunde liegende Kostenanschlag schliesst für das Aeussere mit der Summe von 418000 M., für das Innere mit der Summe von 425000 M. ab. Durch die Geldlotterie stehen 700000 M. zur Verfügung. Lediglich für die äussere Wiederherstellung ist bisher ausgegeben worden die Summe von 299664 M.

Scheuffgen.

Berichte über die Thätigkeit der Provinzialmuseen in der Zeit vom 1. April 1895 bis 31. März 1896.

I. Bonn.

Gleich mit dem Anfange des Etatsjahres wurden die Ausgrabungen im Römerlager bei Neuss, deren Ausführung die Thätigkeit des Museums während des Jahres fast ausschliesslich gewidmet war, wieder aufgenommen und bis Ende September ununterbrochen fortgesetzt. Dieselben galten in erster Linie der Feststellung der zwischen dem Praetorium und dem Nordthore vorhandenen Lagerbauten. Zuvörderst wurde der nördliche Teil des colossalen, teilweise früher blossgelegten Gebäudes neben dem Praetorium aufgedeckt. Es ergab sich, dass der in früheren Berichten erwähnte Säulenhof in einer nördlichen Säulenreihe seinen Abschluss fand, während der ganze Bau von Mauern umgeben war, deren nördliche an der Innenseite in der Mitte zwei und in der Westecke einen Pfeiler aufwies. An der Nordseite des eigentlichen Gebäudes kamen zwei mit Estrichböden ausgestattete Räume von gleicher Grösse zu Tage, wodurch die bereits früher ausgesprochene Vermutung, dass das Gebäude an den beiden Längsseiten von einer Reihe Gemächer eingeschlossen war, eine Bestätigung zu erhalten scheint. Die mehr nach dem Lagerinneren hin ebenfalls an der Nordseite desselben freigelegten halbkreisförmigen Ausbauten mit Resten von Estrich- und Hypokaustenpfeilerchen, welche auf Badeanlagen hinweisen, gehören einer anderen Bauperiode an, da die Mauerrundung des strassenwärts gelegenen Ausbaues durch eine später angelegte, 1,50 m breite, das ganze Gebäude nach Norden abschliessende Mauer überbaut ist. Zwischen diesem Gebäude und den angrenzenden Bauten führt ein aus Tuff- und Ziegelsteinen hergestellter Kanal von 0,34 m lichter Weite nach der Provinzialstrasse hin, in den etwa 17,50 m westlich ein kleiner Seitenkanal mündet. Indem die Grabungen sich nunmehr dem Thore näherten, wurden unmittelbar an der Provinzialstrasse drei langgestreckte, durch Gassen getrennte Bauten aufgefunden, welche in ihrer Bauart mit dem jenseits der genannten Strasse in der Nähe des Südthores blossgelegten Anlagen übereinstimmen. Sie bestehen aus einer einzigen Reihe 9 m tiefer, durch keine Zwischenwände weiter geteilter, nach der Strasse hin offener Räume, deren Mauern

an den Enden einen auf beiden Seiten pfeilerartig vorspringenden Ansatz haben. Das mittlere Gebäude umfasst bei einer Front von 24,50 m Breite vier solcher Räume, das südliche bei einer Breite von 12 m deren zwei. Die gleiche Einteilung scheint auch das nördliche gehabt zu haben, wofern ein in der Mitte gefundenes Mauerstück zu dieser Annahme berechtigt. Hinter diesen offenbar Magazinzwecken dienenden Anlagen wurden drei 74 m lange Kasernen von gleicher Breite wie die erwähnten Schuppen aufgedeckt, von denen die mittlere eine Doppelkaserne ist. Sie zerfallen in zwei Teile, einen vorderen von 24 m Länge und einen hinteren von 50 m Länge. Während die Vorderflügel bei aller Regelmässigkeit doch einzelne Verschiedenheiten unter einander zeigen, tritt uns bei den für die Mannschaften bestimmten Hinterflügeln die auch sonst beobachtete gleiche Raumeinteilung entgegen, nämlich zunächst der Gasse eine offene Halle von 2,90 m Tiefe, die von in Sockelsteinen eingelassenen Holzpfosten getragen wird, dahinter eine Reihe von 12 Zimmern von 2,50 m Tiefe und endlich eine gleiche Anzahl Gemächer von 4,50 m Tiefe. Zwischen den inneren Grenzmauern der Doppelkaserne ist ein 1,50 m breiter Raum für das Dachwasser gelassen. Gassen von 5 m Breite trennen die einzelnen Kasernen von einander. In den Vorderflügeln wurde an einigen Stellen die Kiesdecke einer bei Erbauung der Kaserne mehrfach durchschnittenen älteren, der Provinzialstrasse parallel laufenden Strasse beobachtet. Auch der bei früheren Grabungen aufgefundene, die Wallstrasse begleitende Aussenkanal wurde stark zerstört angetroffen. Im Intervallum fand sich eine Anzahl kesselförmiger Brandgruben, welche von Wachtfeuern herzurühren scheinen. Die dem Intervallum entlang in westlicher Richtung fortgeführten Grabungen ergaben abermals eine Gruppe von vier rechtwinkelig zu den vorhin beschriebenen Kasernen liegenden, mit der Front nach der Umwallung gerichteten Kasernen, welche durch eine das Lager von Nordosten nach Südwesten durchschneidende Querstrasse von 9 m Breite von jenen getrennt sind. Keine derselben konnte vollständig aufgedeckt werden. Indessen haben die Untersuchungen dargethan, dass auch sie eine im Ganzen mit den übrigen Kasernenbauten übereinstimmende Anordnung hatten. Endlich wurde, um für spätere Untersuchungen sichere Anhaltspunkte zu gewinnen, die sich bietende günstige Gelegenheit benutzt, durch Versuchsgraben die Verteilung der Bauten im Westteile des Lagers zu ermitteln. Durch sie ist es gelungen festzustellen: die Nordwestseite des langgestreckten, für Reiterei bestimmten Gebäudes an der zum Westthore führenden Strasse, von dem Teile bereits früher ausgegraben worden waren, eine diese Gebäudeseite begrenzende Strasse von circa 3,70 m Breite, eine an ihr liegende 12 m breite Kaserne und Mauerzüge einer grösseren bis zu 30 m ohne Abschluss verfolgten baulichen Anlage. Das Ergebniss an Einzelfunden, welches ein reiches ist, beläuft sich auf 359 Nummern. Unter ihnen verdienen ausser einer Anzahl chirurgischer Instrumente (9963—9970), schöner Hängeverzierungen (9993—10003), Henkel und Griffe (10052—10064) eine besondere Erwähnung eine Thonlampe mit dem Relief eines Reiters (10406), eine Menge Stirnziegel mit dem Bilde des Löwen (10347—10348, 10375—10181), aus Bronze ein Ziegenbock (10069),

eine Fibula in Gestalt zweier ein Schild haltender Sirenen (10049) und eine andere in der Form eines durch einen Stab mit einer Hacke verbundenen Doppelbeiles (10050), ein kleiner 17 mm langer Schlüssel mit Ring (9948), ein Beschlagstück in Gestalt eines Amazonenschildes mit aufliegendem Finger als Handhabe (10007), drei Griffe, Leoparden einen Schild mit dem Medusenhaupt haltend (10070—10072), emaillirte Zierscheiben (10032, 10033), eine Schnellwage mit Gewicht (10065—10066) und 13 vortrefflich erhaltene Grosserze des Nero mit verschiedenen Reversen (10122). Die Ausgrabung stand wie bisher unter örtlicher Leitung des Herrn C. Koenen.

Im Juni v. Js. stiess man bei den Erdarbeiten für den Neubau eines Flügels

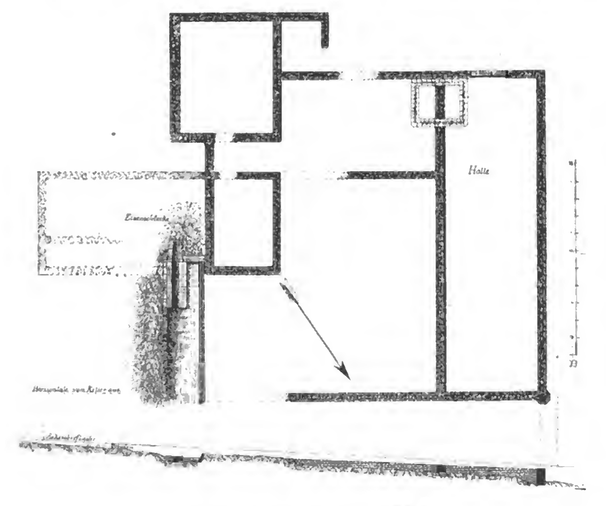


Fig. 25. Römisches Gehöft zu Weyer.

des hiesigen erzbischöflichen Convikts auf Reste eines römischen Wohngebäudes, bei deren Freilegung das Museum Seitens der Direktion des Convikts die zuvorkommendste Unterstützung fand. Offen gelegt werden konnten ein wohl erhaltenes Badebassin mit einem Teil des davor liegenden Ankleidegemaches, der 1,50 m hohe gewölbte Abschlusskanal und ein durch einen 0,80 m breiten Gang von jenem getrenntes zweites sehr kleines Bassin. Die aufgedeckten Fundamente wurden genau vermessen und aufgenommen.

Eine kleine Versuchsgrabung, welche im März d. Js. zu Weyer, Kr. Schleiden, stattfand, führte zur Aufdeckung eines römischen Gehöftes. Dasselbe besteht aus einem grossen Hof, um den sich ein langer aber schmaler magazinartiger und einige kleinere Räume gruppiren. Die Ueberreste eines neben dem Hof befindlichen, mit Steinen überdeckten Windkanals nebst den in und vor ihm angesammelten Eisenschlacken zeigen, dass der Eigentümer dieses Gehöftes hier eine Eisenschmelze betrieben hat, wozu die Umgegend ihm das Material bot. Südöstlich lag getrennt vom eigentlichen Gehöfte ein quadratischer kellerartiger Raum, in den eine Treppe aus acht noch wohl erhaltenen Stufen hinabführte. Die gefundenen Münzen und Gefässscherben weisen die Anlage dem 4. Jahrhundert nach Chr. zu.

Der Zuwachs der Sammlung beträgt 622 Nr. Zu erwähnen:

I. Vorrömische Abteilung. Ein grosser Bronzeschmuckring in Gestalt eines Blattgewindes, 3 offene Bronze-Armringe mit Strichverzierung und 5 kleine Ringe aus Bronzedraht nebst Scherben von Thongefässen, gefunden zu Mayen (10229—10234) sowie ein goldenes Regenbogenschüsselchen aus Stieldorferhohn (9875).

II. Römische Abtheilung: 1. Steindenkmäler: Oberteil eines Grabsteines mit 2 Köpfen in einer Nische aus Bonn (10160), Torso einer nackten jugendlichen Figur mit kranzartigem Kopfputz aus Billig, Kr. Euskirchen (10151), Eckstein eines grossen Monuments mit dem Relief eines auf einem Meerungeheuer reitenden Eroten und Theile von Meilensäulen, Geschenk der Stadt Boppard (9878—9880), Votivalter zu Ehren des Kaiserhauses aus Gondorf a. d. Mosel (9918), 3 Matronensteine aus Nettesheim und Odendorf (9917, 9919, 9920), eine Anzahl Grabinschriften aus Andernach (10148), Köln (9916; Bonn. Jahrb. LXXXVI, 287), und Bonn (9893, 10149—10151, Bonn. Jahrb. LIX, 45) darunter das für die Kenntniss der römischen Soldatentracht wichtige Grabmonument des Vonatorix aus der ala Longiniana, Geschenk der Gesellschaft für Indische Mission (10391, Bonn. Jahrb. XCIII, 256).

2. Grabfunde, bestehend aus Sigillatagefässen, reich verzierten Urnen, Schüsseln, Krügen, emaillirten Bronzefibeln und wertvollen Glasgefässen aus Bonn (9868—9872), Neuss (10481—1483), Obergondershausen (10235—10240) und Cobern (9909—9914).

3. Einzelfunde: a) aus Thon: Sigillataschale mit Reliefschmuck und zweimaligem Stempel CƎNSOR und tonnenförmiger Becher mit Schuppenfriesen um die Leibung aus Bonn (9896—9898), Lampe mit der Darstellung eines eine Nymphe raubenden Centaurs aus Köln (9887) und eine andere mit 3 Büsten aus Bonn (9888), birnförmige Urne mit 3 ausgussähnlichen Ansätzen um den oberen Rand aus Cobern (9889), grünglasirte Tasse und gelbglasirter Henkelkrug mit Kordelflechtverzierung aus Bonn (9890, 9899), sowie 2 schwarze Becher mit Aufschriften (9895, 10490). — b. aus Bronze: Merkurstatuette auf antiker Basis, gefunden bei Worringen (9938), vergoldete Armbrustfibel aus Bonn (10125). — c. aus Gold: Prachtvolle Halskette aus je 8 Gold- und

mandelförmigen grünen Steinperlen gebildet mit einem durchbrochenen Anhänger, den im oberen Felde ein Smaragd und an drei mit Rubinen geschmückten rautenförmigen Zwischensätzen hängend drei weitere Smaragde zieren, gefunden bei Bonn (9902), 2 Paar Ohrringe aus Golddraht aus Weissenthurm (9903—9904). — d. aus Bernstein: doppelgehenkeltes Flacon, Deckel und Böden von Büchsen mit bildlichem Schmuck (liegender Hund, Eroten mit Fruchtkorb und Leier), gefunden bei Bingen (10241—10247). — e. aus Glas: Henkelflasche mit röhrenförmigem Ausguss (9884), doppelhenkeliges mit Glasfäden umsponnenes Flacon (9886), Henkelflasche aus kobaltblauem Glas, am Fuss und Hals mit weissen Glasstreifen umzogen (9901), halbkugelige Schale mit gravierter Reifenverzierung aus Köln (9939), zweihenkeliger Becher mit eingeschnittenen geometrischen Ornamenten aus Köln (10491) und Kuppe mit gravierter Darstellung eines Fischerzuges auf dem Mantel aus Andernach (9900).



Fig. 26. Römische Glaskuppe mit gravierter Darstellung eines Fischzuges aus Andernach.

III. Fränkische Abteilung: Fingerring aus vergoldetem Metall mit einer unter dem Ringstein ausgesparten Kasette und einer seitwärts angebrachten kleinen, durch eine Perle verschlossenen Phiole, gefunden zu Gondorf (9906), Scheibenfibula mit geometrischen Verzierungen in Silberumrahmung aus Kettig (10128) und eine Anzahl verzierter Gürtelbeschläge aus fränkischen Gräbern von Andernach, Gondorf, Nauenheim und Mühlhofen bei Engers (9907, 9908, 10133—10136, 10138, 10140, 10222—10229).

IV. Mittelalterliche und moderne Abteilung: Sie hat eine namhafte Bereicherung erfahren durch eine Anzahl romanischer Architekturstücke aus der St. Peterskirche zu Bacharach, Geschenk des Presbyteriums daselbst (9923—9936), von Säulen und Kapitälen der 1812 abgebrochenen romanischen St. Martinskirche zu Bonn, geschenkt vom Kirchenvorstande zu Poppelsdorf (10437—10446), einen gothischen Gewölbebeschlussstein aus Münstermaifeld mit dem polychromierten Bilde des hl. Petrus, 14. Jahrhundert (9921), sowie eine Reihe zum Teil trefflich gearbeiteter Stücke von Grabmälern hessischer Beamten vom Ende des 16. Jahrhunderts aus der Stiftskirche zu St. Goar, Geschenk der dortigen evangelischen Gemeinde (10447—10463). Ausserdem verdienen noch Erwähnung zwei frühgothische Holzsculpturen, eine Madonna mit dem Kinde in guterhaltener, alter Polychromierung und ein Crucifixus mit vortrefflichem Gesichtsausdruck aus Bremm an der Mosel (10419—10420), eine schmiedeeiserne Truhe mit Renaissanceverzierung aus Coblenz (9882) und ein Bonner Goldgulden des Dietrich II von Moers (9877).

Der Besuch des Museums an den unentgeltlichen Tagen war recht lebhaft. An Eintrittsgeldern wurden im Ganzen 226,75 Mark erzielt.

An mehreren Seminarconferenzen wurden auch in dem abgelaufenen Jahre Vorträge durch den Unterzeichneten gehalten.

Der Museumsdirektor: Klein.

II. Trier.

Die Unternehmungen des Museums beschränkten sich diesmal mehr als sonst auf die Untersuchung der römischen Topographie von Trier. Im Vordergrund stand wieder die Ausgrabung der römischen Stadtbefestigung, welche denn auch mehrere sehr wichtige Resultate erzielte. Zunächst wurde der Uebergang der Befestigung über das Thal des Olewiger Baches untersucht. Man hatte bisher geglaubt, dass dieses Thal, welches die Befestigung südlich vom Amphitheater durchschneiden musste, nicht von einer Mauer durchzogen sei, sondern dass an deren Stelle hier die gewaltigen Dämme aufgeschüttet worden seien, deren Reste jetzt noch daselbst zu sehen sind. Die Untersuchung stellte aber zunächst fest, dass diese Dämme sicher nicht aus römischer Zeit, sondern vielmehr aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammten. Es fanden sich nämlich in den Dämmen in beträchtlicher Tiefe Scherben von rheinischem Steinzeug aus dieser Zeit. Die weitere Grabung ergab dann, dass die römische Befestigung als Mauer das Thal durchquerte; die Mauer wurde zum Teil in geringer Entfernung vor jenen Wällen, zum Teil in prächtiger Erhaltung innerhalb derselben gefunden und zeigt überall die auch sonst übliche Breite und Konstruktion. Auch der rothe Fugenverputz, der bereits an anderen Stellen beobachtet wurde, war hier noch ausgezeichnet erhalten. Weiter südlich,

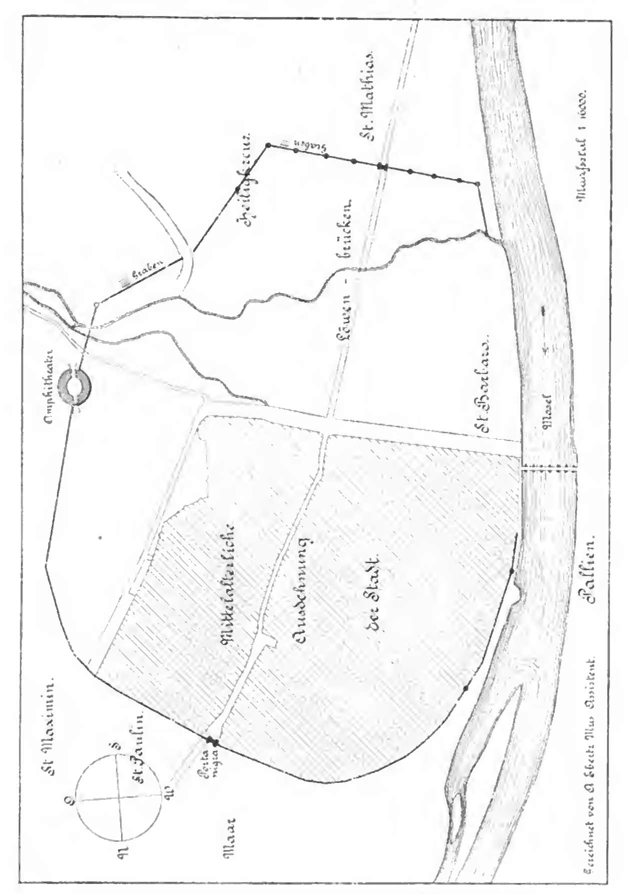


Fig. 27. Uebersichtsplan der römischen Stadtbefestigung von Trier.

wo die römische Stadtmauer über den Rücken der Höhe von Heiligkreuz läuft, konnte das freie Vorterrain dazu benutzt werden, um den römischen Festungsgraben zu untersuchen. Ein doppelter Graben von ansehnlicher Breite (9 m von Grabenrand zu Grabenrand) war in den gewachsenen Lehmboden und in den Schieferfelsen eingesenkt; die schrägen Profile der Gräben konnten noch vollständig sicher nachgewiesen werden, der erste Graben war 1,80 m, der zweite 2,97 m tief.

In den Festungsgräben fanden sich sodann mehrere sehr charakteristische Zinnendeckel, die von der Stadtmauer stammen. Sie bestehen aus Sandstein und sind dachförmig gestaltet. Mit Hülfe der erhaltenen Stücke wird sich eine ziemlich genaue Rekonstruktion des antiken Zinnenkranzes ermöglichen lassen. Eine Entdeckung, welche für die Bestimmung des Alters der Stadtmauer von entscheidender Wichtigkeit geworden ist, wurde in den allerletzten Wochen an der Porta nigra gemacht. Um das Fundament der runden Turmausbauten des Thores mit dem der entsprechenden Teile an dem südlichen Thore, von dessen Auffindung früher berichtet wurde, vergleichen zu können, wurde ein Teil desselben an dem westlichen Thorturm freigelegt. Dabei fanden sich ganz unerwartet sieben römische Brandgräber, die zum Teil mit grossen Dolienscherben überdeckt waren und aus je einer Urne mit den Knochen und einigen Krügen, Tellern, Näpfchen und Lämpchen bestanden. Eines der Gräber, die ihrem Inhalte nach alle derselben Zeit angehören, enthielt eine Bronzemünze der älteren Faustina († 141 n. Chr.). Sechs von den Gräbern waren ganz intakt erhalten, eines dagegen, welches ganz dicht am Fundament der Porta nigra stand, war teilweise zerstört. Von der Urne dieses Grabes fanden sich nur noch einige Scherben und geringe Knochenreste. Liess schon dieser Umstand darauf schliessen, dass die Zerstörung des Grabes bei Anlage des Fundamentes der Porta nigra stattgefunden hatte, so wurde diese Vermutung bei weiterer Vertiefung des Grabes zur vollen Gewissheit. Es fanden sich nämlich genau senkrecht unter der Stelle, wo das Grab gestanden hatte, einen halben Meter tiefer in den Mörtel des Fundamentes eingebacken Scherben der zerstörten Urne sowie mehrere Knochen von ihrem Inhalt. Damit ist der sichere Beweis erbracht, dass die Porta nigra jünger ist als jene Gräber und demnach nicht vor der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erbaut worden sein kann, ein Resultat, dessen Wichtigkeit einleuchtet, wenn man bedenkt, dass sich früher gewichtige Stimmen für eine sehr frühe Datierung der Porta nigra ausgesprochen hatten. Das Fundament der Porta nigra besteht an der Stelle aus einer 3,35 m tief gemauerten Kalksteinschicht mit ziemlich viel Mörtel, worüber eine Lage aus roten Sandsteinquadern von 0,60 m Höhe liegt. Das Fundament der anschliessenden römischen Stadtmauer, welches ebenfalls untersucht wurde, steht in festem Verbande mit dem Thorfundament, ist also sicher gleichzeitig mit diesem, besteht aus demselben Material, ist aber nur 2,10 m tief gemauert. Die Veröffentlichung der bisherigen Resultate der gesammten Stadtmauerausgrabung erfolgte soeben in der Westdeutschen Zeitschrift XV, Heft 3, S. 211—266 (ausgestattet mit 8 Tafeln und einem

Uebersichtsplan). Die Planskizze Fig. 27 veranschaulicht den gesamten Lauf der römischen Stadtmauer.

Innerhalb der Stadt wurde eine günstige Gelegenheit benutzt, einen grösseren römischen Gebäudekomplex genauer zu untersuchen. Das Gebäude liegt an der Südallee gegenüber dem römischen Kaiserpalaste. Ausser mächtigen Kellerbauten und einer Anzahl Wohn- und Wirtschaftsräumen fand sich eine wohlerhaltene Badeanlage. Das rechteckige Badebassin, dessen Wände eine interessante Vorrichtung zur Wärmeleitung zeigten, war ehemals mit weissem Marmor verkleidet, wie zahlreiche Marmorreste und Bronzenieten erkennen liessen. Der Abfluss wurde durch ein Bleirohr bewerkstelligt, welches das verbrauchte Wasser in einen Kanal leitete, der unter dem ebenfalls mit Marmor belegten Boden des Auskleideraumes hindurch in eine Senkgrube mündete. Von

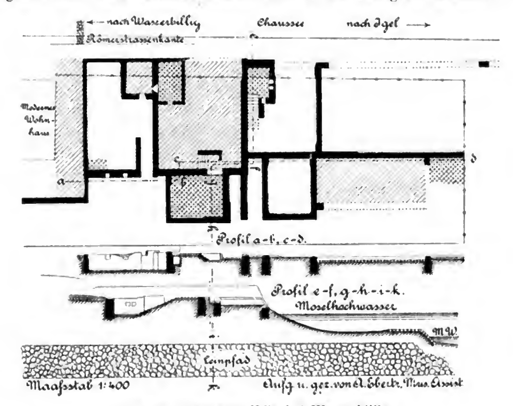


Fig. 28. Römische Villa bei Wasserbillig.

den Einzelfunden sind ausser einer Anzahl spätrömischer Münzen und einer zierlichen Bronzewaage eine Menge gestempelter Ziegel hervorzuheben, nach denen zu urteilen das Gebäude derselben Zeit angehörte, wie der Kaiserpalast, die Basilica und die römischen Bäder von St. Barbara. Leider konnte der Abschluss des Gebäudes noch nicht festgestellt werden, da moderne Strassen und Kanäle die weiteren Ausgrabungen vorderhand hemmten.

Bei Wasserbillig an der Luxemburgischen Grenze in der Nähe des Einflusses der Sauer in die Mosel wurde eine römische Villa untersucht, die ausser einigen interessanten Kelleranlagen nichts Aussergewöhnliches bot. Doch war die Ausgrabung insofern von Interesse, als sie zur sicheren Feststel-

lung eines Teiles der an der Mosel entlang führenden Römerstrasse führte, an der die Villa gelegen war. Die Ausgrabung stand unter örtlicher Leitung des Museumsassistenten Herrn Ebertz.

Die Ergebnisse der vorjährigen Ausgrabung bei Baldringen auf dem Hochwald sind unterdessen durch den Unterzeichneten im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift 1895 No. 17 und 111 veröffentlicht worden.

Der Zuwachs der Sammlung beläuft sich auf 401 Nummern. Darunter ist etwa folgendes hervorzuheben:

A. Praehistorische Abteilung:

Zwei Steinbeile aus Kieselschiefer (20197 f.), Geschenk des Herrn Bürgermeister Müller in Echternacherbrück.

B. Römische Abteilung:

I. Steindenkmäler. Inschriften: Heidnische Grabinschrift des L. Anisatius Titus und der Secundia Carata (20105), gef. in Speicher (besprochen von Hettner: Korrbl. 1895, No. 46). Heidnische Grabinschrift: Gabilonno vixit annos XXXXVIIII . . . . (20262), gef. in Bollendorf. Mehrere heidnische und christliche Inschriftfragmente (20259, 20261, 20388), gef. in Trier.

Skulpturen: Bruchstücke einer Statue aus weissem Marmor, wahrscheinlich Amor darstellend. Nur die Oberschenkel sind erhalten (20260), gef. in Temmels in den Resten einer römischen Villa. — Grosses gallo-römisches Votivdenkmal an Merkur, mit Darstellung des Merkur, der gallischen Göttin Rosmerta und der gallischen Götter Esus und Tarvos trigaranus (20258), gef. bei Trier, l. Moselufer, Geschenk des Herrn Fabrikbesitzers Levinstein. (Abgebildet und besprochen im Korrbl. 1896, No. 19.) Vgl. Fig. 29.

II. Mosaik. Im Sommer wurde hinter dem Museum bei Anlage einer Wasserleitung ein grosser Mosaikboden entdeckt, der augenscheinlich zu demselben Gebäude gehörte, über dessen Resten das Museum erbaut ist. Der Boden wurde ins Museum geschafft und daselbst restauriert. Er ist mit den Darstellungen von vier siegreichen Wagenlenkern mit ihren Viergespannen geschmückt. Die Mitte des Bodens nimmt das Brustbild der Siegesgöttin ein (20139). (Besprochen im Korrbl. 1895, Nr. 68 und 102 und 1896, Nr. 55.)

III. Gräberfunde. Grosse Thonurne mit 2 Henkelansätzen und zwei emaillirte Radfibeln aus Bronze (20110 ff.), gef. bei Gusenburg auf dem Hochwald (besprochen im Korrbl. 1895, Nr. 67). Grabfunde aus dem nördlichen Gräberfeld von Trier (im Maar) (Nr. 20204—20222), darunter hervorzuheben ein hellroter Sigillatateller mit Stempel: Andocaulo (20205) und zwei schöne Distelfibeln aus Bronze (20211 f.) (Nr. 20247—20257), darunter orangefarbener Sigillatateller mit Stempel: Virato (20251), Sigillatanäpfchen mit Stempel: C VI / TIT (20252) und Teller aus terra nigra mit Stempel: INTIN / CILVAV (20253). Ferner Nr. 20362—20375, darunter ein Lämpchen mit zwei Gladiatoren; endlich 20377—20386, darunter Sigillatabecher mit Stempel: Ciriuna f. (20379).

IV. Einzelfunde von Kleinaltertümern. a) aus Bronze: Kette aus dünnem, kunstreich geflochtenem Draht, gef. in Trier (20098). Kasserole mit Stiel, sehr gut erhalten, gef. zwischen Leiwen und Trittenheim (20193). Kleine Bulla, gef. in Trier (20202, aus der Sammlung aus'm Weerth). b) aus Eisen: dolchartige Waffe mit eigentümlichem aufgenietetem Griffring,



Fig. 29. Gallo-römisches Votivdenkmal an Merkur.

gef. in Ittel (20114). c) aus Gold: sehr zierlich gearbeiteter Fingerring, gef. in Olewig (20345). d) aus terra sigillata: Napf mit Stempel: Probus, gef. in Trier (20076), Schale mit Stempel: Tordilo, gef. in Trier (20077), Näpfchen mit Stempel: Scoti, gef. in Trier (20083), Schale mit Stempel: Brasilus in Spiegelschrift, gef. in Trier (20196), Napf mit Stempel: Felix, gef. in

Wasserbillig (20332), flacher Teller mit Stempel: Bassi, gef. in Trier (20392). e) aus Thon: Schwarzer Trinkbecher mit weisser Aufschrift: vivas, gef. bei Trier (20264). Lampe mit 2 Delphinen, gef. in Trier (20396), Lampe mit schreitendem Jüngling, gef. in Trier (20397). f) Ziegelstempel: Capionaci und Capienaci (20271—20283), Adintece und Adiutece ben (20284—20287), Armot (20288—20300), Apri - - (20301), Tamne (20302); sämmtlich gef. in Trier bei der oben erwähnten Ausgrabung eines römischen Gebäudes.

C. Mittelalterliche und moderne Abteilung:

Emailplättchen des 10. Jhdt. aus Bronze, gef. bei Nennig (20201), aus der Sammlung aus'm Weerth. — Metallplatte mit Relief für Email, 11. Jhdt., gef. in Trier (20109, Sammlung aus'm Weerth.). — Gothische Kaminkonsole von einem Hause in Trier (20104). — Gemalter Delfter Krug von 1575 (20010). — Zwei silberne Apothekerlöffel des 18. Jhdts. gef. in Trier (20101 f.).

D. Münzsammlung.

1) Die Sammlung römischer Münzen der Trierer Prägestätte wurde namentlich durch Mittelerze Diocletian's (20143), Maximian's (20145), Maximin's (20144), einen Denar des Maximin (20334), Goldmünzen des Constantin I. (20141), Constantins II. (20099) und Valens (20142, 20335) bereichert. Ausserdem ist ein Contorniat des Traian, gef. in Trier (20203), und eine Goldmünze Justinian's, gef. in Mürlenbach (20100), zu erwähnen.

2) Die Sammlung der Münzen des Erzbistums Trier erhielt folgenden hauptsächlichen Zuwachs: Sehr seltener Denar von Poppo (Variante von Bohl No. 1), Geschenk des Herrn Rechnungsrats Nusbaum (20195), Münzen von Boemund von Warnersberg (20336), Johann von Baden (20182), Lothar von Metternich (20165), Philipp Christoph von Sötern (20174), Carl Caspar von der Leyen (20140, seltener Thaler), Johann Hugo von Orsbeck (20148—20152, 20164, 20170—73, 20175—77), Carl von Lothringen 20146, 20153—56, 20178), Franz Ludwig (20183), Franz Georg von Schönborn (20147), Johann Philipp von Waldersdorf (20161—20163, 20179, 20180), Clemens Wenzeslaus (20157—60, 20181). Ein grosser Münzfund aus Zilshausen (20200) enthielt ausser 1 Goldmünze Carl's II. von Spanien v. 1682, 15 Thalern Ludwigs XIV. von 1648, 1650, 1663, 1690, 1691, einem $^2/_3$-Thaler Friedrichs III. von Brandenburg von 1693, einem $^2/_3$ Thaler von Carl II. v. Spanien von 1667, einem Burgundischen Thaler von 1620 (?), einem Hildesheimer Mariengroschen von 1694 eine grosse Menge von Albus und halben Albus der Trierer Kurfürsten Lothar von Metternich, Phillip Christoph von Soetern, Carl Caspar von der Leyen und Johann Hugo von Orsbeck.

Von Herrn Schnerb in Frankfurt a. M. erhielt das Museum die Bronzemedaille auf die Einverleibung von Saarlouis 1815 zum Geschenk (20194).

Der Besuch des Museums und der römischen Bäder hat sich auch im vergangenen Jahre wieder in erfreulicher Weise gehoben. An Einnahmen aus Eintrittsgeldern wurden im Ganzen 2110 M. 55 Pf. erzielt. Davon fallen auf das Museum 881 M. 20 Pf., auf die römischen Bäder 1229 M. 35 Pf. Von dem Katalog der Steindenkmäler wurden 19 Exemplare verkauft.

In der Woche nach Pfingsten wurde der dreitägige archäologische Ferienkurs für Gymnasiallehrer durch Professor Hettner und den Unterzeichneten abgehalten. Ausserdem hielt der Unterzeichnete Vorträge archäologischen Inhalts in der Gesellschaft für nützliche Forschungen, im Wissenschaftlichen und im Kunst- und Gewerbe-Verein zu Trier, im historischen Verein zu Saarbrücken, sowie auf der Philologenversammlung in Köln und erklärte mehreren hiesigen und auswärtigen Vereinen sowie den Primanern des Trierer Realgymnasiums die Altertümer des Provinzialmuseums.

Der Museumsdirektor
i. V. Lehner.

Berichte über die Thätigkeit der Kunst- und Geschichtsvereine und über die Vermehrung der städtischen und Vereinssammlungen innerhalb der Rheinprovinz.

I. Die grösseren Vereine.

1. Bergischer Geschichtsverein.

Der Verein zählt gegenwärtig 600 Mitglieder. Im Laufe des Berichtsjahres sind die folgenden Vorträge in Barmen und Eberfeld gehalten worden. 1. Mathias Bethany über „Kindesleben im Mittelalter". 2. Pastor Calaminus über „Niederländische Lieder aus der Zeit der Erhebung"; 3. Oberlehrer Dr. Felke über „Justus Gruner, den Generalgouverneur des Herzogthums Berg; 4. Baumeister Fischer über „Reisefrüchte aus Süddeutschland" und „Eine kunsthistorische Reise durch Norddeutschland vor 40 Jahren"; 5. Oberlehrer Dr. Leithäuser über „Die Wupperthaler Mundart"; 6. Oberlehrer Dr. Meiners „Ueber den Elberfelder Maiaufstand 1849" (gedruckt in der Monatsschrift 1896 No. 3); 7. Oberlehrer Dr. Nebe „Über den Heliandsänger, sein Werk und seine Heimath"; 8. Prof. Dr. Schleusner über „Beiträge zur Wirthschaftspolitik der Hohenzollern in den Westprovinzen, besonders der Grafschaft Mark, vor 100 Jahren"; 9. Otto Schell über „Die Geschichte von Kaiserswerth, Calcum und Benrath", und „Bilder aus der Geschichte des bergischen Landes im dreissigjährigen Kriege"; 10. Bernhard Schönneshöfer über „Altenberg" und 11. Adolf Werth über „Die kirchengeschichtliche Entwicklung Barmens von 1655—1695" und „Aus der Kirchengeschichte des Wupperthals".

Im Jahrgang 1895 der vom Geheimen Archivrat Dr. Harless herausgegebenen Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins sind an wichtigeren Aufsätzen enthalten:

Prof. Max Lossen, Die Verheirathung der Markgräfin Jakobe von Baden mit Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg (1581—1585).

E. Pauls, Kulturgeschichtliches.

— Ein Massengrab im Dom zu Altenberg.

W. Harless, Die Fürstengruft zu Altenberg.
—, Das Memorienregister der Abtei Altenberg.

Die unter Leitung des Lehrers Herrn Otto Schell herausgegebene Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins verdankt ihre Gründung Herrn Friedrich Bayer. Sie enthält eine Fülle kleiner Nachrichten. Ausserdem unterstützte der Verein die Herausgabe der von dem Lehrer Herrn Bernhard Schönneshöfer verfassten, auf gewissenhaftem Quellenstudium beruhenden „Geschichte des Bergischen Landes“ (Elberfeld 1895).

Der Vereinssammlung wurden einverleibt: ein Steinmeissel, gefunden in Dönberg, hart an der rheinisch-westfälischen Grenze (Monatsschrift I, S. 159), eine Silbermünze des Vespasian, vier Goldwagen, in verschiedenen bergischen Industriestädten angefertigt, ein Zierdegen a. d. Ende d. 18. Jh., ein reich verzierter Hirschfänger, zwei Schwerter mit Verzierungen. Weiterhin Thonplatten vom Fussboden der Markuskapelle in Altenberg (Keller i. d. Monatsschrift I, S. 137), drei Siegburger Steingutkrüge, ein Bartmannskrug aus Frechem. An Hausgeräthen: alte bergische Messinglampe, Taschenbesteck von einer bergischen Gabe-Hochzeit, Stuhl von 1797 mit geschnitzter Rückenlehne, zwei silberne Lichtputzscheeren a. d. Ende d. 18. Jh., mit reicher Ornamentik. Unter den Gemälden sind Abbildungen, Ansichten alter Häuser von Elberfeld, Porträt von Weyer in Elberfeld, Ansichten aus dem Bergischen Lande. Nähere Angaben über die Sammlungen sind enthalten in der Westdeutschen Zeitschrift I, S. 274, II, VIII, XIII, XIV, S. 404; Zeitschrift d. Bergischen Geschichtsvereins XXIV, S. 75; XXV, S. 276; XXVII, S. 240; XXX, S. 298; XXXI, S. 159.

2. Historischer Verein für den Niederrhein.

Die Zahl der Mitglieder beträgt 780. Die Frühjahrsversammlung fand am 19. Mai zu Honnef, die Herbstversammlung in Zülpich am 9. Oktober statt. In jener sprach zuerst Pfarrer Unkel über die Honnefer Familie Steffens, in deren Hause die Versammlung tagte; sodann erstattete der Vorsitzende, Geheimrat Hüffer, mehrere nun in der Vereinszeitschrift gedruckt vorliegende Berichte (siehe unten) und Pfarrer Heilgers verbreitete sich über die Etymologie der Ortsnamen bei Bonn. In der zweiten, zu Zülpich abgehaltenen Versammlung eröffnete Dr. Klinkenberg die Reihe der Vorträge durch eine Darstellung des Mütter-Cultus in der Gegend zwischen Erft und Roer. Sodann gab Herr Oberpfarrer Dr. van Endert einen Ueberblick über die Baugeschichte der Zülpicher Pfarrkirche; der Vorsitzende, Domkapitular Schnütgen lieferte hierzu werthvolle Ergänzungen. Provinzial-Conservator Dr. Clemen verbreitete sich eingehend über die mittelalterlichen Wandmalereien in den Rheinlanden und Stadtbaurat Heimann endlich besprach die Wiederherstellungsarbeiten an der Markuskapelle in Altenberg und an der Cäcilienkirche in Köln. Den Schluss bildete die Besichtigung der Pfarrkirche unter Leitung des Vorsitzenden, Domkapitular Schnütgen.

Das im Berichtsjahre veröffentliche 61. Heft der Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln enthält folgende Abhandlungen:

Hermann Hüffer, Aus den Jahren der Fremdherrschaft.

I. Des kurkölnischen Hofraths M. B. Altstätten poetische Beschreibung seiner Flucht von Bonn nach Westphalen 1794—1795.

II. Die Familie von Lombeck-Gudenau während der Zeit der Revolution.

III. Lezay-Marnesia und Maximilian Friedrich von Gudenau.

O. Dresemann, Die jülichsche Fehde 1542—1543. Zeitgenössischer Bericht des Michael zo Louff, Johanniters in Kieringen.

— Aus einer Chronik des Karthäuserklosters Vogelsang bei Jülich.

Al. Meister, Die Haltung der drei geistlichen Kurfürsten in der Strassburger Stiftsfehde 1583—1592.

Kasimir Hayn, Aus den Annaten-Registern der Päpste Eugen IV, Pius II., Paul II. und Sixtus IV. (1431—47; 1458—84).

Kaspar Keller, Die historische Literatur des Niederrheins für die Jahre 1892 u. 1893.

Hermann Hüffer, Der Grabstein des Burggrafen Heinrich von Drachenfels zu Rhöndorf. Mit einer Tafel.

Die ebenfalls im Jahre 1859 erschienene erste Abtheilung des 60. Heftes enthält die Hälfte des Registers für die Bände 41—59.

Die durch den Verein veranstaltete Inventarisirung der kleineren Archive der Rheinprovinz wurde auch in diesem Jahre fortgesetzt, sodass bereits die Archive von Kempen, Rees, Goch und Calcar im Manuskript druckfertig vorliegen.

3. Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier.

Die Gesellschaft, die an 300 Mitglieder umfasst, hielt im Jahre 1895 zwei Sitzungen ab, von denen die erste geschäftlichen Angelegenheiten gewidmet war. In der Generalversammlung am 23. September hielt Herr Bürgermeister Müller von Echternacherbrück einen Vortrag über das Mithraeum von Schwarzerden im Kreise St. Wendel, Dr. Lehner einen solchen über die letztjährigen Unternehmungen und Erwerbungen des Provinzialmuseums. Ein Auszug aus dem erstgenannten Vortrage erschien im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift (Jahrgang XIV, Sp. 254), der Inhalt des zweiten Vortrags deckt sich im Wesentlichen mit dem in der westdeutschen Zeitschrift (Jahrgang XIV, S. 397) erschienenen museographischen Bericht. Die Gesellschaft liess im Berichtsjahre mehrere in ihrem Besitz befindliche Glasgemälde des 16. Jh. restauriren und von einem dem Abbruche geweihten gothischen Hause in Trier photographische Aufnahmen herstellen. Ausserdem bewilligte sie namhafte Geldzuschüsse zu einer umfassenden Publikation der römischen

Stadtbefestigung von Trier und zu einer Ausstellung alter und neuer Gemälde im Museum.

Vereinsorgan ist das „Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst" nebst dem Limesblatt.

4. Architekten- und Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfalen.

Infolge der Uebersiedelung des Geh. Baurats Bessert-Nettelbeck nach Berlin hat Baurath Stübben die Stelle des Vorsitzenden übernommen. Der Verein, dessen Mitgliederzahl 239 beträgt, hielt im verflossenen Jahre 19 Sitzungen ab, über die die gedruckten „Aufzeichnungen" näheren Aufschluss geben. Ausserdem wurden sechs Ausflüge zur Besichtigung gewerblicher und industrieller Etablissements Kölns und ein achttägiger Ausflug nach London unternommen.

In den Versammlungen wurden die folgenden Vorträge gehalten (Auszug daraus in den „Aufzeichnungen" veröffentlicht):

7. Jan. 1895: Baurat Stübben über die bauliche Umgestaltung der Städte Neapel, Palermo, Rom und Florenz.

17. Jan. Baurat Stübben über die Baudenkmale Siciliens.

4. Febr. Landbauinspektor Arntz über die alte Burg in Coblenz. Der Erwerb des jetzt im Besitz der Erben Schaaffhausen befindlichen ältesten und historisch wichtigsten profanen Denkmals von Coblenz für die Stadt soll bekanntlich mit Unterstützung von Staat und Provinz versucht werden. Eine genaue Aufnahme der Burg von L. Arntz ist in der Zeitschrift für Bauwesen 1896 (und im Sonderabdruck) veröffentlicht worden.

4. März. Ingenieur Schott über Reiseerinnerungen aus Norditalien.

28. Mai. Berichte der Herren Unna, Stübben und Heimann über den Ausflug nach London.

4. Nov. Oberbaurat Jungbecker über Jerusalem und seine Bauten.

18. Nov. Stadtbaurat Heimann über die Baugeschichte des Museums Wallraf-Richartz zum 100 jährigen Geburtstage von Joh. Heinrich Richartz.

15. Okt. Stadtbaurat Heimann über die sieben letzten Decennien des Kölner Dombaues. Der Vortrag ist durch vier grosse Pläne illustrirt, in den Aufzeichnungen vollständig abgedruckt, ebenso in dem officiellen Bericht über die Verhandlungen des Kunsthistorischen Kongresses zu Köln 1894, S. 33—46.

Ausserdem wurden eine Reihe Vorträge über technische Themata gehalten.

II. Die Vereine mit beschränktem Wirkungskreis.

5. Aachen. Aachener Geschichtsverein.

Die Zahl der Mitglieder beträgt 573. Im Laufe des Vereinsjahres haben drei Monatsversammlungen stattgefunden, bei denen Vorträge gehalten wurden. Zur Generalversammlung trat der Verein am 16. Oktober in Burtscheid zusammen. Die im Anschluss daran gehaltenen Vorträge sind veröffentlicht im XVII. Bande der Vereinszeitschrift S. 327 ff. Bei der Besichtigung der beiden Pfarrkirchen übernahmen Oberpfarrer Baurs und Kaplan Bosbach die Führung. Am 19. Juni unternahm der Verein einen wissenschaftlichen Ausflug nach Maestricht.

Der XVII. Bd. der im Auftrage der wissenschaftlichen Kommission von Dr. E. Fromm herausgegebenen „Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins" enthält u. A. eine Abhandlung von August Pauls, „Der Ring der Fastrada", einen längeren Artikel von A. Cartellieri über Heinrich von Klingenberg, Propst von Aachen und eine auch besonders für sich erschienene, reich illustrirte Abhandlung von Jos. Buchkremer, Die Architekten Johann Joseph Couven und Jakob Couven. Der Verfasser berichtet im ersten Abschnitt über die Studienjahre des älteren dieser für die Baugeschichte der Stadt Aachen so ungemein wichtigen Architekten und schildert sodann die von ihm in Aachen selbst und ausserhalb Aachens errichteten kirchlichen und profanen Bauten. Im zweiten Abschnitte wird dann die bauliche Thätigkeit des Sohnes, Jakob, beleuchtet; der Schlussabschnitt endlich gibt eine vergleichende Charakteristik der beiden Architekten. — E. Fromm handelt über die „Zeitgenössischen Berichte über Einzug und Krönung Karl V. in Aachen am 22. und 23. Oktober 1520". Ausserdem publicirte der Verein ein von Philipp Nottbrock bearbeitetes Register zu den Bänden VIII—XV der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins.

6. Aachen. Verein für Kunde der Aachener Vorzeit.

Der Verein, der 211 Mitglieder zählt, hat im Laufe des Vereinsjahres einen Ausflug nach Aldenhoven bei Jülich unternommen. Bei dieser Gelegenheit sprach Pfarrer Schnock sehr eingehend über die Geschichte des Ortes, während Direktor Dr. Wacker einen Vortrag über die Schlacht bei Aldenhoven hielt. Daran schloss sich eine Besichtigung der Pfarrkirche und der übrigen sehenswerthen Bauten. — Die Generalversammlung fand am 7. Dezember 1895 statt.

Die im Auftrage des Vereins vom Pfarrer Schnock herausgegebene Zeitschrift „Aus Aachens Vorzeit, Mittheilungen des Vereins für Kunde der Aachener Vorzeit" enthält u. a. einen Aufsatz von J. Buchkremer „Baugeschichte des Hauses Friesheim." Der Verfasser schildert an der Hand von guten Abbildungen das allmähliche Werden dieses in seinen Anfängen noch

gothischen Bauwerks, am Bergdrisch No. 2, das dann im 17. und 18. Jh. mehrfach Veränderungen unterworfen wurde. Die Bemühungen des Vereins, das interessante Haus zu erhalten, blieben leider erfolglos; im Juni des Jahres 1894 wurde es abgebrochen. Hervorzuheben sind ausserdem eine Abhandlung „Reinard von Schönau, der erste Herr von Schönforst“ von H. J. Gross; B. M. Lersch beschreibt den Reliquienbehälter des h. Anastasius im Aachener Dom, J. Buchkremer berichtet noch über den Abbruch der Häuser des Josephinischen Instituts und des Waisenhauses in der Pontstrasse, ferner über die Freilegung des Chores der Nikolauskirche. Eine willkommene Ergänzung zu dem baugeschichtlichen Aufsatze über das Haus Friesheim bildet der Artikel von Franz Oppenhoff „Die Familie von Friesheim im 17. und 18. Jahrhundert.“ Den Schluss macht ein Aufsatz von C. Rhoen „Der ehemalige malerische und plastische Wandschmuck im karolingischen Theile des Aachener Münsters“; der Stoff ist um so interessanter, da soeben die seit Jahren gepflogenen Unterhandlungen über die Erneuerung der inneren Ausschmückung zum Abschluss gekommen sind.

7. Bonn. Verein Alt-Bonn.

Die Mitgliederzahl hat sich nicht wesentlich geändert, dagegen ist in den Vorstand an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Klingholz Herr Gutsbesitzer Albert von Claer zu Burg Vilich getreten. Der Verein hat zwei Versammlungen abgehalten, am 21. März und am 30. Oktober. In der ersten hielt der Vorsitzende Dr. Sonnenburg einen Vortrag über den grossen Eisgang von 1784 in Bonn, dann berichtet Herr Architekt Hupe über die Entdeckungen bei Restaurationsarbeiten in der Bonner Minoritenkirche; in der zweiten gab Herr Landtagsabgeordneter Dr. Hauptmann eine Darstellung der Zustände in Bonn nach der Ueberrumpelung durch Martin Schenk 1588. Ueber die Vorträge haben die hiesigen Tagesblätter ausführliche Berichte gebracht. Als Vereinsgabe wurde eine Lichtdruckwiedergabe eines Kupferstichporträts des Kurfürsten Joseph Clemens von Köln an die Mitglieder vertheilt. Die Sammlungen sind durch eine grosse Anzahl von Gegenständen, welche auf die Stadtgeschichte Bezug haben, bereichert worden, so vor allem durch zahlreiche Bildnisse der kölnischen Kurfürsten und alte Ansichten der Stadt und einzelner Theile derselben sowie ihrer nächsten Umgebung. Besonders hervorzuheben ist die Erwerbung eines in Bonn geschlagenen Denars Karls des Grossen.

8. Düsseldorf. Düsseldorfer Geschichts-Verein.

Die ordentliche Generalversammlung des Vereins, der 345 Mitglieder zählt, fand am 12. März 1895 statt. Bei dieser Gelegenheit sprach Dr. Redlich über „Düsseldorf vor 100 Jahren“ und Referendar A. Pauls über „Kulturhistorische Säkular-Erinnerungen“. Ausserdem wurden im Laufe des Jahres 1895 noch sechs Vereinsversammlungen abgehalten. Am 8. Januar sprach Herr G. Bloos über „Das Generalgouvernement Berg in den Jahren 1813—1815“, am

12. Februar bot Professor Th. Levin eine Fortsetzung seines Vortrags vom 11. Dezember 1894; wie damals über die Lehrer, so sprach er diesmal über die Schüler der Düsseldorfer Akademie im 18. Jh.; er nannte unter diesen Wilh. Jos. Müller, Theodor Aug. Bislinger, Laurenz Kosse (vermuthlich ein Onkel des Peter Cornelius), die beiden Kupferstecher Selke und Pflugfelder, den Bildhauer Ignaz Osterspee, Ströhling und J. G. Huck, ihres Zeichens gleichfalls Kupferstecher, den Historienmaler J. J. Freidhof und Aegidius Mengelberg. Unter den Ausländern erwähnte Prof. Levin einen J. B. Warnimont aus Paris, ferner Bruder Abraham (Gilson aus Orval). Mehrere Schüler der Akademie standen in Beziehungen zu Goethe, so Jos. Hoffmann, der Schweizer J. H. Ligs, dem Goethe seine Berufung nach Weimar verdankte, endlich J. G. Schütz, der zu Goethe's römischem Freundeskreise gehörte. Erwähnt seien endlich noch Robert v. Langer, der später in München eine so grosse Rolle spielte, Cl. Zimmermann und Heinrich Kolbe. Peter Cornelius beansprucht einen Platz für sich. In derselben Versammlung berichtete dann noch J. Buchkremer über die Baugeschichte des Jägerhofs, eines Werkes des Aachener Architekten J. J. Couven aus den fünfziger Jahren des 18. Jh.

Am 15. Oktober sprach Prof. Dr. Bone über „zwei päpstliche Siegelstampfer des 13. Jh."; am 5. November Dr. F. Schmitz über „Die Abtei Heisterbach, ihre Gründung und ihre Geschichte", endlich am 3. Dezember E. Pauls über „Speise und Trank auf dem Tische unserer Vorfahren".

Der neunte Band des Jahrbuches des Düsseldorfer Geschichtsvereins „Beiträge zur Geschichte des Niederrheins" enthält unter andern die folgenden grösseren Aufsätze:

F. Küch, Die älteren Düsseldorfer Schöffensiegel.

— Zur wirthschaftlichen Geschichte Düsseldorfs.

Otto R. Redlich, Jülich und Geldern am Ausgange des 15. Jh.

Prof. G. v. Below, Der Streit des Herzogs Johann von Jülich-Berg mit dem jülicher Erbmarschall Engelbert Hurdt von Schönecken i. d. Jahren 1513 und 1514.

Dr. Ferdinand Schmitz, Weisthümer des Kirchspiels Oberdollendorf im Amte Löwenberg und Verordnungen des dortigen Marktgedinges.

Dr. H. Forst, Ueber die Aufhebung des Klosters der Regulierherren zu Neuss im Jahre 1623.

— Ein Schreiben der evangelischen Geistlichkeit der Stadt Wesel an ihre aus der Oberpfalz vertriebenen Amtsbrüder (i. J. 1630).

Dr. A. Koernike, die Huntschaft und das Hofgericht des Herzogs von Berg zu Lintorf.

J. Th. de Raadt, Beiträge zur Geschichte des Kurfürsten Johann Wilhelm.

Prof. Dr. R. Hassencamp, Beiträge zur Geschichte der Bruder Jacobi.

E. Pauls, Die Beckhaus'sche Sammlung in der Königlichen Landesbibliothek zu Düsseldorf.

9. Essen. Historischer Verein für Stadt und Stift Essen.

Der Verein zählt 148 Mitglieder. Die allgemeine Sitzung fand am 27. November statt. In derselben sprach Dr. Ribbeck über die Geschichte des Essener Lutherischen Gymnasiums im 16. und 17. Jh., im Zusammenhang mit der Geschichte der Stadt, namentlich in religiöser Beziehung. Der Vortrag wird in erweiterter Form in den „Beiträgen zur Geschichte von Stadt und Stift Essen“ erscheinen.

10. Geldern. Historischer Verein für Geldern und Umgebung.

Der Verein, der 116 Mitglieder zählt, hielt im Jahre 1895 drei Versammlungen ab, eine zu Nieukerk, eine in Straelen und eine in Geldern. Um die Förderung der wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins machte sich besonders Herr Jean Real verdient; er sprach am 5. Mai über „Festung und Burg Wachtendonck in den letzten dreissig Jahren ihres Bestehens“ und am 25. August über „Die Schlacht bei Straelen am 23. Juni 1468.“ Herr Ehrenbürgermeister Müllenmeister von Nieukerk handelte am 8. December über „Das Leben des Martin Schenk von Nydeggen.“ Sämmtliche Vorträge sind gedruckt in der „Geldern'schen Zeitung“ erschienen. Die in den letzten fünf Jahren angelegte Sammlung von Münzen aus der Zeit der Grafen und Herzöge von Geldern, der geldernsch-spanischen und preussischen Zeit enthält 380 Stücke, davon 40 in Gold.

11. Kempen. Kunst- und Altertums-Verein.

Der Verein, dessen Mitgliederzahl gegenwärtig 120 beträgt, wird demnächst seine Sammlungen in den restaurirten Räumen des Kuhtbors unterbringen. An Neuerwerbungen sind zu verzeichnen: Mehrere Raerener und Frechener Krüge mit Wappen, Medaillenköpfen und Spruchbändern aus der Zeit von 1570—1600, eine grosse Renaissancetruhe mit vier biblischen Darstellungen aus der Geschichte Simsons, 1,73 m breit, 0,78 m hoch, um 1600, zwei reich geschnitzte Cassetten um 1650, mit Eisenbeschlag, 0,15 m hoch, 0,45 m lang, 0,33 m breit, eine Rococotruhe, reich und schön geschnitzt, mit Bronzebeschlägen, 1,42 m breit, eine gothische Cassette in Leder geschnitten, mit gothischem Eisenbeschlag, eine sehr schöne Dolchscheide aus Buchsbaum mit fünf Darstellungen, 0,20 m lang, ein hübsches Tabernakel in Eichenholz, aus dem ehemaligen St. Annenkloster zu Kempen stammend, um 1520, die Thür verziert durch zwei Engel, welche eine Monstranz halten. Am Fusse derselben kniet eine betende Nonne. Weiterhin fränkische Urnen, Delfter Vasen, verschiedene Münzen und Bücher.

12. Kleve. Altertumsverein.

Die Neukonstituirung des Vereins ist noch nicht abgeschlossen. Er steht vorläufig noch unter der Leitung eines provisorischen Ausschusses, dessen Auf-

gabe darin besteht, die nöthigen Maassnahmen für eine würdige und zweckentsprechende Aufstellung der in dieser Gegend gefundenen Altertümer zu treffen. Die Thätigkeit des Vereins soll sich dann nicht nur auf die Erhaltung und Vermehrung dieser Sammlung erstrecken, sondern es soll auch das Ziel verfolgt werden, die Einwohner Kleves immer mehr mit der Geschichte ihrer Heimat vertraut zu machen.

13. Koblenz. Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Regierungsbezirk Koblenz.

Die Zahl der Mitglieder ist auf 136 gestiegen. Die Sammlungen des Vereins sind lediglich durch einige Fragmente grosser römischer Grabdenkmäler mit figürlichen Darstellungen vermehrt worden, welche bei den Baggerarbeiten in der Mosel unterhalb der Koblenzer Moselbrücke aufgefunden worden sind. (Die übrigen dort aufgefundenen Steine befinden sich im Provinzialmuseum zu Bonn.)

14. Köln. Verein von Altertumsfreunden.

Die Mitgliederzahl beträgt 56. Der Verein hat im Laufe des Vereinsjahres (Mai 1895 bis Mai 1896) 16 Sitzungen gehalten und dabei 15 Vorträge entgegengenommen. Es sprachen:

Hofrat Aldenhoven über „Das Princip der Plastik in Antike und Renaissance".

Direktor Dr. v. Falke über: „Die sogenannten Hirschvogel-Fayencen" und über „Altorientalische Teppiche."

Stadtarchivar Dr. Hansen über „Die Anfänge des Jesuitenordens in Köln.

Stadtbaurat Heimann über „Die Kathedrale von Canterbury", „Die Wiederherstellungsarbeiten an den Kirchen zu Schwarzrheindorf und Oberwesel" und „Das Ordensschloss zu Marienburg i. Westpr."

Dr. Kisa über „Römische Funde an der Luxemburgerstrasse zu Köln" und „Antikes Kunstgewerbe".

Oberbaurat Jungbecker über „Jerusalem und seine Bauten" und „Aus Alt-Aegypten".

Domkapitular Schnütgen über „Translucides Email", „Bodenbelag des Domes zu Köln" und „Fälschungen frühchristlicher Goldarbeiten".

Baurat Stübben über „Aosta".

Kurze Berichte über diese Vorträge sind in der Kölnischen Zeitung und im Stadtanzeiger enthalten.

Der Verein hat zur Untersuchung der Kirche in Kriel einen Beitrag gespendet und zur Wiederherstellung des Altenberger Doms einen Jahresbeitrag bewilligt.

15. Kreuznach. Antiquarisch-historischer Verein für Nahe und Hunsrücken.

Der Verein, der 105 Mitglieder zählt, hielt im Jahre 1895 zwei Sitzungen ab. Publicirt wurde eine Photolithographie des bei Kreuznach gefundenen römi-

schen Mosaiks mit einer kurzen Erläuterung von O. Kohl. Der Verein hat die Nachgrabungen in Münster bei Bingen gefördert und teilweise durch den Schriftführer überwachen lassen. Die zuerst gefundenen Ornamente aus weissen und schwarzen Steinchen wurden für den Verein erworben, das grosse Rundbild ging in den Besitz des Städtischen Museums in Frankfurt a. M. über. Bei Weinsheim liess der Verein einen fränkischen Steinsarkophag ausheben und die zerstreuten Fundstücke sammeln. Ausserdem wurde die Sammlung noch durch die Erwerbung einer römischen Wage, einiger römischen Schalen und Münzen, endlich einer Kreuznacher Gemein-Ordnung a. d. J. 1530 vermehrt.

16. Neuss. Altertumsverein.

Nach dem Tode des bisherigen Leiters Dr. Sels wurde Gymnasialdirektor Dr. Tücking zum Vorsitzenden gewählt. Die Zahl der Mitglieder beträgt 46. In den vier Sitzungen, die im Laufe des Jahres stattfanden, wurde über die Neuordnung der Sammlungen, über die Anlegung eines wissenschaftlichen Katalogs und über ortsgeschichtliche Fragen verhandelt. Am Schlusse des Winterhalbjahres veröffentlichte der Vorsitzende „Urkunden und Akten aus dem Archiv der Klarissen zu Neuss“ (Neuss 1896), die sich im Besitze des Altertumsvereins befinden.

17. Prüm. Gesellschaft für Altertumskunde.

In den Vorstand traten an die Stelle der infolge ihrer Versetzung ausgeschiedenen Herren Seminardirector Dr. Schäfer und Oberlehrer Dr. Lemmen die Herren Seminar-Oberlehrer Radermacher und Gymnasial-Oberlehrer Donsbach. Die Zahl der Mitglieder beträgt 85. Die Gesellschaft trat fünfmal zu Sitzungen zusammen. Die darin gehaltenen Vorträge wurden in der Eifeler Volkszeitung zum Abdruck gebracht, ein Auszug ausserdem in dem Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift und in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht.

In der Generalversammlung vom 6. Juli 1895 sprach Herr Dr. Radermacher über die Ortsnamen auf scheid und auel, ausgehend von einer Schrift des Herrn Directors Vogt über diese Ortsnamen. Herr Gymnasiallehrer Hebler hielt einen eingehenden Vortrag über das Kloster Himmerode. Der Zustand der noch erhaltenen Bauwerke wurde durch Photographieen veranschaulicht und dem Wunsche Ausdruck gegeben, es möge dem weitern Verfall des ehrwürdigen Gebäudes Einhalt gethan werden. Am 3. Februar 1896 hielt Dr. Radermacher einen Vortrag über die ältesten Weltkarten im Anschluss an die Karte des Henricus Glarianus. Die Ausgrabungen der römischen Villa in Blankenheim waren durch Herrn Dr. Radermacher im Auftrage der Gesellschaft besichtigt worden, der darüber in einem eingehenden Vortrag berichtete. Am 11. October berichteten die Herren Hebler und Donsbach über die von ihnen besichtigten römischen Altertümer zu Breitfeld bei St. Vith, wo das Hypokaustum einer Villa aufgedeckt worden ist. Ein ausführlicher Bericht hierüber soll in den Bonner Jahrbüchern veröffentlicht werden.

Am 13. März 1895 hielt Herr Oberpfarrer Hertkens aus Cronenburg einen Vortrag über die kirchlichen Kunstschätze des Kyllthales, insbesondere über die Deckenmalereien d. 15. Jh. in der Kirche zu Cronenburg.

18. Saarbrücken. Historisch-antiquarischer Verein für die Saargegend.

Der Verein, der 270 Mitglieder zählt, trat i. J. 1895 zu acht Sitzungen zusammen. Der Vorstand hat die Altertümer in Zebach, Dirmingen und Wustweiler besichtigt. Im zweitgenannten Orte wurden unter der protestantischen Kirche alte Steinsärge aufgefunden.

Architekt Wullenweber hat ein „Inhaltsverzeichniss und Register zu den Heften 1—4 der Vereinsmitteilungen: Ueber die römischen Niederlassungen und die Römerstrassen in den Saargegenden, von Dr. Friedrich Schröter" veröffentlicht. Dr. Teich hat seine beiden im Vereine gehaltenen Vorträge „Ueber die Megalithe im Allgemeinen und den Rentrischer Stein im Besondern" in Druck gegeben (Dudweiler 1896). Der Verein stellte i. J. 1894 eine genaue Untersuchung über den Rentrischer Stein an, um festzustellen, ob die Sohle thatsächlich aus einem Pflaster bestände; die Untersuchung stellte fest, dass von Pflaster nichts vorhanden war.

Der Ankauf des Grundstückes mit dem Rentrischer Steine wurde in Aussicht genommen.

Unter den Erwerbungen für die Sammlung des Vereins ist hervorzuheben ein römischer Ring mit eingelegter Gemme, gefunden bei Heusweiler, und eine Epona aus Limbach i. d. Pfalz (beschrieben in der Westdeutschen Zeitschrift, Museographie für 1895).

19. Werden. Historischer Verein für das Gebiet des ehemaligen Stiftes Werden.

Die Mitgliederzahl beträgt 140. Das vierte Heft der vom Vereine herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte des Stiftes Werden" enthält eine Reihe wichtiger Abhandlungen:

W. Effmann, Die im 19. Jahrhunderte zerstörten Baudenkmale Werden (Es sind dies ausser der Stadtbefestigung die Nikolaikapelle und die Klemenskirche, ein Bau, dessen Entstehung vielleicht noch in das vorige Jahrtausend zurückreicht. Die Luciuskirche ist als Wohnhaus, wenn auch in arg verstümmeltem Zustande erhalten geblieben. Sie wurde noch am Ende d. 10. Jh. begonnen als dreischiffiger Bau, verlor aber am Ende d. 18. Jh. ihre Seitenschiffe. Seit 1891 befindet sie sich wieder im Besitz der katholischen Pfarrgemeinde. Die Malereireste, die in den Nischen der Hochwände von Prof. W. Effmann aufgedeckt worden sind: Heiligenfiguren mit Priestern zur Seite, unter den Heiligen der hl. Lucius, gekennzeichnet durch Beischrift und königliches Ornat — gehören in den Anfang des 11. Jh. Die Publikation der Kirche und ihrer Gemälde steht in einem von Professor Effmann seit Jahren vorbereiteten Werke bevor).

Dr. P. Jacobs, Zerstörung der Werdener Ruhrbrücke durch Hochfluth im J. 1533 und Errichtung einer neuen Bogenbrücke in den Jahren 1533—1538.

Dr. G. Kranz, Die Werdener Nachbarschaften.

Prof. Jostes, Altsächsische Kalender aus Werden und Hildesheim.

20. Wesel. Niederrheinischer Verein für Orts- und Heimatskunde.

Die Zahl der Mitglieder beträgt 77. Die Sammlungen des „Niederrheinischen Museums", die gegenwärtig in der Goldstrasse Nr. 1071 untergebracht sind, sind der Stadt als Eigentum angeboten worden. Die wichtigste Erwerbung der letzten Zeit ist ein aus Crudenburg a. d. Lippe stammender Einbaum, der in der Lippe selbst 75 cm unter dem Wasser gefunden worden ist. Er hat eine Breite von 80 cm, eine Länge von 6,60 m. Der vordere Teil, 1,40 m lang, stellte Kopf und Hals eines Thieres, wohl eines Drachen, dar. Der Kopf misst vorn 13 cm in der Breite und 15 cm in der Tiefe. Das Augenloch, welches quer liegt, ist von dem Kopfende 17 cm entfernt. Die Aushöhlung beginnt 30 cm vom Kopfende entfernt. Am Grunde des Halses beträgt die Nachenbreite 70 cm. Der Bord ist an beiden Seiten stark beschädigt und hatte ursprünglich eine Höhe von 42 cm. 3,50 cm vom Kopfende entfernt zieht sich quer durch den Nachen eine rippenartige Erhöhung, welche bei der Aushöhlung des Stammes stehen gelassen wurde und 2,10 cm weiter noch eine andere. Jede derselben hat eine Höhe von 3—6 cm. Am Schwanzende des Nachens fehlt der Bord an beiden Seiten und ist nur noch die Sohle vorhanden.

Das Fahrzeug lag mit dem Kopfende nach Crudenburg zugekehrt derart im Sande des Strombettes, dass die Oberseite nach unten gekehrt und nur die Sohle ein klein wenig über den Sand hinausragte. Darüber stand etwa $^3/_4$ m Wasser. Das Lager war nicht ganz parallel mit dem Ufer, sondern etwas schräge. Da ein gesunkener Nachen sogleich zu versanden und nicht weiter zu treiben pflegt, so darf vermutet werden, dass in der Nähe der Fundstelle auch sein Gebrauchsort gewesen sei. Etwa 400 Schritt unterhalb der Fundstelle stehen, an der rechten Seite der Lippe alte, abgefaulte Eichenpfähle, welche mit ziemlicher Sicherheit auf eine ehemalige Brücke hindeuten. Sowohl von Drevenack als auch von Hünxe führt je ein Weg nach den Lippeweiden und beide nehmen die Richtung auf die Brücke, obgleich sie in den Weiden nicht mehr zu erkennen sind. Ferner liegt am linken Lippeufer in der Nähe der ehemaligen Brücke ein alter germanischer Grabhügel und nicht weit davon ist vor Jahren ein ganz ähnlicher Hügel abgetragen worden, in welchem man eine Todtenurne gefunden hat.

21. Xanten. Niederrheinischer Altertumsverein.

Der Vorstand wurde durch zwei neugewählte Mitglieder ergänzt. Die Zahl der Mitglieder des Vereins beträgt 30. Die Sammlungen wurden durch Erwerbung einer Anzahl Münzen, Gemmen und verschiedener Bronze-Sachen vermehrt.

III. Die städtischen Sammlungen.

1. Aachen. Städtisches Suermondt-Museum.

An wichtigeren Erwerbungen sind zu verzeichnen:

I. Geschenke von Privatpersonen: von Herrn Karl Suermondt: Fischhändlerin, Gemälde von Zorg; von Herrn Grafen Stroganoff: Christus vor Pilatus, Gemälde von Leonard Bramer; ausserdem verschiedene Werke der Kleinkunst, Gipsabgüsse und Photographien, darunter Aufnahmen der 1894 auf dem Chorusplatz veranstalteten Ausgrabungen; Herr Fritz Willekens schenkte 20 in Köln 1895 gefundene römische Bronzemünzen.

II. Ueberweisungen des Museums-Vereins: 115 frühe Handzeichnungen, ein Skizzenbuch und eine Oelskizze von Alfred Rethel. — Zwei gothische eiserne Kisten aus dem 15. Jh., ein altes Eisenkästchen mit gravirtem Deckel, ein gothisches Kästchen mit in Leder geschnittenen Verzierungen. Ein Elfenbeinmörser mit Stössel und weitere Gegenstände in Elfenbein. Fünf bronzene Schellen zu kirchlichem Gebrauch mit Inschriften und Verzierungen; 22 Bronzemörser mit Inschriften und Verzierungen aus dem 16.—18. Jh., Friesländische Wanduhr; ferner Skulpturen, Wachsreliefs, ein Bildniss des Aachener Dompropstes Claessen u. a.

III. Ueberweisungen der Stadtverwaltung: 11 Goldmünzen, gefunden 1895 bei Grabungen in der Sackgasse zu Aachen; 2 Graphit-Schmelztiegel der früheren Aachener Messinggiesser; 2 alte schmiedeeiserne sogenannte Wingel (Wetterfahnenhalter) von städtischen Gebänden.

2. Düsseldorf. Historisches Museum.

Die in dem städtischen Gebäude am Burgplatz untergebrachten Sammlungen haben sich im Jahre 1895 um 48 Nummern vermehrt. Zu erwähnen sind darunter eine grössere Anzahl Düsseldorfer Drucksachen als Geschenke des Herrn Dr. Vondey, Akten, Urkunden, Medaillen von lokalgeschichtlicher Bedeutung; unter den Alterthümern eine gusseiserne Herdplatte mit der Darstellung von Simsons Kampf mit dem Löwen; ein Thonkrug mit der Zahl 1778 und ein Räuchergefäss. Von den Gräberfeldern im Tannenwäldchen in der Gemeinde Golzheim wurden eine Anzahl gut erhaltener Urnen germanischen Ursprungs an das Museum abgeliefert, nachdem die Museumsverwaltung für diese Prämien ausgesetzt hatte. Ueber „Germanische Funde und ein germanisches Gräberfeld in Düsseldorf“ hat Oskar Rautert in den Rheinischen Geschichtsblättern 1894 Nr. 2 eine Abhandlung erscheinen lassen.

3. Köln. Museum Wallraf-Richartz.

Neue Erwerbungen. I. Gemälde: Meister von St. Severin, zwei Bilder mit Scenen aus der Ursula-Legende, erworben auf der Auction Nelles; B. Luini, Ecce homo, gutes Bild von vorzüglicher Erhaltung, aus der Sammlung Doetsch-London; Antonio Canale (Canaletto), Architekturbild aus Venedig,

erworben auf der Auction Bruchmann; M. Munkacsy, Der Held des Dorfes, ein Hauptwerk des Meisters, Geschenk des Herrn Fritz von Wittgenstein †.

II. Kupferstiche. Die Auction Bruchmann bot zu grösseren Erwerbungen Gelegenheit, welche die Museums-Bestände glücklich ergänzen. Besonders erwähnenswerth sind ein vorzüglicher Abdruck der Dürer'schen Melancholie, Rembrandt's Landschaft mit drei Hütten und die beiden Landschaften desselben mit Thürmen, Blätter in sehr guten Zuständen.

III. Römische und fränkische Altertümer. Die wichtigsten derselben sind in der Museographie der Westdeutschen Zeitschrift XIV. S. 402 f. veröffentlicht. Zu diesen kommen noch als Kölner Funde: Einige Gläser mit farbigen Zickzackfäden (4. Jahrh.), ein Glas in Form einer Weintraube mit Blättern (2. Jahrh.), eine Thonflasche mit weissen Barbotineranken und Inschrift PIEZESES und als letzte hervorragende Erwerbung ein wohlerhaltener Fussbecher aus smaragdgrünem durchsichtigen Glase mit weissen Schlangenfäden und goldenen Triquetris, kölnische Arbeit des 3. Jahrh. — Ein gleiches Exemplar aus demselben Grabe in der Weyerstrasse kam in die Sammlung des hiesigen englischen Viceconsuls C. A. Niessen und ist in dem von Dr. Kisa bearbeiteten Kataloge derselben abgebildet. In der Form dieser beiden Gläser, welche bisher in der Antike nicht constatirt ist, erscheint das Vorbild des Renaissance-Pokales erhalten.

IV. Germanische Altertümer rheinischer Provenienz. Funde in Hügelgräbern bei Erkrath, Altenrath und vom Ravensberg. Diese Ergebnisse von Ausgrabungen des Lehrers C. Radermacher in Köln erbringen durch die Form einzelner Thongefässe und Eisengeräthe zuerst den strikten Beweis für die Richtigkeit der Annahme, dass die germanischen Hügelgräber der Wahner Haide und ihrer Umgebung zumeist der jüngeren La Tène-Zeit angehören. (Vergl. Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde 1895. S. 99, 1896. S. 6.)

Nachgrabungen. Bei Bauten und Erdarbeiten innerhalb der Altstadt und an den ehemaligen Römerstrassen stösst man ungemein häufig auf römische Grabstätten und Architekturreste. Wenn erstere von Privaten ausgeführt werden, wird die Museumsdirection leider nur selten von etwaigen Funden verständigt; selbst die leitenden Baumeister ziehen es in der Regel vor, um nicht in den Arbeiten gestört zu werden, Funde zu verheimlichen und diese nachträglich an Trödler zu verschleudern. In vielen Fällen gelingt es der Museumsdirektion, sich auf diesem Umwege die Funde zu sichern, wobei jedoch auf die im wissenschaftlichen Interesse nöthige Kenntniss der Fundumstände verziehtet werden muss. So ist z. B. der grosse Münzfund von St. Maria am Capitol durch die Schuld des leitenden Baumeisters in alle Winde zerstreut und nur ein verhältnissmässig geringer Theil gerettet worden. Dagegen ist durch Verfügung des Oberbürgermeister-Amtes dem Museum Wallraf-Richartz nicht nur das Eigentumsrecht auf alle bei städtischen Erdarbeiten bezw. auf städtischen Grundstücken gefundene Altertümer und Kunstwerke gesichert, sondern den Bauleitern auch zur Pflicht gemacht, bei den ersten Anzeichen

von solchen die Museumsdirektion zu verständigen, unter deren Leitung dann die Ausgrabung erfolgt. Ausser derartigen — sehr häufigen — Anlässen hat das Museum selbstständige Ausgrabungen römischer Altertümer in der Luxemburgerstrasse veranstaltet, über welche ein gedruckter Bericht (Sonderabdruck den Bonner Jahrbüchern 99) erschien. Nach germanischen Altertümern wurde von Dr. Kisa im Auftrage des Oberbürgermeister-Amtes bei Roesrath (Lopsbohn) geforscht. (Vergl. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschr. XIII Nr. 128.)

Im November 1894 wurde von Dr. Kisa unter Beihülfe des Herrn Generalmajors a. D. Wolf am rechten Rheinufer bei Poll gegenüber der Alteburg die Anlage der sog. „Poller Köpfe" blossgelegt, grossartige Wasserbauten, welche die Bestimmung hatten, den Durchbruch des Rheines in die hinter Deutz liegende Niederung zu verhindern. Sie ziehen sich von Poll das Rheinufer entlang bis nach Deutz hinein und sind das Werk mehrerer Jahrhunderte (10.—15.). Der hierüber an das Oberbürgermeisteramt erstattete Bericht wird demnächst im Correspondenzblatte der Westdeutschen Zeitschrift im Druck erscheinen.

Stand der Museums-Sammlungen. Dieselben werden seit 6 Jahren einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen. Die Neuordnung und Katalogisirung ist mit einer allmählichen Neuausstattung und Umgestaltung der Ausstellungsräume verbunden. Bisher wurden fertiggestellt:

1. Die Sammlung von Gemälden altkölnischer Schule, der wichtigste Besitz des Museums.
2. Die Abtheilung moderner Gemälde.
3. Ein Theil der Sammlung von Gipsabgüssen. Die Nachbildungen von griechischen Skulpturen des 5. und 4. Jahrhunderts wurden theils bemalt, theils broncirt in pompejanisch ausgestatteten Räumen ausgestellt, deren Herstellungskosten durch Beiträge von hiesigen Kunstfreunden gedeckt wurden. Dazu kommen Abgüsse italienischer Renaissance-Sculpturen. Beides zumeist neue Erwerbungen.
4. Die Sammlung römischer Kleinaltertümer und Marmorskulpturen. Die noch vor 6 Jahren geringfügigen Bestände wurden bedeutend vermehrt, so dass insbesondere die Sammlung von Gläsern heute als mustergültig und als die grösste des Rheinlands dasteht.
5. Die Sammlung von Skulpturen der christlichen Periode, in Holz, Stein, Elfenbein und dergleichen.

4. Köln. Städtisches Kunstgewerbe-Museum.

Nachdem der bisherige Direktor, Arthur Pabst, wegen unheilbarer Erkrankung am 1. Januar 1895 pensionirt werden musste, wurde der Direktorial-Assistent des Berliner Kunstgewerbe-Museums, Dr. Otto von Falke, an seine Stelle berufen. Die Vermehrung der Sammlungen erfolgte theils aus städtischen Mitteln, theils durch Zuwendungen des Kunstgewerbe-Vereins. Hervorzuheben sind

aus der Abteilung der Metallarbeiten besonders ein Bronzemörser von Wolfgang Neidhardt in Ulm, gegossen 1595, ein Silbercrucifix des 16. Jh., ein aus Silber getriebener, vergoldeter Humpen aus Aschaffenburg, um 1600, ein silbervergoldeter Messkelch d. 16. Jh. mit Besatz von Edelsteinen, nebst Patene und Hostienbüchse, mit figürlichen Darstellungen in gravirter und geätzter Technik verziert, das Ganze in Lederfutteral mit Handvergoldung; eine umfangreiche Gruppe japanischer und chinesischer Bronzen zum Theil mit Email und Goldtauschirung ausgeschmückt, ausschliesslich ältere Erzeugnisse Ostasiens. Aus der Textilabtheilung: ein gesticktes Caselkreuz um 1500, ein gesticktes Antependium d. 18. Jh. Aus der Keramischen Abtheilung ein Altarwerk aus der Schule der Robbia vom J. 1523, ein Fayence-Aufsatz von Niederweiler a. d. 18. J., Fayencen der nordischen Manufakturen von Roerstrand, Marieberg, Stralsund, und verschiedenes Porcellan aus Höchst, Frankenthal, Meissen, Berlin. Aus der Abtheilung der Möbel: ein eichener geschnitzter Rococo-Consoltisch, aus Brühl stammend, mit dem Wappen des Kurfürsten Clemens August, und ein friesisch-holländischer Wäscheschrank aus Eichenholz um 1600.

Die Mittel, die der Kunstgewerbe-Verein dem Museum zur Verfügung stellte (8153 M.), kamen in erster Linie der Abtheilung der Kunsttöpferei zu gut. Sowohl an Porzellan- als auch an Fayence-Sachen konnten gute Stücke zu mässigen Preisen erworben werden. Zu Ankäufen wurden aus städtischen Mitteln 10648 M. verwendet. Der Herr Minister für Handel und Gewerbe überwies dem Museum wie im Vorjahre einen Zuschuss von 4000 M. Der Gesammtzuwachs beträgt 375 Inventarnummern im Werth von 27 799 M.

5. Köln. Historisches Museum der Stadt Köln.

Die Vermehrung der einzelnen Abtheilungen des Museums im verflossenen Jahre gestaltete sich wie folgt:

1. Römische Zeit.

15 Aufnahmen des römischen Köln (60 × 74 cm), angefertigt von den Bauinspektoren Schultze und Steuernagel. Die Aufnahmen sind in verkleinertem Massstabe in der Festschrift Colonia Agrippinensis, welche gelegentlich des Philologentages in Köln 1895 von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande (Bonner Jahrbuch 98) veröffentlicht wurde, wiedergegeben worden.

2. Mittelalter.

a. Münzen. Aus einem Münzfund an der Ecke der Eintrachtstrasse eine Anzahl von Weisspfennigen und Schillingen der Kölner Erzbischöfe Diedrich von Moers bis Philipp von Daun (1414—1515).

b. Drei Photographieen der in dem Hause Hohestrasse 79 aufgedeckten Freskogemälde des 15. Jahrhunderts.

3. Neuzeit.

a. Mehrere Tausend stadtkölnische und kurkölnische Münzen aus dem bereits erwähnten Münzfund an der Eintrachtstrasse.

b. Eine grössere Anzahl von Ansichten der Stadt sowie einzelner Strassen

und Gebäude derselben (Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographieen und Handzeichnungen) aus den letzten drei Jahrhunderten.

c. Eine Anzahl von Photographien von neuerdings abgebrochenen oder baulich veränderten alten Kölner Häusern.

d, Eine Anzahl von Ansichten Rheinischer Städte, Burgen und Portraitdarstellungen.

e. Ein Oelbild (Portrait 1,24 × 1,35 m., gemalt von Bourel) der drei Kölner Kunstförderer Wallraf, Hardy, de Noël.

f. Drei Stück ältere Kölner Stempel und ein Satz Kölner Markgewichte von 1765.

g. Denkmünze, Portrait und Petschaft des kurkölnischen Kanzlers Karg von Bebenburg (unter Erzbischof Joseph Clemens).

h. Denkmünzen auf die Eröffnung des Nordostsee-Kanals, auf die Ausstellung der Schuhmacher-Innung 1895 zu Köln, und auf die goldene Hochzeit der Eheleute Pleunissen - Lieversberg 1799.

i. Glaspokal des Kölner Erzbischofs Joseph Clemens.

6. Krefeld. Sammlung des Krefelder Museums-Vereins.

Der Verein, in dessen Vorstand an die Stelle des verstorbenen Stadtschulrats Dr. Keussen Direktor Fischer gewählt wurde, zählt etwa 1250 Mitglieder. Die Sammlungen vermehrten sich durch Zuwendungen von Privatpersonen um 124 Nummern, unter denen namentlich verschiedene kunstgewerbliche Arbeiten hervorzuheben sind.

Die Vermehrungen sind veröffentlicht in dem 11. Bericht des Krefelder Museumsvereins 1895. Käuflich wurden erworben 176 Gegenstände der verschiedensten Art. Es sind darunter: Pläne und Städteansichten unserer Provinz, darauf bezügliche Werke a. d. 16. und 17. Jhdt. Von der Vereinigung der Kunstfreunde in Berlin die Nachbildung der Rethel'schen Fresken im Rathhause zu Aachen. — Von der Firma Loose in Hamburg Intarsien-Musterplatten. — Niederländische Fayencen, Schalen und Kannen, Delfter Teller, nassauisches Steinzeug, Porzellan, Wiener Fabrikat, eine Platte und Vase, altvenezianische Vase und Saliera und eine Gruppe Capo di Monte. Zinngegenstände, Tischgeschirre, Leuchter und Kannen, eine Platte mit geäztem Ornament, aus der Schweiz und Holland. — Der freundlichen Vermittelung des Herrn Geheimrat Dr. W. Bode verdankt der Verein die Erwerbung einer Anzahl altitalienscher mustergültiger kunstgewerblicher Gegenstände aus dem XIII. bis XVIII. Jahrhundert; in Bronze: romanischer Leuchter, Reliquiarium, Möbelbeschläge, Gehänge, Plaketten, Mörser, Glocken und Thürklopfer; in Holz: Opferkasten, Truhen und Truhenbretter in Hoch- und Flachrelief mit Intarsien; in Stuck und Bemalung: ein gothischer Klappsessel und ein Polstersessel (Stil Louis XVI). Zwei Skulpturen, eine Caritas um 1500 und eine heilige Anna selbdritt in alter Polychromierung, Ende des 16. Jahrhunderts, beides niederrheinische Holzschnitzarbeit. Endlich eine Anzahl römischer Altertümer, Funde aus unserer Nachbarschaft.

Die Sammlung römischer Altertümer hat sich um folgende Gegenstände vermehrt:

A. Steindenkmäler.

1. Fundort Grimlinghausen östlich der Landstrasse, beim Bau des Hauses des Lehrers Fritzen. — Gesimsstück aus Sandstein, verziert mit Akanthusblatt, darunter ein Eierstab. Auf der Oberfläche Wasserrinne.
2. Grimlinghausen. — Gesimsstück aus Sandstein; Akanthusblatt, darunter Rosette. Oben Wasserrinne.

B. Ziegel. 3—6 aus Grimlinghausen wie A 1.

3a. Ziegelstück der VI. Legion, gestempelt LEG VI Stempelmaass 0,07 × 0,018.

b. Ziegelstück der VI. Legion, gestempelt LEGVI 0,065 × 0,025.

4a—c. Ziegelstücke der XVI. Legion.

a. XVI 0,085 × 0,02. Unter dem Stempel halbkreisförmige Furchen.

b. C. XVI ? × 0,02

c. G XVI

5. Ziegelstück wohl der XVI., nicht VI. Legion
VI also wohl leg. X]VI. Furchen wie bei 4a.

6. Ziegelstück, 0, 038 dick, mit dem Stempel
MVAL M. Val[san(i) o(fficina)]

C. Terra nigra und Terra sigillata.

I. Terra nigra.

7. Grimlinghausen, wie 1. — Stück eines Terra nigra Napfes. — Stempel unter dem Fuss IV///S ?

II. Terra sigillata.

8. Asberg. — Teller Dr. 18/31 [1]). Fragmentirt, 0,175 D. Vertiefter Ornamentkreis. OF APRLIS of(ficina) Apr(i)l(is. Auf dem äussern Boden eingeritzt LV = LV

9. Grimlinghausen. — Napf Dr. 24, fragmentirt. 0,11 D. 0,06 h. Stempel SENICIO Senicio.

10. Asberg. — Napf Dr. 27, fragmentirt. 0,051 h. Stempel BASSI Bassi. Auf dem Boden eingeritzt +

11. Asberg, w. d. Römerstrasse von Wenz (No. 131) Juni 1895 gef. — Ornamentirter Napf Dr. 29. 6 Scherben, die sich zu zwei Stücken ergänzen. 0,254 D. Dekoration des oberen Streifens Wellenlinie, im Berg Schuppenpyramide, im Thal zwei Trauben aus der Ranke entspriessend. Unterer Streifen: Wellenlinie, im Berg 2 Huflattichblätter, dazwischen geriefelte Aehre, im Thal zwei gleiche Blätter, dazwischen Knospe. In einem Berg fehlt die Aehre.

12. Grimlinghausen. — Wandscherbe eines ornamentirten Napfes Dr. 30.

---

1) Dr. = Dragendorff, Terra sigillata. Bonner Jahrbücher 96/97, Tafel I—III.

13. Grimlinghausen. — Wandscherbe eines ornamentirten Napfes Dr. 37.
14. Asberg. — Fussscherbe eines Tellers GABIĀVS/ Gabiatus/
15. Grimlinghausen. — Fussscherbe eines Tellers SAEP Seve[r(i)] ?
16. Asberg. — Fussscherbe eines Napfes CATVSF oder GAIVSF Catus f(ecit) oder Gaius f(ecit).
17. Grimlinghausen. — Fussscherbe eines Näpfchens IFPVDEN o]f(ficina) Puden(tis).

D. Sonstige Gegenstände aus Thon.

18. Asberg, wie 11. — Tasse etwa K XII. 18 [1]). — Schmaler, glatter, senkrechter Rand, dünne Wandung aus weissem Thon mit gelbrothem Farbüberzug, 0,084 D. 0,052 h. Aussen en barbotine leicht gewellte senkrechte dünne Rippen. Etwas fragmentirt.
19. Asberg, w. d. Römerstrasse. (Wwe. Gores 1 X 1895) Becher, etwa K. XII. 8a, grauer Thon, hart, rauhwandig. Ohne Rand, mit schnauzenförmigem Ausguss. 0,043 D. oben, 0,089 h.
20. Asberg, Burgfeld 138, westl. d. Römerstrasse hinter dem Haus von Liessen. — Rest einer weiblichen Figur aus weissem Thon. Hintere Hälfte halb erhalten. Der rechte Arm war erhoben. Das Haar des Hinterkopfes und das Gewand der Schulter geschickt mit Strichen gearbeitet. Höhe des Erhaltenen ca. 0,095.

Dabei gekauft ein noch nicht bestimmtes Mittelerz.

E. Gegenstände aus Metall.

I. Gold.

21. Asberg, P. Kayser, östl. der Römerstrasse, Mitte der 80er Jahre gefunden. — Goldener kleiner Ring, aus zwei Reifen bestehend.

II. Bronce.

22. Asberg, westl. der Römerstrasse, 1892, 29. Sept. gefunden beim Ausschachten des Zimmermannschen Hauses, schräg gegenüber Gathmann. — Geschenk des Herrn Dr. Nordmeyer in Mörs. Broncespatel, 0,18 lang, leicht in Wellenlinie gebogen, Griff birnenförmig.
23. b. Asberg, Wentz, wie 11.
   a. Mittelerz des Germanicus oder Drusus Caesar. Av.: Nackter Kopf nach links. Umschrift Germanicus oder Drusus Ca]ESARTI . AVG. F DIVI [Aug. n.]. An der linken Seite unten Rektifizirungsstempel, darin cA. — R. völlig unleserlich.
   b. Noch nicht bestimmtes Grosserz. A. Kopf nach rechts. Vielleicht Hadrian.

III. Eisen.

24. Bei Gellep am Forstberg gefunden. — Eiserner Hammer mit Meissel.

1) K = Koenen, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden. Bonn 1895.

25. Grimlinghausen wie 1. — Hufeisen, 0,12 br. 0,14 l. Auf der Innenseite noch 5 Nägel erhalten.

26. Grimlinghausen wie 1. — Kelt, inwendig hohl, oben 2 Löcher für Nägel. 0,085 l. La Tènezeit.

27. Schliesslich sei noch erwähnt, dass die im 9. Bericht S. 8 ff. abgebildeten Scherben jetzt richtig von dem Direktor der Gewerblichen Fortbildungsschule Herrn J. Fischer zu einem schönen Napf der Form Dr. 30 ergänzt sind.

Die Berichte des Karlsvereins zur Restauration des Aachener Münsters, des Altenberger Domvereins, des Vereins zur Erhaltung des Schlosses Burg an der Wupper, des Kölner Domvereins sind in dem Jahresbericht der Provinzialkommission für die Denkmalspflege erhalten.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

BONNER JAHRBÜCHER.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT 101.

MIT 7 TAFELN UND 30 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1897.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

III. Miscellen.

I. Geschichte und Denkmäler.

I. Die Culturreste der Ebene zwischen dem Meerthal und dem Legionslager bei Neuss.

Hierzu Tafel I.

a. Fundumstände und örtliche Bedeutung.

Von

Constantin Koenen.

Zwischen der heutigen Stadt Neuss und der eine halbe Stunde oberhalb gelegenen Erftmündung bei Grimlinghausen erstreckt sich eine weite Ebene. Ein Kilometer oberhalb des Oberthores in Neuss wird dieselbe durch eine vorrömische, in römischer Zeit sumpfige Rheinniederung durchschnitten, welche fast rechtwinkelig zum römischen linken Rheinufer liegt und den Namen ‚Meerthal' führt. Dieselbe theilt jene Ebene in eine westliche und eine etwas höhere östliche Hälfte. So war zur Römerzeit die östliche Landstrecke an drei Seiten natürlich geschützt: nördlich durch den Rhein, östlich durch den Erftfluss und westlich durch das Meerthal. Sie hat eine Seitenlänge von $1^1/_2$ Kilometer und beherrscht bei ihrer Höhenlage von $41^1/_2$ m über NN die weitere Umgebung, besonders auffallend die Niederung östlich der Erft und das nördlich gelegene rechtsrheinische Germanenland. Diese Oertlichkeit bot somit zur Römerzeit alle Vorzüge zur Anlage militärischer Niederlassungen. Vergeblich wird man anderwärts am Niederrhein einen strategisch gleich trefflichen Punkt suchen.

So liegt auch auf dem der Erft zunächst befindlichen Theile der östlichen Ebene das in der Aufdeckung befindliche Legionsstandlager von Novaesium; hier erhob sich auch das spätrömische Alenlager. Allein auch zwischen dem Standlager von Novaesium und dem Meerthale birgt die beschriebene östliche Ebene zahlreiche Spuren römischen Aufenthaltes. Mit diesen haben wir uns in Nachfolgendem zu beschäftigen. Zuvor dürfte beachtet werden, dass diese Stelle in der Linie von Osten nach Westen von einer kunstvoll gebauten Römerstrasse durchzogen wird, auf der wir heute die von Köln über Neuss führende sogenannte Kölner Landstrasse finden. Nördlich von dieser sind

Spuren der eigentlichen linksrheinischen römischen Uferstrasse dicht am alten linken Rheinuferrande wahrgenommen worden. Ungefähr in der Mitte der Entfernung zwischen Meerthal und Legionslager bei Grimlinghausen sieht man im alten Rheinufer einen bogenförmigen Ufereinschnitt, von dem aus eine Römerstrasse in südlicher Richtung landeinwärts führt. Der Ufereinschnitt wird „im krummen Bend" genannt. Im Mittelalter stand hier die Mühle der Abtissinnen, während in römischer Zeit der Einschnitt mit seinen augenscheinlich künstlich geebneten Ufern wahrscheinlich als Hafen benutzt wurde. In der südlichen Ecke zwischen dem Meerthale und der Kölner Strasse ist die Chemische Fabrik von Fossen & Co. erbaut. Ihr gegenüber, den Raum zwischen Meerthal, Kölner Landstrasse und altem linken Rheinufer einnehmend, sieht man den Dampfringofen von Heinrich Sels aus Neuss.

Die ersten Funde, von denen ich Kunde erhielt, wurden bei Neubauten zur Chemischen Fabrik gemacht. Eine zu diesen gehörende schöne römische Broncelampe ging nach mehrmaligem Besitzwechsel in das rheinische Provinzial-Museum zu Bonn über. Vor etwa drei Jahren erhielt ich daher auch die Bruchstücke eines römischen Kochtopfes aus der Zeit des Augustus, wie ich einen solchen in meiner Gefässkunde Taf. IX, 2 abgebildet habe. Auf der Fundstelle sah ich noch die unverbrannten Knochen eines Menschen-Skelettes, welches in zusammengekauerter Lage mit den Scherben in einer zugefüllten Grube lag und zwar fand sich nach den Aussagen des Herrn Fabrikverwalters Schrot das Skelett so, als habe man einen Menschen flüchtig in die Grube hineingezwängt. Auf dem östlich neben der Chemischen Fabrik und südlich bei der Kölner Strasse befindlichen ehemaligen Grundstücke des Herrn Wierig aus Neuss untersuchte ich persönlich mehrere angefüllte kesselförmige Gruben, die neben einigen erhaltenen Gefässen aus der Zeit des Augustus eine grosse Anzahl von Gefässscherben dieser Periode, zahlreiche, von Speiseabfällen herrührende Thierknochen, zwei eiserne römische Lanzenspitzen, zwei Mittelerze des Augustus und einen römischen Handmühlenstein aus Arkose bargen. Die Funde gingen mit Ausnahme des letzteren in den Besitz des Düsseldorfer historischen Museums über. Weitere Sachen zeigten sich an verschiedenen östlicher gelegenen Stellen, als man hier Mietgruben grub, Bohrversuche machte und ähnliche Grundarbeiten vornahm. Andere Funde untersuchte ich, als man von der Chemischen Fabrik aus einen Abflusskanal nach Norden bis in den das alte linke Rheinufer entlang führenden Nordkanal grub. An den tief einschneidenden, glatten, hellen Lehmwänden sah ich eine Reihe dunkel gefärbter Bodenstörungen. Bei näherer Besichtigung stellten sich diese als Grubeneinschnitte dar, welche neben Brandresten, zahlreiche römische Gefässscherben der Augusteischen Zeit, von Speiseabfällen herrührende Thierknochen und mehrere Mittelerze des Augustus bargen. Alle diese Funde werden übertroffen durch diejenigen, welche seit einigen Jahren bei dem Lehmstechen und bei anderen Grundarbeiten zu dem Dampfringofen des Herrn Sels zum Vorschein kamen und von Sels gesammelt wurden.

Man hat hier vom Westufer des Meerthales aus die dicke Lehmschicht

und den das Liegende desselben bildenden Sand in der Richtung von Westen nach Osten bereits ca. drei Morgen planmässig abgestochen und arbeitet nun und für die Folge immer weiter nach dem Legionslager zu, indem nach Abdeckung der Humuschicht der Lehm senkrecht abgestochen und dann der Sand bis zu c. 4 m Tiefe abgefahren wird.

Was man hier antrifft, sind zunächst wieder vorherrschend drei Arten von Gruben, die alle unter der Ackerkrume beginnen und bis zu verschiedener Tiefe in den Lehm einschneiden, vielfach auch, diesen Boden durchbrechend, bis tief in den Sand hinabreichen, nämlich:

1. kesselförmige Gruben,
2. kellerartige Erdeinschnitte,
3. kreisförmige Löcher.

Die Gruben erster Art reichen c. $1^1/_2$ m in den Lehm hinein und sind stets mit Brandresten gefüllt. Die kellerartigen Lehmeinschnitte bergen nicht so dichte Branderde; ebenso verhält es sich mit den kreisförmigen Löchern. In und in der Umgebung von sämmtlichen Gruben, besonders in den kesselförmigen, findet man von Speiseabfällen herrührende Thierknochen und Gegenstände römischer Cultur. Die kreisförmigen Löcher sind in der Regel so äusserst sauber und regelmässig ausgegraben, als habe man sie ausgedreht; sie reichen fast stets bis zu 5 m tief in den Sand hinein und wurden mehrfach in Abständen von 4 bis 5 Metern in unregelmässigen Reihen von Süden nach Norden angetroffen. Hier und da, allein äusserst selten und vereinzelt, kam auch eine schwache, ohne Mörtelverbindung aus Tuff hergestellte Fundamentspur zum Vorschein; es zeigten sich vereinzelte Tuff- und Jurakalksteinblöcke. Endlich wurden zahlreiche römische Dachziegelstücke angetroffen.

In der Sels'schen Sammlung sind alle möglichen Gegenstände des täglichen Bedarfs vertreten: Handmühlen, Thoncylinder, kolossale Amphoren, umfangreiche fassförmige irdene Töpfe, Reibschüsseln, überaus zahlreiche irdene Kochgeschirre, Teller und Trinkgefässe aus Thon; man fand auch Flaschen aus farbigem, in vielen Fällen sehr kunstvoll hergestelltem Glase, Bronzekessel, thönerne und bronzene Lampen, von denen erstere zum Theil mit hübschen Reliefbildern geschmückt sind. Zu Tage gefördert wurden auch Schreibgriffel aus Bein, Wagereste, Krampen, Knöpfe, Schnallen, Gewandspangen und andere metallene Reste römischer Kleidung; ferner Anhängsel, darunter einige in der Gestalt von Phallusbildern. Es fehlten auch nicht Würfel aus Knochen. Man fand ferner eine Gemme mit der Darstellung eines stolz aufgerichteten Adlers. An der Stelle des Vogelkopfes sieht man das mit dem Kriegshelm bedeckte Haupt der Minerva; der Vogel hält auch dieser Göttin Rundschild und Lanze; zu seinen Füssen liegt das durch ein Medusenhaupt dargestellte Zeichen unnahbarer Gewalt. Endlich wurden auch einige eiserne Lanzenspitzen entdeckt. Ein eisernes Langschwert stach nach der Mittheilung des Ziegeleiverwalters Schmitz senkrecht durch die Brust eines Menschenskelettes und das letztere lag so, dass ein Mensch in eine schmale Grube hineingezwängt sein musste, die vorhanden und nicht als Grab besonders angelegt worden war.

Vor dem Oberthore — also auf dem westlichsten Theile der westlichen Ebene — fand man bei Ziegelarbeiten ebenfalls wie flüchtig verscharrt, eine grössere Anzahl von Silbermünzen. Viele wurden von den Findern verschleppt. 30 Stücke gingen in die Sammlung des Neusser Alterthumsvereins über. Sie sind sämmtlich solche, welche in der Regierungszeit des Augustus im Umlauf standen; kein Geldstück befindet sich darunter, das nach dem Tode des genannten Kaisers geprägt wurde. Auf dem östlichen Theile der östlichen Ebene, in der Mitte des Legions-Standlagers, dicht neben der Cölner Strasse, wurden auch mehrere Brandgräber zu Tage gefördert. Dieselben bargen ausser Gefässen aus der letzten Zeit der Regierung des Augustus zwei Mittelerzmünzen dieses Herrschers. In die Augusteische Zeit fällt auch der in dieser Gemarkung gefundene, einem Soldaten der XX. Legion angehörende Grabstein[1]); wenigstens ist er in die Zeit vor 40 zu setzen, weil damals die genannte Legion den Rhein verliess. Bedeutungsvoll sind die bei Bauten im Legions-Standlager bei Grimlinghausen benutzten, zum Theil von zertrümmerten Monumenten herrührenden Jurakalksteine; denn unter diesen wurde einer verzeichnet, der nach Nissen's Bestimmung wiederum von der XX. Legion herrührt.

Die vorherrschende Gesammtmasse der gefundenen irdenen Waare ist die in meiner Gefässkunde Tafel IX—XIV abgebildete der Augusteischen Zeit. Es sind in grossen Massen sämmtliche Gefässarten angetroffen worden, wie sie in Gräbern mit Münzen der letzten Zeit des Augustus vorkommen; nur wenige Scherben gehören in eine spätere Zeit; keinen Scherben sah ich, der bis in die mittlere Kaiserzeit hineinreicht; auch kein Bruchstück aus der letzten Zeit der Römerherrschaft wurde angetroffen. Ein Unterschied gegenüber der Augusteischen, aus den Andernacher Brandgräbern stammenden irdenen Waare ist nur in der Thatsache ermittelt, dass bei der Sels'schen Ziegelei die italisch-römischen Gefässe häufiger, dahingegen die aus der vorrömischen, gallischen La Tène-Industrie hervorgegangenen Töpfe seltener vorkommen. Ausserdem sind bei der Sels'schen Ziegelei unvergleichlich mehr Scherben von grossen Fässern und Amphoren vertreten, als in den Andernacher Gräbern und Leichenbrandstätten. In der Sels'schen Sammlung befinden sich auch mehrere gut erhaltene Amphoren.

Die unter den Sels'schen Funden vorhandene Waare aus Terra sigillata führt zu demselben Resultate bezüglich Vorkommen, Herkunft und Zeitstellung. Dies ergiebt auch schon ein Vergleich der von mir in der Arbeit von Oxé-Siebourg im Einzelnen bestimmten Arten und Formen. Auffallend ist das Vorherrschen der ächten arretinischen Waare und es ist ferner sehr zu beachten, dass gerade die schönsten und seltensten Formen in mehreren Exemplaren vorgefunden wurden. Ich verweise nur auf die in der beigefügten Phototypie (Taf. I) wiedergegebenen beiden braunroten Kelchgefässe. Das grössere hat bei 131 mm Höhe einen oberen Durchmesser von 195 mm und einen Fuss von 100 mm Durchmesser. Das zweite Gefäss ist 123 mm hoch und sein Fuss

1) Brambach CIRh. 268.

zeigt 80 mm im Durchmesser. Ein zu einem dritten Kelchgefässe dieser Art gehörender Fuss trägt den ächt arretinischen Stempel:

CN·ATEIVS
HILARVS

Der in einem vierten Gefässe derselben Form befindliche Stempel lautet:

CNATEI
XATHI

Auf der Sels'schen Ziegelei fand Herr Redakteur Minjon aus Crefeld ein grauweisses, braunschwarz überzogenes Stück, das nicht zu der deutschen Terra nigra gehört, sondern in der Art der älteren arretinischen oder campanischen Gefässe hergestellt ist. Wie diese Beobachtung, so ist auch die neu, dass eine, ebenfalls in den Besitz Minjon's übergegangene Tasse arretinischen Stils in der Mitte der Innenseite an der Stelle des Töpfernamens den Abdruck folgenden Gemmenbildes zeigt: nackte männliche Figur mit erhobener rechter Hand, in der linken Keule haltend; vor ihr steht ein Kind, das zum Manne hinaufblickt und beide Arme nach ihm ausbreitet. Es scheint, wie Löschcke mit Recht vermuthet, Herakles zu sein, der den Telephos findet.

Eine grosse Anzahl der Sigillata-Geschirre ist, wie die bereits genannten Füsse der Kelchgefässe, mit Fabrikmarken versehen. Die Oxé-Siebourg'sche Stempelliste zeigt, wie auch hier wieder die nachweislich der Zeit des Augustus eigenen Töpfernamen in einer solchen Anzahl vorherrschen, dass ihr gegenüber die wenigen späteren Bezeichnungen eine besondere, von der Gesammtmasse zu trennende Beurtheilung beanspruchen. Gleiche Namen, welche unter den von Sels aufbewahrten Sigillata-Stempeln immer und immer wiederkehren, sind die bereits bei Besprechung der Kelchgefässe angeführten. Vergleiche ich nun diese mit den durch die systematische Andernacher Ausgrabung gewonnenen Fabrikmarken, die durch Münzen und Gefässtypen chronologisch bestimmt werden konnten, dann stellt sich für deren Herstellung wieder heraus die spätere Zeit der Regierung des Augustus.

Genau so verhält es sich auch mit den auf der genannten östlichen Ebene im Zusammenhange mit den Gruben und Culturresten gefundenen Münzen. Solange Herr Sels nicht selbst die Alterthümer seiner Ziegelei sammelte, wurden die Münzen von den Arbeitern an Liebhaber von Alterthümern verkauft. Dann schenkte Sels die ihm von seinen Arbeitern übergebenen Stücke der Sammlung des Neusser Alterthumsvereins. Von den später, seit Anlage der Sels'schen Sammlung gefundenen Geldstücken hat Herr van Vleuten in der nachfolgenden Arbeit die gut erhaltenen bestimmt. Meine Notizen über die Münzenfunde überhaupt ergeben dasselbe, was die Stempel hinsichtlich ihrer Zeitstellung bezeugen, dass nämlich die Gesammtmasse unter Augustus in Kurs war und die wenigen späteren Geldstücke behufs Erklärung ihrer Bedeutung einer von jener getrennten Behandlung bedürfen. Auffallend zahlreich sind die Münzen mit den Köpfen von Augustus und Agrippa auf der einen und dem unter der Palme stehenden Krokodil auf der anderen Seite, wie gleichartige H. de la Tour, Atlas de Monnais Gauloises. Paris 1892. Pl. VII, 2778—2839

abgebildet hat. Eine verhältnissmässig bedeutende Anzahl derartiger Nemausischer Münzen ist halbirt. So viele dieser halbirten Münzen fanden einige Lehmstecher der Ziegelei, dass sie schliesslich glaubten, es kämen dort überhaupt nur halbe Münzen vor, während die ganzen Geldstücke nur im Standlager angetroffen würden. Bei dem gänzlichen Fehlen von vorrömischen Gefässscherben ist auch das häufige Vorkommen der kleinen, durchschnittlich 2,84 gr schweren, vorrömischen gallischen Broncemünzen zu beachten, welche auf der einen Seite ein galloppierendes Pferd, auf der anderen das von Punktkreisen umgebene Quadrupedum zeigen. H. de la Tour bildet (a. a. O.) Pl. XXXVI, 8868 und 8885 = 8881 ähnliche ab, von denen eine den Namen ΛVΛVCIΛ trägt; er glaubt sie den Aduatuci zuschreiben zu können. Nach den Fundumständen dieser Münzen ist es nur denkbar, dass sie damals neben den römischen Münzen im Umlauf standen, wie dies bezüglich der einheimischen Münzen beispielsweise in Britisch-Indien noch heute beobachtet werden kann. Man scheint die Münzen des Augustus und Agrippa halbirt zu haben, um Münzen zu gewinnen, welche den halben Werth der ganzen hatten. Das sind freilich nur Vermuthungen. Für die vorliegende Arbeit genügt es, mit der Thatsache zu rechnen, dass nur einige wenige Münzen der Zeit nach Augustus angehören, dass hingegen keine einzige gewonnen wurde, welche aus der mittleren Kaiserzeit stammt und auch keine einzige aus der spätrömischen Zeit zum Vorschein gekommen ist. Sehr bezeichnend ist die einzige Goldmünze, welche gefunden wurde; sie kann nämlich unmöglich lange im Umlaufe gestanden haben, weil sie noch heute im schönsten Stempelglanze leuchtet. Dieselbe ist wiederum von Augustus [1]).

Für die Augusteische Zeit ist es auch erklärlich, warum unter der Menge von Dachziegelplatten fast alle ungestempelt sind; denn damals pflegten die Legionen am Rhein ihre Ziegel nicht mit ihren Heeresbezeichnungen zu versehen. Nur ein paar Stempel wurden angetroffen und diese sind von der XVI. Legion.

Bei einer Deutung der beschriebenen Beobachtungen gewinnt man zunächst die Vorstellung, bei dem jedesmaligen Baue der Grenzfestung habe ihre spätere Besatzung ausserhalb gelagert und dort die Funderscheinungen veranlasst. Weil östlich des Legionsstandlagers von Novaesium des nahe bei dem Lager gelegenen Erftflusses und der folgenden Niederung wegen kein Feldlager auf-

1) Die Sels'sche Sammlung ist inzwischen durch 94 weitere, in und neben den Gruben bei dem Lehmstechen gefundene Münzen bereichert worden. Dieselben zeigen, an und für sich betrachtet, zwar dasselbe 'bunte Bild' wie die beschriebenen Münzen; allein bezüglich meiner Combination kann dasselbe nicht wissenschaftlich einheitlicher gedacht werden, indem nämlich wiederum alle entzifferbaren Geldstücke, — wie das auch gegenüber den zahlreichen früher gefundenen und fast all den durch v. Vleuten besprochenen feststeht — in der Regierungszeit des Augustus im Umlaufe standen: 11 gallische Münzen (mit Pferd und Quadrupedum), 42 Augustusmünzen, von diesen 18 mit dem Bilde des Augustus und Aprippa (Col. Nemausus), von denen 9 halbirte sind, 1 silb. r. Familienmünze, 1 Germanicus, 3 noch nicht völlig entzifferte Grosserze und 58 undeutbare Mittelerze, die aber anscheinlich auch von Augustus herrühren.

geschlagen werden konnte, blieb freilich nur die Ebene unserer Fundstellen übrig. Deshalb würde es sehr befremden, wenn sich unter den Kochgruben, Speiseabfällen, Münzen und anderen Culturresten nicht solche der XVI. und der VI. Legion befänden. Undenkbar lässt sich aber die Gesammtmasse der Culturreste auf die interimistischen Feldlager des im Bau befindlich gewesenen Standlagers der XVI. und des der VI. Legion zurückführen. Die Winterlager haben nämlich zusammen etwa 80 Jahre bestanden. Während dieser Zeit wurde das Lager der XVI. Legion verbrannt und geschleift; ungeachtet dieser Zerstörung des Lagers und der längeren Zeit seines Bestehens sind die auf der Standlagerstelle zurückgebliebenen Culturreste nicht so reichhaltig als die ausserhalb derselben bei der Sels'schen Ziegelei gefundenen. Zudem gehören erstere vorherrschend in die Zeit der Flavier; sehr viele Scherben und Münzen der Legionsstandlager entstammen auch der mittleren Kaiserzeit: weil nach Hadrian an derselben Stelle ein Alenlager entstand, sind auch die spätrömischen, bis zu Constantin I. reichenden Münzen und Culturreste hier vertreten; allein so selten sind die Augusteischen Alterthümer im Gebiet der Standlager, dass man unter den im Bonner Provinzialmuseum befindlichen Scherben vergeblich nach solchen sucht, die nachweisbar der Zeit des Augustus angehören. Auch fehlen unter den Gefässstempeln der Standlagerstelle die angeführten älteren, an der Sels'schen Ziegelei sich in grosser Zahl wiederholenden arretinischen Namen so zu sagen gänzlich. Die ältesten Gefässscherben, die innerhalb des Standlagers unter Umständen gefunden wurden, welche auf die erste Zeit seiner Erbauung hinweisen, und im Bonner Provinzialmuseum aufbewahrt werden, zeigen die in meiner Gefässkunde Taf. X, 10, 11, 15, 18 und 20 abgebildeten Typen; sie gehören, wie ich a. a. O. bereits sagte, zu den mit Münze von Caligula gefundenen und mit Gefässen der Zeit um Claudius. Auch nach den historischen Nachrichten kann die älteste Besatzung des Standlagers der 16. Legion unmöglich vor dem Jahre 40 bei Novaesium gelagert haben (vgl. Riese, Neue Heidelberger Jahrbücher: Der Feldzug des Caligula an den Rhein).

Weil die Canabae legionis unzertrennbar sind von den Legionen selbst, können die bezeichneten Funde westlich des Standlagers auch nicht auf einen Lagervorort zurückgeführt werden, wenigstens nicht die Augusteischer Zeit angehörenden, da erst unter Caligula das Standlager erbaut worden sein kann. Auch ist der Lagervorort von Novaesium längst zwischen der Erft und dem Südthor des Lagers festgestellt worden.

Hier, im Territorium der Rheinarmee eine nichtmilitärische Ansiedlung, etwa das alte Novaesium zu suchen, würde voraussetzen, dass diese Anlage in der Regierungszeit des Augustus entstand und aufgegeben wurde. Auch kann man für eine solch' kurze Zeit die grosse Menge von zerbrochenen Gefässen nicht erklären ohne damals erfolgte gewaltsame Zertrümmerung derselben. Würde der Ort etwa bei der Erbauung der Drususcastelle errichtet und bei der Gründung des Standlagers unter Caligula verlassen worden sein, dann hätte man zweifellos eine grössere Anzahl von Münzen des Tiberius und besonders auch mehr Gefässscherben dieser Zeit gefunden. Vereinzelte Bauten können

und werden freilich wohl zu jeder Zeit hier zwischen dem Lager und dem Orte Novaesium bestanden haben; davon dürften die vereinzelt vorgefundenen schwachen Fundamentstreifen herrühren.

Die grosse Masse älterer Funde findet aber erst eine allseitig treffliche Erklärung durch die Annahme eines Sommer-Feldlagers, das die Ebene zwischen der späteren Lagerstelle und dem Meerthale bedeckte, in der Zeit des Augustus errichtet und nach einer (in demselben erfolgten) Meuterei unter demselben Herrscher aufgegeben wurde. In einem Uebungslager, das im Jahre 1842 die Preussen bei Grimlinghausen errichteten, wurden auch Brunnen, Vorrathskeller und Feuerungsgruben angelegt. Bei einer etwaigen Nachgrabung würden wir diese Anlagen in Begleitung moderner Culturreste so vorfinden, wie wir die römischen mit römischen Hinterlassenschaften angetroffen haben. Freilich wird man nur wenige Gebrauchsgegenstände entdecken, weil in dem Preussenlager von seiner Entstehung bis zu seiner Aufgabe Disciplin und Frieden herrschte.

Thatsächlich berichtet nun auch Tacitus (Ann. I, 31—39) über ein solches Uebungslager, das unter Augustus bestand und nach in demselben erfolgter, von Mord und Todschlag begleiteter Meuterei beim Tode dieses Kaisers aufgegeben wurde. Dasselbe lag auch, wie unsere Fundstelle: dicht am Rhein im Gebiet der Ubier; es war von den vier Legionen der niederrheinischen Armee besetzt, von denen zwei in Köln und zwei in Xanten ihr Winterlager hatten. In diese Standlager wurden die Legionen beim Regierungsantritt des Tiberius zurückgeführt.

Nach Tacitus (a. a. O.) lag das Uebungslager ‚in finibus Ubiorum' und zwar dicht am Rhein; denn die in demselben ermordeten Centurionen wurden über den Lagerwall in den Rhein geworfen. Aus militärischen Gründen muss dieses Sommerlager zwischen den beiden Winterlagern, also zwischen Köln und Xanten gelegen haben. Da nun aber Tacitus sagt, es habe im Gebiet der Ubier (am Rhein) gelegen, kann dasselbe schon nach den Angaben des Tacitus kaum irgendwo anders als an der wie für ein solches von der Natur geschaffenen Ebene zwischen der Erftmündung und der Niederung des Meerthales bei Neuss errichtet worden sein; denn das Gebiet der Ubier reichte bis Gellep (Gelduba) bei Crefeld[1]. War das Lager nun unterhalb Neuss errichtet, dann hätte dasselbe bei Tacitus nicht ‚in finibus', sondern an den Grenzen der Ubier gelegen. Weiter oberhalb Neuss erbaut, hätte dasselbe so nahe bei Köln bestanden, dass Tacitus diesen damals bekannten Ort gewiss genannt haben

1) Hist. III, 26. Nach Ritter (Bonner Jahrbücher XXXII, S. 1—18) ist hier der Zusatz ‚loco Gelduba nomen est' zu streichen. Novaesium und unsere Fundstelle würde dann aber in der Nähe der Cugerni an der ubischen Grenze gelegen haben, so dass Düntzer (Bonner Jahrbücher XXVI, S. 48) auch im Rechte wäre zu sagen: Ohne Zweifel schrieb Tacitus I, 31 „in fine oder apud finem Ubiorum". In diesem Falle würde schon allein Tacitus die Lage des Sommerlagers da angeben, wo wir die Denkmale eines solchen mit grosser Wahrscheinlichkeit entdeckt haben. Die Feststellung des Umfassungsgrabens hat somit auch für die endgültige Interpretation genannter Taciteischen Stellen den grössten Werth.

würde, abgesehen davon, dass bei einer so nahen Lage bei Köln das von seinen beiden Legionen verlassene Standlager von Xanten zu sehr der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre.

Da die Meuterei in dem Sommerlager eine so unerhörte war, dass noch 26 Jahre später Caligula auf den Einfall kam, die meuterischen Legionen zu vernichten und thatsächlich ein Wechsel der rheinischen Garnisonen erfolgte (Riese a. a. O.), erklärt es sich auch, warum die durch Caligula an den Niederrhein versetzte XVI. Legion die bei Neuss vorgefundenen Denkmale der XX. Legion, ohne die Weihe des Grabes zu berücksichtigen, zerschlug und für die Fundamente ihres daselbst neu erbauten Standlagers benutzte; denn hier hatte man es mit Erinnerungszeichen von kompromittirten Armeegenossen zu thun, bei denen jede kameradschaftliche Rücksichtnahme wegfallen musste.

Um über das Vorhandensein der Stätte des Augusteischen Sommerlagers der niederrheinischen römischen Armee völlige Sicherheit zu gewinnen, muss es Aufgabe aller Interessenten sein, von vorgezeichneten Weisungen aus jeden Fund der Ebene zwischen dem Meerthale und dem Standlager von Novaesium nach seinen Fundumständen zu prüfen und besonders darauf zu achten, ob sich nicht in der Nord- oder Süd- oder Westseite der ausgedehnten Fläche ein Umfassungsgraben-Einschnitt findet.

---

b. Die Münzen der Sels'schen Sammlung.

Von

F. van Vleuten.

Seit dem Jahre 1889 wurden an verschiedenen Stellen auf den Ziegelei-Grundstücken des Herrn H. Sels in Neuss vereinzelt um Feuerstellen eine Menge Münzen gefunden. Obgleich dieselben durch Abnutzung und Oxydation zum Teil stark gelitten haben, lassen viele derselben sich noch bestimmen (einzelne sind recht gut erhalten) und zeigt der Fund in Bezug auf seine Zusammensetzung ein so buntes Bild, dass es mir nicht unangemessen zu sein scheint, denselben hier kurz zu besprechen.

Das ganze Grundstück, von dem Neusser Römerlager etwa 10 Min. entfernt, an der Kölnerstrasse gelegen, umfasst etwa 8 ½ Hectar. Doch sind hiervon bis jetzt nur etwa 2 bis 2 ½ Hectar ausgebeutet worden.

I. Derselben Fundstelle entstammt eine Goldmünze von Augustus, Cohen 2. Auflage Nr. 140 [1]).

Diese Münze hat mir nicht vorgelegen; die Bestimmung ist aber vollständig zuverlässig.

II. Silbermünzen.

a) Familiendenare.

1. Antonia; die bekannte Münze mit dem Zeichen der III. leg. Babelon 106.

---

1) Zu dieser Arbeit benutze ich Cohen II. Auflage.

2. Domitia. Bab. 7.
3. Julia. Bab. 5.
4. Julia. Bab. 10.
5. Vibia. Bab. 24. gefüttert.

h) Kaisermünzen.

1. Augustus. Quinar. Cohen 14.

recepta ist deutlich Bab. Julia 145.

Pinder, S. 579 in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1855, nennt dieselbe eine halbe Cistophorendrachme, doch ist mir diese Benennung in der späteren Literatur nicht aufgestossen.

2. Augustus, Münzmeisterquinar. Coh. 387. Bab. Carisia 21, Julia 174.
3. Tiberius, der häufig vorkommende Denar Coh. 16.

Diese Münze, auf breitem Schrötling geschlagen, zeigt stylistisch grosse Verschiedenheiten von den meist vorkommenden Stücken, sodass ich anfangs geneigt war, dieselbe für ein grösseres Nominal zu halten. Das Benutzen der Wage zeigte indessen, dass dieselbe das gewöhnliche Gewicht des Denars nicht überschreitet.

4. Der autonome Denar, den Coh. unter Galba 428 beschreibt.

Die Bestimmung ist wohl zuverlässig · · · · ENERIS HV · · (salus generis humani) ist deutlich, allerdings ist die Zuteilung zu Galba nach der Note Coh. S. 342 recht zweifelhaft. In der ersten Auflage hatte Cohen diese Münze zweimal beschrieben; einmal unter Augustus 519, dann unter Galba 275; das vorliegende Exemplar wiegt 3,6.

III. Eine gallische Potinmünze.

Lelewel[1]) Pl. IX Nr. 18 und de la Tour[2]) Pl. 32 Nr. 8133. Jetzt den Catalauni, früher den Veromandui zugeschrieben.

Von der sehr ähnlichen Münze, Lelewel Pl. V N. 6. d. l. Tour 8124 (der Av. ist derselbe) habe ich schon häufiger Stücke gesehen, welche rheinischen Funden entstammten. So waren z. B. in der Auction Garthe unter No. 80 acht Exemplare vorhanden, welche, dem Aussehen nach, darauf schliessen liessen, dass sie zusammen gefunden waren. Auch aus dem Funde von Pommern an der Mosel ist ein Stück zu verzeichnen. S. auch uns. Jahrb. Heft 86 Taf. IV No. 10 und Heft 77 Taf. V Fig. 2, Heft 78 S. 228.

IV. Kupfermünzen.

Zuerst sind hier (ein merkwürdiges Vorkommen bei einem rheinischen Funde) 2 Münzen von Hispania Tarraconensis zu erwähnen; desgl. eine griechische Kaisermünze.

1. Helmantica Mittelerz. Rollin 226[3]).
2. Segobriga. Coh. Augustus 724.
3. Eine Kaisermünze mit griechischer Umschrift hat auf beiden Seiten einen Kaiserkopf, doch ist die Umschrift nur teilweise zu lesen. Auf der

---

1) Lelewel, Type gaulois ou celtique. Brüssel 1840.

2) de la Tour, Atlas de monnaies Gauloises, Paris 1892. Obgleich das Münzwerk von d. l. Tour für die gallischen Münzen jetzt das massgebende ist, habe ich daneben doch noch die Bestimmungen nach Lelewel gebracht, da das Werk nicht allen Lesern zugängig sein wird.

3) Rollin et Feuardent, Catalogue d'une collection de médailles des rois et des villes de l'ancienne Grèce en vente à l'amiable. Paris 1862.

einen Seite · · ΩΝ ΘΕΟΣ ΣΕΒΑ · · · ·, auf der andern · · · ΛΑV · · · · · Herr Dr. Gaebler vom Kgl. Münzkabinet in Berlin hatte die Güte, dieselbe als: Augustus und Claudius von Thessalonica zu bestimmen. Wahrscheinlich Rollin 2702.

Gallische Münzen.

4. Av. Weibl. Kopf n. r. SVTIC .... Rv. springendes Pferd nach r. und Reste einer Umschrift: vielleicht · · · · OCAΘI; im Anfang scheinbar VE. Sehr ähnlich (die vorliegende hat als Beizeichen eine Blume) de la Tour Taf. 29 Nr. 7356. Den Veliocasses zugeschrieben. In Lelewel habe ich eine ähnliche Münze nicht gefunden.

5. Von Lelewel Pl. IX, Nr. 25 oder 27, de la Tour Taf. 34, Nr. 8868 fanden sich 8 Exemplare vor, jetzt Aduatuci früher Avaucia bezeichnet.

Diese Münze ist mir bei rheinischen Funden so häufig begegnet, dass die Annahme, es handele sich hier um ein Produkt rheinischer Münzthätigkeit, gerechtfertigt erscheint. Man vergleiche, was ich Heft 68 S. 153 über dieselbe gesagt habe.

51 Exemplare ähnlicher Stücke waren so vollständig zerstört, dass eine Bestimmung nicht möglich war.

6. Von gallisch-römischen fand sich das Grosserz Cohen Jules César et Octave, Gaule, Nr. 7 Vienna. Ich war zuerst zweifelhaft, ob ich diese Münze Vienna zuteilen oder nach Lugdunum Copia (Cohen am selben Orte Nr. 8) verweisen sollte. Das Fehlen des Palmzweiges zwischen den Köpfen veranlasst mich zu obiger Zuteilung. Von dieser Münze fand sich 1 Exemplar und vier halbe (s. unten).

7. Cohen Augustus 237, 238 (1 St.) und 240 (sicher 4 St.) zusammen 12 Stück, von denen 6 Stück, obgleich sie dieselbe Reversdarstellung haben, keiner dieser drei Nummern mit Sicherheit zugetheilt werden können.

Die Note Cohen I. Bd. S. 95 besagt, dass diese Stücke in Lyon geprägt wurden, und dass sie nur um dem allgemein verbreiteten Gebrauch zu huldigen, in der römischen Kaisersuite eine Stelle gefunden haben.

8. Cohen. Agrippa und Augustus. Gaule 7 (10 St.) 8 (1 St.) und 4 St. welche keiner dieser beiden Nr. mit Sicherheit zuzuweisen sind; zusammen 15 St.

In der Rheinprovinz wird keine gallisch-römische Münze so häufig gefunden wie gerade diese; überhaupt hat dieselbe eine grosse Umlauffähigkeit bewiesen: sollen doch früher zur Zeit der alten Sous einzelne sich in Süd-Frankreich als solche (also als Sous) im Umlauf erhalten haben.

Von 41 Münzen dieser Grösse, welche der Erhaltung wegen unbestimmt bleiben mussten, mögen noch manche zu den 3 letzten Nr. gehört haben. Dass eine verhältnismässig so grosse Zahl als unbestimmbar sich erwiesen, hat z. T. in dem Umstande seinen Grund, dass das Oxyd bei vielen Stücken körnig ist und ein Behandeln mit der Bürste nicht zulässt, weil man sonst die letzten kleinen Reste der einstigen Prägung ganz zerstören würde.

Römische Kaisermünzen in Kupfer.

9. Cohen. Augustus 228 ein schlecht erhaltenes Exemplar.
10. Cohen. Augustus; Cassia 408 (1 St.).
11. Cohen. Augustus; Gallia 435 (1 St.) (?)

12. Cohen. Augustus; Plotia 405 (1 St.).

13. Cohen. Augustus; Salvia 515 und 516 je ein Exemplar.

14. Cohen. Agrippa 3 (1 St.).

15. 2 Mittelerze von Nero; hiervon eines wahrscheinlich Cohen. Nero 321.

16. 2 Mittelerze von Domitian; eines Cohen. Domitian 131; das andere mit der kämpfenden Minerva aber zerstörter Umschrift.

17. Einer der wichtigsten Bestandteile des Fundes scheinen mir 21 halbe Münzen zu sein. Die Beschaffenheit der Oxydation und die Art, wie die Münzen geteilt sind, lassen darauf schliessen, dass die Stücke schon im Altertum durchschnitten wurden. Der einzig denkbare Grund, der hierfür hat massgebend sein können, wäre der, dass man ein kleineres Nominal hätte schaffen wollen. Dem widerspricht aber in etwa die Ungleichheit, welche die einzelnen Exemplare im Gewicht aufweisen; sie wiegen von 2,505 gr bis 9,655 gr. Sollten die Bruchstücke, ähnlich wie bei den Hacksilberfunden des frühen Mittelalters, im Verkehr nach dem Gewicht genommen worden sein? oder ist eben jede Münze nur einfach durchschnitten worden, um als bestimmter Wert in den Verkehr gebracht zu werden? Dies sind Fragen die ein Anderer entscheiden mag.

Bei Nr. 6 habe ich schon bemerkt, dass sich 4 halbe, aus dieser Münzsorte geschnitten vorfinden; eine weitere ist eine halbe Münzmeister-Münze des Augustus mit grossem S. C. aber zerstörter Umschrift; 2 andere dürften Hälften von unserer Nr. 7 und 8 sein. Die Uebrigen waren nicht zu bestimmen.

Wie schon gesagt, wurden die Münzen an vielen zerstreut liegenden Fundstellen gefunden. Es liegen keine Notizen darüber vor, welche Münzen zusammen einer Fundstelle entstammen. Dass aber die Münzen auch nicht gleichzeitig in die Erde gelangt sein können, müssen wir aus dem bunten Bilde, welches die Aufzählung zeigt, schliessen. Bei allen diesen Umständen ist es am sichersten, wenn man auf alle allgemeinen Erörterungen und Schlüsse verzichtet.

---

c. Die Töpferstempel der Sels'schen Sammlung.

Von

A. Oxé und M. Siebourg.

Wir geben im folgenden ein alphabetisches Verzeichnis der gestempelten Terra sigillata-Gefässe der Sammlung Sels. Kolumne 1—3 bedürfen keiner Erläuterung. Die Formen der Gefässe in Kolumne 3 hat Const. Koenen bestimmt. In der letzten Kolumne geben wir mit Beschränkung auf das Nötigste Parallelen, die wesentlich zur Feststellung der Lesung und zur Bestimmung der örtlichen und zeitlichen Provenienz dienen. Hier haben wir vor allem die beiden Verzeichnisse von Dragendorff (B. I. 96/97, S. 141 ff.; B. I. 99, S. 54) herangezogen, die in ihren Grundzügen durch die folgende Liste eine erfreuliche Bestätigung erhalten. Bezeichnend ist nämlich, dass nur wenige

Namen in dem zweiten Verzeichnisse Dragendorff's, welches die Jahre 70—250 umfasst, vorkommen. Ausser Namen wie Cresti, Felix, Firmus, Germanus, Muranus, Silvanus, die sicher mehreren Fabriken zukommen, sind es nur Ateius, Bassus, Miccio, C. Tigranes; die Fundorte sind hierfür Friedberg, Heddernheim, Miltenberg, Osterburken, Rottweil[1]). Beachtenswert ist das häufige Vorkommen arretinischer Fabriken; jedoch steht kein Stempel in solea. Die Bedeutung und Nutzbarkeit des folgenden Verzeichnisses liegt darin, dass die Fabriken fast sämmtlich in die Augusteische Zeit gemäss den oben geschilderten Fundumständen fallen. Mehrere verstümmelte und unleserliche Stempel wurden einstweilen zurückgestellt; der ergiebige Boden wird sicher noch mehr spenden. Dem dann nötig werdenden Nachtrag sollen sie einverleibt werden.

Abkürzungen: Dr. I = Dragendorff B. I. 96/97.
Dr. II = Dragendorff B. I. 99.
K. XIV 3 = C. Koenen, Gefässkunde, Tafel XIV 3.

Nr. der Sels'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
10	ACVTI·M	Beckenboden	Dr. I, Form 29 Vichy [St. Germain] ACVTIM
74	OF·ACVTI Unten Graffito VEIG	Tassenboden, Typ. Dr. F. 5.	
106	SEX AFRI	Tasse, arret. Typ. K. 13, 5.	Derselbe Stempel CIL. II, 4970, 487 Tarracone. — Aehnliche CIL. XII. 5686, 19—21.
270	ALB·FI	Teller. K. 14, 3.	
75	ANNI Anni?		
67	A·AN	Tassenboden, K. 13, 5. Dr. 26.	CIL. II add. 4970, 26 Gadibus: A·ANNI·CRISPI CIL. XII 5686, 53 Arausione ANNI CRISP
72	CERDO ANNI	Tellerbodenstück	
27	ANNI CRISPI	Tassenfuss Dr. 5? K. 13, 5?	
262	Derselbe Stempel.	Tassenbodenstück. Form?	
80	ANTHVS in serto	Tassenstück, auf dem unteren Teile des Bauches Strichelband, ähnlich Dr. 5. K. 13, 5.	
	'Aphrodisius' vgl. Sentius.		

1) Vgl. unten S. 23.

Nr der Seis'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
82	OF AQVITA	Teller K 14, 3.	Dr. Form 15—17 Bonn OF AQVITAN Trier OF AQVIT. — Dr. Form 18 Köln und St. Germain OF AQVITA. — Dr. Form 27 Köln (zweimal) AQVIT
30	AOV Aquitani?	Tellerboden.	
92	ATEI Unten Gr. =	Tassenboden arret. Typ.	
99	ATEI	Bodenstück arret. Typ.	
95	ATEI	Tassenboden arr. Typ.	
98	ATEI circulo incl.	Tassenboden arr. Typ.	
268	ATEI✱I	Tassenboden arr. Typ.	
65	AEI	Tassenboden arr. Typ.	
101	AEI	Tassenboden arr. Typ.	
112	AEI ✱	Tassenboden arr. Typ.	
250	AEI ✱	Tassenboden arr. Typ.	K. 9. XIII 4 ähnlich; Dr?
119	| ATEI | ·	Tasse arr. Typ.	
103	✱IHA Atei?	Tassenboden arr. Typ.	
86	·*ATE·	Tasse arr. Typ. K 13, 5.	
261	Derselbe Stempel	Tassenboden.	
91	C·ATF	Tassenboden arr. Typ.	
83	CN · AI	Tellerboden arr. Typ.	
14	CN A	Tassenfuss Dr 5? K 13, 5?	
108	✱ CN·ATE ✱	Tellerstück arret. Typ.	
87	CN · ATF	Tellerboden arr. Typ.	
81	CN ATEI cum serto et palma	Tellerboden arr. Typ.	
79	CN·AEI	Tasse K 13, 5.	
107	EVHOH sic!	Tellerboden arret. Typ.	
148	CN·ATEIVS HILARVS	Kelchfuss Dr 11. K?	
90	ATEI ME ET·ZOEI Atei Ma(tis) et Zoeli	Tassenboden arret. Typ.	

Nr. der Sels'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
68	ΛΛΛΕ Maetis	Tassenboden, Typ. K 13,5.	
15	ΛΛ ΕS? Maes?	Tasse D II, 24; K 14,12.	
130	ATEIXATI	Tassenboden, arr. Typ.	
39	ATEI - XAN	Tasse K 13,5.	
36	X A um das X in kl. Buchst. ATEI? Atei Xa(nthi)	Tellerboden.	
35	XAN	Tassenboden, K 13,2.	
138	XANH	Tasse arr. Typ. K 13,5.	
97	XANTHI	Tassenboden arr. Typ.	
248	X.=Xanthi?	Tasse arret. K 13,5. Dr?	
69	CVATE ≤OII	Tassenboden.	
140	·VDACI	Tasse Dr. 27; K 14, 10.	Dr. Form 40(?) Mainz FAVDACI
124	IVDACI	Tassenboden.	
66	IVDACI	Tassenboden Dr 24; K 14, 12.	
132	BA_BI	Tassenboden.	Dr. Form 29 Andernach [Bonn] BALBVS F B. J. 86 S. 162. Taf. VI 16: Grab 7 mit Mittelerz des Augustus.
52	OF BAS	Tassenboden.	Dr. Form 1. 2. 3. 15—17 Trier OF BASSI. — Xanten [Houben-Fiedler S. 48: Grab mit Münze des Kaisers Nero]. In Andernach (B. J. 86) mit Münze des Augustus. Dr. II,34. Heddernheim, Friedberg, Rottweil OF BASSI
260	BASS	Tellerbodenstück.	
7	OFIC·BILICATI	grosser Teller, K 14. 1.	Kreuznach [Mus.] Form 29 OFIC· BILICAT
6	OFIC·BILIC	Dr. 1, 3. K 14. 3.	
61	OFIC·BILIC	Tellerboden.	Dr. Form 1. 2. 3. 15—17 Trier OFIC - BILIC
126	OFIC-BILIC	Tellerstück.	
18	(ofi) C·BILIC	Tellerboden.	
54	OFIC·BIL	Tellerstück.	
127	OFI · C·	Tellerstück.	

Nr. der Sels'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
271	L·C·⁽	Tellerstück.	
59	OF CAIVI Cani oder Calvi?	Reliefbecken D 29. K 13, 6a.	Dieselbe Form mit dem Stempel CALVI·\ befindet sich im Bonner Museum.
141	OF. CAN?	Tasse D 2,27. K 14, 10.	
139	OF·CA//I	Tasse D 2,27. K 14, 10.	
60	C 7\. RI·M Cari m(anu)?	Reliefbeckenfuss.	
128	CARV	Tassenboden.	
53	CELERF.E sic!	Teller K 14, 5.	
251	OF CEN	Tellerboden.	
63	CILA	Tassenstück.	
12	CRESTI	ähnlich K 14, 2.	Vgl. Dr II, 118 a—e. Dr I, Form 1—3, 15—17: CRES† Trier, Form 29 OF CRES† Vichy.
9	CRESTI	Tellerbodenstück.	
16	CRESTI	Tasse? D 1,5? K 13,5?	
47	CREƧTI Unten Graff. VIN—Vin		
88	CRESTIO Unten Gr. A	Tassenboden.	
118	CRIS PINI	Tellerboden, arret. Typ.	CIL III, 12014, 227 Aislingen [Dillingen] CRISPINI
136	CRIS PP////I vgl. 46.	Bodenstück, arret. Typ.	CIL. XII, 5686, 281 Viennae [museo] CRISPN PRIN
46	C·CRISPI PRI C.Crispi(ni)Pri(ncipis?)	Tellerbodenstück.	
50	DAR	Tassenboden.	
84	DARRA·F	Tellerboden.	
113	DMONVS·F Damonus f(ecit)	Tellerboden.	CIL. III, 12014, 245 Bregenz DMONI; CIL. II, 6257, 65 Emporiis OF·DMONI; CIL. XII, 5686, 299, a—o.
31	'Eu(h)odus' v. Ateius. S FAVS SAINA SERIA in circulo scr.	Tassenstück, arr. Typ. K 13, 5?	CIL. XII, 5686, 351a. Foroiuli, b. Nemausi S FAVSTV SAINAOR SERIÆ

Nr. der Sels'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
			b. G.-Durand mém. du Gard 1871 p. 91 v. 4: SER·FÆ
114	FEIIX Fe[l]ix	Tassenboden, arr. Typ.	Vgl. Dr II, 154.
120	OFI·FIRM	Tassenboden.	Vgl. Dr II, 158. Derselbe Stempel CIL II, 4970, 196.
58	FON	Tassenbodenstück, arr. Typ.	Im Xantener Museum ein Gefässfuss arret. Typ. FON Vgl. CIL II, 4970, 202.
56	FON circulo scr.	Tassenboden, arr. Typ.	
142	FVDF?	Tasse D 2, 24. K 14, 12.	
133	L·GELLI I·SEMPR	Bodenstück arret. Typ.	L. Gellius. Bekannte arretinische Fabrik.
143	C /// MNI G(er)m(a)ni	Tasse ähnl. D 1, 8.	Bonn [mus] Form 29 GERMANI. Vgl. Dr II, 173. Dr I Form 18 GERMANI Orange, Form 29 GERMNI OF Trier.
	'Hilarus' vgl. Ateius.		
32	IANVARIVS FECI circulo scr. Januarius feci.	Tassenboden, arr. Typ.	CIL II, 4970, 233 Tarracone a. IANVARIVS circulo scr. circa (Y) b. IANVARIVS · FE circulo scr. circa (Y) CIL XII, 5686, 415 Nemausi: iaNVARIVS /// circ. scr.
44	INGENVI	Teller K 14, 3.	
150	OF.INGENVI	Ornamentiertes Becken K 13, 6. Bei Dr fehlt diese Form. Abgeb. Nr. 150.	
5	IVNIV	K 14, 5.	Dr I, Form 1—3, 15—17 IVN Vaison.
13	OFLABIO	Tassenboden D 1, 7? K 14, 16?	Dr I, Form 1—3, 15—17 derselbe Stempel aus Vichy.
78	OF. LABIO	Tellerstück.	
255	OF.LABIO	Tellerfuss.	
11	MACCARI	Beckenboden?	B. J. 86, S. 165. In dem Andernacher Grab nr. 11 ein Teller von terr. sig. glänzend roth, abgeb. Tafel VII, 43; in

Nr. der Sels'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
			kleinen Lettern der Stempel MACCARI. In demselben Grabe ein Mittelerz der Antonia Augusta. Dr I, Form 1—3, 15—17 MACCARI [Bonn]. Form 18 MACCARI Andernach, OFIC MACCAR [Bonn] OF · MCCAR [Speier].
277	MCA = Macari? 'Ma(h)es' vgl. Ateius.	Tasse; Form zwischen K 14, 12 und D 2, 26.	
131	IMAL FORT· FECI in circulo scr. T(itus) Mal(ius) Fort(unatus) feci	Tassenboden arret. Typ.	Mainz (Westd. Korr. XIV, S. 86) TMAL· FORT FECI Xanten [mus. 1480] T MAL FORT FECI CIL II, 4970, 262 Tarracone a. PMAL VS·FOR TVNAT FI In circulo b. T. . . . . FOR . . . . . ATVS
89	AASCLVS·FE	Boden eines Reliefbekkens D 2, 29. K 13, 6a.	Dr I, Form 30. Vgl. Siebourg's Abhandlung B. J. 96/97. S. 261 ff.
4	MIC//O·I Mic[ci]o f(ecit)? Unt. in vulg. Schr. T VIKANDIDI T. Vi... Kandidi?	K 14, 4. D 2, 31.	Dr I, Form 31 MICCIO·I [Bonn] Dr II, 242, e, f Miltenberg, Heddernheim, Osterburken.
129	M·MINV M(arci) Minn(cii).	Tassenstück arret. Typ.	CIL II, 6257, 123 Emporiis M·MI NVCI
3	M/RA/I Murani	D I, 2. K 14, 2.	Dr II, 252. Derselbe Stempel u. a. in Rottweil und Bonn.
23	AVR Murani?	Tassenboden.	

Nr. der Sels'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
21	MPƧ M(arci) P(erenni) S(abini)?	Tasse D 1, 7. K 13, 5.	Xanten [mus. 1473] Näpfchenscherbe, arret. Typ.: MP·Ƨ CIL XII, 5686, 657 Arausione MP·Ƨ CIL III, 12014, 410 M·P·S [Klagenfurt] und 425a [Zollfeld] PEKE·SA b. Gurina PER·S^
	'Pisanus' vgl. Rasinius.		
26	PPIMVS P[r]imus.	Tassenfuss D 1, 7. K 13, 5.	Dr I Form 1—3, 15—17 [Trier] PRIMVS
55	OFPRIM	Tassenstück.	Dr I Form 18 [Mainz] OFIC·PRIMI. [St. Germain] OF PRIMI
265	PRM	Tellerboden, gelbrot überzogen.	
1	ΓAVRI·ΓIB Tauri(scus) (Pu)b(licii)	D 1, 2.	Gamurrini, p. 41 nr. 216 TAVR PVBL 217 TAVRISC PVBLI 218 TAVRISCVS PVBLI
94	CRES TVS PV B in quadrato circumscr. C(h)restus Pub(licii)	Fussboden arret. Typ.	Gamurr. 211 CHRES PVB und Fabroni tab. IX, 40 CHRES PVB
259	Derselbe Stempel.	Tassenstück, arr. Typ. K 13, 5. D 2, 26.	
51	OLYM PVBL Olym(p....) Publ(icii).	Bodenstück.	Fehlt bei Gamurrini.
45	RASN Ras[i]n(ii). Unt. Graff. MEN	Bodenstück.	L. Rasinius Pisanus, eine bekannte arretinische Fabrik.
29	PISAN	Tassenstück arret. Typ.	
135	RECEN	Teller ähnl. D 1, 3. K 14, 3.	Dr I, Form 1—3, 15—17 [Trier] RECENI. [Bonn] REGENVS
253	ROCATVS F	Fuss eines grösseren Napfes.	Vgl. CIL XII, 5686, 749, i Murviel [St. Germain] ROGATVS
258	Derselbe Stempel.	Tassenstück.	

Nr. der Sels'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
267	ROMANVS circulo scriptum.	Tassenboden, arr. Typ.	
73	RVFIO T·RVFR Rufio T(iti) Rufr(enii)	Tellerboden.	Bekannte arret. Firma. Gamurrini pag. 37. Dr I, Form 1—3, 15—17 [St. Germain]: TRVFRE RVFION
24	.VFIO TRVFR Unten Graffito: AEIV IX	Tellerstück, arret. Typ.	
264	T·RVFRE RVFIO		
71	OFI·RVS	Teller K 14, 5.	Dr I, Form 27 Vielle Toulonse: ƧVЯƎIO
105	OFI·RVS	Teller, ähnlich K. 14, 5.	
269	SCOTI	Tassenboden.	
22	SCOTTIVS	Tassenboden D 1, 7? K 14, 16?	
28	ↄTTIVS	Tellerbodenstück.	
254	SCOTTI ӨF	Gefässfuss, Form?	
116	SEN Sen(ti)?	Tassenboden arr. Typ.	
42	C·SENT	Teller, ähnl. D 1, 1. K 14, 2.	Bekannte arret. Firma.
38	C·SENTI?	Tasse arret. Typ.	
257	SENT	Teller D 2, 19.	
115	AP·ROD C·SENTI	Tassenboden arr. Typ.	
110	Derselbe.	Tassenboden arr. Typ.	
102	Derselbe.	Tassenboden arr. Typ.	
70	Derselbe.	Tasse K 13, 5.	
96	APR	Tassenboden arr. Typ.	
109	SILVANI	Tassenboden.	Vgl. Dr II 356. Dr I, Form 29 OF·SILVANI Vichy.
43	·ILVANI	Tellerstück.	
100	STAB	Tassenboden.	Derselbe Stempel im Mainzer Museum.
149	STABILIO·F	Becken mit Reliefschmuck, august. Typ. abgeb.	Fehlt bei Dr. CIL II, 6257, 185 Emporiis STABILIO

Nr. der Sels'schen Sammlung	Stempel	Gefässform	Erläuterungen
252	L·TETTI / SAMIA	Tellerfuss, arret. Typ.	Sehr häufig vorkommender Stempel dieser arret. Fabrik.
48	L·TE|TTI / SAM|IA / L. Tetti Samia.	Tellerboden.	Derselbe Stempel durch ein Kreuz geteilt CIL XII, 5686, 875, c aus Vienne.
19	C·TIG / RAN / C(ai) Tigrani.	Tasse Dr 1, 7? K 13, 4.	Dr II, 374 C·TIGR ANES aus Heddernheim (ob verlesen für TIGRANEI?). In Xanten [mus. 872] C·TIGR / ANEI
256	IVCV / L·TITI / Jucu(ndus) L.Titi.	Tassenboden, arr. Typ.	Arretinische Fabrik.
125	Derselbe.	Tassenboden, arr. Typ.	
123	SVAVI / LT/TI / Suavi(s) L. T[i]ti.	Tassenboden, arr. Typ.	Häufig vork. Stempel dieser Fabrik.
43	L·T·THYR / L. T(iti) Thyr(si).	Tellerstück.	Ebenso häufig.
64	L·TYRS / L.(Titi) T(h)yrs(i)	Bodenstück, arr. Typ.	
266	VAP	Tasse K 14, 10. Dr 2,27.	Dr I, Form 1—3, 15—17 Trier: VAPVSVI. — CIL III, 12014, 567 Bregenz VAPVSO·FE
62	VAPVS ///////	Tassenbodenstück.	
111	VAPVSO	Tassenboden.	
122	VAPVSONE	Teller 14, 5.	
77	VAPVSONE	Teller 14, 3, ähnl. D 1, 3.	
263	VAPVSONI:S·F	Tellerboden.	
2	VAPVSV	Dr I, 2. K 14, 2.	
41	DIOMEDI / VIBI ⊙ / Diomedi Vibi.	Tellerboden, arr. Typ.	Vgl. CIL XII, 5686, 429 d. — Arretinische Fabrik.
275	Derselbe Stempel.	Tellerboden.	
121	L·VIBI ♠	Teller, arret. Typ., ähnl. K 13, 2. D 2, 19.	Arretinische Fabrik.
247	VMBRI / Umbri(cii). / 'Xant(h)us' vgl. Ateius. / 'Zoilus' vgl. Ateius.	Tellerfuss, arret. Typ.	Arretinische Fabrik.

2. Die Terra-sigillata-Gefässe des Cn. Ateius.

Ein Beitrag zu ihrer Zeitbestimmung und zur Lesung ihrer Stempel.

Von

A. Oxé.

Nachdem durch die auf rheinischem Boden entstandenen grundlegenden Untersuchungen Hettner's, Koenen's und Dragendorff's die Entwicklung der römischen Keramik in grossen Umrissen gekennzeichnet ist, dürfte es jetzt an der Zeit sein, in Einzeluntersuchungen einzutreten. Erstreckt sich eine solche Untersuchung auf die Fabrikate einer einzelnen Fabrik, so muss sie, um vollständig zu sein, besonders vier Punkte erledigen: eine genaue zeitliche Datirung der Fabrik, die örtliche Begrenzung ihres Exportes, eine Liste aller Stempel und endlich eine Beschreibung und Abbildung der verschiedenen Gefässformen. Die Lage der Fabrik selbst genau zu bestimmen wird in den meisten Fällen unmöglich sein, und man wird sich bei dieser Frage auf Schlüsse aus dem Export beschränken müssen. Die zeitliche Datirung wird von allen Fragen immer das meiste Interesse beanspruchen, da auf ihr in erster Linie die weitgehende wissenschaftliche Verwerthung der Keramik auf dem Gebiete der Chronologie und Geschichte beruht. Sie ist daher auch der Ausgangspunkt zu den folgenden Untersuchungen geworden und macht den grössten Theil derselben aus. Die lokale Ausdehnung des Exportes konnte nur gestreift, und von einer Stempelliste und einer Formentafel, wie es das Ideal einer solchen Arbeit erforderte, musste aus mehreren Gründen ganz abgesehen werden. Zunächst fehlen uns noch zu wichtige Bände des CIL., als dass eine solche Liste auf Vollständigkeit hätte Anspruch erheben können; dann bedarf es zur Anfertigung einer oder mehrerer Formentafeln bei der weiten Verbreitung dieser Fabrikate grösserer Reisen, als sie bisher dem Verfasser möglich waren; und endlich kann die Entscheidung der Frage, welche nur mit einem Cognomen signirten Gefässe aus der Fabrik des Ateius stammen, endgültig auch nur an Ort und Stelle erfolgen nach genauer Besichtigung der Gefässe auf ihr Material, ihre Form und Farbe hin, wenn es auch bereits dem Vfr. gelungen ist (S. 25 ff.) vier Cognomina nachzuweisen, die ganz sicher dieser Fabrik angehören, und dadurch die Liste wesentlich zu bereichern. Weit also von dem oben aufgestellten Ideal einer Spezialforschung entfernt, hielt der Vfr. es für rathsamer, jene Punkte später einmal zu erledigen und augenblicklich sich darauf zu be-

schränken, die richtige Lesung einer ganzen Reihe veröffentlichter, aber teils falsch gelesener, teils gar nicht erkannter Ateius-Stempel herzustellen, eine Untersuchung, zu der das CIL. das meiste Material lieferte.

Der erste, der einen Zeitansatz für die Fabrikmarken des Ateius zu machen versuchte, war H. Dragendorff in seiner bekannten Arbeit 'Terra sigillata', B. J. 96. Er sagt S. 50: „Späterer Zeit, wohl erst dem l. nachchristlichen Jahrhundert, gehört die Fabrik des Cn. Ateius an, die massenhaft in die Provinzen exportirt und von der sich sogar ein Stück in Britannien findet (CIL. VII. 1336, 96)." Genauer ist seine Zeitangabe in seiner jüngst erschienenen zweiten Arbeit (B. J. 99, 54 ff.): 'Verzeichnis der Stempel auf Terra sigillata-Gefässen, die sich in der Zeit von rund 70—250 n. Chr. datieren lassen.' Hier führt er einen einzigen Stempel dieser Fabrik an, der aus Friedberg stammt, und fügt hinzu: „Das Vorkommen dieses Stempels ist unter den Funden dieser Zeit vereinzelt. In älteren Funden ist es einer der der häufigsten und weit verbreiteten." Dieses einmalige Vorkommen dieses weitverbreiteten Namens ist sehr bezeichnend: es weist ihn in die Zeit vor 70 n. Chr. Man kann nun annehmen, dass jenes Gefäss aus früherer Zeit sich länger erhalten hat; mir ist es aber wahrscheinlicher, dass die Römer — wie in Wiesbaden und in Höchst — so auch in Friedberg und Heddernheim schon lange vor 70 n. Chr. sich aufgehalten, um nicht zu sagen festgesetzt hatten, da ich gerade in Dragendorff's Liste mehrere Stempel aus diesen beiden Orten entdecke, die der frühesten Kaiserzeit angehören dürften[1]. In diese Zeit verweisen uns auch die in Dragendorff's erster Arbeit (S. 141) für Ateius als charakteristisch angegebenen Tellerformen 1. 2. 3. 15. 16 u. 17 und noch mehr die sehr eigenartige Tassenform 26, „deren frühe Zeit durch ihr Vorkommen in Bibracte (S. 86) am sichersten bestätigt werde" und für die Dragendorff nur zwei Stempel aus Köln aufführt: ATEI und ꟻOIL. Ich muss dabei im Voraus bemerken, dass auch der letztere Stempel aus der Fabrik des Ateius stammt (vgl. unten S. 25 ff.). Zu einer genaueren Datirung ist Dragendorff nicht gelangt.

Der zweite, der eine genauere Datirung der Ateiusstempel erstrebte, ist G. Wolff, der in den Nass. Ann. XXVII, 1895, S. 39 ff. drei neue in Höchst gefundene Ateiusstempel veröffentlicht, dann eine ziemlich vollständige[2] Liste der im CIL. bisher veröffentlichten Ateiusstempel anschliesst und endlich die Zeit dieser Gefässe zu bestimmen sucht. Doch ist auch er nicht zu einer genaueren Zeitbestimmung gekommen, da er sich zu sehr an jenen Friedberger Findling und die 25 in Pompei gefundenen Ateiusstempel (CIL. X. 8055, 1. 4—9) hielt. Es scheint nämlich, als ob mit jenen drei in Höchst gefundenen Stempeln keine Beifunde an Münzen oder charakteristischen Gefässen gemacht

---

1) Vgl. nr. 34. 118. 134. 173a. 178. 227b. 295. 305. 349. 374. 322?

2) Schon jetzt reicht diese mit Fleiss zusammengestellte Liste nicht mehr aus. Es fehlen z. B. die Xantener, Neusser und Kirner, die von mir durch Emendation gewonnenen und die nur mit Cognomen signirten Stempel.

worden sind, welche die Zeit andeuten; dafür entschädigt einigermassen die Bemerkung Wolffs auf S. 48, dass „bereits früher bei der Zusammenstellung der in Höchst vorhandenen römischen Münzen lokaler Provenienz durch Dr. Quilling (Archiv für Frankf. Gesch. u. K. III F. IV B. 1893. S. 350) die relativ grosse Anzahl der Augustusmünzen aufgefallen sei". Warum es bedenklich ist, den Friedberger Stempel zur Datirung heranzuziehen, wurde schon vorhin erörtert; noch bedenklicher ist es aber, die pompeischen Funde ohne weiteres zur Datirung rheinischer zu benutzen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens können, genau genommen, jene Funde nur den terminus ante quem ergeben; jene Gefässe könnten also in friedlichen Verhältnissen sich recht lange erhalten haben, obwohl man hiergegen wieder einwenden dürfte, dass ihre Provenienz wohl kaum vor das grosse Erdbeben 63 n. Chr. zu setzen ist. Ich will auch nicht annehmen, dass diese Stempel einer früheren tieferen Kulturschicht angehören, eine Annahme, die bei den kargen Fund- und Beifund-Notizen des CIL. ganz gut möglich, aber wegen der relativ grossen Anzahl der in Pompei gefundenen Ateiusgefässe unwahrscheinlich ist. Ernstere Bedenken muss die grosse lokale Verschiedenheit der pompeischen und rheinischen Funde erregen. Unterliegt es doch kaum mehr einem Zweifel, dass schon in der frühesten Kaiserzeit der Export italischer Töpferware an den Rhein durch die einheimische und besonders die hochentwickelte gallische Industrie unterbunden wurde; es ist also ganz gut möglich, dass in Italien eine arretinische oder campanische Firma noch längere Zeit hinaus Waren absetzte, nachdem sie die Konkurrenz jenseits der Alpen bereits hatte aufgeben müssen [1]. Doch vor allem muss die auffallende Verschiedenheit der beiderseitigen Stempel selbst von einer Gleichstellung derselben schlechthin uns abhalten. Von den 25 pompeischen Stempeln stehen 23 'in planta pedis'; von den 33 bei Neuss gefundenen aber z. B. kein einziger. [Mir ist überhaupt aus Germanien nur ein solcher Ateiusstempel bekannt, von J. Klein in den B. J. 89 S. 58, 27 veröffentlicht, der XSATHI zu lauten scheint — ein Cognomenstempel, den ich der Fabrik des Ateius ohne Bedenken zurechne — und aus dem Bereich des Neusser Legionsstandlagers selbst stammt, das sicher in der Flavierzeit bestand, freilich an einer Stelle, wo vorher, unter Augustus, einige Brandgräber angelegt wurden.] Ferner sind die Beizeichen beiderseits verschieden: am Rhein findet sich mit Vorliebe die Palme und der Kranz verwandt, in Pompei strigilis, luna crescens, delphinus (1. 4 g. 8 e). Alle 25 pompeischen Stempel sind einzeilig, selbst der nicht in einer Fusssohle stehende, umfangreiche CN·ATEI·ERONIS; von den 33 Neussern sind 4 zweizeilig, sogar der einfache CN || ATEI. In Pompei kommt nur auf einem Exemplar das einfache Nomen vor und da allerdings viermal wiederholt — eine Wiederholung, für die ich am Rhein kein Analogon kenne; alle anderen pompeischen Stempel bieten peinlich genau Prä-

---

1) Vielfach macht es den Eindruck, als ob in der ersten Kaiserzeit auch durch bestimmte Legionen, die aus Italien an den Rhein kamen, italische Gefässe eingeschleppt worden seien.

nomen, Nomen und Cognomen, während am Rhein das blosse Nomen und das Nomen mit Pränomen bei weitem überwiegt und auch das Cognomen allein auftritt, wie unten nachgewiesen werden soll. Dieser Unterschied der Nomenklatur ist so auffallend, dass er nicht nur für die örtliche, sondern auch zeitliche Differenz von Wichtigkeit sein dürfte. Man bedenke endlich, dass die pompeischen Stempel 19 mal das Cognomen A oder M oder M — was alles offenbar dasselbe ist — bringen, 4 mal das Cognomen oder den Zusatz AR, 1 mal ERONIS: keins dieser Cognomina kehrt am Rheine wieder. Hier überwiegen — um andere nicht zu nennen — Eu(h)odus, Ma(h)es, Xant(h)us und Zoilus. Kurz, die Stempel vom Rhein und die von Pompei weisen so charakteristische Unterschiede in Umrahmung, Beizeichen, Zeilenverteilung, Nomenklatur und in den Namen selbst auf, dass man bei einer Untersuchung ihrer örtlichen und zeitlichen Provenienz beide billiger Weise getrennt behandeln muss.

Ehe ich mich aber zur Datirung der in Germanien gefundenen Ateiusstempel wende, bin ich noch den Beweis schuldig, dass auch mit dem blossen Cognomen in der Firma des Ateius signirt wurde. Schon früher war mir der italische oder arretinische Typus einiger Gefässstücke, die den Stempel Xanthi tragen und die ich selbst in Mainz, Xanten, Bonn und Neuss in Augenschein nehmen konnte, unzweifelhaft in anbetracht ihrer Form, Farbe und ihres Materials. Ich vermuthete daher schon früher, dass es nur Xanthus Atei sein könne, um so mehr, als auch die Ligaturen sehr an die des Xanthus Atei erinnerten und er mit Ateiusstempeln zusammen gefunden wurde. So steht auf einem Mainzer Fragment [Museum] XATH, in Xanten zwischen zwei geflügelten Genien der ornamentirten Kelchwand auf einer erhabenen Leiste mit vertieften Lettern XANTHI, es fanden sich in Neuss die nr. 35. 138. 97 und im Bonner Museum weist ein und dasselbe Andernacher Grab (Grab 5 = Grab 3 der B. J. 86, S. 169) Teller des Ateius und Xanthus auf. Bestärkt wurde ich in meiner Vermuthung durch den gekünstelten Neusser Stempel 36, der in grossen Buchstaben XA bietet und um das X herum so nebenbei in kleinen, kaum lesbaren Lettern ATEI bringt, und ferner durch den schönen arretinischen Kelchfuss in Xanten [Mus. nr. 803] mit dem Stempel ·X· ATEI ·X·. In dem X kann ich auch nur einen Hinweis auf das Cognomen Xanthus erblicken, der hinreichend bekannt in Verbindung mit Ateius nicht ausgeschrieben zu werden brauchte. Zur Gewissheit aber wurde meine Annahme durch die Entdeckung zweier bis jetzt noch unbekannter Stempel aus Mainz [Mus.] und Xanten [Mus. nr. 1597], die beide in Gefässen arret. Typus stehen und lauten

XATH ZoILI

Beide Cognomina erscheinen jedes für sich, so viel mir bekannt, nur mit dem Nomen 'Ateius', sodass ein Zweifel an der Zugehörigkeit dieses Stempels zu der Fabrik des Ateius nicht gut bestehen kann. Auch ist in dieser Fabrik es nichts ungewöhnliches, dass zwei — mögen es nun Sclaven oder Freigelassene sein — zusammen signiren, wie der Neusser Stempel 90 lehrt: er bietet deutlich 'Atei Mae(tis) et Zoe(li)'. Nach ihm ist auch der in Tarragona gefundene (CIL. II, 4970, 61 b)

AE ///XE / ET ZOEL zu verbessern in ATEI MAE / ET·ZOEL

Die vier letzten Stempel beweisen also schlagend, dass Ma(h)es, Xanthus und Zoilus (sive Zoelus) nicht nur zu einer Zeit, sondern auch an einem Orte d. h. in einer und derselben Fabrik (oder Filiale) des Cn. Ateius gearbeitet haben. Ohne Bedenken reihe ich daher unter die Ateius-Gefässe alle diejenigen, die ohne jeden Zusatz von 'officina', 'manu' oder 'fecit' das blosse Cognomen 'Xant(h)i', 'Zo(i)li' und auch 'Eu(h)odi' vollständig oder in abgekürzter Form bringen. Denn auch das Cognomen 'Euhodus' kommt nur mit dem Nomen 'Ateius' bis jetzt auf Stempeln vor und, wie die Neusser Stempelliste zeigt (nr. 107), findet es sich in der That auch ohne Nomen unter jenen Ateiusstempeln. Eine gewisse Vorsicht ist jedoch bei der Beurtheilung der Stempel 'Ma(h)etis', die oft bis zu 'Mae' abgekürzt werden, geboten. Das Cognomen 'Mahes' ist sonst in den arretinischen Fabriken nur aus der des C. Memmius durch einen Stempel bekannt: Fabroni Aub. IX, 25 = Gamurrini p. 39 nr. 95:

C·MEMMI
C·L·MAHE

Doch scheint in dieser alten Fabrik des C. Memmius nie mit blossem Cognomen signirt worden zu sein; zudem dürften in Germanien von dieser Firma, die Dragendorff (S. 49) zu den ältesten zählt, kaum Gefässe gefunden werden. Ich rechne daher Gefässe von ausgesprochenem italischem oder arretinischem Charakter, wie das Neusser [nr. 68] und das Xantener [Mus. nr. 842], die beide den Stempel MAE tragen, ebenfalls zu denen des Ateius. Aber sicherlich nicht aus dieser Fabrik sind Gefässe, die den Stempel 'Mahetis' mit dem für ateische Waare unmöglichen Zusatze of(ficina) oder m(anu) tragen. z. B.

CIL. XII, 5686, 523, d und i	CIL. VII, 1336, 609.
OF MAE	a. MAHTI M
CVE MAE	b. MAHTI N
	c. AHIM

Ebensowenig können die mit dem blossen Cognomen HILARI oder CHRESTI oder EROS signirten Gefässe ohne weiteres zur Fabrik des Ateius gerechnet werden, da diese beliebten Sclavennamen auch in anderen Fabriken vertreten sind (vgl. nur CIL. II, 4970).

Eine nicht unwesentliche Stütze erhält meine Behauptung, dass die Gefässe mit Eu(h)odi, Ma(h)etis, Xant(h)i und Zo(i)li aus einer ateischen Fabrik oder Filiale stammen, durch die ganz gleichmässige lokale Verbreitung, welche diese Cognomenstempel und die Ateiusstempel gefunden haben: wie das CIL. lehrt, treten in den Provinzen, wo die Ateiusstempel am zahlreichsten sind, auch die genannten vier Cognomenstempel am häufigsten auf, und wo jene selten oder gar nicht vorkommen, erscheinen auch diese entweder selten oder gar nicht. Eine Übersicht über die lokale Ausbreitung der Ateiusstempel zu geben, scheint aus den bereits oben angeführten Gründen noch nicht thunlich. Immerhin kann jedermann schon jetzt leicht so viel (aus dem CIL. Schuermanns und den B. J.) ersehen, dass in Spanien (II), Südgallien (XII), dem übrigen Gallien

und Germanien weitaus die zahlreichsten Gefässe des Ateius gefunden wurden; seltener schon in Campanien und Sicilien (X); höchst selten oder gar nicht kommen dieselben in B. III. V. VII. VIII und IX vor. Man kann daher unmöglich Wolff zustimmen, wenn derselbe (l. c. S. 40) behauptet, „eine graphische Darstellung des Fundgebietes liesse eine zunehmende Dichtigkeit der Fundorte von der Peripherie (Afrika, Spanien, Nordfrankreich, England, Rheinland, Centralalpen, Istrien) nach einem Centrum (Kampanien) erkennen“. Vielmehr, wenn man aus der Dichtigkeit der Funde einen Schluss auf die Lage der Fabrik ziehen darf, so ist diese weit eher in Südfrankreich zu suchen. Genau das gleiche Resultat ergiebt ein Überblick über die lokale Ausbreitung jener vier Cognomenstempel. Am häufigsten fanden sie sich in Spanien (4 + 10 + 5 + 9) und Südgallien (2 + 2 + 10 + 9); verhältnissmässig ebenso häufig scheinen sie im übrigen Gallien und in Germanien gefunden worden zu sein (vgl. Schuermanns und die Neusser Stempel); bedeutend seltener werden sie schon im CIL. X (E. Trapani, X. Puteolis et Solunte, Z. Regii, Solunte, Cagliari, d. h. in wenigen Küstenstädten des Festlandes, Sardiniens und Siciliens, die von Südgallien aus zu Schiff leicht erreicht werden konnten); einmal ausserdem E. in Afrika und X. in England; keiner in Pompei (!), im III., V. und IX. Band. Besonders auffallen muss es, dass diese in gewissen Provinzen so stark vertretenen Cognomenstempel — mögen nun die Cognomina allein oder mit Nomen erscheinen — in Gallia cisalpina und in den Donauländern, wohin doch andere arretinische und campanische Fabriken exportierten, gar nicht gefunden wurden. So sollte man namentlich in dem alten Virunum, wo so viele Arretina gefunden worden sind, diese Cognomina erwarten — wenn sie wirklich nach Arezzo gehören. Allein in Virunum hat sich nicht nur keiner jener Cognomenstempel dieser Fabrik gefunden, sondern überhaupt keiner — oder wenn ich richtig lese — nur ein Nomenstempel. CIL. III, 12014, 135 [Klagenfurt]

CNATE

Diese Beobachtungen des Fundgebietes führen eher dazu, in Südgallien als in Campanien, wie Wolff will, diejenige Fabrik oder Filiale des Ateius zu suchen, in der die Träger jener vier Cognomina thätig waren.

Dass auch in Arezzo eine Fabrik des Ateius bestand — das Muttergeschäft — ist damit nicht ausgeschlossen. Dreierlei erheischt sogar sehr stark diese Annahme. Erstens die drei von Gamurrini (pag. 57) veröffentlichten Stempel aus Arezzo, die alle 'Atei' lauten, zweitens der auf einigen Stempeln sich findende Zusatz AR und drittens der nach einer ganz anderen Richtung hin erfolgte Export dieser letztgenannten und der mit dem Cognomen A, M oder M versehenen Stempel. Schon Dragendorff (S. 46) hat den Zusatz AR nach Analogie anderer arretinischer Beispiele in 'Ar(retini)' aufgelöst. Ihm war nur 1 Beispiel bekannt: CIL. VIII, 10479, 8 [Constantinae] CN·A·R. Dazu kommen noch folgende 9 Beispiele, die z. T. von den Herausgebern nicht richtig wiedergegeben und gelesen sind.

X, 8055, 8, a—d Pompeis. In planta pedis.

b. d. CN·ATEI AR

a. c. CN ATE · AR

III, 12014, 100 [Pest, originis incertae]. In planta pedis.

CN·Æ AR (verbessere ATE)

X, 8056, 451 [Cagliari]

C · N · A AR (lies CN·ATE·AR)

X, 8056, 457 [Cataniae]

Aviolo las CN · ATF ƎAR
Ferrara las C · N · ꟻAP (das richtige dürfte sein CN·ATE·AR)

X, 8056, 421 [Cagliari]

ATI AR (ich lese ATEI · AR)

X, 8056, 419 'figlina Campana'.

ATE MMAR

Die Entzifferung des letzten Stempels bereitet besondere Schwierigkeit; am nächsten liegt, wenn die beiden M nicht lediglich eine Verzierung oder ein Beizeichen sind, die Erklärung derselben als AM AM und die Auflösung des ganzen Stempels in 'Ate(i) Aman(di) Ar(retini)'.

Die Fundorte dieser Stempel zeigen ein ganz anderes Absatzgebiet der Firma Ateius als jene vier Cognomenstempel. Ausser in Italien ist ein solcher Stempel nur in einer afrikanischen Küstenstadt und in Pest gefunden worden; die Herkunft des letzteren ist sogar unsicher, doch stammt er vermuthlich aus Virunum. Ganz ähnlich steht es auch mit der Verbreitung des in Pompei 19 mal vorkommenden Cognomenstempels (in planta pedis) mit A oder AM oder M. Derselbe findet sich ausserdem noch

X, 8056, 46. a. Puteolis, b. [Catania].

CN · A · M

Ich löse dieses Cognomen nach folgenden drei Stempeln in 'Amandus' auf.

II, 6257, 23 [Karthagine nova]

CN · ATEI
AM · AN 'Cn(aei) Atei Aman(di)'.

VIII, 10479, 4 [Constantinae]

Æ AMA (verbessere ATE ·) 'Ate(i) Ama(ndi)'.

X, 8056, 419 'figlina Campana'.

ATE MMAR (verbessere AM AM) 'Ate(i) Aman(di) Ar(retini)'.

Es bilden darnach die Ateiusgefässe, die in ihren Stempeln den Zusatz AR oder das Cognomen 'Am(andi)' führen, wie ihre lokale Provenienz und ihre Verbreitung lehrt, eine Gruppe für sich und müssen, da sie in Pompei bei weitem überwiegen, in die erste Flavierzeit gesetzt werden.

Zu einem ganz anderen Resultat gelangt man bei der Datirung der am Rhein gefundenen Ateiusstempel. Datirbare Funde dieser Gefässe, die hier

an vier verschiedenen Stellen gemacht wurden, stammen alle aus Augusteischer Zeit. Es sind Funde aus Xanten [Fiedler-Houben], aus Andernach [im Bonner Prov.-Mus.], aus Neuss [in der Sels'schen Sammlung] und aus Kirn a. d. Nahe [Museum Kreuznach].

I. Vor dem Clever Thore Xantens, in der Nähe des sogen. Römerbrunnens legte am 15. Oktober 1826 Houben ein reichhaltiges Römergrab offen. In seinen 'Denkmälern von Castra vetera' ist der Inhalt dieses Grabes auf S. 45 genau beschrieben und auf Tafel II in Farben wiedergegeben. Auf dem unter nr. 4 abgebildeten Terra-sigillata-Teller, der schon durch seine Form seinen Ursprung aus erster Kaiserzeit verrät, las Fiedler CNAEI, während der genaue Zeichner über dem Teller den Stempel weit getreuer und richtiger abzeichnete:

CN·ATFI d. i. Cn(aei) Atei.

In einer grossen Urne, die dabei stand, lagen zwischen Asche und Gebeinen 2 Silbermünzen von Julius Caesar, abgeb. Tafel II, 1a. Es lag dieses Grab inmitten der vielen Gräber, die alle in der Zeit des Augustus angelegt worden sind und sich in einer Flucht n. ö. längs des Römerbrunnens hinziehen; die aus der Zeit des Tiberius, Drusus und Germanicus stammenden Gräber liegen s. w. von ihnen und laufen — näher an der Stadt Xanten gelegen — ihnen parallel. Ist auch die Houben'sche Sammlung leider in alle Winde zerstreut, so birgt doch das Xantener Museum heute noch 9 Stempel des Ateius auf Gefässstücken, die meistens aus jenen Gräbern stammen dürften. Ich führe dieselben hier an, um zu zeigen, wie nahe die hier angetroffenen Ateiusstempel den Neussern stehen.

806 ATEI Tasse. Koenen XIII, 5 (vgl. Sels 86 und 261).

802 ATEI Tassenfuss etwa K. XIII, 5. Es ist unverkennbar arret. Typus und nicht ATER zu lesen.

1203 ATEI ⟵ Tellerboden.

807 ĀEI ✝ Tasse, K. XIII, 5, gross.

824 CN ATFI Fuss einer grossen Tasse, K. XIII, 5. Es ist nicht, wie im Verzeichnis angegeben ist, 'Gnaei' zu lesen.

842 MAE arret. Tassenfuss, K. XIII, 5.

803 ·X· ĀEI ·X· auf dem Boden eines Kelchfusses.

1594 XANTHI Aussen zwischen zwei gefl. Genien einer ornamentirten Kelchwand auf einer erhabenen Leiste mit vertieften Lettern.

1597 XANTH SolLI Tassenfuss.

II. Von den Andernacher Funden (Koenen, B. Jahrb. 86, 148 ff.) kommen hier 3 Gräber in Betracht: Gr. 3 auf S. 161 [Mus. Grab 5], Gr. 10 auf S. 164 [Mus. Grab 22] und das Steinkistengrab auf S. 158.

a. In Grab 3 fanden sich 3 Teller aus der Fabrik des Ateius mit folgenden Stempeln:

a. ATEI [1])

b. c. X·AHTIN [2]) 'Xanthi'.

Dabei wurde ein Mittelerz des Augustus gefunden mit dem Revers RoMETAVG. Coh.[2] 237. Ein vierter Teller aus demselben Grabe, genau von gleicher Form, Farbe und Material, trägt einen Stempel, den Koenen (S. 161, nr. 10) als CAESTI, Klein (B. J. 89, S. 6 nr. 45) als C·AESI las, in dem ich jedoch CRESTI zu erkennen glaube, denselben Namen, der auch in der Sels'schen Sammlung in Gesellschaft mit den Ateiusstempeln 4mal wiederkehrt.

b. Grab 10 barg einen Terra-sigillata-Teller mit dem gekünstelten Stempel [3])

XANTH
ATEI in trifolio 'Atei Xanthi'.

Münzen fanden sich in diesem Grabe nicht, jedoch weisen die Formen der zugleich gefundenen und von Koenen S. 164 genau beschriebenen Gefässe alle in die Zeit des Augustus, eher früher als später. Leider ist es noch immer nicht gelungen, auch den Stempel des zweiten (nr. 6; abgebildet Taf. VII, 41) zu entziffern. Ich las IAIM, Koenen IATM, Dragendorff löst (S. 141) letzteres sicher falsch auf [Gnae]i At[ei] m[anu]? Bei Klein suchte ich den Stempel vergebens. Möglich ist immerhin, dass auch in diesem Siegel ein Ateius-Stempel zu suchen ist.

c. In dem Steinkistengrab (S. 158 beschrieben, Tafel V, 56 im ganzen und 36—44 und 50 im einzelnen abgebildet) lag (Fig. 44) „eine äusserst fein bearbeitete und trefflich profilirte Tasse aus schöner, matter, orangeroter Terra sigillata, deren Stempel nur XA erkennen lässt" (Koenen). Klein liest (B. J. 89. S. 47 nr. 374, d) XAN und löst mit Recht dieses Siegel zu Xan(thi) auf. Sowohl jene Beschreibung wie die Abbildung des schönen Tässchens verraten entschieden sog. arretinischen oder italischen Ursprung desselben, so dass man ohne Bedenken auch dieses Gefäss unter die Erzeugnisse der Ateischen Fabrik rechnen darf. In derselben Steinkiste lag in einer Urne ein Mittelerz des Augustus mit dem Revers M SALVIVS[OT]HO III VIR AAAFF. Coh.[2] 515. Die Münze ist aus der Zeit von 12—2 v. Chr.

III. Die vor dem Neusser Oberthore auf der Ziegelei des Herrn

---

1) Vgl. Klein, B. J. 89, S. 3. — Drgdf. S. 141.

2) Vgl. Klein, B. J. 89, S. 47. — Der Stempel ist abgebildet B. J. 86, Taf. VII, 39. — Bei Drgdf. S. 141 sind diese beiden Stempel nicht genau wiedergegeben.

3) Vgl. Klein, B. J. 89, S. 47 und Drgdf. S. 141. — Abbdg. B. J. 86, Taf. VII, 37. — Ein ähnlicher Stempel steht bei Schuermanns 541 [Tongres] ATEI ‖ XA ‖ NTHI 'disposé en trois bras convergens avec point au centre'. — Auch CIL. XII 5686, 414. Nemausi steht ein gleicher Stempel, den Hirschfeld nicht selbst gelesen hat.

O · IANI / ELI a d. ad s. in trifolio

Dieser so ganz unverständliche Stempel dürfte kaum anders zu emendiren sein als

CN · XANTH / AEI in trifolio

II. Sels im Laufe weniger Jahre zu Tage geförderten Stempel sind in diesem Hefte S. 12—21 alphabetisch geordnet zusammengestellt. Der grosse Werth dieser Liste besteht darin, dass, wie der Koenen'sche Fundbericht näher begründet, die zugleich gefundenen zahlreichen gallischen und römischen Münzen — es mögen höchst wenige Ausnahmen darunter sein, die nach genanntem Fundbericht mit der Gesamtmasse der dortigen Funde nichts zu schaffen haben und offenbar aus späterer Kulturschicht stammen — am Ende der Regierungszeit des Kaisers Augustus im Umlauf standen. Für die Fabrikate des Ateius ergiebt jene Stempelliste bei Mitberücksichtigung der durch die Xantener und Andernacher Grabfunde gewonnenen Zeitbestimmung zweierlei: erstens übertrifft die Fabrik des Ateius, die hier mit 33 Stempeln vertreten ist, um das Jahr 14 p. Chr. am Niederrhein durch ihren Import bei weitem alle anderen Firmen; sie muss damals in vollster Blüte, vielleicht auf dem Höhepunkt ihrer Leistung, gestanden haben. Zweitens: gerade in jener Zeit waren in der Ateischen Fabrik Euhodus, Hilarus, Mahes, Xanthus und Zoilus thätig; Xanthus erscheint am häufigsten (7 mal), Zoilus 2 und Mahes 3 mal, Euhodus und Hilarus, der bis jetzt nicht bekannt war, nur 1 mal.

IV. Bei Kirn a. d. Nahe, auf der Ziegelei des Herrn Wilh. Simon, sind im Herbste 1895 in einer Brandschicht mit stark zertrümmerten und verbrannten Scherben auch drei Stempel des Ateius zu Tage gefördert worden, die, augenblicklich noch in meinem Besitz, demnächst mit den übrigen römischen Funden auf dieser Ziegelei in das Museum zu Kreuznach übergehen werden.

1. ATEI Tassenfuss unbest. Form.

2. ATEI in circulo Tassenfuss unbest. Form.

3. CN · ATEI Tellerboden.

[Die anderen Scherben dieser Brandschicht, nach Koenen und Dragendorff, soweit dies möglich war, bestimmt, gehören ohne Ausnahme der Augusteischen Zeit an: 1. Fragmente einer Urne. Die Form des Randes und des Fusses, graublaue Farbe und Glätte stimmen mit K. X, 9 überein. — 2. Frgm. von 2 oder 3 Bechern. Dünnwandig, hartgebacken, an der Bruchstelle graublau, zeigen sie jene Technik des Gurtband-Ornamentes, das zuerst von C. Koenen (B. J. 86, Tafel VI, 32 und VII, 44) als charakteristisch für Augusteische Zeit erkannt wurde[1]). Dieses Gurtband fand sich in seiner ganzen Reinheit nur mit Münzen des Augustus, vgl. Grab 3, 1; 4, 3; 7, 1; (25, 5; 28, 4). Wo aber „die einzelnen Zickzacklinien mehr getrennt und flacher, zweigartig" erscheinen, gehören die Gefässe in die Zeit von Tiberius bis Nero, vgl. Grab 11, 3; 19, 6; 31, 6. — 3. Fragmente von 5 Näpfen von Terra sig. Drei derselben, dünnwandig und mit reich profilirtem Rand, erinnern an K. XIII, 5 und Dr. 26. Zwei, nicht ganz so fein gearbeitet, weisen einen ähnlichen Rand auf wie Teller von terra nigra oder sog. belgischer Herkunft:

1) Vgl. Hettner, Festschrift für Overbeck, S. 170 und Dragendorff, Terra sigillata S. 90.

vgl. K. IX, 19 u. 21 und Dr. 19 u. 20. — 4. An dieselben Gefässe erinnert die Form der Ränder von 2 Tellern, terr. sig.? — 5. Fragmente von 4 Tellerböden, alle ziemlich dünn und in der Mitte flach und mit hohem Standring, vgl. K. XIV, 1 u. 2. — 6. Fragmente eines grossen irdenen, rauhen Tellers, von 40 cm Durchmesser, an den Bruchstellen weiss und mörtelartig, aussen mit pompejanischem Roth überzogen; ohne Standring. Einen ähnlichen Teller birgt das Bonner Provinzial-Museum [Grab 2], derselbe ist mit einer Münze des Augustus gefunden, mit dem Revers: RoM ET AVG. Ausserdem ist mir nur noch ein drittes Exemplar dieser Tellerart bekannt geworden: es befindet sich in der Sels'schen Sammlung und trägt aussen am Rande den Stempel APLMAI (?); natürlich gehört auch dieser Teller, wie die Gesammtmasse der übrigen auf dem Sels'schen Grundstück gemachten Funde, der Augusteischen Zeit an.] Alle Kirner Gefässstücke, die in derselben Brandschicht wie die 3 Ateinsstempel lagen, können, wie man sieht, trotz ihrer starken Beschädigung durch Brand ihre Herkunft aus Augusteischer Zeit nicht verleugnen. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass auch die 3 Kirner Ateinsstempel aus Augusteischer Zeit herrühren.

Dass dieser Zeitansatz der Kirner Stempel richtig ist, dafür sprechen auch andere in früheren Jahren auf derselben Ziegelei gemachte römische Funde. Leider wurden früher alle Scherben als werthlos weggeworfen und nur die ganzen Gefässe aufbewahrt, um als Zimmerschmuck verwendet zu werden. Ich hebe von diesen Funden, die der Besitzer in hochherziger Weise dem Kreuznacher Museum überwiesen hat, folgende, für die Zeitbestimmung wichtige Stücke hervor. 1. Ein Napf, glänzend schwarz und sehr dünn, entsprechend K. XI, 23—26. 2. Mehrere Krüge, die ältere Form K. XI, 23—26 zeigend. 3. Ein Napf von terra nigra mit unleserlichem, offenbar barbarischem Stempel, K. XIII, 3 u. 4. 4. Ein Teller, ziegelroth, sog. belgische Waare. Stempel unleserlich. Dr. II, 20 und K. XII, 2. 5. Ein Tellerfuss von terra sigillata mit dem Stempel DARR F. Derselbe Name kommt in den Sels'schen Funden vor und ist von Dragendorff in der Liste der Stempel aus den Jahren 70—250 p. Chr. nicht verzeichnet. 6. Ein Tellerfuss von terra sig. mit dem Stempel C·TIG / RANI Auch dieser Stempel kehrt in der Sels'schen Sammlung wieder. Dragendorff führt in seiner Stempelliste zwar unter nr. 374 C·TIGR||ANES aus Heddernheim an, doch habe ich schon oben gegen diese späte Datirung einzelner Friedberger und Heddernheimer Stempel mein Bedenken geäussert (S. 23). 7. Eine Münze des Tiberius aus dem letzten Regierungsjahre des Augustus mit IMPERAT VII und Revers [R]oMETAVG. Coh.[2] 37.

Soweit die Zeitbestimmung der Xantener, Andernacher, Neusser und Kirner Funde an Hand datirbarer Beifunde! Alle gehörten unleugbar der Augusteischen Zeit an. Bedenkt man nun, dass dies die einzigen datirbaren Ateinsgefässe im Rheinland sind und dass sich — namentlich in den vielen genau untersuchten Gräbern Xantens und Andernachs — kein Ateinsgefäss mit der

Münze eines späteren Kaisers gefunden hat, so darf man vor dem Schluss ex silentio nicht zurückschrecken, dass die am Rhein gefundenen Ateius-gefässe alle aus der Zeit des Augustus stammen.

Es mögen bis jetzt etwa 300 Stempel aus der Fabrik des Ateius veröffentlicht sein. Ehe eine Liste derselben zusammengestellt wird, ist es Vorbedingung, dass zunächst die Ateius-Stempel, die falsch gelesen, nicht erklärt oder überhaupt nicht als Stempel des Ateius erkannt wurden, womöglich einer neuen Besichtigung unterzogen werden. Bis dahin geht eine Untersuchung am besten von den allgemeinen Beobachtungen aus, die Dragendorff in seiner ersten Arbeit bei den arretinischen Stempeln gemacht hat. Nur der Sclavenname, bemerkt er S. 45, nicht der des Betriebsherrn komme im Nominativus vor. „Die Worte officina, fecit und manu stehen bei den sicher arretinischen Stempeln nie dabei, im Gegensatz zu den späteren Sigillaten, bei denen dieser Zusatz sehr häufig ist. Man kann aus diesem Zusatz dieser Worte schon a priori auf jüngere Zeit schliessen." Seite 46 bespricht er dann die Zusätze 'figuli' und 'figuli arretini', ferner die Einrahmungen, in welchen, und Seite 48 die Beizeichen, mit welchen der Namenszug der arretinischen Fabrikherren erscheint. Betrachten wir nach diesen Gesichtspunkten die Stempel des Ateius!

Das Nomen des Fabrikherrn kommt nur im Genetivus vor. Wenn in der Sels'schen Sammlung zum ersten Mal und als ein Unicum in seiner Abfassung der Stempel nr. 148 erscheint CN·ATEIVS / HILARVS so hat man darunter nicht den Fabrikherrn, sondern einen Freigelassenen desselben zu verstehen; übrigens überwiegt auch bei den ausgeschriebenen Cognomina, die weiter unten behandelt werden sollen, bei weitem die Genetivform.

CIL. III, 6010, 247 [Bregenz] und X, 8056, 420 [Syrakus] bringen den Stempel ATEV. Es kann unmöglich der Nominativus sein, da ja schon das i zwischen e und u fehlt; entweder steht hier in beiden nur ATEI oder es ist 'At(ei) Eu(odi)' zu erklären. Das einfache Nomen 'Ateius' ist von den Editoren oft nicht erkannt worden, wegen der scharf über und unter den Buchstaben herlaufenden gradlinigen Umrahmung, die oft die Querbalken der Buchstaben in sich aufnimmt, vgl. z. B. den Neusser Stempel nr. 103. Ich lese daher

CIL. V, 8115, 139 patella Libarnae [Genuae]
statt AIE — ATE

CIL. X, 8056, 404 [Cataniae]
statt AE — ATE oder ATE

Ibid. 418, b [Cagliari]
statt ATFI — ATEI

Es erscheint dieses blosse Nomen in den verschiedensten Ligaturen und Abkürzungen; ein gutes Bild dieser Variationen giebt CIL. II, 4970, 51—62.

Ebenso häufig wie das alleinstehende Nomen findet sich Nomen und Pränomen, wiederum in den verschiedensten Abbreviaturen und Ligaturen. Das

Pränomen ist meist mit CN, selten mit GN abgekürzt; oft steht das kleinere N in dem C; die erste und letzte Hasta des *N* stehen gerne schief. In sechs Fällen steht blosses C oder G: Sels nr. 91. — CIL. X, 8056, 49 [Puteolis]. — II, 4970, 52, b u. c. — II, 4972, 7, b u. c. In zwei Stempeln liest man dafür um so ausführlicher CNE; CIL. II, 4970, 43 f und V, 8115, 80 patella [Dertonae]: CNEATE, ein Stempel, der fälschlich unter dem Anfangsbuchstaben N registrirt ist. Ein andermal, CIL. IX, 6082, 98, b steht der Punkt nicht richtig: C·NATEI, was doch nur 'Gn(aei) Atei' heissen kann und soll. Häufig scheint gar kein Punkt hinter dem Pränomen zu stehen, wie schon in dem oben angeführten Stempel aus Klagenfurt (Virunum) CIL. III, 12014, 135 CHATE, der mit dem dort folgenden Stempel ATERINI wohl nicht verwandt sein dürfte. Ich reklamire noch folgende Stempel für Ateius:

B. J. 89, S. 17. nr. 143. Schälchen, Bonn: GNA͞T

B. J. 89, S. 17. nr. 144. Schälchen, Bonn: CIIAT

Der 'zweite Buchstabe scheint ein N zu sein'. Klein.

CIL. II, 4970, 54 [Tarracone] ꟿ ATEI

Hier hält der Herausgeber selbst einen Irrthum im Pronomen für möglich.

CIL. V, 8115, 79 patella [Dertonae] CNAEI

Entweder ist A͞T oder T͞E ligirt.

CIL. IX, 6082, 98 a. GN·ANTHE
b. C·NATEI

Beide Stempel giebt der Herausgeber nicht nach eigener Besichtigung wieder.

CIL. X, 8056, 456 [Capuae]		ʿNATE
ib. 553 [Puteolis]		NAIE
ib. 554 [Puteolis]		NATE
ib. 455 [Syracusis]		CNA͞T /////
CIL. XII, 5686, 391	a.	GNA͞T
	b.	GNA
ib. 619, a und b		CNA
620	b.	C·N·A͞T
	a.	C·N·A͞TF

Durch das alterthümlich schief gestellte *N* ist vermuthlich auch die falsche Lesung von V, 8115, 145 [Dertonae] verursacht, eines Stempels, den der Editor mit Recht unter die 'incertae lectionis' setzte: ➛CAI·AEL⬿ Ich conjicire C*N*·A͞TEI.

In 4 Beispielen ist offenbar das Kränzchen (sertum), das sehr gern dem Namen beigezeichnet wurde und auch auf dem Neusser Stempel nr. 81 und dem Kirner nr. 2 sich findet, für ein O angesehen worden und fälschlich für ein bei arretinischen Gefässen ganz ausgeschlossenes 'officina' erklärt worden.

CIL. XII, 5686, 82, a [Arausione]	CNA͞TEI O
ib. 81, f	ATEI O
ib. 81, k	O ATEI (vgl. dazu II, 4970, 51, n).
CIL. II, 4970, 51, q	AT͞E o F

In dem letzten Stempel ist das F sicher nicht als 'fecit' aufzulösen, da auch dieser Zusatz nicht gebräuchlich ist; vielleicht steht statt dieses Buchstabens überhaupt eine Palme als beliebtes Beizeichen hinter dem Kränzcaqn: vgl. Sels nr. 108, 112, 250, 268 u. 103, Xanten Mus. 807.

Ebenso wenig sind die Zusätze hinter dem Nomen, wie M oder M oder MA, die besonders in Pompei häufig sind, als 'manu' aufzulösen, wenn schon die Pompeianischen Funde in eine spätere Zeit als die rheinischen fallen. Da auch blosses A sich unter jenen Stempeln als Cognomen fand und alle dasselbe zu bedeuten scheinen, lösten wir oben diese Zusätze in 'Am(andi)' auf (vgl. S. 28).

Noch häufiger ist das Beizeichen des Delphins nicht erkannt und für ein S oder einen anderen Buchstaben gehalten worden. Zu CIL. X, 8055, 8, c notirt z. B. Mommsen ausdrücklich: 'descripserunt Engelmann et Dressel. Ille legit CN·Æ·ARS. Extremum signum delphinum esse monet Dressel'. Dem entsprechend sind auch folgende Stempel aufzufassen, resp. zu verbessern; eine Deutung des S als 'servus' ist ausgeschlossen.

CIL. XII, 5686, 87 [Audance] CN·ATEI / ZOIL·S

Der Herausgeber bemerkt selbst 'de ultima littera dubitans'.

CIL. X, 8056, 604 [Villacidro] AFISAVG

Ich lese 'Atei (delphinus) Aug.....'

CIL. X, 8056, 422 [Puteolis] AT S ER

Ich lese 'At(ei) (delphinus) Er(onis)'.

CIL. X, 8056, 51 CN·ATE·ER~

Das kleine ~ ist wohl nur ein verkannter Delphin und hindert nicht mehr die Lesung 'Gn(aei) Ate(i) Er(onis)'.

CIL. II, 4970, 62 • ATEH / MAHET

Auch hier dürften in dem unerklärbaren N die beiden letzten Striche nur auf ein verkanntes Beizeichen zurückzuführen sein. 'Atei Mahet(is)'.

Am interessantesten ist von allen der bis jetzt nicht erklärte Stempel

CIL. X, 405 [Cagliari] ÆIMSCH 'circulo scriptum, initium ambiguum' Th. M. Das Ende und der Anfang dieses Kreisstempels ist durch den als S gegebenen Delphin bestimmt; man edire also: CH ATEI M cum delphino.

Zum Schluss möchte ich noch einige Cognomina der Ateischen Fabrik einer kurzen Betrachtung unterziehen, namentlich 'Eros', 'Eu(h)odus' und 'Ma(h)es'.

Das Cognomen 'Eros' ist schon einmal unter den Pompeianischen Funden und zweimal unter den Stempeln mit missverstandenem Beizeichen erwähnt worden. Es findet sich ausserdem, bisher noch unerkannt,

CIL. X, 8056, 52 patella [Puteolis] ĀIERO,

wo ich mit leiser Aenderung lese ATEI·ERO(nis). Vielleicht auch

CIL. II, 4970, 63 ATER

Ob in dem bekannten Stempel

CIL. II, 4970, 56 [Tarracone] CN·ĀEI / EROS

das Cognomen wirklich im Nominativ steht oder das S wieder ein verkappter Delphin ist, muss nochmalige Besichtigung entscheiden.

Auffallender Weise hat man einen bereits vor vielen Jahren im CIL. II veröffentlichten Stempel des 'Euhodus' in zwei andern ganz gleichen Exemplaren nicht wiedererkannt.

CIL. II, 4970, 50, b [Tarracone] ATEI · EVHODI 'circulo ser.' CN 'in medio'. Darnach können auch die beiden folgenden nicht anders lauten.

CIL. X, 8056, 369 prope Sassari CN 'in medio'
//////EI · EVHODI 'circulo ser.' Th. M.

Schuermanns 2127, verre (de Montfaucon) C||E||V||H||O||D||I||A, au milieu CR.

CIL. III, 7209, 6 'sub vasculo cretaceo; Pagi ad Smyrnem'

OI/APE / EVHODI man emendire CN·ATEI / EVHODI

CIL. XII, 5686, 86 Arausione

ATE IIVO Lies 'Ate(i) Euo(di)' und zähle ihn zu den unter nr. 83 ebendort angeführten Euhodus-Stempeln!

Das Cognomen Ma(h)es begegnete uns schon mehrfach; auch es ist mehrfach von den Herausgebern nicht erkannt worden.

CIL. X, 8056, 454 vasculum Syracusis CN A MAE

Ich emendire Ā und lese 'Cn. At(ei) Mae(tis)'. Vielleicht ist ähnlich auch der bereits oben (S. 26) erwähnte Stempel zu emendiren:

CIL. XII, 5686, 323, i C ≡ L MAE
und CIL. VII, 1336, 1230 [Londini] ATI · MA

Ganz sicher gehören hierher aber noch folgende drei Stempel, die alle 'in trifolio' gestanden zu haben scheinen und daher gar nicht oder nur halb entziffert wurden:

Schuermanns, 538 (Tongres, Bullet. du Limbourg VI, 13) ATEI CN||MAES

Er mag in Wirklichkeit eher so aussehen: 

Auch hier muss Ocularinspection entscheiden, ob das Cognomen wirklich im Nominativus erscheint oder, was mir bei diesem Cognomen unwahrscheinlich ist, ein Delphin sein Unwesen treibt.

CIL. VII, 1336, 97 Camulodnni ATE CII · M
CIL. II, 4970, 286 Tarracone, Fern. 'in trifolio'.

Statt CN OFI MAM emendire ich CN ATEI MAM

Hat Ateius hinter seinem Nomen auch den Zusatz 'figuli' gefügt, wie es andere Arretinische Töpfer beliebt haben (vgl. Dr. S. 46)? Die Beispiele, die dafür sprechen könnten, möchte ich mit denjenigen Cognomina, die noch der Lösung harren, zum Schlusse meiner Untersuchung anführen.

CIL. XII, 5686 [Arausione] CN ATE FI

CIL. X, 8056, 418 b. ATFI (vgl. auch oben S. 33).

a. ATEI F

CIL. XII, 5686, 620 b. C·N·ĀF

CIL. II, 4972, 49 a. |ATETI

b. ĀTETI

ib. 7 a. ĀEI DI

b. C·ĀEI DO

c. C·ATE PLO

CIL. X, 8056, 453 in Sardinia CN AEPO

ib. 452 patera, in Sardinia, duo exempla CN AEP

CIL. VIII, 10479, 38 ex Africa CN AP

CIL. II, 4970, 53 e Tarracone GN·AP

Wie der an letzter Stelle angeführte Stempel von dem Editor schon unter die Ateiusstempel gesetzt wurde, so rechne ich auch die 3 vorhergehenden dahin, indem ich die leichte Emendation von A zu Ā vornehme. Vielleicht steckt in den 7 letzten Stempeln ein gemeinsames Cognomen, etwa 'Plo(cami)'.

3. Ueber Ort und Zeit von Chlodwigs Alamannensieg.

Von

A. Ruppersberg.

Wenn auch der dramatische Bericht Gregor's von Tours über die Alamannenschlacht und die Bekehrung Chlodwigs in einzelnen Zügen poetisch gefärbt sein mag, so ist doch der innere Zusammenhang beider Ereignisse unbestreitbar[1]), insofern der durch die Einwirkung seiner Gemahlin und wohl auch durch politische Berechnung dem Christenthum bereits günstig gestimmte König durch seine Bedrängniss und Rettung den letzten entscheidenden Impuls erhielt. Damit aber erhebt sich dieser Sieg des Frankenkönigs zu einem Ereigniss von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die Niederlage der Alamannen sicherte das Rheinland den Franken und bereitete die Einigung aller deutschen Stämme unter ihrer Herrschaft vor; zugleich aber trat der Salierfürst in innige Verbindung mit der römischen Kirche, ihren Macht- und Bildungsmitteln: so

1) Die Ansicht von W. Gundlach (Neues Archiv XIII, S. 380), Chlodwig sei schon vor der Schlacht bei Soissons mit dem grössten Theile seines Volkes zum Christenthum übergetreten, gründet sich auf den schlecht überlieferten Brief des Remigius an Chlodwig (epp. Austr. II). Dem ersten Satze giebt G. erst durch eine Conjectur (secundae Belgicae für secundum bellice) den erwünschten Sinn. Dieser Versuch ist verfehlt, da die Wortstellung secundae Belgicae durchaus ungewöhnlich und bellice durch den folgenden Satz (non est novum, ut coeperis esse, sicut parentes tui semper fuerunt) geschützt ist. Ausserdem haben wir als Gegenzeugniss das Testament des Remigius (M. G. S. S. XIII. 429), wo es heisst: Ludovicus a me sacro baptismatis fonte susceptus. Dadurch wird Gregor's Darstellung in der Hauptsache bestätigt. Ebenso wenig haltbar ist die Vermuthung von Br. Krusch (Mitth. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung XIV, S. 385), die Taufe habe erst nach 507 in Tours stattgefunden. Kr. stützt sich auf den Brief des Erzbischofs Nicetius von Trier an die Langobardenkönigin Chlodosuinda, die der Kirchenfürst zur Bekehrung ihres arianischen Gatten Alboin durch das Beispiel ihrer Ahnfrau Chrodechildis anfeuert. Es heisst da von Chlodwig: humilis ad domini Martini limina cecidit et baptizare se sine mora promisit. Dass hier ein Irrthum des Erzbischofs oder ein Fehler des Abschreibers vorliegt, beweist der folgende Satz: qui baptizatus quanta in hereticos Alaricum vel Gundobadum regem fecerit, audisti. Wie wäre es ausserdem zu erklären, dass Gregor diese für sein Bisthum so wichtige Thatsache nicht gekannt oder verschwiegen hätte? Die Entstehung dieses Irrthums lässt sich wohl nach Greg. Tur. II 37 a. E. erklären: Patrata post haec victoria Turonos regressus est multa Sanctae basilicae beati Martini munera offerens.

sind das fränkisch-deutsche Königthum und die Erneuerung des weströmischen Kaiserthums mittelbare Folgen dieser Schlacht.

Aber so spärlich und trübe fliessen die Quellen unserer frühesten Geschichte, dass weder über den Ort noch über die Zeit dieses denkwürdigen Sieges Uebereinstimmung unter den Historikern besteht; die Bezeichnung „Schlacht bei Zülpich" schwindet mehr und mehr aus den Geschichtsbüchern, ohne dass mit Sicherheit ein anderer Ort angegeben werden könnte, und auch das Jahr 496 wird neuerdings mit gewichtigen Gründen angefochten, sodass in der zeitlichen Festsetzung der Schlacht ebensolche Spaltung der Meinungen droht, wie in der örtlichen Bestimmung. Das heurige Jubiläumsjahr[1]) des Alamannensieges dürfte eine neue Untersuchung dieser Fragen besonders zeitgemäss erscheinen lassen.

I.

Was zunächst den Schauplatz des Kampfes betrifft, so nennt bekanntlich Gregor v. Tours, auf den die späteren Berichte im Wesentlichen zurückgehen, an der betreffenden Stelle (II 30) den Schlachtort ebenso wenig wie die Veranlassung zu dem Kriege. Nachdem Gregor erzählt hat, wie sich die Königin Chlothildis vergebens bemühte, ihren Gemahl Chlodwig zum Christenthum zu bekehren, fährt er fort: Regina vero non cessabat praedicare, ut Deum verum cognosceret et idola neglegeret; sed nullo modo ad haec credenda poterat commoveri, donec tandem aliquando bellum contra Alamannos commoveretur. In quo compulsus est confiteri necessitate quod prius voluntate negaverat. Factum est autem, ut confligente utroque exercitu vehementer caederentur, atque exercitus Chlodovei valde ad internecionem ruere coepit etc. — Die Vermuthung, dass dieser Kampf bei Zülpich stattgefunden habe, gründet sich auf c. 37 desselben Buches, wo erzählt wird, dass der in Köln residirende[2]) Ripuarierkönig Sigibert im Kampfe gegen die Alamannen bei Tolbiacum am Knie verwundet worden war. Daraus haben Mascov und die älteren Darsteller der deutschen Geschichte geschlossen, dass nur e i n e Schlacht gegen die Alamannen und zwar bei Tolbiacum stattgefunden habe; in dieser hätte Chlodwig, der den bedrängten Ripuariern zu Hülfe gekommen sei, mit Sigibert gemeinsam gestritten und gesiegt; dem Siege sei die Unterwerfung der Alamannen gefolgt.

Gegen diese Annahme hat sich zuerst L u d e n (Geschichte des teutschen Volkes 1827, III, 649) gewendet. Er hebt hervor, dass Gregor kein Wort von Chlodwigs Betheiligung an der Schlacht bei Tolbiacum sage und ebenso wenig an der ersten Stelle Sigibert erwähne. Daher glaubt Luden die beiden Schlachten trennen und den Schauplatz von Chlodwigs Sieg unentschieden lassen zu müssen. Er nimmt an, Sigibert sei bei Zülpich besiegt worden; dann hätten die Alamannen Chlodwigs Zorn gereizt, und dieser habe sie entscheidend geschlagen. Luden's Ansicht ist Z e u s s (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme 1837, S. 322) gefolgt. Dieser zieht die Vita S. Vedasti (in Alcuin's Bearbeitung) heran, nach welcher Chlodwig seinen Sieg über die ihr

1) Der Aufsatz ist im vorigen Jahre geschrieben. 2) Greg. Tur. II, 40.

Vaterland vertheidigenden Alamannen am Rhein erfocht und dann über Toul zurückkehrte, und er kommt auf Grund dieser Angaben zu dem Ergebniss, dass der Schauplatz des Kampfes am Oberrhein gesucht werden müsse[1]). Für die herkömmliche Ansicht ist dann Düntzer[2]) eingetreten und hat auf Grund von Gregor's Bericht die Identität beider Schlachten verfochten. Von der Lebensbeschreibung des h. Vedastus berücksichtigte er nur die ältere Fassung nach dem Texte[3]) der Bollandisten und erklärte diese Quelle für verdorben und werthlos. Düntzer erfuhr jedoch den sofortigen Widerspruch von Sybel's[4]), der Gregor's Angaben für zu unbestimmt erklärte, als dass man daraus sichere Schlüsse ziehen könne. Sybel betonte den selbständigen Werth der Vita S. Vedasti (die er fälschlich dem Beda zuschrieb) und entschied sich auf Grund derselben und mit Rücksicht auf die fränkische Eroberung des Elsass dafür, den Schlachtort bei Toul[5]) zu suchen; dabei beachtete er freilich nicht, dass gerade die von ihm gegen Düntzer vertheidigte Vita Vedasti die Schlacht in die Nähe des Rheins setzt. Auch Waitz[6]) und Junghans[7]) hielten beide Schlachten für verschieden; sie verlegten ebenso wie Zeuss Chlodwigs Sieg an den Rhein ins Alamannenland, und ihnen haben sich die neuesten Bearbeiter dieser Frage sämmtlich angeschlossen: so von Schubert[8]), der den Kampfplatz zwischen Worms und Strassburg sucht, Vogel[9]), der das Schlachtfeld, fern von jeder namhaften Oertlichkeit, an den Oberrhein verlegt und versichert, Tolbiacum hätte nie mit Chlodwigs Sieg zusammengebracht werden dürfen, und endlich Busch[10]), der zwar nicht bestreitet, dass die

1) Die betreffende Stelle lautet: contigit vero praefatum Francorum regem Chlodoveum Alamannis bellum inferre, qui tunc temporis regno suo per se politi sunt, sed non eos ita offendit imparatos, ut voluit. Nam fortissima collecta manu regi circa ripas Rheni fluminis obviaverunt unanimes bellica virtute patriam defendere . . . . Terga verterunt Alemanni, victoria cessit regi et Francis. Alemannis suae subiectis dictioni rex ad patriam rediit . . . venit autem ad Tullum oppidum. — Auch der Bollandist Henschen hat in der Ausgabe der Vita Vedasti den Sieg Chlodwigs in die Nähe von Strassburg verlegt.

2) Bonner Jahrbücher (des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande) 1843, III, S. 31 ff.

3) Derselbe lag Düntzer in folgender Gestalt vor: Evenit, ut quodam tempore incendia bellorum adversum Alamannos gentem ferocem bellaturus pergeret. Quo cum venisset ab utroque acies et nisi obvium hostem habuisset Rheni, tam Franci quam Alamanni ad mutuam caedem inhiarent etc. Hinter 'Rheni' fehlt eine Zeile; siehe unten.

4) Zusatz zu Düntzer's Aufsatz a. a. O. S. 39 ff.

5) Vermuthlich liess sich Sybel auch durch eine ältere schon von Luden erwähnte Conjectur: 'Tulliacense' für 'Tulpiacense' bestimmen, die sich wohl auf die falsche Lesart in der vita Columbani c. 28 stützt.

6) Deutsche Verfassungsgeschichte II, S. 56 Anm.

7) Childerich und Chlodwig. 1857. S. 40.

8) Die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken. Strassb. 1884. S. 169. Diese Schrift enthält eine gründliche Besprechung der Quellen.

9) Chlodwigs Sieg über die Alamannen und seine Taufe. Histor. Zeitschrift 1886. 56. Bd. S. 391.

10) Chlodwigs Alamannenschlacht. Programm von M.-Gladbach 1894, S. 14 u. 15.

Schlacht im Ripuarierlande geliefert sein könne, aber Zülpich nach Sybel's Ausführungen als „ein für allemal abgethan" erklärt. Diese Ansicht ist auch in einen Theil der Lehrbücher[1]) übergegangen, und in einer grösseren Tageszeitung wurde kürzlich sogar gegen die deutschen Geschichtslehrer der Vorwurf erhoben, dass sie, indem sie von einer Schlacht bei Zülpich sprechen, „einen längst erkannten Irrthum mit überraschender Hartnäckigkeit festhalten". Der Umstand freilich, dass ein so besonnener Forscher wie Wilh. Arnold[2]) sich von Zülpich nicht loszusagen vermochte, hätte ein allzu absprechendes Urtheil verhüten sollen. In der That sprechen gewichtige Gründe für die Identität beider Schlachten, und ich kann diese Frage um so weniger für entschieden halten, als v. Sybel, dessen Autorität ja für einen Theil der Neueren bestimmend gewesen ist, ein abschliessendes Urtheil gar nicht geben wollte, vielmehr selbst eine nochmalige eingehende Untersuchung als nöthig bezeichnete. Diese ist aber, obwohl seitdem mehr als 50 Jahre vergangen sind, meines Wissens nicht geliefert worden; gerade über die Ortsfrage sind die Meisten mit einer kurzen Bemerkung hinweggegangen. Ich will also auf die Gefahr hin, als Vertheidiger einer verlorenen Sache angesehen zu werden, meine Ansicht kurz begründen.

Unsere Hauptquelle ist die Erzählung Gregor's, und es muss deshalb unsere erste Aufgabe sein zu ermitteln, ob in seiner Darstellung sich Andeutungen finden, die zu einem Schlusse nach der einen oder andern Seite hin berechtigen. Da aus dem Ausdruck 'pugnans contra Alamannos' nicht herauszulesen ist, ob Gregor nur eine oder zwei Alamannenschlachten im Sinne hatte, so ist jedenfalls der Zusammenhang, in dem die Schlacht bei Tolbiacum und Sigiberts Verwundung erwähnt wird, zu beachten. Wir finden diese Nachricht bei der Erzählung vom Siege bei Vouillé über die Westgothen. Hier heisst es von Chlodwig: 'habebat autem in adiutorium suum filium Sigiberti Claudi, nomine Chloderictum. Hic Sigibertus pugnans contra Alamannos apud Tulbiacense oppidum

1) So erklärt H. Brettschneider in seinem Hülfsbuch zur Geschichte (II, 21), dass die Schlacht sicher nicht bei Zülpich stattgefunden habe. D. Müller in seiner Geschichte des deutschen Volkes verlegt den Kampfplatz in die Nähe von Mainz; andere setzen ein Fragezeichen, mitunter an die unrechte Stelle, so Herbst-Jäger und Prutz, die beide hinter Tolbiacum in Klammer „Zülpich?" setzen, obwohl die Identität beider Namen aus sprachlichen und topographischen Gründen feststeht. Daher ist es auch verfehlt, wenn Mehlis auf seiner archäologischen Karte der Rheinpfalz (1882) Tolbiacum in dem heutigen Tholey vermuthet. Die älteste urkundliche Form dieses Namens lautet Teulegio (Beyer, Mittelrh. Urkbch. I, 7 zum J. 636). — Krusch (Neues Archiv XII, 289) nennt den Ort Tolbiacus, doch ist Tolbiacum, abgesehen von der Analogie anderer ursprünglich keltischer Namen, durch Regino zum Jahre 881 gesichert: (Normanni) Coloniam Agrippinam, Bunnam civitates cum adiacentibus castellis, scilicet Tulpiacum, Juliacum et Niusa, igne comburunt. Hier stehen die drei letzten Namen offenbar im Nominativ.

2) Fränkische Zeit, S. 91 f. Auch Merkel (de republ. Alamannorum) und Bornhak (Geschichte der Franken) halten an dieser Ansicht fest. Ranke (Weltgesch. IV, S. 428) und Lamprecht (Deutsche Gesch. I, S. 283) geben keinen Ort an, und Dahn (Urgeschichte III, S. 48) lässt die Frage unentschieden.

percussus in geniculo claudicabat'. Also Chloderich, der Sohn König Sigiberts des Lahmen, stand bei Vouillé auf Chlodwigs Seite, natürlich nicht allein, sondern er befehligte ein ripuarisches Hülfsheer, mit dem er zur Entscheidung wesentlich beigetragen zu haben scheint. Da ist es nun merkwürdig, dass Gregor an dieser Stelle hinzufügt, Chloderichs Vater Sigibert sei lahm gewesen und dies Gebrechen habe er sich durch eine Verwundung im Kampfe gegen die Alamannen bei Tolbiacum zugezogen. Nimmt man an, dass Chlodwig bei Tolbiacum nicht mitkämpfte, so ist dieser Zusatz sehr auffallend, da etwas durchaus Unwesentliches, Nebensächliches in störender Weise den Zusammenhang unterbricht. Denn die Erzählung von der Westgothenschlacht geht alsbald weiter mit den Worten: Porro rex cum fugatis Gothis Alaricum regem interfecisset etc. Man könnte sagen, der Satz diene zur Erklärung von Sigiberts Beinamen „der Lahme". Aber war dies wirklich ein ständiger, untrennbarer Beiname des Königs? Schwerlich, da er in einem späteren Kapitel (40) mehrmals ohne dies Beiwort genannt wird. Auch war das Gebrechen ja kein angeborenes, sondern die Folge einer erst 11 Jahre zuvor, als Sigibert bereits im höheren Mannesalter stand, erhaltenen Verwundung. Zudem gab es damals keinen andern Sigibert, von dem der Ripuarierkönig hätte unterschieden werden müssen. Sonach scheint Gregor hier das Beiwort 'claudus' nur angefügt zu haben, weil er an dieser Stelle Sigiberts Verwundung erzählen wollte. Daraus ergiebt sich, dass eine gewisse Beziehung zwischen dem Kampf bei Tolbiacum und Chloderichs Anwesenheit bei Vouillé bestehen muss. Denn hätte Gregor aus blosser Anekdotensucht Sigiberts Verwundung erzählen wollen, so hätte er dafür eine passendere Stelle finden können. Wie schon erwähnt, kommt nämlich Sigibert in einem der nächsten Kapitel (II, 40) nochmals vor, in dem der Geschichtschreiber die heimtückische Beseitigung des Königs durch seinen eigenen von Chlodwig dazu angestifteten Sohn erzählt. Hier ist das Gebrechen Sigiberts ein wesentlicher Umstand, da es ihn zur Führung seines königlichen Amtes untüchtig erscheinen lässt. 'Ecce pater tuus senuit et pede debili claudicat', lässt Chlodwig dem Sohne sagen. Hier also würde der Zusatz: 'Sigibertus enim pugnans adversus Alamannos in geniculo percussus erat' an seinem Platze sein. Die Erwähnung der Verwundung an der ersten Stelle aber lässt sich nur dann erklären, wenn dieselbe wie überhaupt die Schlacht bei Tolbiacum in einem gewissen Zusammenhange mit der Hülfe Chloderichs bei Vouillé stand. Dieser Zusammenhang kann nur darin gefunden werden, dass diese Unterstützung Chlodwigs durch die Ripuarier die Gegenleistung für die früher diesen gewährte Hülfe war; nur so wird die scheinbar störende Einschiebung in befriedigender Weise erklärt. Gregor will offenbar sagen: Sigibert stattete damals durch die Absendung seines Sohnes Chloderich seinen Dank ab für die Hülfe Chlodwigs im Alamannenkriege, der für ihn (Sigibert) eine so gefährliche Wendung genommen hatte. „Aber", könnte man erwidern, „daraus geht nicht hervor, dass Chlodwigs Sieg und die Schlacht bei Tolbiacum zusammenfallen. Diese kann auch dem Eingreifen Chlodwigs vorangegangen sein." Indess Chlodwig hätte wenig Anspruch auf den Dank der Ripuarier gehabt, wenn er sie

erst von den Alamannen hätte niederwerfen lassen. Zudem ist zu beachten, dass man bei Gregor vergebens eine Spur von zwei verschiedenen Alamannenschlachten suchen wird. Wenn die Schlacht bei Tolbiacum und der Sieg Chlodwigs nicht zusammenfallen, so ist schwer zu begreifen, warum der Geschichtsschreiber den Namen der für ihn so bedeutungsvollen Schlacht verschwiegen, die weniger wichtige aber näher bestimmt haben sollte. Ist doch die Bekehrung Chlodwigs für Gregor das wichtigste Ereigniss der ganzen fränkischen Geschichte; die Schlacht aber, die den letzten Anstoss dazu gab, war ihm gewiss örtlich ebenso gut bekannt wie die übrigen Schlachtfelder, auf denen Chlodwig seine kriegerischen Erfolge errang.

Es lässt sich also aus diesem Hinweis auf die Schlacht bei Tolbiacum schliessen, dass Chlodwig dort die Ripuarier unterstützt hat und dass diese Schlacht identisch ist mit seinem Alamannensieg. Die Worte 'Hic Sigibertus' etc. scheinen geradezu anzuknüpfen an den Satz in c. 30: factum est autem, ut confligente utroque exercitu (Franci) vehementer caederentur. Damals bei der gefährlichen Wendung des Kampfes war wohl König Sigibert verwundet worden; die Reihen der Franken wankten: da richtete Chlodwig, als seine Heidengötter ihn im Stiche liessen, sein Gebet an den Christengott, dessen Macht ihm seine Gemahlin Chlothildis schon so oft gerühmt hatte[1]), und stürzte sich dann mit neuem Muthe in den Kampf, der ihm schliesslich — durch welche glückliche Wendung, wissen wir nicht — den Sieg brachte[2]). Diesen Zusammenhang will meiner Ansicht nach Gregor hier andeuten und holt bei dieser Gelegenheit nach, was er vorher unterlassen hat: er nennt den Ort des Kampfes. Dass er denselben vorher nicht genannt hat, ist unschwer zu erklären. Die mit allem Aufgebot von Rhetorik ausgeschmückte Erzählung von Chlodwigs Bekehrung (II, 29—31) ist sozusagen das Prachtstück der Gregorianischen Darstellung: wer diese liest, wird zugeben, dass eine eingehende Darstellung der Vorgänge, die zu der Schlacht führten, an dieser Stelle für den Bischof von Tours eine unwürdige Abschweifung gewesen wäre; Veranlassung des Krieges und Name des Schlachtfeldes sinkt für ihn in diesem Zusammenhange zur bedeutungslosen Nebensache herab[3]), selbst über die Zeitangabe eilt er hier mit einem 'tandem aliquando' hinweg. Ausserdem enthielt wohl die Vorlage Gregor's — mag dies nun eine Lebensbeschreibung des hl. Remigius gewesen sein oder nicht — ebenfalls keine näheren Angaben. Später, bei der Erzählung der Schlacht von

1) Greg. Tur. II, 29.

2) Wenn Vogel (S. 396) die Erzählung von Chlodwigs Bedrängniss und Gebet für Ausschmückungen der Sage hält und den Uebertritt des Königs als eine That freier verstandesmässiger Selbstbestimmung auffasst, so stellt er sich eben auf den Standpunkt des modernen Menschen, wird jedoch dabei dem mystischen Geiste des Mittelalters nicht gerecht. Auf S. 402 nimmt er aber selbst als einen der Beweggründe Chlodwigs „Dankbarkeit für den Alamannensieg" an. Mir erscheint Lamprecht's Auffassung zutreffend, der (I, 285) in Chlodwigs Uebertritt „ein seltsam verkettetes Gewebe von Ueberlegung und rohestem Abhängigkeitsgefühl von einer jenseitigen Welt, von verschmitzter Wahl und plötzlichem Impuls" sieht.

3) Vgl. v. Schubert a. a. O. S. 143.

Vouillé, die hauptsächlich durch die Unterstützung der Ripuarier gewonnen wurde, erschien ihm eine Hinweisung auf den Zusammenhang der Ereignisse doch nöthig, die trotz ihrer Kürze für das Verständniss der Zeitgenossen — Gregor schrieb ungefähr 70 Jahre nach diesen Ereignissen — genügte, da die Kunde von Chlodwigs Siegen gewiss damals noch lebendig war. Dies nachträgliche Anfügen eines wichtigen Umstandes entspricht übrigens der Eigenart Gregor's, der ja nach Giesebrecht's treffendem Ausdruck „Geschichten, keine Geschichte" erzählt. Auch bei dem Kampfe gegen Syagrius (II, 27) wird das Schlachtfeld zunächst nicht näher bestimmt. Erst nachdem die Niederlage des Römers, seine Flucht nach Toulouse, seine Auslieferung und sein Tod erzählt ist, hören wir bei der Geschichte von dem geraubtem Kirchengeräth, dass die Beute in Soissons, der Hauptstadt des Syagrius, aufgehäuft war, und schliessen daraus, dass der Kampf in der Nähe dieser Stadt selbst stattgefunden hat. So dürfen wir auch an unserer Stelle mit Arnold[1]) annehmen, dass Gergor „bei der späteren gelegentlichen Erwähnung nur die früher schon ausführlich erzählte, allgemein bekannte und bedeutungsvolle Schlacht im Sinne gehabt hat".

Ein Blick auf die politischen Verhältnisse jener Zeit wird uns dies noch wahrscheinlicher machen. Wir lesen bei Gregor, dass zwischen den einzelnen Frankenfürsten ein enges Kartell bestand. So leistete Ragnachar von Cambray[2]) Chlodwig Hülfe gegen Syagrius; auch Chararich[3]), ein anderer salischer Fürst, wurde damals zur Heeresfolge aufgefordert, blieb aber neutral, und diese Pflichtversäumniss benutzte Chlodwig später als Vorwand, ihn zu verderben. Ein ähnliches Verhältniss müssen wir auch zwischen Saliern und Ripuariern voraussetzen. Darauf deutet die Hülfe, die, wie wir sehen, Chloderich, der Sohn Sigiberts von Köln, bei Vouillé Chlodwig gegen die Westgothen leistete[4]); wir dürfen daraus rückschliessend vermuthen, dass auch Chlodwig von den Ripuariern um Hülfe gegen die Alamannen angegangen wurde. Denn dass die Alamannen der angreifende Theil waren, das beweist das Schlachtfeld bei Zülpich im Frankenlande, das beweisen die Ausdrücke 'Alamannus acerrimus' und 'gentis (Alamannorum) superbia' in dem noch zu besprechenden Briefe des Theoderich, das beweisen endlich die weit nach Norden vorgeschobenen alamannischen Ortsnamen. Nach germanischem Brauche wurde die Fehde vorher angesagt[5]); bis das Aufgebot zusammenkam und sich in Bewegung setzte, verstrich jedenfalls mehr Zeit als bei einer modernen Mobilmachung. Blieb doch vor Chlodwigs Krieg gegen die Westgothen dem König Theoderich Zeit genug

1) a. a. O. S. 192.

2) Greg. Tur. II, 27.

3) Ibid. c. 41.

4) Bei dem vorausgegangenen Kriege gegen Gundobad von Burgund bedurfte Chlodwig der Unterstützung der Ripuarier nicht, da er in Gundobads Bruder Godegisel einen Verbündeten gefunden hatte.

5) Gregor erwähnt dies ausdrücklich vor dem Feldzuge gegen Syagrius: Super quem Chlodoveus veniens campum pugnae praeparari deposcit. II, 27.

zu einer freilich erfolglosen diplomatischen Vermittlung in grossem Stile, die sich nicht nur an die Könige der Westgothen, Burgunder und Franken wandte, sondern auch die Herrscher der Heruler, Warner und Thoringer zu gleichem Zwecke in Anspruch nahm[1]). Sonach werden die Ripuarier nicht gesäumt haben, gegen den bevorstehenden Angriff der Alamannen die Hülfe ihres kriegerischen Stammesbruders anzurufen. Chlodwig war zwar verwandtschaftlichen Regungen wenig zugänglich, — das beweist die Art und Weise, wie er später die andern Frankenkönige beseitigte — aber er war ein politischer Kopf ersten Ranges, bei aller Roheit ein urwüchsiges staatsmännisches Talent im macchiavellistischen Sinne; dies Bild wird jeder Leser aus der naiven Erzählung Gregor's gewinnen. Sollte er nun gewartet haben, bis die Stammesgenossen vernichtet waren? Der Wunsch diese sich zu verpflichten und zugleich der ihm selbst drohenden Gefahr vorzubeugen, musste ihn zu schleuniger Hülfeleistung antreiben.

Damit kommen wir zur Betrachtung der Lage des Kampfplatzes. Vogel[2]) behauptet, dass Zülpich für die Ripuarier als Schlachtfeld vortrefflich passe, freilich ohne dies näher zu begründen. Es lässt sich dafür nur anführen, dass Tolbiacum im Ripuarierlande lag. Ich möchte dagegen behaupten, dass die Lage dieses Schlachtfeldes eher eine salisch-ripuarische Allianzschlacht vermuthen lässt. Wenn die Ripuarier gegen die Alamannen allein standen, so ist nicht abzusehen, warum sie nicht im Centrum ihrer Macht, bei Bonn oder Köln, die Entscheidungsschlacht annahmen, da die Alamannen doch jedenfalls im Rheinthal vorgedrungen waren. Durch die Annahme aber, dass Chlodwig mitfocht, lässt sich der Kampf bei Zülpich aufs Beste erklären. Bei der Annäherung der Alamannen waren die Ripuarier vermuthlich im Gefühl ihrer Schwäche ohne entscheidenden Kampf aus dem offenen Rheinthal gewichen und westwärts dem aus der Gegend von Soissons heranziehenden Chlodwig entgegengerückt. Diesem standen für seinen Anmarsch zwei Strassen zur Verfügung: 1. die grosse Strasse, die von Reims nach Trier und von dort nach Köln führte[3]), und 2. die Strasse, welche von Reims direkt nach Köln ging[4]). Die letztere mündete wahrscheinlich bei Tolbiacum in die erstere ein[5]); von diesem Punkte führten jedenfalls auch Römerstrassen nach Bonn und Düren. Tolbiacum war also der Punkt, den Chlodwig gewinnen musste, wenn er die wichtigsten Plätze der Ripuarier, Bonn und Köln, vor dem Feinde sichern wollte; Tolbiacum,

1) Vgl. Cassiod. var. III, 1—4.

2) a. a. O. S. 391.

3) Itiner. Anton. p. 365 u. 372 (Riese, Das Rheinische Germanien XIII, 108. 110).

4) Nach der tabula Peutingeriana (Riese, XIII, 114. 6).

5) F. W. Schmidt, Die Römerstrassen im Rheinlande (in den Bonner Jahrbüchern XXXI, S. 48). Bergk, Uebersichtskarte der römischen Heerstrassen (zur Geschichte u. Topogr. d. Rheinlande in röm. Zeit). Auf der Peutinger'schen Tafel geht freilich die Reimser Strasse, ohne die Trierer zu berühren, direkt nach Köln, doch ist dies kein Gegenbeweis. Bei den verzogenen Verhältnissen dieser Karte fehlte es an Platz zur Aufnahme aller Stationen, und die Zeichnung musste falsch werden.

diese in fränkischer wie in römischer Zeit wichtige Festung[1]), die er erreichen konnte, ohne fremdes Gebiet zu berühren[2]), bot ihm einen festen Stützpunkt für seine Unternehmungen, da sie alle aus der Eifel ins Rheinthal führenden Strassen beherrschte; ein Vorstoss von hier aus musste ihn in die Flanke des feindlichen Vormarsches führen und die Alamannen zu einer Frontveränderung nach Westen zwingen. In Tolbiacum hatten vermuthlich die Ripuarier seine Ankunft erwartet[3]), und die Verbündeten schickten sich nun zum Vormarsch nach dem Rheine zu an, als sie mit den die Ripuarier verfolgenden Alamannen zusammentrafen. Diese Auffassung wird einigermaassen dadurch gestützt, dass es im Jahre 612 unter ganz ähnlichen Verhältnissen zu einer zweiten Schlacht bei Zülpich kam. Theoderich von Neustrien zog gegen Theudebert von Austrasien, der in Köln residirte, von Toul aus über die Ardennen heran und traf den Feind bei Zülpich[4]); dieser Punkt war eben das gegebene Schlachtfeld gegen einen durch die Eifel oder die Ardennen ins Rheinthal vorrückenden Feind.

Sind wir so zu der Ueberzeugung von der Identität der beiden von Gregor erwähnten Alamannenschlachten gelangt, so bleibt uns noch übrig, uns mit den Angaben der Vita S. Vedasti abzufinden, die unserer Annahme zu widersprechen scheinen. Diese Lebensbeschreibung des Frankenbekehrers und Bischofs von Arras ist wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts entstanden und nicht nur in der ursprünglichen Fassung, die leider durch einen verständnisslosen Abschreiber sehr entstellt ist, sondern auch in einer Bearbeitung Alcuins erhalten. Der Anfang des 2. Kapitels der ersteren lautet

---

Tolbiacum war nach dem Itiner. Anton. 16 Leugen von Köln entfernt; nach der Tab. Peut. lag eine 6 Leugen von Köln entfernte Station dazwischen. Auch die erste Station auf der Strasse nach Reims (Munerica) war 6 Leugen von Köln entfernt, diese Station war also wohl beiden Strassen gemeinschaftlich; ein Blick auf die Karte zeigt aber, dass der Vereinigungspunkt weiter südlich bei Tolbiacum oder Marcomagus gewesen sein muss.

1) Tacit. hist. IV, 79. Greg. Tur. III, 8.

2) Selbst dann, wenn er über Trier zog, da nach den Gesta Francorum c. 8 diese Stadt um das Jahr 464 fränkisch geworden war. Ich bemerke dies als Antwort auf v. Sybels Frage (a. a. O. S. 39). „Sind wir zu dem Nachweis im Stande, dass Chlodwig ohne Verletzung fremden Gebietes damals überhaupt nach Zülpich gelangen konnte?“

3) Eine ganz andere Ansicht über die Schlacht stellt Aus'm Weerth (Bonner Jahrbücher XXXI, S. 45, Anm. 46) auf. Danach wäre Chlodwig mit seinen salischen Franken vor den Alamannen vom Oberrhein (!) bis Zülpich zurückgewichen, wahrscheinlich, um seinen Hülfsquellen näher zu sein. „Am ersten Tage der Schlacht wurden die Franken geschlagen. In der darauf folgenden Nacht vereinigte sich Sigibert von Köln, König der Ripuarischen Franken, mit Chlodwig, worauf dieser am folgenden Morgen das Gefecht erneuerte.“ Ich weiss nicht, auf welche Quellen diese Darstellung sich stützt; Aus'm Weerth citirt Schöpflin, doch ich finde bei diesem keinerlei Anhaltspunkte. Auf eine Schlacht am Oberrhein könnte man allenfalls aus der Vita Vedasti schliessen (s. u.), aber dieser Kampf endigte doch mit dem Siege Chlodwigs und der Unterwerfung der Alamannen.

4) Fredegar c. 38.

nach Beseitigung der gröbsten Anstösse folgendermaassen[1]): Igitur cum inclitus Francorum rex Chlodoveus omni industria sollers Francis regnavit, evenit, ut quodam in tempore inter incendia bellorum adversum Alamannos gentem ferocem bellaturus pergeret. Quo cum venisset hac utroque acies et, nisi obvium hostem habuisset, Reni alveum transire vellet, cumque ergo utrimque hostium cunei adstarent et tam Franci quam Alamanni ad mutuam caedem inhiarent, commisso proelio ita vehemens terror Chlodovei animum obreserat, ut in ea pugna saeviendi finem horrenda anxietate truncinaret. Cumque ergo suos paene ad internecionem opprimi cerneret, tandem divino fultus auxilio in animo oculosque ad caelum elevatos attollit. Dann folgt die Anrufung Gottes ähnlich wie bei Gregor. Der Schlusssatz lautet: Cumque his huiusmodi precibus rerum auctorem pulsarit, cessit tandem hostis terga vertendo victoriam Chlodoveo .... deinde Alamannos cum rege in dicionem cepit ovansque ad patriam festinus rediens ad Tullum oppidum venit. Von Toul nimmt Chlodwig den frommen Vedastus mit, der unterwegs einen Blinden heilt, und kommt mit ihm nach Reims, wo der König von Remigius getauft wird.

Halten wir diesen Bericht mit dem Gregorianischen zusammen, so finden wir, dass beide übereinstimmen in der Gefahr Chlodwigs, seinem Gebet und der glücklichen Wendung des Kampfes. Dagegen weiss der Legendenschreiber nichts von dem Falle des Alamannenkönigs, doch wird diese Thatsache nicht nur durch Gregor, sondern auch durch Ennodius und den Brief des Theoderich (s. u.) bezeugt. Diese Abweichung reicht jedenfalls gegenüber der sonstigen Uebereinstimmung beider Quellen nicht aus, um den Gedanken an zwei verschiedene Schlachten[2]) in uns aufkommen zu lassen. Ergänzt wird Gregor's Bericht durch die Mittheilung von dem beabsichtigten Rheinübergang Chlodwigs und seiner Rückkehr über Toul. Beide Nachrichten beruhen offenbar auf lokaler Tradition, die von Vedastus selbst herrühren mag, und erscheinen daher wohl glaublich. Leider befindet sich aber gerade der für die Ortsbestimmung so wichtige zweite Satz unserer Quelle in trostloser Verwirrung. Gleich die Beziehung von 'quo' ist räthselhaft; soll dies = in Alamannos stehen? Hier könnte man von Alcuins Ueberarbeitung werthvollen Aufschluss erwarten, da diesem wohl ein weniger verdorbener Text vorlag. Die oben S. 40 bereits mitgetheilte Stelle lautet in der Uebertragung: „Es traf sich aber, dass der erwähnte Frankenkönig die Alamannen bekriegte, welche damals aus eigener Kraft sich ein Reich erobert hatten[3]). Aber er traf sie nicht so unvorbereitet,

1) Nach Bonnet's neuer Kollation, mitgetheilt durch v. Schubert, a. a. O. S. 159 u. 211.

2) Diese Ansicht vertritt v. Schubert, der (S. 174) 3 verschiedene Alamannenschlachten unterscheidet, nämlich 1. die Ripuarierschlacht bei Zülpich, die möglicherweise noch in die Zeit König Childerichs gefallen sei (S. 149); 2. den Sieg Chlodwigs im Jahre 496, der keine bedeutenden Folgen hatte; 3. die entscheidende Niederlage der Alamannen, bei welcher ihr König und der grösste Theil des Adels fiel, in den ersten Jahren des 6. Jahrhunderts.

3) Unter regno suo darf man nicht mit Merkel Chlodwigs Reich verstehen.

wie er wollte. Denn nachdem sie ein tapferes Heer gesammelt hatten, traten sie dem Könige in der Nähe des Rheines entgegen, einmüthig entschlossen, mit kriegerischem Muthe ihr Vaterland zu vertheidigen."

Aus diesen Worten geht hervor, dass Alcuin die Schlacht ins Alamannenland verlegte. Es fragt sich nur, wie weit sich deren Gebiet damals erstreckte. Dass sie den Pfad der Eroberung beschritten hatten, scheint Alcuin mit den Worten 'regno suo per se potiti sunt' anzudeuten. Aber ein eben erst erobertes Gebiet kann nicht mit patria bezeichnet werden. Somit müssen wir allerdings nach Alcuin das Schlachtfeld im eigentlichen Alamannien am Oberrhein suchen. Wie haben wir uns nun die Kriegslage zu denken? Wenn die Schlacht bei Zülpich mit Chlodwigs Sieg nicht identisch wäre, so müsste sie demselben vorausgegangen sein, da nicht anzunehmen ist, dass die unterworfenen Alamannen noch einmal bis zum Niederrhein vorgedrungen sind. In dieser Schlacht bei Zülpich müssten die Alamannen gesiegt haben, da Chlodwig sonst keine Veranlassung zum Einschreiten gehabt hätte, und sie wären somit bis dicht an die Grenze des salischen Reiches vorgerückt. Ist es nun glaublich, dass Chlodwig, statt sein eigenes bedrohtes Land zu schützen, dies preisgegeben und eine Invasion in das eigentliche Alamannien unternommen habe? Eine solche Strategie, durch einen Stoss ins Herz des feindlichen Landes dem eigenen Volke Luft zu machen, ist ja nicht undenkbar, aber ich glaube behaupten zu dürfen, dass sie dem naiven Zeitalter Chlodwigs fremd war. Dies führt uns auf die Frage, ob wir der Ueberarbeitung Alcuin's neben der älteren Vita einen selbständigen Werth beilegen dürfen oder ob wir sie nur für eine stilistische Redaction halten sollen. Ich glaube mich für das Zweite entscheiden zu müssen. Historische Studien hat der gelehrte Angelsachse nicht getrieben, und welche Quellen hätten ihm auch ausser den uns erhaltenen zu Gebote gestanden? Alcuin's schriftstellerische Thätigkeit war hauptsächlich auf Theologie, Philosophie und Grammatik gerichtet; wenn er darum angegangen wurde, Heiligenleben zu bearbeiten, so geschah dies, weil er von seinen Zeitgenossen als lateinischer Stilist bewundert wurde; er beschränkte sich aber hierbei auf Glättung und Ausschmückung der überlieferten Darstellungen; der erbauliche Zweck war ihm die Hauptsache[1]). Wir besitzen noch das Schreiben[2]), mit dem Alcuin dem Abt Rado von St. Vaast die von diesem gewünschte Ueberarbeitung der Vita S. Vedasti übersandte. Es beginnt mit den Worten: 'Dilectionis vestrae venerabile secutus praeceptum vitam S. Vedasti, patris vestri et intercessoris nostri, emendare studui, non quod aliquid illius excellentissimis meritis dignum dicere valuissem, sed quod nihil tuae reverentiae iussis denegare ratum putavi. Idcirco ad te maxime pertinet harum laus vel vituperatio litterarum. Utinam

---

Das verbietet die Grammatik und der Zusammenhang. Hätte Alcuin einen Einfall der Alamannen in Chlodwigs Gebiet angenommen, so hätte er nicht den Ausdruck 'patriam defendere' gebraucht.

1) Wattenbach, Geschichtsquellen I⁴, S. 133.

2) Monum. Alcuiniana S. 706 ff.

tibi et fratribus, qualescumque sint, placeant.' Das ganze übrige ziemlich lange Schreiben besteht aus frommen Ermahnungen, wie sie Alcuin besonders in seinen späteren Lebensjahren[1]) so sehr liebte. Ich glaube, man kann daraus ersehen, wie sehr historisches Interesse Alcuin fern lag; seine Thätigkeit hat nur in der stilistischen Verbesserung der Vita bestanden. Auf einen eleganten Stil legten ja die Schriftsteller der karolingischen Renaissance einen besonderen Werth, und zwar nur zu oft auf Kosten der historischen Genauigkeit. Ich lege daher der Darstellung Alcuin's keine Bedeutung bei; er wusste offenbar nicht mehr als wir auch und hat sich die historischen Verhältnisse nach seiner Art zurecht gelegt. Darauf deuten die landläufigen und wenig präcisen Ausdrücke wie bellum inferre — regno potiti sunt — fortissima collecta manu — bellica virtute patriam defendere, die ich geradezu als Verlegenheitsphrasen bezeichnen möchte. Wir thun also gut, die Ueberarbeitung Alcuin's als historisch werthlos ganz ausser Betrachtung zu lassen und uns nur an das Original zu halten. Wenn nun in diesem vor dem Worte 'quo' des zweiten Satzes nichts ausgefallen ist, so wird damit in sehr freier Weise mit Beziehung auf das vorausgegangene adversum Alamannos der durch den Einfall derselben ins Ripuarierland geschaffene Kriegsschauplatz bezeichnet. Für das sinnlose hac utroque ist entweder ab utroque = utrimque oder haec utraque (Francorum et Alamannorum acies) zu lesen. In der Deutung dieses Satzes nun weiche ich in zwei Punkten von v. Schubert (S. 212) ab. 1. heisst transire vellet nicht „im Begriff war zu überschreiten", sondern „zu überschreiten beabsichtigte". Das Erstere würde durch transiturus esset ausgedrückt worden sein, eine Form, die wie das vorhergehende bellaturus zeigt, dem Legendenschreiber keineswegs fremd war. Es ist das ein nicht unerheblicher Unterschied, denn die Absicht, den Rhein zu überschreiten konnte Chlodwig schon haben, ehe er an das Ufer des Stromes gelangte[2]). 2. cumque ergo utrimque hostium cunei adstarent übersetzt v. Schubert: „als ihm von beiden Seiten die Keile der Feinde entgegentraten". Diese Uebersetzung ist unrichtig. Wie die Partikel ergo zeigt, wird mit diesem Satz der erste Nebensatz 'quo cum venisset ab utroque acies' wieder aufgenommen, und somit sind hostium cunei die Schlachthaufen der gegenseitigen Feinde. Dass dies der Sinn ist, beweist der folgende explicative Satz 'et tam Franci quam Alamanni ad mutuam caedem inhiarent'. Von einem doppelseitigen Angriffe der Alamannen ist gar keine Rede, sondern nur von ihrem unvermutheten Erscheinen und ihrem ungestümen Angriff (vehemens terror, horrenda anxietate). Nun frage ich: Ist diese Situation unvereinbar mit einer Schlacht bei Tolbiacum? Zülpich liegt etwa 35 km oder einen mässigen Tagemarsch von Köln entfernt; in diese Stadt zog der siegreiche Chlodwig

1) Rado war seit 790 Abt von St. Vaast; Alcuin ist um 735 geboren und starb am 19. Mai 804.

2) Auch die Darstellung von Junghans (a. a. O. S. 40), der Rhein habe die kampflustigen Heere getrennt, findet im Text keine Begründung.

vermuthlich am Tage nach der Schlacht[1]) ein, hier erblickten die Frankenkrieger den majestätischen Strom, der in ihrer Erinnerung fest haftete — so ist es wohl zu erklären, dass die Tradition von St. Vaast bei Arras, die wir auf die Erzählungen der Gefolgsleute Chlodwigs zurückführen müssen, den Vormarsch des Königs nach dem Rhein und die Lage des Schlachtortes in der Nähe dieses Flusses besonders festhielt. Diese Nachricht von St. Vaast ist also nicht nur mit einer Schlacht Chlodwigs bei Zülpich vereinbar, sondern sie liefert auch eine neue Stütze für diese Annahme. Wenn die Alamannen vorher über die Ripuarier bei Zülpich gesiegt hätten, so wäre der beabsichtigte Rheinübergang Chlodwigs ebenso zwecklos wie gefährlich gewesen.

Nun bleibt noch die Rückkehr Chlodwigs über Toul zu erklären. Nach unserer Vita kehrte der König nach dem Siege eilends (festinus) nach Hause zurück voll Begier, die heilige Taufe zu empfangen[2]). Der nächste Weg von Zülpich nach Soissons führt aber gewiss nicht über Toul. Indess wir haben Grund unserm Legendenschreiber zu misstrauen, wenn er Chlodwig einen besonderen Eifer für das Christenthum beilegt. Der Frankenkönig war kein Gefühlsmensch, sondern vor Allem ein kluger Politiker, der nichts halb that. So hat er auch gewiss durch den Vorsatz zum Christenthum überzutreten sich nicht abhalten lassen, seinen Sieg kräftig auszunutzen, die Alamannen weithin zu verfolgen und den grössten Theil ihres Landes in Besitz zu nehmen. Er wird ähnlich verfahren sein wie nach dem Siege über die Westgothen[3]). Damals schickte er seinen ältesten Sohn Theoderich nach Albi, Rodez und Arvern; dieser unterwarf alle Städte von den Grenzen der Gothen bis zu den Grenzen des Burgunderlandes der Herrschaft seines Vaters. Chlodwig selbst brachte den Winter in Bordeaux, also in Feindesland, zu, liess den ganzen Schatz Alarichs von Toulouse wegschaffen und zog darauf nach Angoulême, das die Gothen alsbald verliessen. Dann erst kehrte der Sieger nach Tours zurück. So ausgedehnt war freilich der Aufenthalt in Alamannien nicht, da der König zu Weihnachten in Reims war; aber wenn es richtig ist, dass damals das Elsass bis zum Hagenauer Forst und bis zum Sauerbach fränkisch wurde, so dürfen wir annehmen, dass der Siegeszug Chlodwigs sich auch soweit erstreckt habe. Damit wird auch die Flucht eines Theiles der Alamannen auf ostgothisches Gebiet hinreichend erklärt. Von Hagenau oder Strassburg aus wird dann Chlodwig, vielleicht nach v. Schubert's Vermuthung durch die Zaberner Steige, nach Toul gelangt sein[4]). Dieser Verlauf lässt sich auch aus Gregor's

1) Nach der oben erwähnten zweiten Schlacht bei Zülpich fielen „von Zülpich bis Köln" Theudeberts Leute durch das Schwert des siegreichen Feindes, und noch an demselben Tage traf König Theoderich in Köln ein. Fredegar c. 38.

2) c. 3 et cum iam desiderium retineret, ut celer ad baptismi graciam confugeret.

3) Greg. Tur. II c. 37.

4) Diese Ansicht hat bereits Schöpflin in seiner Alsatia illustrata I, S. 431 ausgesprochen; sie wird auch von Rudhart (Die Schlacht bei Tolbiacum und ihre Folgen, Münchener Akademie 1849, angezeigt von Düntzer in den Bonner Jahrbb. XV, 218) und von Busch, a. a. O. S. 15 f., getheilt.

Worten herauslesen: Alamanni terga vertentes in fugam labi coeperunt. Cumque regem suum cernerent interemptum, Chlodovei se ditionibus subdunt dicentes: Ne amplius, quaesumus, pereat populus; jam tui sumus. At ille prohibito bello coartatoque populo cum pace regressus est. Danach scheint der Alamannenkönig erst auf der Flucht getödtet worden zu sein. Darauf unterwerfen sich die Alamannen, Chlodwig thut dem Kriege Einhalt und vereinigt sein Kriegsvolk[1]), das er nach verschiedenen Richtungen ausgesandt hatte, zur Heimkehr. Freilich so detaillirte Angaben wie beim Westgothenkrieg dürfen wir hier nicht erwarten: dort schöpfte Gregor aus der reich fliessenden lokalen Tradition, während er über das ferne und städtearme Alamannenland nicht viel zu sagen wusste.

Damit glaube ich nachgewiesen zu haben, dass der Annahme von dem Siege Chlodwigs bei Zülpich nicht nur kein Zeugniss entgegensteht, sondern dass sie auch durch die Prüfung der Worte Gregor's sowie durch die Betrachtung der politischen und topographischen Verhältnisse zur grössten Wahrscheinlichkeit erhoben wird.

II.

Die Zeit der Alamannenschlacht glaubte man bisher mit gutem Grunde durch das Jahr 496 n. Chr. bestimmen zu können, da Gregor die Erzählung von diesem Kampfe mit dem Satze schliesst: actum anno XV regni sui, und ausserdem ein Brief des Papstes Anastasius an Chlodwig erhalten ist, in dem der Pontifex dem König zu seiner Bekehrung gratulirt mit den Worten: Tuum, gloriose fili, in christiana fide initium cum exordio nostro in pontificatu contigisse gratulamur. Anastasius wurde aber am 24. November 496 ordinirt und starb schon nach zwei Jahren. Nach dem Glückwunschschreiben des Bischofs Avitus von Vienne fand die Taufe Weihnachten statt: cuius (luminis i. e. baptismatis) splendorem congrue redemptoris nativitas inchoavit. Die sogenannte Chronik des Fredegar lässt die Taufe zu Ostern (in pascha Domini) stattfinden, doch wird die Richtigkeit der ersten Angabe zur Gewissheit erhoben durch eine Stelle in dem Trostschreiben des Remigius, das dieser an Chlodwig richtete, als dessen mit ihm getaufte Schwester Albofledis bald nachher gestorben war. Der Bischof schreibt nämlich an den König: si iubetis, contempta hiemis asperitate ad vos pervenire contendam. Somit erscheint das Jahr 496 gesichert. Nun findet sich aber in Cassiodors Varien (II 41) ein Brief Theodorichs an Chlodwig, in dem der Ostgothenkönig sich für die geschlagenen Alamannen verwendet und den Uebermuth des Siegers durch einen kalten Wasserstrahl dämpft. Dieser Brief, mit seinem Wechsel von höflicher Schmeichelei und versteckter Drohung ein diplomatisches Meisterstück, kann, wie Usener in seiner vortrefflichen Schrift über das Anecdoton Holderi S. 68 ff. nachgewiesen hat, nicht wohl vor dem Jahre 501 geschrieben sein. Während

---

1) Düntzer, Bonner Jahrbb. XV, S. 43, bezieht populo auf die Alamannen und setzt coartari in Gegensatz zu excedere. Andere schreiben cohortato, was nach von Schubert „bestimmt richtig" ist.

nun Usener[1]) eine zweite Alamannenschlacht im Anfang des 6. Jahrhunderts annimmt, glaubt Vogel[2]) nachweisen zu können, dass die Schlacht, in der nach Gregor der Alamannenkönig seinen Tod fand, und somit auch Chlodwigs Taufe ins Jahr 506 falle und dass die althergebrachte Jahreszahl 496 „unweigerlich abgethan" sei. In der That scheint seine Beweisführung auf den ersten Blick bestechend und überzeugend. In dem negativen Theil derselben beseitigt er die Stützen der bisherigen Datirung, indem er Gregor's Zeitangabe als eingeschoben verdächtigt und den Brief des Anastasius mit Havet für gefälscht erklärt, in dem positiven Theile gewinnt er auf Grund der Briefe des Theoderich und des Avitus sowie der Lobrede des Ennodius das Jahr 506.

Prüfen wir nun Vogel's Gründe, so ist zuzugeben, dass die Rechnung bei Gregor: im 5. Regierungsjahre Chlodwigs Sieg über Syagrius, im 10. über die Thoringer, im 15. über die Alamannen, auffallend glatt ist; indess einen ernstlichen Grund zum Zweifel wird man daraus nicht herleiten. Schwerer scheint zu wiegen, dass die Zeitbestimmung 'actum anno XV' in einigen Handschriften fehlt. Doch da die Worte am Ende eines Kapitels stehen, so konnten sie leicht von einem Abschreiber übersehen werden. Sie sind vielleicht auch erst bei der Ueberarbeitung der ersten 6 Bücher[3]) von Gregor nachgetragen worden. Nach Krusch[4]) stehen diese Worte gerade in den älteren Handschriften, von denen zwei aus dem 7. Jahrhundert stammen, weshalb die von Ruinart und Vogel vermuthete Einschwärzung aus den im 8. Jahrhundert verfassten Gesta Francorum undenkbar ist. Es wäre auch sonderbar, wenn gerade hier, bei dem für Gregor wichtigsten Ereignisse, die Zeitangabe fehlte, und es ist wieder charakteristisch für unsern Geschichtschreiber, dass er, nachdem er bei der Alamannenschlacht mit einem tandem aliquando sich beholfen hat, hier bei der für ihn so wichtigen Wendung den Zeitpunkt festlegt. Aber dass die Schlacht nicht erst ins Jahr 506 fallen kann, geht auch aus der Reihenfolge der Erzählung Gregor's hervor, die streng chronologisch ist. Der Feldzug gegen die Burgunder nämlich, der notorisch ins Jahr 500 fällt[5]), wird erst nach der Alamannenschlacht erzählt, und somit ist für diese der terminus ante quem festgestellt, wenn wir nicht Gregor's Chronologie als durchaus unzuverlässig ansehen wollen. Das bestimmteste Zeugniss enthält der Brief des Papstes Anastasius, aber auch Krusch, der im Uebrigen Vogel entgegentritt, giebt diesen als gefälscht preis[6]). Er erscheint verdächtig, weil er aus der d'Achery'schen Sammlung stammt, die nach Havet (questions Mérovingiennes II) das Werk des „ingeniösen Fälschers" Jérôme Vignier sein soll.

---

1) a. a. O. S. 40.
2) Hist. Ztschr., 56. Bd., S. 385 ff. Ihm stimmt Busch S. 14 bei.
3) Vgl. Wattenbach, Geschichtsquellen I⁴ S. 85.
4) Neues Archiv XII, S. 289 ff.
5) Vgl. Krusch a. a. O.
6) Hist. Zeitschrift, 55. Bd., S. 284 ff.

Wie weit diese Behauptung bei den übrigen Schriftstücken zutrifft, vermag ich nicht zu entscheiden. Die von Krusch mitgetheilten Ausstellungen erscheinen mir nur theilweise zutreffend; die in der Sammlung enthaltenen 5 Briefe bieten jedenfalls nur geringe Angriffspunkte, und bei unserm Schreiben gar weiss Havet nur einige stilistische Verstösse und die Anrede tu statt vos zu bemängeln. Mit der Stilistik ist es nun bei den Latinisten jener Zeit eine eigene Sache, und es erscheint mir sehr kühn, darauf hin eine Fälschung anzunehmen. Dass die Anrede vos statt tu von Seiten der Päpste ein fester Gebrauch gewesen sei, kann ich nicht zugeben. Ein Schreiben des Papstes Gelasius an Theoderich aus dem Jahre 494 (Auct. antiquiss. XII, S. 389) beginnt mit den Worten: Apud magnanimitatis tuae excursus. Derselbe Papst braucht nicht einmal dem Kaiser Anastasius gegenüber durchgehends den Plural bei der Anrede[1]). Der codex Udalrici enthält in Nr. 154, 155, 156, 157, 158, 163 sechs Schreiben des Papstes Paschalis II an Heinrich V; in dem ersten, zweiten und vierten finde ich die Anrede vos und vester, im dritten, fünften und sechsten tu und tuus. Dem Inhalt der Briefe nach erscheint 'tu' als die freundlichere Form, und diese ist daher wohl auch bei Anastasius dem eben gewonnenen Sohn der Kirche gegenüber am Platze. Wenn Krusch die sonst nicht bekannte Form Cludoecho bedenklich findet, so bin ich im Gegentheil der Ansicht, dass dieselbe ein Beweis für die Echtheit des Briefes ist. Ein geschickter Fälscher wird sich doch hüten auffallende Formen und Wendungen zu gebrauchen, die sich sonst nicht belegen lassen[2]). Noch weniger begründet ist das Bedenken gegen die Bezeichnung des Petrus als claviger, weil Ducange dies Wort nur einmal aus der Vita Mathildis belegen kann. Ich finde bei oberflächlichem Suchen im codex Udalrici unter Nr. 38 ein Schreiben des Erzbischofs Sigfried von Mainz an Papst Alexander II, in dem es heisst: Gratias agimus Domino Deo omnipotenti, qui ad salutem animarum elegit sacerdotium vestrum et in kathedra Petri vobis tradidit claves regni caelorum. Von da ist's nicht weit zu dem Ausdruck claviger. Dies Wort selbst findet sich denn auch in einem der nächsten Schreiben. Unter Nr. 40 schreibt derselbe Erzbischof an Gregor VII: quod adhuc in clavigera manu Petri vivit et regnat imperatrix Romana.

Somit fallen die kritischen Ausstellungen an diesem Briefe in nichts zusammen. Selbst wenn die Unechtheit einiger Stücke der Sammlung d'Achéry's erwiesen sein sollte, so brauchen darum nicht alle verworfen zu werden; eine solche Sammlung kann sehr wohl Falsches und Echtes enthalten. Das Schreiben des Papstes bietet aber nicht nur nichts Auffälliges, sondern es wäre geradezu

---

1) Hasenstab, Studien zu Cassiodors Varien S. 78.

2) Gerade der Name Chlodwigs weist die verschiedensten Formen auf. Die gewöhnliche ist Chlodoveus, daneben finden sich Klodoveus (in der ep Nicetii), Ludovicus im Testament des Remigius, Luduin in den Briefen Theodorichs und Chlothovechus auf einer Münze (Dahn, Urgesch. III, S. 92). Von der letzten Form ist die hier vorliegende nicht erheblich verschieden.

verwunderlich, wenn das Haupt der römischen Kirche bei dem Uebertritt des mächtigen Frankenkönigs zum orthodoxen Glauben sich theilnahmlos verhalten und keinen Glückwunsch gesandt hätte. In Italien herrschte der Arianer Theoderich, auch Burgunder und Westgothen hingen diesem Irrglauben an, der griechische Kaiser Anastasius neigte der Ketzerei zu; welche Hoffnungen musste unter diesen Umständen der Papst an dies Ereigniss knüpfen! Wie sehr bedurfte doch die Kirche eines kräftigen Schirmherrn in diesen gefahrvollen Zeiten! Und warum sollte sich dieser Brief nicht ebenso gut erhalten haben wie der des Avitus von Vienne? Weit entfernt also, wie Vogel meint, „von dem berückenden Trugbilde befreit“ zu sein, müssen wir vielmehr den Brief für echt halten und durch ihn das Jahr 496 für die Alamannenschlacht und Chlodwigs Taufe als gut beglaubigt ansehen[1]).

Doch nach Vogel's Ansicht enthalten die Briefe des Theoderich und Avitus sowie die Lobrede des Ennodius Stellen, die auf eine spätere Zeit hindeuten. Das Schreiben des Ostgothenkönigs beginnt mit den Worten[2]): Gloriosa quidem vestrae virtutis affinitate gratulamur, quod gentem Francorum prisca aetate residem feliciter in nova proelia concitastis et Alamannicos populos causis fortioribus inclinatos victrici dextra subdidistis. Sed quoniam semper in auctoribus perfidiae resecabilis videtur excessus nec primariorum plectibilis culpa omnium debet esse vindicta, motus vestros in fessas reliquias temperate, quia iure gratiae merentur evadere, quos ad parentum vestrorum defensionem respicitis confugisse. Estote illis remissi, qui nostris finibus celantur exterriti. Memorabilis triumphus est Alamannum acerrimum sic expavisse, ut tibi eum cogas de vitae munere supplicare. sufficiat illum regem cum gentis cecidisse superbia: sufficiat innumerabilem nationem partim ferro, partim servitio subiugatam. nam si cum reliquis confligis, adhuc cunctos superasse non crederis. accipe in talibus causis frequenter expertum: illa mihi feliciter bella provenerunt, quae moderato fine peracta sunt. is enim vincit assidue qui novit omnia temperare, dum iucunda prosperitas illis potius blanditur, qui austeritate nimia non rigescunt. cede itaque suaviter genio nostro, quod sibi gentilitas communi remittere consuevit exemplo. sic enim fit, ut et meis petitionibus satisfecisse videamini nec sitis solliciti ex illa parte, quam ad nos cognoscitis pertinere. Es folgt sodann die Ankündigung einer Gesandtschaft und des erbetenen Citherspielers.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass dieser Brief sich auf unsere Alamannenschlacht bezieht; das geht, wie Vogel mit Recht gegen Usener bemerkt, aus dem Satze hervor: sufficiat illum regem cum gentis cecidisse superbia. Er kann aber, wie schon oben bemerkt wurde, nicht vor dem Jahre 501 geschrieben sein, da die Sammlung der Variae nach Cassiodors eigenen

1) Mommsen, Cassiod. variae, prooem. XXXIII setzt die Schlacht auf Grund von Gregor's Angabe ins Jahr 495; den Brief des Papstes Anastasius berücksichtigt er gar nicht.

2) Nach Mommsen's Ausgabe des Cassiodor.

Worten[1]) nur solche Schriftstücke enthält, die er selbst als quaestor, magister officiorum und praefectus praetorio entworfen hat, seine Quästur aber nach Usener's Untersuchungen vor dem genannten Jahre nicht angesetzt werden kann. Zu demselben Resultate führt die Erwähnung des Citherspielers, den Theoderich nach dem Schlusssatze seines Briefes gleichzeitig an Theoderich sandte. Nach Var. II 40 hatte er die Auswahl desselben dem berühmten Boethius übertragen, der damals schon Patricius war, aber nicht vor 480 geboren sein kann. Eine genauere Datirung gewinnt Vogel aus der Stelle: in talibus causis accipe frequenter expertum etc. So, meint er, konnte Theoderich nicht vor dem Jahre 504 schreiben. „Vor dieser Zeit hätte doch Jedermann die Wahrheit seiner Worte an dem zuletzt von ihm ausgefochtenen Kampfe geprüft. Das war aber der Krieg mit Odoaker, und in diesem Kampfe hat Theoderich bekanntlich recht unbarmherzig mit seinem Gegner abgerechnet: Odoaker stiess er mit eigener Hand nieder, sämmtliche Krieger und Anhänger des Odoaker wurden an einem Tage, wo man ihrer nur habhaft werden konnte, niedergemetzelt.“ Von 493—504 aber hat Theoderich das Schwert nicht gezogen, also auch keine Gelegenheit gehabt, Mässigung gegen seine Feinde zu üben. Erst in den Jahren 504/5 führte er glückliche Kämpfe gegen Gepiden, Bulgaren und Oströmer, denen gegenüber er Schonung bewies. Also könne der Brief nicht vor dem Jahre 506 geschrieben sein. In dieses Jahr falle aber auch Chlodwigs Sieg, da Theoderich kurz nach der Schlacht geschrieben habe. Nur so erkläre sich sein Schweigen von Chlodwigs Taufe, wenn der Brief vor dem Bekanntwerden dieses Ereignisses, also noch vor Weihnachten 506 verfasst sei. Damit scheint Ennodius übereinzustimmen, der in seinem 507 auf Theoderich gehaltenen Panegyrikus die Thaten und Verdienste des Königs in chronologischer Ordnung vorführt und, nachdem er die oben erwähnten kriegerischen Erfolge des Königs im Osten gerühmt hat, folgendermassen fortfährt: Quid quod a te Alamanniae generalitas intra Italiae terminos sine detrimento Romanae possessionis inclusa est, cui evenit habere regem, postquam meruit perdidisse! Facta est Latiaris custos imperii semper nostrorum populatione grassata, cui feliciter cessit fugisse patriam suam: nam sic adepta est soli nostri opulentiam. Acquisistis quae noverit ligonibus tellus acquiescere etc. Ein Stamm[2]) der Alamannen ist somit in Theoderichs Reich, das hier mit Italia und Latiare imperium bezeichnet wird, angesiedelt worden und hat ein fruchtbares Land erhalten, „das sich dem Karst wird anzubequemen wissen“. Aus den letzten Worten folgert Vogel, dass die Ansiedelung erst kurz vor 507 erfolgt sei; dies stimme vortrefflich mit der Ansetzung der Schlacht auf das Jahr 506. Gestützt wird endlich diese Datirung noch durch den Brief des Avitus, der Chlodwig gegenüber seinen eigenen König Gundobad mit den Worten bezeichnet:

1) Praef. § 13 et ideo quod in quaesturae, magisterii ac praefecturae dignitatibus a me dictatum in diversis publicis actibus potui reperire, bis sena librorum ordinatione composui.

2) Generalitas Alamanniae = tota Alamannia ist rhetorische Uebertreibung.

domnum meum, suae quidem gentis regem, sed militem vestrum. So konnte, meint Vogel, Avitus nicht im Jahre 496 schreiben, wohl aber 506, nachdem Gundobad Chlodwig tributpflichtig geworden war.

Nach dieser Beweisführung wird man geneigt sein, der Behauptung von der Einschiebung bei Gregor und der Unechtheit des päpstlichen Schreibens zuzustimmen, da das Gegengewicht zu drückend ist. Und doch beruht diese Beweisführung auf einer Kette von falschen Voraussetzungen. Nur daran wage ich nicht zu rütteln, dass der Brief Theoderichs nicht vor 501 gesetzt werden kann, da die Gründe Usener's überzeugend sind. Fällt aber damit nicht das Jahr 496? Keineswegs; man muss nur nicht annehmen, dass der Brief unmittelbar nach der Schlacht geschrieben sei. Zur unrichtigen Ansetzung desselben hat besonders der erste Satz verführt, in dem Theoderich, wie man glaubte, dem Frankenkönige zu dem Siege über die Alamannen Glück wünscht. Aber 'gratulari aliqua re' heisst bei Cassiodor nicht „zu etwas Glück wünschen“ sondern „sich über etwas freuen“. Es ist also zu übersetzen: „Wir freuen uns über die ruhmvolle Verwandtschaft mit Euch, tapferer Fürst, weil Ihr das früher friedliche Volk der Franken glücklich zu neuen Kämpfen geführt und die alamannischen Stämme mit siegreicher Hand unterworfen habt.“ Theoderich wirft also zur Einleitung einen Rückblick auf die ganze kriegerische Vergangenheit Chlodwigs, nicht etwa nur auf den Alamannenkrieg. Das ist so ganz die Art Cassiodors, dem ja umständliche Einleitungen und Exkurse eigenthümlich sind[1]). Aus diesem Anfange hat man also fälschlich auf die Abfassung des Briefes unmittelbar nach der Schlacht geschlossen. Auf eine spätere Zeit aber deuten bestimmt zwei Stellen des Schreibens. Zunächst ergiebt sich aus dem Ausdrucke 'servitio subiugatam' (Alamannorum gentem), dass eine längere Zeit nach der Niederlage der Alamannen verstrichen sein muss, da der Zustand der Knechtschaft erst durch die dauernde Unterwerfung eintritt. Dass Theoderich auf Chlodwigs Taufe keinen Bezug nimmt, lässt sich nicht nur dadurch erklären, dass man das Schreiben vor dies Ereigniss setzt, sondern auch durch die Annahme, dass es geraume Zeit nach demselben abgefasst ist. Ist diese zutreffend, so war für Theoderich kein Anlass vorhanden auf Chlodwigs Uebertritt zurückzukommen, um so weniger als Theoderich ja Arianer, Chlodwig aber Katholik war und die Anhänger beider Confessionen bekanntlich auf gespanntem Fusse mit einander lebten. Aber es fehlt doch nicht ganz an einer Andeutung des gemeinsamen christlichen Standpunktes. Diese ist in dem Satze enthalten: cede itaque suaviter genio nostro, quod sibi gentilitas communi remittere consuevit exemplo. Mit 'genio nostro' wird die Person des Königs Theoderich bezeichnet; ihm soll sein Schwager Chlodwig das zugestehen, was die gentilitas nach gemeinem Brauche sich einzuräumen pflegt. Gentilitas ist die Gesammt-

1) Beispiele dafür lassen sich genug anführen. Ich verweise nur auf II 40, wo anlässlich des erwähnten Auftrages an Boethius in einer solchen Breite über Musik gesprochen wird, dass wir uns schwer von dem amtlichen Charakter dieses Schriftstückes überzeugen können, und auf VI 3, wo als der erste praefectus praetorio der Patriarch Joseph gefeiert wird. Vgl. Hasenstab § 4.

heit der gentiles; dies Wort hat in Cassiodors Varien[1]) eine zweifache Bedeutung: es bezeichnet 1. die Angehörigen der eigenen gens Theoderichs, die Stammesgenossen, die Gothen, und 2. die Angehörigen der fremden gentes, die barbari[2]). Die Bedeutung „Verwandtschaft“, die v. Schubert annimmt, ist hier ausgeschlossen, da diese durch affinitas bezeichnet werden müsste. Ebenso wenig kann gegenüber den Franken ein Gothenkönig von Stammesverwandtschaft reden. Es bleibt also nur die zweite Bedeutung übrig; in dieser wird das Wort I 46 von den Burgundern gebraucht, die unter Gundobads Einfluss das gentile, d. h. die Barbarei ablegen. II 5 und VII 4 werden die an den nördlichen Grenzen von Theoderichs Reich wohnenden Stämme als gentiles bezeichnet, II 16 ist von der ferocitas gentilis der Feinde Theoderichs die Rede, und XII 28 wird geklagt, dass die Burgunder in die feritas gentilis zurückgefallen sind. Wenn nun Theoderich den Frankenkönig in Gegensatz zu der gentilitas, den Barbaren, setzt, so fragt es sich, welches das unterscheidende Merkmal war, durch das sich Chlodwig von jenen abhob. Dies kann nur in dem Christenthum gefunden werden, das Chlodwig nach der Alamannenschlacht angenommen hatte. In dieser Auffassung kann uns die Anwendung des Wortes gentilis in dem vorhergehenden (II 40) Briefe nicht irre machen. Denn wenn hier Theoderich dem Boethius schreibt, dass der Citherspieler als zweiter Orpheus die fera corda gentilium zähmen soll, so ist zu bedenken, dass nur ein kleiner Theil der Franken mit Chlodwig zum Christenthum übergetreten war. Uebrigens ist die Verschiedenheit der Adressaten zu beachten: Dem Boethius gegenüber kehrt Cassiodor den Römerstolz heraus und bezeichnet die Franken verächtlich als gentiles, während er in seinem diplomatischen Schreiben an Chlodwig diesen von der gentilitas ausnimmt. Theoderich verlangt also, dass Chlodwig das thun soll, was selbst die heidnischen Barbaren einander nicht zu verweigern pflegen, d. h. er soll der Fürsprache eines Verwandten Gehör geben. Darin liegt, denke ich, der von Vogel vermisste Hinweis auf das christliche Bekenntniss Chlodwigs; diese Anspielung tritt aber so wenig hervor[3]), dass man daraus schliessen kann: Der Uebertritt Chlodwigs war damals nichts Neues mehr; es war bereits längere Zeit seitdem verstrichen.

Diese Annahme wird zur Gewissheit, wenn wir den Inhalt des Briefes mit den anderweitigen Berichten über die Folgen der Alamannenschlacht vergleichen. Gregor und die Vita S. Vedasti erzählen übereinstimmend, dass die Alamannen

---

1) Ich kann nicht unterlassen hervorzuheben, wie sehr solche Untersuchungen durch den trefflichen Index der Mommsen'schen Ausgabe gefördert werden.

2) Auf die letztere Bedeutung gründet sich die bei den Kirchenschriftstellern vorkommende = pagani, die Heiden. Diese Bedeutung nimmt Düntzer (Bonner Jahrbb. XV 46) hier an, aber in den Varien kommt das Wort in diesem rein kirchlichen Sinne nicht vor.

3) An religiösen Wendungen sind überhaupt die Varien sehr arm; der Name Christus kommt gar nicht vor, und das Wort Christianus nur 2 Mal: IV 22, wo von magicae artes zweier Männer die Rede ist, die in christlichen Zeiten nicht geduldet werden sollen, und XI 2 in einem Schreiben an den Papst (vos enim speculatores Christiano populo praesidetis).

sich unterwarfen; wahrscheinlich verpflichteten sie sich zu einem Tribut. Damit war der Feldzug zu Ende, und Chlodwig kehrte, da die Jahreszeit schon vorgeschritten war, zurück, ohne den südlichsten Theil Alamanniens berührt zu haben. Dass die Alamannen milde behandelt wurden, geht aus dem Briefe des Avitus hervor. Der Bischof schreibt an König Chlodwig: An misericordiam praedicabimus, quam solutus a vobis adhuc nuper populus captivus gaudiis mundo insinuat, lacrimis deo? „Soll ich Euch Barmherzigkeit predigen, die ein früher kriegsgefangenes, jetzt von Euch befreites[1]) Volk mit Freude der Welt und mit Thränen Gott bezeugt?“ Diese Worte führt Vogel selbst (S. 395) an und bezieht sie richtig auf die Alamannen; trotzdem sagt er S. 401: „In der ersten Hälfte des Jahres 506 hatte Chlodwig die Alamannen besiegt und wüthete schonungslos gegen das unglückliche Volk. Da gebot ihm Theoderich Einhalt, in dessen Schutzherrschaft die Alamannen sich begeben hatten“. Avitus berichtet also von einem milderen Verfahren Chlodwigs, und sein Zeugniss ist sehr werthvoll, da er gar nicht nöthig hatte, die alamannischen Verhältnisse zu berühren, wenn etwa das Gegentheil der Fall gewesen wäre. Unmittelbar nach Chlodwigs Sieg hatte also Theoderich gar keine Veranlassung diplomatisch einzuschreiten, da die Alamannen nach Avitus' und Gregor's Zeugnisse milde behandelt wurden.

Da der Brief Theoderichs nach dem Jahre 501 anzusetzen ist, so schritt Chlodwig erst nach der Beendigung des burgundischen Krieges zur Unterwerfung des südlichen Alamanniens, wohl veranlasst durch feindselige Regungen der dortigen Bevölkerung, die vielleicht durch zurückgekehrte alamannische Flüchtlinge gegen die Franken aufgereizt wurde. Dies möchte ich aus den Worten Theoderichs schliessen: nec sitis solliciti ex illa parte, quam ad nos cognoscitis pertinere. Darauf riefen die Alamannen den Schutz Theoderichs an, dessen Hoheit sie sich vielleicht schon früher unterstellt hatten, und dieser intervenirte in der bekannten Weise. Welchen Erfolg diese diplomatische Aktion gehabt hat, wissen wir nicht; es scheint aber, dass Chlodwig einlenkte. Ja, ein Theil der geflüchteten Alamannen scheint später in die Heimat zurückgekehrt zu sein, wenn wir einer Nachricht der sog. Chronik des Fredegar Glauben schenken dürfen. Dort heisst es im c. 21: (Alamanni) cum regem suum cernerent interemptum, novem annis exsules a sedibus eorum nec ullam potuerunt gentem comperire, quae eis contra Francos auxiliaret, tandem se in dicionem Chlodoveo tradunt[2]).

Ob diese Alamannen mit den in dem Dekret an die norischen Provinzialen (var. III 50) erwähnten identisch sind, vermögen wir nicht zu entscheiden. Die Alamannen, von denen hier die Rede ist, waren auf einem Durchzuge

---

1) So glaube ich richtiger als Vogel zu übersetzen, der diese Worte deutet: „ein von Euch bisher unabhängiges Volk“. 'adhuc' steht in der späteren Latinität oft = nunc.

2) Diese Worte sind von Ranke (IV 2, 350) und Vogel (a. a. O. S. 391) in merkwürdiger Weise missverstanden worden. Beide beziehen sie nämlich auf die Zeit vor dem Siege Chlodwigs, von dem aus sie 9 Jahre zurückrechnen.

durch Noricum begriffen und erhielten von Theoderich die Erlaubniss, ihre erschöpften Zugthiere bei den norischen Bauern umzutauschen. Ihr Marsch scheint aber nicht in die Heimath, sondern nach dem Osten gegangen zu sein, sei es nun, dass sie in Pannonien angesiedelt werden sollten, wie Mommsen[1]) vermuthet, sei es dass sie nach Schuberts durch var. V 10 gestützter Vermuthung zum Kriege verwendet werden sollten. Mir ist das Letztere wahrscheinlicher, und ich möchte an die Kämpfe bei Sirmium denken. Nach deren Beendigung, also im Jahre 505, könnten sie unter Theoderichs Vermittlung in die Heimath zurückgekehrt sein; das würde mit der Notiz von der neunjährigen Verbannung trefflich übereinstimmen.

Freilich müsste dann der Brief Theoderichs früher geschrieben sein als 506, wie Vogel, oder 507, wie Mommsen annimmt. In der That wiegen die für diese Ansetzung von Vogel vorgebrachten und von Mommsen gebilligten Gründe nicht schwer. Dass die Anordnung der Thaten Theoderichs in der Lobrede des Ennodius streng chronologisch sei, hat schon Krusch[2]) unter Hinweis auf die Stelle über das Abkommen mit den Vandalen bestritten, wogegen Mommsen[3]) für Vogel's Behauptung eintritt. Ich will zugeben, dass der Vertrag, auf den Ennodius anzuspielen scheint, erst nach dem Jahre 504 geschlossen sein kann; dies hindert uns aber nicht die Aufnahme der Alamannen früher zu setzen. Allerdings folgt Ennodius bei der Schilderung der Thaten Theoderichs dem chronologischen Faden, aber es ist zu beachten, dass dieser Theil der Rede mit c. 13. abgeschlossen wird und dass mit c. 14 ein neuer Abschnitt beginnt, der durch die rekapitulirenden Worte eingeleitet wird: Haec de gestorum tuorum cumulis maiore voto quam eloquentia strictim digesta replicavi. Dann führt der Redner die Eigenschaften des Friedensfürsten auf, an erster Stelle die humanitas und tranquillitas, die der König nicht nur seinen Unterthanen (c. 14), sondern auch den Alamannen gegenüber bewiesen hat (c. 15). Das chronologische Princip ist also in der Rede nicht durchgeführt, und damit fällt wieder eine Stütze der Vogel'schen Beweisführung. Auf einem Missverständniss vollends beruht die Einstellung des Satzes 'acquisistis quae noverit ligonibus tellus acquiescere' in die Kette der Beweisglieder. Die oben S. 55 mitgetheilte Uebersetzung nämlich ist unrichtig, da, wie Krusch richtig bemerkt, 'noverit' nicht als Futurum exactum, sondern als consecutiver Conjunctiv zu fassen = „ein Land von der Art, dass es sich dem Karst zu bequemen weiss". Es hindert uns demnach durchaus nichts, diesen Vorgang vor die Kämpfe bei Sirmium, etwa in das Jahr 502 oder 503 zu setzen.

Ebenso wenig stichhaltig ist der Grund, welchen Vogel von Theoderichs eigenem Verhalten gegen seine Feinde ableitet. Er hebt die Grausamkeit des Königs gegen Odoaker hervor; erst in den Kämpfen von 504/5 habe Theoderich ein Beispiel von Mässigung gegeben, auf das er sich Chlodwig gegenüber be-

---

1) Cass. var. prooem. XXXIV. 2) Neues Archiv XII 289.
3) Prooemium z. Cassiodor XXXIII.

ziehen konnte. Indess derselbe anonymus Valesii, auf den sich Vogel beruft, berichtet doch auch, dass Theoderich einer Verschwörung Odoakers und seiner Anhänger gegen sein Leben auf die Spur gekommen sei[1]); die Bestrafung erstreckte sich auf alle Geschlechtsgenossen und die Gefolgschaft Odoakers, sei es dass sie mitschuldig erschienen, sei es dass der König ihre Rache befürchtete. Er hat selbst bald nachher dem Bischof Epiphanius gegenüber es ausgesprochen, dass eine neubegründete Gewalt mit Nothwendigkeit Strenge üben und ihre Gegner unschädlich machen müsse[2]). Allen Unschuldigen wolle er Gnade erweisen, die Schuldigen aber müsse er, um Unruhen zu vermeiden, entfernen. Und in der That ist Theoderich der nach Kriegsrecht unterworfenen römischen Bevölkerung mit grösster Schonung begegnet; er hat den Krieg nach den Begriffen jener Zeit 'moderato fine' beendigt, Ist nun dies Verhalten unvereinbar mit den in dem Briefe Theoderichs ausgesprochenen Anschauungen? Musste er sich vorwerfen, dass er sich selbst der 'nimia austeritas' schuldig gemacht? Man muss doch auch bedenken, dass die Begriffe „Milde“ und „Strenge“ im Laufe der Zeiten eine Wandlung erfahren haben. Theoderich hatte nur die seiner Ansicht nach Schuldigen bestraft. Diese, die auctores perfidiae, giebt er Chlodwig ausdrücklich preis; sie haben ihren Lohn dahin: Der König der Alamannen ist mit seinem übermüthigen Adel auf der Walstatt gefallen, die übrigen sind geknechtet; die Schuld, welche diese Feinde durch ihren frevelhaften Angriff auf sich geladen haben, ist gebüsst. Schonung verlangt Theoderich nur für die fessae reliquiae, die die Gnade des Franken anrufen und um ihr Leben flehen. Ich sehe nicht ein, warum Theoderich 10 Jahre nach Odoakers Untergang nicht so schreiben konnte, nachdem er mittlerweile in einer segensreichen friedlichen Regierung moderatio und temperantia in hohem Masse bewiesen hatte. „Dein Herz ist immer zur Gnade geneigt“, sagt Ennodius (paneg. c. 10), und wenn der Lobredner auch oft übertreibt, durchaus unwahr ist er nicht.

Auch in dem Schreiben des Bischofs Avitus v. Vienne[3]) können wir einen unüberwindlichen Stein des Anstosses nicht finden. Für unser Gefühl ist es ja allerdings auffallend, dass ein burgundischer Bischof seinen eigenen König als den Vasallen (miles) des Frankenkönigs bezeichnet. Wir würden eine solche Aeusserung als landesverrätherisch bezeichnen, aber wir dürfen unsere nationalen Empfindungen nicht auf eine Zeit übertragen, der solche Anschauungen durchaus fremd waren. Die Worte des Bischofs sind ausserordentlich charakteristisch; sie beweisen, wie mächtig damals bereits der römische Gedanke war.

---

1) § 55. post aliquot dies, dum ei Odoachar insidiaretur, detectus caute ab eo praeventus in palatio; vgl. auch Ennodius paneg. X: succisa est Odovacris praesumptio, postquam eum contigit de fallacia non iuvari.

2) regnandi necessitas qua concludimur, misericordiae non ubique pandit accessum, et inter res duras nascentis imperii pietatis dulcedinem censurae pellit utilitas. Vgl. Ranke's Weltgeschichte IV 1, 395 ff.

3) Ich setze die von einigen bestrittene Einheit dieses Briefes voraus. Der Gedankengang scheint mir von Dahn, Urgeschichte III, S. 56 genügend erklärt.

Von dem eigenen ketzerischen Fürsten sich abwendend, begrüsst der Bischof in dem rechtgläubigen Chlodwig, dem Gemahl der burgundischen Chrodechildis, die aufgehende Sonne, deren Strahlen das ganze Abendland erhellen. Der Frankenkönig soll alle Heiden dem katholischen Glauben zuführen; jeder seiner ferneren Kämpfe bedeutet einen Sieg der Kirche. Der noch immer mächtige Arianismus ist jetzt erst überwunden, da die katholische Kirche in Chlodwig dem Alamannenbesieger[1]) einen so streitbaren Kämpen gewonnen hat. Es ist dieselbe Anschauung, von der auch Gregor's Geschichte Chlodwigs erfüllt ist: alle Frevelthaten des Königs, die der Geschichtschreiber unbeschönigt erzählt, werden aufgewogen durch seine Rechtgläubigkeit. So bringt ja Gregor es fertig, nachdem er die heimtückische Beseitigung Sigiberts und seines Sohnes durch Chlodwig erzählt hat, diese Thaten als mit Gottes Hülfe geschehen darzustellen: Prosternebat enim quotidie Deus hostes eius sub manu ipsius et augebat regnum eius, eo quod ambularet recto corde coram eo et faceret, quae placita erant in oculis eius[2]).

Und Avitus stand damals mit dieser Gesinnung keineswegs allein. Von demselben Geiste waren die westgothischen Bischöfe bereits vor dem Siege bei Vouillé erfüllt. Berichtet doch Gregor ganz analog dem Inhalt unseres Briefes, dass viele in den gallischen Landen, d. h. in Burgund und Westgothenland schon damals von ganzem Herzen wünschten die Franken zu Herren zu haben. Und unter diesen standen die Kirchenfürsten in erster Linie. Ein westgothischer Bischof, Quintianus von Rhodez, wurde wegen seiner fränkischen Gesinnung[3]) sogar mit dem Tode bedroht und musste aus der Stadt flüchten. Zwei Bischöfe von Tours, Volusianus und Verus, wurden nacheinander wegen Hinneigung zu den Franken abgesetzt und verbannt[4]); dasselbe Schicksal hatte der Bischof Caesarius von Arles. Ja, Galactorius von Béarn stellte sich bei Beginn des Krieges gar an die Spitze seiner Diöcesanen und wollte diese Chlodwig zuführen; doch wurde er von den Westgothen überwältigt und fiel mit der Waffe in der Hand. Nach diesen Beispielen wird man die Aeusserung des Avitus nicht mehr unerklärlich finden. Die katholischen Römer standen, wie ja auch die Geschichte des Boethius und des Symmachus lehrt, zu den arianischen Germanen damals ungefähr in demselben Verhältniss, wie zu Cromwells Zeiten die Iren zu den Engländern oder die Polen am Ende des vorigen Jahrhunderts zu den Theilungsmächten.

Ich glaube damit Vogel's Beweisführung in allen Punkten entkräftet und den Nachweis geführt zu haben, dass wir für Chlodwigs Alamannensieg und seine Taufe mit Recht das Jahr 496 ansetzen und dass der treffliche Erzähler Gregor v. Tours trotz seiner nicht zu bestreitenden Schwächen doch immer noch unsere zuverlässigste Quelle für die ältere fränkische Geschichte ist.

1) In den Worten des Ennodius: 'rex meus sit iure Alamannicus, dicatur alienus' findet Vogel eine spitze Bemerkung gegen Kaiser Anastasius, der auch den Titel Alamannicus führte. Sollte es nicht näher liegen unter dem alienus rex Chlodwig zu verstehen? 2) II 41. 3) II 36: quia desiderium tuum est, ut Francorum dominatio possideat terram hane. 4) X 31.

4. Der Marberg bei Pommern an der Mosel und seine Kultstätte.

Von

Joseph Klein.

(Hierzu Tafel II—V.)

Dass die Römer während ihrer fast über vier Jahrhunderte sich erstreckenden Herrschaft über die Territorien des linken Rheinufers, die sogenannte Germania prima et secunda sich in allen wärmeren Thälern und Niederungen des Landes niederliessen, wo ihre Legionen zur Hut gegen die kriegerischen germanischen Völkerstämme standen, dass sie dort ihre Villen, Bäder, Wasserleitungen etc. bauten, das beweisen die fast allenthalben in den Ebenen sich vorfindenden zahlreichen Ueberreste von römischen Gebäuden, welche die an das rauhe Klima und die scharfe Bergluft weniger gewohnten Südländer sich zu bequemen Wohnsitzen gewählt haben.

Seltener und deshalb um so interessanter ist es, wenn selbst auf hohen Bergrücken Spuren von Niederlassungen dieses welthistorischen Volkes angetroffen werden — Spuren also von Bauwerken, welche nicht sowohl dem Luxus und der Bequemlichkeit gedient haben können als vielmehr in tiefer gehenden Beziehungen ihren Grund haben mochten.

Solche Spuren fester Niederlassungen finden sich nun auf der Höhe des Moselgebirges zwischen den Orten Carden und Pommern gegenüber der Mündung des Pflaumbaches in die Mosel bei dem Flecken Treis. Dort erhebt sich ungefähr eine Viertelmeile unterhalb des Dorfes Pommern auf dem linken Moselufer mitten aus dem den Fluss nach dieser Seite begrenzenden Gebirgszuge eine isolirte Bergkuppe, von den Eingeborenen der „Marberg“ oder „auf Mart“ genannt. Auf derselben befindet sich „ein deltaförmiges Plateau“, dessen Oberfläche durchschnittlich auf + 284,00 bis 284,80 m liegt, und nur an dem Nordrande bis auf + 283,00 m über Normal Null fällt. Vgl. Taf. III Fig. 1. Die Spitze des Deltas ist nördlich landeinwärts gerichtet. Dort schliesst sich ein Wald an, weiter südlich nach der Mosel zu Ackerland, ungefähr 150 Morgen; ein kleiner Theil des letzteren, drei Morgen im Geviert, heisst „Heidestiewel“, im Gegensatz zu einer am Westabhange des Berges gelegenen Parzelle, welche den Namen „der Kühstiewel“ führt. Beide Bezeichnungen erinnern an das

römische stabulum, wie denn auch heute noch an der zweiten Stelle Vieh zur Weide geführt wird. Dass innerhalb des oben genannten kleinen Bezirkes Mauerreste unter der Erde verborgen lagen, war schon seit Langem in dortiger Gegend bekannt und ist auch in die Litteratur[1]) eine Nachricht davon gedrungen. Schon früher, als noch ein Theil derselben über die Bodenfläche hinausragte, was im Anfange dieses Jahrhunderts noch der Fall gewesen sein soll, wurden sie als ein bequemer Steinbruch von den Einwohnern der benachbarten Ortschaften benutzt und ihnen, was sie für ihre baulichen Zwecke brauchbares fanden, entnommen. Wer noch vor einigen Jahrzehnten mit aufmerksamem Auge die Moselorte Carden und Pommern, sowie die landeinwärts gelegenen Dörfer Brieden und Kail durchwanderte, der konnte manches Ueberbleibsel von den Baulichkeiten des Heidestiewel an den Thürschwellen, in den Höfen, den Scheunen und Gartenmauern wiederfinden und vor der Thür mehr als eines Hauses den Vorplatz mit den kubisch zugerichteten Kalksteinen einer ausgebrochenen Mauer gepflastert sehen. Hat doch selbst die alte Kirche von Carden gleichfalls Werksteine von den Gebäudetrümmern des Marberges aufzuweisen. Noch vor etwa 20 Jahren hat ein Einwohner von Pommern die ihm beim Bebauen seines Feldes hinderlichen Platten und Pfeiler eines Hypocaustum gänzlich abgebrochen und nach Treis verkauft, wo sie den Hausflur und Hof eines Färbereibesitzers bedecken. Bis in die neueste Zeit hinein wurden stets Stücke von Ziegeln und Thongeschirren sowie Münzen der verschiedensten Art, namentlich von Silber aus dem Ackergrunde aufgelesen, welche letztere ein gesuchter Artikel waren, indem daraus Trauringe gemacht wurden, weil das Silber der „Heideköpp", wie die Münzen im Volksmunde heissen, nicht roste und dieser Umstand Glück bedeutend für die junge Ehe sei. Als dann gegen Ende der 70er Jahre man neuerdings auf starke Fundamente gestossen war, welche dem Versuche einer Wegräumung grosse Schwierigkeiten bereiteten, da fingirte die übertreibende Volksphantasie das Vorhandensein einer grossen Stadt an dieser Stelle, welche nicht nur ihren Schatten bis in die Tagespresse hineinwarf, sondern auch einen Einwohner von Pommern zu Grabungen auf seinem Grund und Boden verleitete. Die durch ihn bewirkte zufällige Auffindung eines Säulencapitells[2]) mit der bilinguen Widmung eines Tychicus an den Mars für die Heilung aus langer Krankheit war es, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf jene etwas abgelegene Fundstätte auf der Höhe unterhalb Pommern hinlenkte. Sie in Verbindung mit einer Anregung von Seiten des damaligen Oberförsters Herrn Overbeck[3])

1) Vgl. Klein, Moselthal. Coblenz 1831. S. 151. F. W. Schmidt, Bonn. Jahrb. XXXI, 1861, S. 65.

2) Dies allein, nicht aber auch das Vorhandensein römischer Ruinen erwähnt Lehfeldt, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz I, 267.

3) Mit Freuden gedenke ich der vielfachen Unterstützungen und Förderung, welche mir die Herren Oberförster Overbeck, Bürgermeister Melsheimer in Clotten und Ortsvorsteher Blenz in Pommern bei den Grabungen haben zu Theil werden lassen und möchte ich den genannten Herren auch hier dafür meinen herzlichsten Dank bezeugen.

in Treis war die Veranlassung, dass vom hiesigen Provinzialmuseum die Ausgrabungen daselbst im Herbste des Jahres 1885 begannen und mit mehrfachen Unterbrechungen jedesmal während der Wintermonate, je nachdem die Felder[1]) zur Verfügung standen, mehrere Jahre hindurch fortgeführt wurden.

Es galt zunächst einen Ausgangspunkt zu gewinnen, was insofern ohne Schwierigkeit gelang, als die Richtung der Mauern theils durch die leichten langgezogenen Erhöhungen in den Aeckern, theils durch das spärlichere Wachsthum der aufstehenden Feldfrüchte stellenweise ziemlich deutlich erkennbar war. Die Südwestgrenze der Anlage bestimmt der Augenschein auch ohne Sondirungen sofort, ebenso ergiebt sich der nördliche Abschluss derselben leicht durch die Beschaffenheit des Terrains, indem dasselbe sich dort allmählich nach dem den Abhang bedeckenden Walde hin senkt. Nach Südosten bildet es eine Hochfläche. Die ganze Anlage lag also förmlich von allen Seiten frei, so dass sie von keiner Seite vor den Einflüssen des Klimas geschützt war. Darin liegt freilich eine Abweichung von der gewöhnlichen Praxis der Römer bei der Wahl des Bauplatzes, für die eine Erklärung in dem Umstande zu finden ist, dass die römischen Bauwerke sich vielleicht an eine schon bestehende ältere Anlage angeschlossen haben.

Der grosse Complex von Gebäuden, deren Trümmer das Plateau des Marberges bedecken, zerfällt in zwei ihrem Charakter nach verschiedene Gruppen. Von diesen begreift die eine in sich eine Anzahl nicht untereinander im Zusammenhang stehender privater Niederlassungen, welche allmählich um die in der Mitte befindliche, für sich abgeschlossene Hauptanlage errichtet worden sind.

Indem wir mit ihrer Beschreibung den Anfang machen, so wurden zunächst links von dem von Pommern kommenden Wege, dort wo derselbe die Höhe des Berges erreicht, die Fundamente eines 14,80 m langen und 8,60 m tiefen Gebäudes *N* mit 0,80 m starkem Mauerwerk aufgedeckt. Eine Quermauer, von der jedoch nur ein 1,60 m langes Stück erhalten ist, theilt es in zwei ungleiche Räume, von denen der grössere 11,20 m, der kleinere 3,60 m lang ist. Da das Mauerstück glatt und scharf abschneidet, so ergiebt sich, dass hier eine Thüröffnung sich befand. Die Fundamente reichen bis 0,80 m unter das jetzige Niveau herab, liegen also auf + 283,66 m über Normal Null; sie sind mit Bruchschieferstein gebaut, bei denen Erde als Bindemittel gebraucht war. Welchem Zwecke das Gebäude gedient hat, dafür giebt es zwar keine direkten Anhaltspunkte, da Funde in ihm nicht gemacht worden sind. Es scheint jedoch zu Wirthschaftszwecken, etwa als Scheune, benutzt worden zu sein.

In einer Entfernung von 4 m nordwestlich kam dann zuerst ein grösseres Wohnhaus *O* zum Vorschein, welches einen rechteckigen Haupttrakt mit einem vorspringenden Flügel bildet. In dem letzteren liegt in der Ostecke ein 3,20 m langer und 2,60 m breiter Keller *a*, mit 0,40 m breiten Innenmauern, welche,

1) Die Eigenthümer haben mit wenigen Ausnahmen bereitwillig und ohne Entgelt die Erlaubniss zu den Grabungen ertheilt, wofür das Museum die Verpflichtung übernommen hat, sämmtliches hinderliche Mauerwerk aus den Aeckern zu entfernen.

durch ihre tiefere Lage geschützt, eine bessere Erhaltung bewahrt haben. Seine Sohle liegt + 282,80 über NN. Die Wandflächen zeigten einen sorgfältigen harten, 0,2 m starken Kalkverputz, welcher zum Theil die Steinfugen durch Quadrirung nachahmte. Wie die Eindeckung desselben beschaffen war, lässt sich nicht ermitteln, weil wir seine Höhe nicht kennen. Der Einstieg erfolgte von der Westseite her auf einer 1 m breiten Treppe, wie dies die Reste der zerstörten Untermauerung für die ihrer Steinplatten längst beraubten Stufen beweisen. An der Ostseite fand sich eine von 1 m bis 1,60 m nach Innen sich erbreiternde Kellerlucke. Das Gesims des Kellerfensters stieg schräg an und verengte sich nach oben. Was die innere Einrichtung des Kellers anlangt, so war ausser einer kleinen viereckigen 0,30 m hohen und 0,20 m breiten Wandnische über der südlichen Treppenwange in der der Treppe gegenüberliegenden Wand eine zweite 0,80 m hohe, 0,50 m breite und etwa 0,25 m tiefe Nische zum Aufstellen grösserer Gegenstände eingebaut, wie sie sich in fast allen Kellern der nördlichen römischen Bauten finden. Wie der zum Theil sich über den Keller erstreckende oblonge Raum im Erdgeschoss eingetheilt war, lässt sich freilich nicht sagen. Es scheint jedoch, als wenn er mit dem daneben liegenden Raume *b* ein Ganzes gebildet hat. Der Letztere war anscheinend nicht unterkellert. Dafür spricht auch der an der nördlichen Wand dieses Raumes erhaltene 2 m breite Rest eines starken Betonbodens. Ebenso wenig sind wir im Stande die Eintheilung des schönen, die Westecke des hinteren Gebäudes einnehmenden, beinahe quadratischen Raumes *c* mit Sicherheit zu bestimmen. Denn der Maueransatz *d* von 1,10 m Breite und Länge kann den Raum nicht in seiner ganzen Länge durchschnitten haben, weil von der Innenseite der gegenüberliegenden Wand keine Mauer, wie die Untersuchung ergeben hat, abging. Auch die Möglichkeit, dass sie bloss bis in die Mitte des Raumes sich erstreckt hat und dort von einer anderen, von Westen nach Osten laufenden Mauer begrenzt worden ist, ist durch die Grabungen im Innern ausgeschlossen. Es bleibt mithin nur die Annahme, dass sie eine blosse Mauerschranke ist, die wie im Atrium der Villa bei Allenz vielleicht einen Herd begrenzte. Dieser Raum wird durch einen 1 m breiten Gang *e* von einem zweiten gleich langen, aber nur 3,20 m breiten Gemach *f* getrennt. Die Mauern waren so tief abgebrochen, dass die Ein- und Zugänge zu den einzelnen Zimmern nicht mehr festgestellt werden konnten. Die Stärke der Mauern schwankt zwischen 0,70 und 0,80 m, bloss die Scheidewand *g* zwischen dem Gang und dem östlichen Gemach ist 0,50 m stark, die Innenmauern des Kellers sogar nur 0,40 m, während seine beiden äusseren Umfassungsmauern *h* sich bis zu 0,90 m an der Sohle verstärken und 0,10 m tiefer als die übrigen fundamentirt sind. In den Räumen *c, d* und *e* kamen Anzeichen eines schlechten sehr verwitterten Bodenestriches zum Vorschein; dagegen von Wandverputz und Heizungsvorrichtungen keine Spur. Dass die Zimmer dennoch als Wohnräume angesprochen werden müssen, beweisen die Funde. In *a* befanden sich einige kleine Henkelkrüge und Töpfchen aus rauhem röthlichen Thon, sowie die Hälfte einer kugelförmigen Kapsel aus Eisen nebst einem kleinen Henkel aus gleichem Metall, in *b* einige Durch-

steckknöpfchen und ein Amulet in Gestalt eines Phallus aus Bronze, in *c* ein Armreif aus Bronze, in *f* ein Löffelchen und ein Kastengriff aus Bronze und ein birnenförmiger einhenkeliger Thonkrug aus spätrömischer Zeit.

An die nordöstliche Ecke dieses Wohnhauses schliesst sich ein langgestreckter schmaler Flügel an, dessen westliche Abschlussmauer die Fortsetzung der östlichen Umfassungsmauer jenes Hauses bildet. Derselbe besteht aus fünf in einer Flucht liegenden 4,20 m langen Kammern, von denen die beiden westlichen je 3 m, die östlichen 4,40 m bezw. 3,40 m breit sind und durch einen 1,50 m breiten Gang in zwei Gruppen getrennt werden. An der Ostecke befindet sich noch ein kleines Gelass, dessen Breite von 1,50 m an der Nordseite allmählich bis zu 2,30 m an der Südseite wächst. Vor diesen Räumen zieht sich ein 20—21 m langer Corridor *i* hin, an dessen Frontmauer *k* sowohl der Knick als auch die ungleiche Breite sehr auffällig sind. Denn man sollte einen geradlinig verlaufenden gleich breiten Gang erwarten; statt dessen verringert sich nicht bloss die Stärke der Mauer, nachdem sie die eben erwähnte Einbiegung erhalten hat, von 0,60 m auf 0,50 m, sondern auch die Breite des Ganges selbst von 4,20 m auf 3,60 m. Die trapezförmige Gestalt des letzten Raumes *m*, welche durch die Richtung der Abschlussmauer der benachbarten Baulichkeiten bedingt ist, in Verbindung mit dem Umstande, dass die Grundmauern dieses langgestreckten Baues mit jener Abschlussmauer nachträglich, wie die Untersuchung ergeben hat, verbunden worden sind, weisen auf einen späteren Ursprung desselben hin, wofür auch die geringere Sorgfalt in der Ausführung des Mauerwerks spricht. Eine gewisse Bestätigung erhält diese Annahme durch die in den Räumlichkeiten gefundenen Münzen, welche der Zeit nach Gallienus angehören, während die Umfassungsmauern des grossen Bezirks mit den von ihnen umschlossenen Gebäuderesten einer nachweislich früheren Periode ihre Entstehung verdanken. Ueber die Bestimmung der einzelnen Räume, welche Spuren eines rothen Wandbewurfes, aber keine erkennbaren Reste von Heizanlagen aufwiesen, geben die spärlichen Einzelfunde in ihnen keinen näheren Aufschluss, als dass auch sie bewohnt gewesen sind. Gefunden wurden in Raum *l* zwei Fingerringe aus Bronze mit sehr kleinem Durchmesser, ferner in *m* zwei einfache Nadeln aus Bein und ein Paar Meissel aus Eisen, darunter einer mit breiter Schneide (Taf. V Fig. 16). Auf dem vorliegenden Gange *i* ausser unbedeutenden Scherben von gewöhnlichen Thongeschirren spätrömischer Zeit und Thierknochen einige stark verrostete Eisenreste und die bereits erwähnten schlecht erhaltenen Münzen aus der Zeit nach Gallienus. Endlich an der Aussenseite der Südmauer des Corridors bei *k* ein stark zerstörtes und verbogenes Schwert, und eine fragmentirte Pfeilspitze von Eisen, Thierknochen und einige Scherben von Thon.

Wie links, so wurden auch rechts von dem früher erwähnten, von Pommern auf den Berg führenden Wege eine Anzahl von Bauten blossgelegt.

Zunächst ein Gebäude *P*, dessen Grundrissbildung ganz klar zu legen nicht mehr möglich war, weil sein nördlicher Flügel, da die Fundamente sehr nahe an der Oberfläche liegen, und selbst in den erhaltenen Theilen des Ge-

bäudes nur noch eine Höhe von 0,40 m haben, durch die Anlage des Weges zerstört worden ist. Andererseits hat auch der südöstliche Flügel eine Anzahl Räume dadurch eingebüsst, dass der Besitzer des Ackers die sämmtlichen Mauern, da sie ihn beim Bebauen desselben fortwährend hinderten und zudem gutes verwerthbares Material boten, mit einer staunenswerthen Gründlichkeit in dem Anfang der 80er Jahre ausgebrochen und verkauft hat. In Folge dessen konnten weder der Haupteingang noch die Verbindungen der einzelnen Räume unter einander ermittelt werden. Das Erhaltene, dessen Mauern mit einer Fundamenttiefe von 283,65 über NN errichtet sind, zeigt einen Complex von vier Reihen parallel laufender Räume, von denen die nach Westen gelegenen je 5,40 m, die östlichen 11,60 m lang sind, während ihre Breite, je näher sie dem heutigen Wege liegen, in progressiver Weise zunimmt, so dass sie bei den beiden südlich gelegenen je 3 m, bei den zwei übrigen 3,40 m und 3,60 m beträgt.

Das in der Nordostecke befindliche Gemach *b* von 4,80 m im Geviert wird durch einen aus dem anstossenden Raum *a* kommenden 2,20 m langen Kanal *c* von verschiedener Breite und Construction mit Wärme versorgt. Derselbe hat, so lange er in der Trennungsmauer beider Räume bleibt, 0,70 m Breite und seine 0,40 bis 0,50 m starken Mauern von Bruchschiefer sind an der Innenseite mit Ziegelplatten verkleidet. Dagegen weist der sich auf eine Strecke von 1 m Länge unter dem Boden des Hypocaustum fortsetzende Theil c^1 nur eine Breite von 0,40 m auf und seine Wände sind aus mehreren Schichten aufeinander gelegter Ziegelplatten von 0,20 m im Geviert hergestellt. Die geringe Festigkeit und die schlechtere Ausführung dieses Theiles des Heizkanals macht den Eindruck, als wenn er nachträglich angefügt worden wäre in der Absicht, dass die einströmende Hitze sich nicht alsbald an den Wänden hinzog, sondern mehr in die Mitte des Raumes geleitet würde. Die Kanalsohle besteht aus Schieferplatten, während er oben mit Ziegelplatten nach Aussage des Ackerbesitzers, welcher sie entfernt hat, gedeckt war. Der Boden des Gemaches, welcher mit seiner Oberfläche auf + 283,10 m über NN lag, war ebenfalls mit Ziegelplatten belegt. Von den ehemals darauf stehenden Hypokausterpfeilerchen war freilich jeder Rest verschwunden. Indessen die auf dem Boden zurückgebliebenen Umrisse liessen deutlich ihre Vertheilung erkennen. Sie bestanden aus 0,20 m im Quadrat grossen Ziegelplatten, welche in einem Abstande von etwa 0,50 m von einander standen. Ob das Zimmer auch Wandheizung gehabt hat, muss dahin gestellt bleiben, da keine Reste von Heizkacheln bei den Grabungen noch auch vom Grundbesitzer nach seiner Angabe gefunden worden sind. Dass die ehedem nördlich und südlich direkt anstossenden Kabinette *d* und *e*, von denen jetzt freilich so gut wie nichts mehr vorhanden ist, heizbar waren und zwar ihre Feuerung mittelbar aus dem Raume *b* bezogen, beweist für das nördliche Gemach der in der Scheidemauer zwischen *b* und *d* befindliche Kanal, welcher die überschüssige warme Luft an jenes abgab, für das südliche *e* das Zeugniss des Grundeigenthümers, welcher mit dem Mauerwerk eine Anzahl aus viereckigen Ziegelplatten aufgebauter Pfeilerchen nebst den theilweise noch darauf liegenden grossen Ziegelplatten und vielleicht auch,

wenn sein Bericht über einen von ihm gefundenen Kanal so gedeutet werden darf, einen zweiten Feuerungskanal in dem anstossenden Theile *f* seines Feldes ausgebrochen zu haben erklärt hat. Leider hat die gründliche Durchwühlung des Bodens nach verwerthbarem Steinmaterial so energisch gewirthschaftet, dass selbst die Spuren der Mauereinschnitte verwischt worden sind. Um jedoch zu der Heizung des zuerst genannten Raumes *b* wieder zurückzukehren, so liegt das Praefurnium für sie an der Ostwand des anstossenden Raumes *a*, wo es einen 1,30 m langen und 0,70 m im Lichten breiten Raum einnimmt. Die sämmtlichen Mäuerchen des Praefurnium haben eine verschiedene Stärke, die nördliche ist 0,50, die westliche 0,60 und die südliche 0,40 m breit, eine Irregularität, welche ich nicht verstehe und von der ich nicht weiss, ob sie anderwärts auch beobachtet worden ist. Der hinter dem Feuerungsherd liegende Raum scheint für den Aufenthalt der mit der Bedienung der Heizung betrauten Person bestimmt gewesen zu sein. Die in der dem Schürofen entgegengesetzten Ecke des Raumes *a* befindliche 0,30 m hohe Aufmauerung a^1 von 2,80 m im Geviert mag als Aufbewahrungsort für das Brennmaterial gedient haben. Die übrigen Räume haben der Heizvorrichtungen entbehrt. Ueberhaupt lässt sich ihre Bestimmung im Einzelnen bei der starken Zerstörung des Mauerwerks kaum mit einiger Sicherheit feststellen, zumal gerade hier alle beweglichen Gegenstände, welche über den einen oder anderen Punkt Aufschluss zu geben im Stande wären, aus ihnen entfernt sind. Nur ein Paar Kleinerze aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts und das Fragment einer weiblichen Figur von weissem Thon nebst zwei kleinen rund zugeschnittenen Scheibchen aus Glas, welche anscheinend als Verschlussdeckel für ein Töpfchen oder Büchschen gedient haben, sind die ganze Ausbeute an Alterthumsgegenständen, welche das Gebäude geliefert hat. Ueber die innere Ausstattung der Zimmer, Decoration der Wände, Beschaffenheit der Fussböden und das Deckmaterial der Bedachung fehlt jedes Anzeichen.

Hinter diesem Gebäude wurde moselwärts, also nach Süden hin, ein kleineres, 13,80 m langes und 10,60 m breites Gebäude *Q* blossgelegt, welches nicht ganz im rechten Winkel zu jenem liegt. Es wird durch eine Wand in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die kleinere *a* bildet einen 5,20 m breiten Raum, welcher in seiner Nordwestecke einen 2,10 m im Geviert messenden und 2 m tiefen Keller *b* enthält, dessen Sohlenhöhe etwa 281,15 m über NN beträgt (Taf. III, 4). Von der in denselben führenden Treppe war noch die Untermauerung für die vier Stufen zum Theil erhalten. Dieselben hatten bei einer Steigung von je 0,50 m eine Auftrittsbreite von 0,40 m. Sowohl in diesem als auch dem grösseren 9 m langen und 6,40 m breiten Raum *c* sowie in dem Keller bestand der Fussboden aus gestampftem Lehm. Ueber den beiden Räumen hat sich schwerlich ein Oberbau erhoben, weil hierzu die Stärke des Mauerwerks von 0,70 m kaum genügte. Die in ihnen zu Tage geförderten Fundstücke, nämlich einige Nägel, ein grosser Karst und eine Pferdetrense aus Eisen nebst einigen abgenutzten Kleinerzen aus constantinischer Zeit deuten darauf hin, dass sie zu Oekonomiezwecken benutzt worden sind, etwa als Schuppen oder gar

Remisen, in denen Ackergeräthe und Pferdegeschirr aufbewahrt wurden. Wenigstens berechtigt meines Erachtens die Auffindung der Pferdetrense allein noch nicht dazu, in ihnen Pferde- und Viehställe zu sehen, wenngleich dergleichen jedenfalls bei dem Gehöfte vorausgesetzt werden dürfen. In dem Hauptgebäude ist allerdings kein Raum ausfindig gemacht worden, der sich gut als Stallung deuten lässt. Dabei ist jedoch zu beachten, dass sowohl die durchgreifende Zerstörung als auch der Umstand, dass ein grosser Theil des Gebäudes unter dem Communalwege liegt und deshalb vollständig aufzugraben unzulässig war, die einzelnen Theile des Hauses in ihrer ehemaligen Grösse, Disposition und ihrem Zwecke zu erkennen behinderten.

Die in gleicher Flucht mit dem Hauptgebäude liegende quadratische 0,60 m tiefe Grube *R* von 2,80 und 2,40 m im Lichten, welche von 0,60 m starken Mauern umschlossen ist, war bereits vor dem Beginn der Grabungen des Museums von dem Grundbesitzer entleert und ihr Inhalt wegen ihres besonders dungreichen Gehaltes zur Verbesserung seines Ackers benutzt worden. Dieser Umstand führt zu der berechtigten Annahme, dass sie eine Düngergrube gewesen ist.

Wenngleich es nahe liegt, zu vermuthen, dass das Anwesen mit einer Mauer eingefriedigt gewesen sei, so haben die darauf hin angestellten Grabungen doch nicht die Spuren einer gemauerten Einfriedigung zu Tage gefördert. Es ist dies freilich um so auffallender, als etwa in einer Entfernung von 3 m von der Südwestecke des Hauptgebäudes zwei aus Bruchschiefersteinen errichtete Fundamente *S* von 3 m Länge und Breite aufgedeckt worden sind, deren Mauerwerk bis auf 0,30 m Höhe ausgebrochen war. Der Abstand zwischen beiden beträgt 4,60 m. Sie können nicht wohl anders als für die Substruktionen von Thorpfeilern erklärt werden. Verschiedene Gräben, welche gezogen wurden, vermochten jedoch nicht das ehemalige Vorhandensein von daran anschliessenden Umfassungsmauern nachzuweisen. Es bleibt daher lediglich die Annahme übrig, dass die Einfriedigung bloss aus Holzwerk, etwa Pfählen oder Flechtwerk bestanden hat. Dagegen ist nicht ausgeschlossen, dass die Absperrung des Gehöftes auf der Nordseite durch die Mauer des Nachbargrundstückes bewirkt worden ist, wenngleich Nachgrabungen gezeigt haben, dass diese zu keiner Zeit in der ganzen Tiefe des Grundstückes durchgeführt gewesen ist.

Der Grundriss des folgenden weiter östlich gelegenen Gebäudes *T*, dem im Allgemeinen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem eben besprochenen Bauwerk *P* nicht abzusprechen ist, bereitet der Erklärung im Einzelnen wegen der Veränderungen, welche im Laufe der Zeit mit und an ihm vorgenommen worden sind, manche Schwierigkeiten, welche durch den Umstand noch vermehrt werden, dass das Mauerwerk allenthalben bis auf 0,40 m über der Sohle abgebrochen ist. Zunächst ist der an der Westseite des Gebäudes befindliche Raum *a* auf der Nord- und Ostseite durch den Einbau von zwei Mauern von 1,60 m und 0,70 m Stärke erweitert worden, deren spätere Errichtung durch ihre geringere Fundirungstiefe erwiesen wird. Denn während die übrigen Mauerreste in einer Höhenlage von + 283,79 über NN sich befinden, liegen diese

beiden Mauern auf + 284,11 über NN. Für die ausnehmend grosse Stärke der Ostmauer lässt sich eine genügende Erklärung nicht finden, zumal das Gebäude schwerlich einen Oberbau getragen hat. Durch die Errichtung der breiten Ostmauer *d* wurde die Trennungsmauer der beiden anstossenden Räume *g* und *h* durchschnitten, vielleicht auch, was freilich nicht mehr ermittelt werden konnte, eine in gleicher Richtung mit der Mauer *d* verlaufende ältere Verbindungsmauer der Räume *a* und *g* zerstört. Obgleich in den beiden Räumen *h* und *g* keine Anzeichen eines Hypokaustums mehr gefunden wurden und der Boden keinen künstlichen Belag mehr hatte, was bei der starken Zerstörung und Durchwühlung allerdings nicht auffallend sein kann, scheinen sie dennoch Heizvorrichtungen gehabt zu haben; darauf deutet die ganze Disposition des vorliegenden Raumes *a* mit seinen heizkanalartigen Anlagen nach beiden Räumen hin. Die sich an die Westwand anlehnende 0,20 m hohe Plattung aus Bruchschiefer von 3,20 : 3,30 m Ausdehnung scheint für die Aufbewahrung des Brennmaterials bestimmt gewesen zu sein. Der Einbau der Nordmauer *e* des Raumes *c* hat zugleich die Unterdrückung eines Theiles der 0,40 m starken Mauer *f* eines kleinen an diesen Raum anstossenden Gelasses von 3 m Länge und ursprünglich 1,80 m Breite herbeigeführt, welche bis zur Mauer *b* durchging. Dies Gelass enthielt das Praefurnium, wie zahlreiche Kohlenreste und Feuerspuren sowie ein in der von Brand geschwärzten Mauer *b* befindlicher, später zugemauerter Feuerungskanal von 0,50 cm lichter Breite — die Höhe war nicht mehr ermittelbar — erkennen liess. Daraus ergiebt sich, dass der Raum *a* von dieser Feuerung die Hauptheizung empfing und seine überflüssige Wärme vermittelst der in ihrer inneren Einrichtung zerstörten beiden Heizkanäle an die Räume *g* und *h* abgab, eine Art von Wärmevertheilung, welche in römischen Bauten durchaus nichts Ungewöhnliches hat. Der 14,80 m lange und über 5 m breite, durch eine bogenförmige Mauer nach Süden abgeschlossene hallenartige, nicht heizbare Raum *i* muss wegen der Lage der herrlichsten Aussicht zu einer der vorzüglichsten dieser ganzen Bauanlage gewesen sein. Er scheint wegen dieser Lage zu gemeinsamem Aufenthaltsort für die Familie bestimmt gewesen zu sein, wofür auch der Umstand spricht, dass in ihm Spuren von farbigem Verputz und Mörtelestrich wahrgenommen worden sind. Der Vorzug der Lage giebt ihm gewissermaassen diesen seinen Charakter und die Analogie ähnlicher Hallen in anderen derartigen Anlagen legt die Vermuthung nahe, die bogenförmige Vordermauer als eine niedrige Brüstungsmauer zu betrachten, auf der sich vielleicht Säulen als Träger der Bedachung erhoben. *o* war ein an der Ostseite offener Hof. Die Disposition des Raumes *n*, welche ursprünglich von derjenigen des Raumes *k* nicht verschieden gewesen ist, ist durch einen Anbau an der Ostseite gänzlich verändert worden. Zunächst ist die Ostmauer ganz und die beiden Mauern der Längsseiten auf eine Strecke von 3 m ausgebrochen und die Mauern des Erweiterungsbaues nicht in gleicher Richtung an ihre Kopfenden angebaut, sondern einfach ohne Verband neben sie gesetzt worden. Die Nordwestecke des so geschaffenen neuen Raumes *p*, welcher den Raum *n* um 0,40 m an Breite übertrifft, war mit einer 4,80 : 3,20 m grossen Aufmauerung

aus demselben Material wie die übrigen Mauern ausgefüllt, welche auf dem gleichen Bauhorizont wie diese lag. Ob dieser Raum mit dem davor liegenden zusammen einen einzigen grossen Raum gebildet und welche Bestimmung er in der Disposition des Hauses gehabt hat, war nicht zu ermitteln. Die das Bauwerk nach Osten begrenzende und auf 46,40 m Länge fortgeführte Mauer in Verbindung mit einer zweiten in senkrechter Richtung an ihrem Endpunkt auf sie stossenden Mauer, welche noch in einer Länge von 18,50 m angetroffen wurde, scheint die Abschlussmauer einer grossen Gartenanlage gebildet zu haben, da die Durchsuchung des von diesen Mauern umgebenen Raumes nicht die geringste Spur von Mauerwerk ergeben hat.

Von dem Nordostflügel des Gebändes, an welchem ein unverkennbares Abweichen der Mauern vom rechten Winkel auffällt, in welchem sie zum ganzen Gebäude stehen sollten, ist lediglich noch das Fundament des grossen ungetheilten Eckraumes *r* erhalten, welcher den beträchtlichen Flächeninhalt von 12,10—12,40 m Länge und 8,80—9 m Breite aufweist. Ihm hat anscheinend ein ähnlich gestalteter grosser Raum von 8,20 m Breite auf der Westseite entsprochen, zwischen beiden liegt ein 12,80 : 12,20 m im Geviert messendes Viereck *s*, welches als das eigentliche Atrium des villenartigen Baues anzusprechen insofern einige Berechtigung hat, als hier Reste eines Schieferplattenbelages an mehreren Stellen zu Tage gefördert wurden. Ob aber dieses Atrium einen offenen oder einen ganz eingedeckten Hof gebildet, ob es vielleicht bloss eine rund herum an die Wände angelehnte theilweise Ueberdachung mit offenem Mittelraum besessen hat, das sind alles Fragen, welche unbeantwortet bleiben müssen, da weder Reste von Säulen noch von Pfeilerstellungen zum Tragen einer Bedachung zum Vorschein gekommen sind. Das Mauerwerk dieses Theiles des Gebändes ist theils durch die Anlage des ihn durchschneidenden heutigen Weges, theils durch die Errichtung eines neuen Bauwerkes in unmittelbarer Nähe und innerhalb des alten vernichtet worden, so dass die bauliche Gliederung desselben nicht mehr aufgeklärt werden kann. Ebenso wenig Aufschluss geben die gemachten Funde über die Bestimmung der einzelnen Räume. In *h* fand sich ein Fingerring aus Gagat, in *k* einige Nadeln und die Deckplatte eines Kästchens aus Bein, sowie eine Haarnadel aus Glas, in *m* einige Nägel aus Eisen, mehrere kleine Ringe aus Bronze auf einem Haufen, eine Gewandnadel und zwei Kinderarmreife aus Bronze, in *o* eine Pflugschar und eine Axt aus Eisen nebst einer grossen Henkelkanne und einem in mehrere Stücke gebrochenen Teller aus rothbraun überstrichenem Thon aus spätrömischer Zeit, ein Glöckchen aus Bronze und ein Kleinerz von Claudius II, in *r* einige schlecht erhaltene Kleinerze aus dem Ende des 3. Jahrhunderts.

Weder der Haupteingang noch die Verbindungen der einzelnen Zimmer unter einander konnten bei dem Zustande der Fundamente ermittelt werden. Nach der Analogie des Grundrisses ähnlicher Landhäuser dürfte er an der Nordseite gelegen haben, wie auch kein Zweifel darüber obwalten kann, dass sie die Fronte des Gebäudes bezeichnet. Ob derselben eine lange Halle wie bei ähnlichen Bauten vorgelegt war, muss dahin gestellt bleiben. Wenn sie vor-

handen gewesen ist, dann ist sie durch die späteren Einbauten zerstört worden. Die Grabungen haben keine Entscheidung ergeben.

In allernächster Nähe und zum Theil auf den Mauern dieses Gebäudes ist ein zweites bedeutend kleineres *V* errichtet worden, welches aus einem grösseren und zwei kleineren Räumen sowie einem langgestreckten, nach Norden sich hinziehenden Hofraume besteht. Der Raum *a* ist ein im Lichten 5,60 m langer und 4,70 m breiter Keller, dessen Sohle auf + 282,74 m über NN liegt. Seine Mauern aus Bruchschiefer in minderwerthiger Technik bestehend, haben die auffallend geringe Breite von 0,40 m. Seine Nordostecke wird von einem Einbau von 1 : 1,40 m im Lichten mit 0,60 m starken Wänden eingenommen. Die Kellerwände haben noch eine Höhe von 1,50 m. Von Nischen, Lichtöffnungen und Wandverputz fanden sich keine Anzeichen. Wo der Abstieg lag und wie er bewerkstelligt wurde, ob auf einer Treppe oder, wie auch sonst bei ländlichen Bauwerken im Rheinlande, einem schiefen Gang, bleibt ungewiss, wie überhaupt die Grabungen den Beweis erbrachten, dass hier in früheren Zeiten der Boden bereits stark durchwühlt und das vorhandene Mauerwerk ausgebrochen worden ist. Der in der Ecke des Hofraumes vorhandene Maueransatz macht den Eindruck, als wenn er die Untermauerung für eine zum Raume *b* führende Treppe gewesen ist. Der Raum *b* kann wegen seiner geringen Breite von 1 m wohl nur ein Gang sein. Auffallend ist, dass die Scheidewand zwischen den Räumen *b* und *c* 1 m stark ist, während die Umfassungsmauern des Gebäudes auf der Westseite 0,80 m, auf der Nordseite 0,60 m und auf den beiden übrigen Seiten bloss 0,40 m Dicke besitzen. Der an das Gebäude anstossende, in einem spitzen Winkel verlaufende Hofraum, welcher ebenfalls von einer bloss 0,40 m dicken Mauer eingefriedigt ist, wird in seinem oberen Theile jetzt von einer 0,90 m breiten Mauer durchschnitten, welche in einer Entfernung von 0,50 m von der östlichen Hofmauer plötzlich abbricht. Da sie auch an der Westseite mit der Hofmauer in keinem Verband steht, überdies eine viel bessere und sorgfältigere Ausführung zeigt als die übrigen Mauern dieses kleinen Hauses, welche sämmtlich eine gewisse Eilfertigkeit in ihrer Herstellung unverkennbar zur Schau tragen, so liegt die Annahme nahe, dass sie von einer älteren Baulichkeit herrührt, welche entweder bereits abgerissen war oder erst niedergelegt worden ist, als jenes kleinere Gebäude errichtet wurde. Diese Ansicht über ihren verschiedenen Ursprung erhält eine Bestätigung dadurch, dass ihre Unterkante um 0,35 m tiefer als die des übrigen Mauerwerks liegt.

Wir haben es also in diesen dem Anschein nach zusammengehörigen Mauerzügen mit Theilen verschiedener Gebände zu thun, von denen das grössere *T* nach dem Ausweis der in ihm gefundenen Münzen nicht nach der Zeit des Claudius Gothicus aufgeführt sein kann. Dagegen gehen die in dem kleineren Hause *V* aufgelesenen Münzen von Flavius Victor, Arcadius und Honorius bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. herab.

Das Material, welches bei den bisher besprochenen Gebäuden zur Verwendung gelangt ist, war lediglich Bruchschiefer, wie ihn das nahe Moselgebirge

liefert. Daneben fanden sich an mehreren Stellen in den untersten Fundamenten Grauwacke und Moselkiesel gebraucht, aber nirgends mit consequenter Durchführung, wie das auf Taf. III Fig. 2 gegebene Detail der südlichen Umfassungsmauer des Hauses *O* zeigt; ferner vereinzelt mit dem Schiefer untermischt Tuffsteinstücke, namentlich an den Ecken der Mauern, wo sie als kleine Quader bearbeitet, eingesetzt waren. Eines derselben hatte Höhlungen, welche mit Mörtel ausgefüllt waren; es wurde leider aus Unachtsamkeit von den Arbeitern, ehe es verhindert werden konnte, zerschlagen.

Bei dem grossen Werthe, den die Römer auf die Versorgung mit gutem Trinkwasser gelegt haben, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, auf welche Weise der Wasserbedarf für die einzelnen Bauten, so weit sie Wohnzwecken gedient haben, gedeckt worden ist. Ihre Beantwortung stösst auf nicht geringe Schwierigkeiten. Denn nirgendwo auf dem ganzen Terrain sind die Spuren einer auf das Plateau geführten Quellwasserleitung aufgefunden worden, nirgends aber auch Kanäle für den Wasserabfluss zu entdecken gewesen. Nach der Aussage von Ortsangehörigen sollen zwar im gegenüberliegenden Bergabhange nordwestlich von unserer Anlage thönerne Wasserleitungsröhren ausgegraben worden sein, indessen die Untersuchungen an den bezeichneten Stellen sind ohne befriedigende Resultate geblieben. Uebrigens ist, wenn man die hohe Lage in Betracht zieht, das Fehlen einer Wasserleitung nicht so auffallend als es auf den ersten Augenblick scheint. Auch hat die Untersuchung des ganzen Terrains mittelst einer Reihe von Kreuz- und Quergräben kein sicheres Anzeichen von dem Vorhandensein von Ziehbrunnen- und Cisternenanlagen ergeben, wie sie sonst auf hoch gelegenen Punkten angetroffen werden. Es ist daher immerhin wahrscheinlich, dass die etwa 200 Schritte von der Anlage entfernte auf Pommern zu im Hang liegende Quelle, welche nach Mittheilung der Eingesessenen selbst bei grosser Trockenheit nicht versiegt, den Bewohnern der Berghöhe das nöthige Trinkwasser geliefert hat. Eine Stütze würde diese Annahme erhalten, wenn die Behauptung, dass die Einfassung der Quelle in ihrem unteren Theile römischen Ursprunges sei, sich als zu Recht bestehend erweisen sollte.

Eine Anlage von solcher Ausdehnung und Bedeutung muss für alle Fälle eine Verbindung mit dem Thale gehabt haben. Nach Süden hin, also nach der Mosel, war freilich eine solche ausgeschlossen, weil hier der Berg schroff abfällt und der Raum für Landstrasse und Eisenbahn erst in neuerer Zeit künstlich dem Fluss und dem Felsen abgerungen worden ist. Ebenso wenig kann eine solche, wenigstens in der von dem jetzigen Wege verfolgten Richtung, nach Pommern existirt haben, da die beiden von diesem Orte den Berg hinaufführenden Wege moderne Anlagen sind und überdies es sehr fraglich ist, ob an der Stelle des heutigen Dorfes Pommern damals schon eine Niederlassung am Flusse existirt hat. Auch die Untersuchung des an der Ostfronte der Anlage vorbei hinab in das Pommerbachthal führenden Feldweges hat keine Beweise für seinen römischen Ursprung geliefert. Und doch müsste mit Rücksicht auf den an dieser Seite befindlichen Hauptzugang hier am ehesten eine

Strasse erwartet werden. Denn eine Verbindung mit dem moselwärts gelegenen Carden, welches in der späteren römischen Zeit nach den dort gefundenen Inschriften und dem Zeugniss der Schriftsteller (C. I. Rhen. 711—715. Bonner Jahrb. LXXXVII, 210. Geogr. Rav. IV, 26) einige Bedeutung gehabt haben muss, wird unbedingt existirt haben. Wo dieselbe zu suchen ist, ist bis jetzt zu ermitteln nicht gelungen, indem die ringsum in den Feldern angestellten Versuchsgrabungen nicht die geringste Spur einer Wegeanlage dargethan haben.

Den Kern der ganzen Niederlassung bildet eine für sich abgeschlossene Anlage. Dieselbe wird auf der West- und Nordseite, wo keine Bauten sich befinden, von einem Mauerring eingeschlossen, welcher aus zwei parallel laufenden Mauern gebildet ist. Dieselben sind auf der Nordseite 4 m von einander entfernt und hat die äussere eine Stärke von 0,60 m, die innere eine solche von 0,70 m. Anders verhält sich die Sache auf der Westseite. Dort beträgt der Abstand 5 m und die Dicke bei der äusseren 0,90 m, bei der inneren 0,80 m. Verbindungsmauern zwischen ihnen sind bei keiner Seite aufgefunden worden. Dagegen ist die westliche Mauerlinie *A* mit drei Thürmen versehen gewesen, deren Fundamente noch wohl erhalten waren. Der mittlere *a* hat eine quadratische Grundform von 4,30 m lichter Länge und 3,10 m Breite bei einer Mauerstärke von 1,75 m. Auf beiden Seiten wird derselbe in einer Entfernung von je 9 m bezw. 6,20 m von zwei einen Halbkreis oder genauer gesagt ein durch Tangenten verlängertes Kreissegment bildenden Thürmen *b* und *c* flankirt, welche 1,70 m vor die Umfassungsmauer vorspringen, aber nicht auch nach Innen vortreten. Die Mauerstärke bei ihnen beträgt 0,80 m. Die Thürme sowohl als auch die Umfassungsmauern sind aus unregelmässig behauenen Moselschiefersteinen in horizontal verlaufenden Lagern hergestellt, welche durch breite Kalkfugen von einander getrennt sind. In dem Mörtel findet sich keine Spur von Beimischung von zerstossenen Ziegelstücken, wie sie sonst an römischen Bauten beobachtet zu werden pflegt. Der Fussboden in den Thürmen und zwischen den beiden Umfassungsmauern besteht aus festgestampfter Lehmerde. Dass bei ihrer Anlage neben dem Zweck des Abschlusses zugleich der Gesichtspunkt der Vertheidigung gegen einen Angriff von Aussen mit ins Auge gefasst worden ist, beweist der Umstand, dass bei den Grabungen zwischen den beiden Mauern Bruchstücke von stark von Rost zerfressenen Lanzenspitzen von Eisen gefunden worden sind. Ausserdem kamen einige Thierknochen, namentlich von Rindvieh, zum Vorschein. Im Innern des südlichen Halbthurms *c* stiess man auf einen in die Erde eingegrabenen grossen, stark ausgebauchten Topf aus gewöhnlichem Thon, welcher indess gänzlich zerdrückt und zudem so morsch war, dass er beim Heben in zahlreiche Scherben auseinander fiel und nicht erhalten werden konnte.

Der am südlichen Ende von den beiden Ringmauern gebildete quadratische Abschlus *B* mit einem kleinen Gelass, in welchem zwei fächerförmige Einbauten *a* und *b* mit 2 m tiefen Gruben sich befanden, sowie der Anbau *c* in der Fortsetzung der inneren Ringmauer erwiesen sich als Latrinen, wodurch auch die besondere Dicke der Mauer ihre Erklärung findet.

Die Entleerung der Gruben lieferte eine ziemlich reiche Ausbeute an kleineren Funden. Von diesen sind zu erwähnen: von Bronze ein Fingerring, ein Armreif mit Hakenenden, eine Reibnadel nebst Fragmenten von chirurgischen Instrumenten und einigen Gewandnadeln, von Blei eine Anzahl runder Plättchen unbekannter Bestimmung, von Terra-sigillata Scherben von Gefässen mit Stempeln, von gewöhnlichem Thon verschiedene kleine vasenförmige Geschirre, von Glas Bruchstücke von schwarzen und buntfarbigen Armringen, von Bein mehrere Nadeln und ein bandartiger Ring.

Die beiden Ringmauern setzen sich dann an der Südseite in östlicher Richtung in einer Ausdehnung von 55 m fort bis zu dem grossen, die ganze Anlage an der Ostecke abschliessenden Gebäude. Ihr Abstand von einander beträgt hier nur 1,80 m und verleiht ihnen so mehr den Charakter eines einfachen Verbindungsganges. Indess scheint diese Verkürzung des Zwischenraumes doch nicht ursprünglich im Plane gelegen zu haben, wie ein Blick auf den Grundriss lehrt. Denn der stehen gebliebene oder vielmehr nicht durchgeführte Maueransatz von 0,80 m Dicke weist darauf hin, dass ursprünglich beabsichtigt war, auch diese südlichen Parallel-Abschlussmauern in einem Abstande von 4 m wie die nördlichen und in einer Stärke von 0,80 m zu errichten, in welcher sie in Wirklichkeit auf eine Länge von 7,20 m durchgeführt ist. Indem man sie dann näher zusammenrückte, wurde ihre Dicke um 0,20 m verringert. Dieser Aenderung im Plane entspricht es auch, wenn der thurmartige Ausbau an dieser Flanke der Mauer ebenfalls hinsichtlich seiner Dimensionen und der Stärke seiner Fundamente hinter dem Thurm *a* der Westflanke zurücksteht. Denn seine Breite beträgt 2,50 m und seine Tiefe 2,20 m gegen 3,10 m Breite und 4,30 m Tiefe bei jenem. Seine Mauerstärke misst bloss 1 m, während sie bei jenem 1,75 m ausmacht. Die Innenseite der inneren Abschlussmauer war an zwei Stellen durch je drei Pfeiler architektonisch gegliedert, wodurch die Monotonie der langen Façade in wohlthuender Weise unterbrochen wurde. Ihre Unterbauten, welche sich noch vorgefunden haben, wiesen eine Breite von 1 m und eine Tiefe von 0,80 bezw. 0,70 m auf. Bei der östlichen Pfeilergruppe war die Mauer durch ein grösseres bis zur hinteren Parallelmauer reichendes Fundament *b* von 2,80 und 3,10 m Seitenlänge unterbrochen, welches anscheinend einem an dieser Stelle aufgestellten Monumente zum Unterbau gedient hat. In dem Raume *c* waren auch die Spuren eines von der Witterung arg mitgenommenen schlechten Estrichbodens zu erkennen, während ein solcher in dem benachbarten östlichen Raume *d* nicht aufgefunden werden konnte. An der Südwand desselben lief eine 0,50 m breite und tiefe Wasserrinne *e*, deren Sohle aus Schieferplatten gebildet war, bis zur Südostecke; da ihr Verlauf nicht mehr weiter verfolgt werden konnte, so muss sich ihr Inhalt in den Boden ergossen haben.

An dieser Seite der Ringmauer ist ein Erweiterungsbau *D* angefügt, dessen Kern eine fast quadratische Anlage mit vier grossen Gemächern bildet und welcher nach Süden und Norden Flügelbauten *E* und *F* aufweist. Leider ist das Mauerwerk der letzteren zum grössten Theil so gründlich zerstört, dass

auf eine Rekonstruktion des Grundrisses bei ihnen verzichtet werden muss. Was den Hauptbau anlangt, so deutet schon der Umstand, dass er den durch die Ringmauer geschaffenen symmetrischen Abschluss des ganzen inneren Bezirks stört, darauf hin, dass er einer nachträglichen Umänderung des ursprünglichen Bebauungsplanes seine Entstehung verdankt. Technische Gründe bestätigen dies. Denn die drei Hauptmauern des Baues sind nicht mit dem anstossenden Mauerwerk verbunden, sondern einfach unverbunden angesetzt, sie zeigen ferner eine zwar noch im Ganzen sorgfältige, aber doch andersartige Ausführung, ferner ein etwas schlechteres Mauergefüge und im Innern eine weniger compakte Füllung. Auf die Frage, welcher Zeit dieser Anbau angehört, giebt uns eine in den Fundamenten des Raumes *a* zum Vorschein gekommene Münze der Faustina iunior Antwort.

Für die Deutung der einzelnen Räume, welche zum Theil durch einen beträchtlichen Flächenraum sich auszeichnen, bieten uns die in ihnen aufgelesenen Fundstücke nur geringe Stützpunkte. Denn ausser ein Paar Verputz- und Knochenstücken wurden nur einige Nadeln von Bein, Nägel von Eisen, eine Henkelkanne aus rauhem gelben Thon und die Scherben einer rothbraun überzogenen Thonschüssel zu Tage gefördert. Es unterliegt daher wohl keinem Zweifel, dass wir es mit einem Wohngebäude zu thun haben. Wenn von der ehemaligen Ausstattung wie Fussböden, Wandbekleidung etc. nichts erhalten geblieben ist, so erklärt sich dies daraus, dass bei einer in früheren Jahren vorgenommenen Säuberung des Ackers von den Stein- und Mörtelmassen, mit denen der Boden allenthalben durchsetzt war, dieser Theil des Feldes besonders stark durchwühlt worden ist.

In dem bis auf wenige Mauerzüge gänzlich zerstörten südlichen Flügel *E* hat sich die Mauer *a* als ein nachträglicher Einbau erwiesen. Denn sie ist an den beiden Enden unverbunden an die anstossenden Mauern angebaut. Dadurch ist die grosse Halle, welche ursprünglich durch die Durchführung der beiden Mauern *c* und *d* bis zu ihrem Kreuzungspunkte eine Länge von 12,50 m bei einer Breite von 8,60 m hatte, in ihrer Längenausdehnung um 2,20 m verkürzt worden. In der Mitte der Nordseite der Mauer *e* beginnt ein 0,25 m breiter und 0,40 m tiefer, an den Wänden mit Schieferplatten verkleideter Kanal, welcher wahrscheinlich zur Aufnahme des von dem Dache herabträufelnden Regenwassers diente. Er war auf eine Strecke von 3 m noch ziemlich gut erhalten, dann aber gänzlich ausgebrochen, so dass sein weiterer Verlauf nicht mehr mit Sicherheit ermittelt werden konnte. Da von ihm keine Spur jenseits der Mauer *f* zu entdecken war, so muss er seinen Inhalt in eine in der Mauerecke befindliche Senke abgegeben haben. Der kleine Raum *g* von 1,90 m Länge und 1,20 m Breite, welcher an die Südwand des eben beschriebenen grossen Raumes angebaut ist, scheint nach der Beschaffenheit des ihn füllenden Humus eine Latrine gewesen zu sein. In einer Entfernung von $3^1/_2$ m von ihr fand sich eine 2,80 m im Geviert messende Grube *h* von 0,75 m Tiefe, welche durch ihren Inhalt sich als Abfallgrube charakterisirte.

Die Ostecke der ganzen Anlage nimmt ein rechteckiger Bau *G* von nicht

gewöhnlicher Grösse und Eintheilung ein. Derselbe, nach allen Seiten abgeschlossen, ist 38 m lang und 16,20 m breit; eine Langmauer theilt das Gebäude in einer Länge von 31,60 m in zwei parallel laufende Raumfolgen von ungleicher Breite. Quermauern senkrecht zu der Langmauer gestellt, theilen den östlichen Langtrakt in eine Anzahl ungleich grosser, zum Theil beträchtlich weiter Räume. Da wir es auch hier nur mit Fundamentmauern zu thun haben, ist die Lage der Eingangs- und Verbindungsthüren mit Sicherheit nicht mehr nachzuweisen. Indessen scheint der Haupteingang zum Gebäude in der Nordwestecke an der Stelle zu suchen zu sein, wo die äussere Mauer auf eine Länge von 6,40 m um 0,60 m zurückspringt. Hier findet sich ein 30,80 m langer ungetheilter Raum *a*, welcher wegen seiner geringen Breite von 3,90 m wohl als das Peristyl angesprochen werden darf. Säulenreste haben sich freilich hier keine vorgefunden. Wenn Säulen vorhanden gewesen sind, würden sie wegen des knapp bemessenen Raumes doch nur auf der äusseren Mauer stehend gedacht werden können. Abgeblätterte kleine Bruchstücke eines röthlichen Verputzes zeugen von einer sehr einfachen Ausstattung der Wände. Von Fussböden und Heizvorrichtungen waren keine Spuren mehr vorhanden. Dahingegen haben sich im Schutte zwei mit dem Stempel SCM versehene Stücke von Ziegeln mit Leistenrand gefunden, welche darauf hindeuten, dass das Dach mit Ziegeln gedeckt war. Zwei weitere Ziegelbruchstücke mit dem gleichen Stempel sind im Hofe des Gebäudes zum Vorschein gekommen, welche ebenfalls von der Dachbedeckung herrühren können. Unter dem grossen Raum *b* befand sich ein 1,50 m tiefer Keller *c* von 3,30 m Länge und 2,50 m Breite, dessen Nordwand 0,70 m stark war, während die übrigen drei Wände nur 0,60 m stark waren. In denselben führte von Westen her eine Treppe mit vier noch erhaltenen Stufen von 0,90 m Länge bei einer Trittbreite von 0,30 m. Die Treppenstufen waren ebenso wie die Kellermauern und überhaupt das Mauerwerk des ganzen Baues in Bruchschiefer ausgeführt. Den Boden des Kellers, welcher auf einer Höhe von + 282,44 m über NN liegt, bildete eine 0,15 m hohe Aufmauerung aus Schieferplatten. Der ganze Raum war also nicht unterkellert. Das in der Südecke des Raumes vorgefundene bogenförmige Mäuerchen von 0,50 m Stärke bildet zusammen mit einer von der Innenseite der Ostwand abgehenden Mauer einen kleinen Raum, welcher bei einer Länge von 2,80 m eine Breite von 2 m hat. Die Ostmauer dieses grossen Raumes war ausserhalb mit drei Mauervorsprüngen versehen, von denen der eine vollständig erhaltene durch eine 2,70 m lange, an ihren beiden Enden scharf abgeschnittene Quermauer begrenzt wird. Da kein Zweifel darüber obwalten kann, dass auch die beiden anderen Mauervorsprünge den gleichen Abschluss gehabt haben, so ist wohl die Annahme berechtigt, dass der von diesen Mauern eingeschlossene Raum eine offene Halle gebildet hat. Leider haben die Grabungen auch nicht den geringsten Rest des Aufbaues geliefert, so dass für die Entscheidung, wie derselbe gestaltet war, jeder Anhalt fehlt. Es ist dies um so mehr zu beklagen, als die grossen Dimensionen der Fundamente auf ein Gebäude schliessen lassen, das auch im Aufbau zu den bedeutenderen der ganzen Anlage zählte. Nach

der Grösse und Disposition der Räume lässt sich an ein Wohnhaus denken, welches für die mit der Aufsicht, Verwaltung und Erhaltung der Tempelbauten betrauten Personen bestimmt war. Und dafür sprechen auch die in ihm gemachten Funde. Ueber die Bestimmung der einzelnen Räume dagegen lässt sich ein Urtheil nicht abgeben, weil hierfür keine sicheren Anhaltspunkte wegen des Fehlens baulicher Fundstücke vorhanden sind. Nur für einzelne Räume lässt sich eine Vermuthung äussern; die auf beiden Seiten des in der Nordosteeke gelegenen 4,80 m im Geviert grossen Zimmers *d* befindlichen schmalen Gelasse e^1 und *f*, welche aus einem 1 m breiten Gange und einer dahinter befindlichen 0,50 m breiten Grube bestehen, können wegen des in ihnen gefundenen dungartigen Inhaltes nur Abfallgruben und Latrinen gewesen sein. Der Raum *e* war ein unbedeckter Hofraum.

In den einzelnen Räumen, welche mit Rücksicht auf die Bedeutung des Gebäudes bis auf die Fundamentsohle ausgeräumt wurden, kam von Einzelfunden nichts Erhebliches zum Vorschein. Die ganze Ausbeute bestand ausser den schon früher erwähnten Ziegelfragmenten aus einigen unbedeutenden Scherben von gewöhnlichen Thongeschirren, ein Paar Nadeln aus Bein sowie einer Anzahl von Nägeln aus Eisen und einem Grosserz des Gordian III. Das interessanteste Stück, welches die Ausräumung des Bauschuttes lieferte, war die Verzierung eines Geräthes oder Gefässes in Gestalt eines Delphines aus Bronze. Vgl. S. 104 Fig. 4.

An der Westseite wird das Gebäude durch einen 33,20 m langen und 22,20 m breiten Hof begrenzt, welchen nach Norden und Westen eine 0,90 m bezw. 0,70 m starke Mauer umgiebt, während nach Süden die innere der beiden Parallelringmauern ihn abschliesst. Derselbe war — ob ganz oder bloss theilweise, darüber ergaben die nur stellenweise erhaltenen Reste keine Gewissheit — mit ziemlich unregelmässig behauenen Schieferplatten belegt, welche eine durchschnittliche Dicke von 0,45 bis 0,50 m hatten, deren Grösse jedoch, da keine vollständig erhaltenen zu Tage gefördert wurden, nur annähernd auf 0,30 m im Geviert geschätzt werden kann. Die westliche (*f*) der beiden Hofmauern, welche eine Länge von 18 m aufweist, hat sich ursprünglich über ihren jetzigen Endpunkt hinaus noch um 5 bis 6 m fortgesetzt, auf welche Ausdehnung die Spuren der Mauereinschnitte mit Sicherheit verfolgt werden konnten. Sie ist offenbar in diesem letzteren Theile zerstört worden, als das Gebäude *H* in dem Bering des Hofes errichtet wurde. Den Hof in seiner ganzen Breite, so dass er völlig abgeschlossen war, hat sie aber nicht durchschnitten, weil an dem nothwendigen Verbindungspunkte mit der im rechten Winkel zu ihr laufenden inneren Ringmauer durchaus keine Spuren eines Maueranschlusses zu ermitteln gewesen sind.

Der ihrem nördlichen Theile vorgelegte bogenförmige An- oder Ausbau *g*, dessen Mauerstärke sich von 0,80 m an der jetzigen Oberkante nach der Mitte hin auf 0,90 m steigert und an der Fundamentsohle sogar 1 m beträgt, ist eine Trockenmauer, welche dazu bestimmt war, das angrenzende Gebäude vor Feuchtigkeit bezw. vor dem Eindringen des Regenwassers zu schützen, weil hier das Terrain sanft abfällt. Aus diesem Grund scheint sie auch um 0,20 m

tiefer fundamentirt zu sein. Denn ihre Unterkante liegt auf + 282,94 über NN, während die übrigen Mauerzüge des Gebäudes *G* mit einer durchschnittlichen Fundamenttiefe von + 283,14 über NN errichtet sind.

In unmittelbarer Nähe der eben besprochenen westlichen Umfassungsmauer des grossen Hofraumes und zwar in diesem selbst treffen wir ein allein stehendes Gebäude *H* an, dessen vier Umfassungsmauern die Form eines nicht ganz regelmässigen Rechteckes von 16 : 10,70 m äusserer Seitenlänge bilden. In seiner Ostecke wurde ein 2 m tiefer Keller *a* von 2,10 m im Geviert aufgedeckt, in den eine Treppe mit 1,20 m langen und 0,40 m breiten Stufen hinabführte, von denen sich noch vier erhalten hatten. Der Boden des Kellers war mit 0,10 m dicken Schieferplatten belegt. Die Kellermauern selbst wiesen eine verschiedene Stärke auf, welche auf der Westseite 0,50 m, auf der Nord- und Südseite 0,30 m betrug, indem auf der letztgenannten Seite neben die eigentliche Hausmauer noch eine eigene Mauer für den Keller angebaut ist, aus dem einfachen Grunde, weil die erstere bloss bis 0,90 m tief in den Boden hinabreicht und daher unmöglich dem Druck der umgebenden Erdmassen genügenden Widerstand leisten konnte. Nur auf der Ostseite dient die Hausmauer auch als Abschlussmauer des Kellerraumes und zwar auffallender Weise ohne in entsprechender Tiefe fundamentirt zu sein. Dies drängt zu der Annahme hin, dass der Keller erst nachträglich angelegt worden ist. Wie derselbe eingedeckt war, darüber lässt sich aus Mangel irgend welcher Anhaltspunkte keine Vermuthung aufstellen. Von Nischen in den Wänden, wie sie sonst in Kellern römischer Bauten angetroffen werden, war nichts zu entdecken. Der 1,60 m breite Mauerstumpf *b*, welcher auf eine Länge von 0,80 m von der Rückseite der Südmauer nach Innen abzweigt, aber sich nicht weit in das Innere des Gebäudes fortgesetzt haben kann, da entsprechende Anschlussmauern nirgends aufzufinden waren, scheint zur Absperrung des 2 m breiten Eckraumes und zugleich als Stützmauer gedient zu haben, wodurch ihre besondere Stärke sich erklären würde. Da eine Anzahl durch das Innere nach den verschiedensten Richtungen sowie an den Wänden vorbei gezogenen Sondirungsgräben zu der Ueberzeugung geführt haben, dass keinerlei Mauern das grosse Gebäude durchschnitten haben, so muss dasselbe einen einzigen ungetheilten Raum gebildet haben, der vielleicht vermittelst zwischen gestellter Pfosten überdacht war und für Wirthschaftszwecke, etwa als Scheune oder Magazin benutzt wurde. Diese Vermuthung erhält durch die in dem Gebäude gemachten Funde eine weitere Bestärkung. Denn ausser mehreren Nägeln und Klammern ist ein massiver bandartiger Ring, welcher mit einem Zapfen zum Einlassen in einen festen Gegenstand, z. B. eine Wand oder einen Holzpfosten, versehen war, eine Doppelhacke und eine Messerklinge nebst einigen unbestimmbaren Geräthstücken, sämmtlich von Eisen, zum Vorschein gekommen. Der Umstand, dass die Mauerzüge dieses Hauses nicht wie die übrigen Bauten, der Richtung der Lang- oder Querachse der ganzen Anlage folgen, sondern vollständig schräg in den Hofraum hineingebaut sind, in Verbindung mit der weniger soliden Ausführung des Mauerwerks, das eine bröckelige Beschaffenheit aufweist, berechtigt zu der An-

nahme, dass sie einer späteren Bauperiode als die übrigen Baulichkeiten des umschlossenen Bezirkes angehören.

Etwa 19 m von dem grossen Gebäude *G* entfernt und von diesem durch einen freien unbebauten Raum getrennt, liegt in der Nordostecke der Anlage ein ebenfalls ausgedehnter, beinahe quadratischer Bau *J* von 19 m Länge und 17,20 m Breite, welcher in ähnlicher Weise wie jenes an die doppelte Umfassungsmauer angebaut, die Anlage auf dieser Seite abschliesst. Drei Langmauern theilen das Gebäude in vier parallel laufende Trakte, von 15,80 m lichter Länge, deren Breite von Süden nach Norden fortschreitend zwischen 4,20, 5, 4 und 2,30 m wechselt. Eine senkrecht zu den Langmauern gestellte Quermauer trennt in dem grössten der Langtrakte an der Westseite einen 1,30 m breiten Gang ab, während in den Ecken der entgegengesetzten Seite zwei pfeilerartige Verstärkungen um 0,90 m in den Raum vorspringen. Sie bestehen aus zwei 1 m und 1,60 m breiten behauenen Sandsteinblöcken, welche sich durch die an ihnen befindlichen runden Vertiefungen, in denen sich offenbar die Pfosten der Thorflügel drehten, als Thürsteine erweisen. Hier war augenscheinlich der Haupteingang des Gebäudes, welcher eine lichte Weite von 2,40 m hatte. Die Eingänge zu den einzelnen Räumen waren nicht mehr zu ermitteln. Die Mauern sind 0,70 m stark mit ihrer Unterkante in Höhe von + 282,60 über NN aus Bruchschieferstücken, Grauwacke und festem Mörtel errichtet. Der Fussboden bestand aus festgestampfter Erde. Von einer inneren Ausstattung hatten sich ebenso wenig wie von dem Aufbau ein Rest erhalten. Da der Bau doch jedenfalls überdacht war, so entsteht die Frage, woher die beiden mittleren Trakte ihre Beleuchtung empfangen haben. Denn schwerlich darf man sich einen derselben als offenen Hof denken. Es ist freilich die Möglichkeit vorhanden, dass ihre Mauern höher als die der beiden äusseren Räume aufgezogen waren, um ihnen seitliches Oberlicht zu verschaffen, was jedoch in der gleichen Stärke der fünf Langmauern wenig Stütze findet. Andererseits lässt sich aber auch nicht wohl annehmen, dass das grosse Gebäude mit einem einzigen ununterbrochenen Dache bedeckt gewesen ist. Wenn es demnach uns versagt ist, sich eine Vorstellung von der Gestaltung und Einrichtung des Bauwerkes zu machen, so bereitet auch seine Bestimmung Schwierigkeiten. Denn Funde lassen uns hier gänzlich im Stich, indem innerhalb der Mauerzüge auch nicht das Mindeste, sei es von Baumaterial oder von Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens, zum Vorschein gekommen ist. Das Einzige, was sich gefunden hat, ist ein Denar des Septimius Severus, welcher aus dem Bauschutt des südlichen Langtrakts aufgelesen wurde. Ein Wohnhaus kann es nach der Disposition und Beschaffenheit der Räume nicht gewesen sein. Diese spricht eher für die Annahme, dass wir es lediglich mit Schuppen oder Magazinen zu thun haben.

Treten wir nun in den von den bisher besprochenen Bauten umgebenen inneren Bezirk, so weist derselbe, wie man aus dem Grundriss (Taf. II) ersieht, drei Gebäude auf, welche gleichsam den Kern der Anlage bilden. Diese drei Gebäude, welche mit *K*, *L* und *M* bezeichnet sind, sind in völlig unsymmetrischer Weise über den Innenraum des Bezirks vertheilt und folgen

sichtlich drei verschiedenen Achsen, d. h. drei verschiedenen Richtungen ihrer Langmauern.

Das Gebäude *K* zeigt einen fast quadratischen Grundriss von 15,80 m und 14,20 m Seitenlänge. Da dasselbe gerade auf dem Punkte liegt, wo das Terrain nach drei Seiten leicht abfällt, so ist eine besondere Vorsorge gegen das Eindringen des von der Höhe herabkommenden Regenwassers getroffen worden durch 0,35 m dicke Mäuerchen *a*, welche die Aussenmauer des Gebäudes an drei Seiten begleiten; sie sind als wenig über die Fundamente emporragende Trockenmauern aufzufassen, welche dem Gebäude Schutz gegen Feuchtigkeit verleihen sollen. Eine zwischen diesen Mauern liegende Rinne von 0,20 m lichter Breite führte das Regenwasser an der Nordwestecke ins Freie, wo es sich im Boden verlaufen haben muss, da hier keine Spur eines die Wassermenge in die Niederung hinabführenden Kanals angetroffen worden ist. Vielleicht ist auch die Mauer *b*, welche jetzt das Gebäude nach Süden hin abschliesst und sich bis zur Kreuzung mit der Umfassungsmauer des Hofraumes von Gebäude *G* in einer Länge von 18 m erstreckt, zu gleichem Zweck errichtet worden. Die Erklärung des Grundrisses selbst verursacht wenig Schwierigkeiten. Er stellt ein im Lichten 12 m langes und 8,50 m breites Viereck dar. Im Innern desselben bilden vier mit den Aussenmauern parallel laufende Mauern, deren Abstand von jenen zwischen 0,80 m, 1 m, 1,55 m und 2,80 m schwankt, ein zweites Gemach von 5,80 m zu 4,80 m lichter Weite, das durch eine 0,90 m starke Wand von einer ebenso langen, aber nur 1 m breiten Kammer getrennt ist. Vor dem Ganzen läuft ein 2,55 m breiter und 13 m langer Gang (Vestibül) einher, welcher ebenso wie der innere Raum mit einem kräftigen Estrichboden in vorzüglicher Ausführung ausgestattet war. Fragen wir nach der Bestimmung dieses Gebäudes, so spricht die Disposition des Ganzen sowie die Uebereinstimmung in der Einrichtung mit ähnlichen Bauten für die Annahme, dass es für einen Tempel anzusehen ist, indem es gerade so wie die Tempel zu Nattenheim und Pelm aus einer geschlossenen Cella besteht, um welche rund herum ein offener, wahrscheinlich von Säulen umstellter Umgang läuft.

Was das Technische dieses Bauwerkes anlangt, so ist dieses viel sorgfältiger und mit besserem Material ausgeführt als die bisher besprochenen Theile der Anlage. Das Fundament besteht zu unterst aus einer 2—3fachen Schicht meistens auf die Hochkante gestellter kleinerer und grösserer Schiefersteine von blaugrauer Farbe, darüber folgt eine Aufmauerung von ungleich dicken und ohne rechtwinkelige Stossfugen auf einander gelegten Steinen, zuletzt das aufgehende Mauerwerk, von welchem drei bis vier Schichten zugerichteter, nicht selten keilförmig gestalteter, reich im Mörtel sitzender Bruchschiefersteine erhalten sind, welche Kalkverputz zeigen. Die dünnen Trockenmauern von 0,35 m Dicke, welche das Gebäude an drei Seiten umgeben, weisen über dem Gestück von blaugrauem Schieferstein zwei äusserst sorgfältig angeordnete wagerechte Zeilen von schön bearbeiteten Kalksteinen von 14 zu 14 cm Grösse auf, welche zwischen kräftigen Mörtelschichten eingebettet waren. Darüber

finden sich etwa vier Schichten lagerhafter Bruchschiefersteine mit Kalkverputz. Die Höhe der einzelnen Schichten ist so verschieden, dass ein bestimmtes Prinzip kaum erkennbar ist. Die Breite der Verkleidesteine wechselt zwischen 18 und 30 cm. In den Verputz sind senkrechte und wagerechte Quadrirungen eingerissen (vgl. Taf. III Fig. 3). Der zwischen den Verkleidungen befindliche Mauerkörper setzt sich aus einer Stückung kleinerer mit verschwenderisch angewandtem Mörtelguss verbundener Steine, welche stellenweise noch eine gewisse schichtweise Lagerung aufweisen, zusammen. Gegen die Aussenseite der südlichen Abschlussmauer, welche nicht durch eine Trockenmauer besonders geschützt war, waren in ihrer ganzen Länge Schieferplatten zur Abhaltung der Feuchtigkeit angelehnt. Die Estrichböden hatten eine verschiedene Construction und Stärke. Derjenige, welcher in der Cella lag, hatte eine Stärke von 0,40 m und bestand zu unterst aus einer groberen Ziegelbruchstückung in festem Mörtel von 0,04 m Dicke, dann einer festgestampften Lehmschicht von 0,10 m, einer Schieferschichte von 0,06 m, einem nochmaligen aber feineren Ziegelbeton von 0,04 m, einer zweiten Schieferschichte von 0,06 m und endlich darüber einem Ziegelkleinbeton von 0,10 m Höhe, dessen Oberfläche sorgsam geglättet war. Dagegen war der Estrich des Vorraumes bloss 0,30 m stark. Er war gebildet von einer unteren Lage Lehm von 0,15 m Dicke, darüber einer Lage von Schieferplatten von 0,05 m Dicke, der zu oberst ein 0,10 m starker Ziegelkleinschlagbeton folgte. Der Boden des Innenraumes lag mit seiner Oberfläche auf + 284,22 über NN, während derjenige des Vorraumes um 0,10 m tiefer lag. Keiner der Räume war unterkellert. Die einzelnen Mauern, welche mit ihrer Sohle auf + 283,11 über NN liegen, haben eine verschiedene Stärke; sie wechselt zwischen 0,60 und 0,90 m. Ein Grund für den Wechsel liess sich nicht ermitteln. Denn nicht die Umfassungsmauern, wie man erwarten sollte, haben die grösste Stärke, sondern die Trennungsmauer zwischen dem Innenraum und der anschliessenden schmalen Kammer. Die den Aussenmauern an drei Seiten vorgebauten Mäuerchen, welche, wie wir bereits erwähnt haben, Trockenmauern waren und nicht über die Fundamenthöhe hinausragten, sind bloss 0,35 m dick. Das Dach des Gebäudes war mit Ziegeln gedeckt, wie dies die vielen in dem das Ganze ausfüllenden Brand- und Bauschutt aufgefundenen Ziegelfragmente beweisen. Charakteristisch für den Aussenbau ist ferner der schon erwähnte sorgfältige Bewurf und der durchgängig an den Aussenwänden römischer Gebäude vorfindliche Verputz mit braunrother Färbung. Schnee und Regen, darauf folgendes starkes Frostwetter und Thau machten es leider unmöglich, Bruchstücke desselben zu conserviren.

Die im Innern gemachten Funde beschränken sich ausser ein Paar Münzen aus der Zeit von Caracalla und Elagabal auf den Flügel und den rechten Vorderarm einer Figur aus Bronze, vielleicht einer Victoria. Die beiden letztgenannten Gegenstände wurden unmittelbar auf dem Estrich der Cella, die Münzen in dem Umgange zerstreut aufgefunden. Ob wir aus diesen Fundstücken zu der Vermuthung eine Berechtigung herleiten dürfen, das Gebäude,

dessen sacrale Bestimmung vorhin erkannt worden ist, als ein Heiligthum der Victoria zu deuten, lasse ich dahin gestellt.

In einer Entfernung von 5 m von diesem Gebäude liegt westlich ein zweites kleineres Bauwerk *L* von fast quadratischer Gestalt mit 10,70 m und 9,40 m Seitenlänge, dessen Grundriss dem eben beschriebenen in vielen Punkten ähnlich ist. Auch bei diesem Bau finden wir im Innern einen abgeschlossenen Raum von gleichem Flächeninhalt wie bei jenem Gebäude, auch hier eine an denselben angebaute schmale Kammer von 1,10 m Breite, jedoch mit dem Unterschiede, dass bei diesem Gebäude der Innenraum bloss an drei Seiten von einem Umgange eingeschlossen ist, welcher auf der Nord- und Südseite 1,60 m, auf der Ostseite dagegen nur 1,40 m breit ist, während an der vierten Seite die Kammer an die Stelle des Umganges getreten ist. Ferner zeigt die Innenwand der Südfronte zwei 0,40 m breite Mauervorsprünge, welche leichten Wandpfeilern zur Unterlage gedient zu haben scheinen. Der Eingang konnte, da die Mauern nur im Fundamente erhalten waren, nicht ermittelt werden. Er scheint indess an der Südseite gesucht werden zu müssen, wofern die architektonische Gestaltung derselben zu einem solchen Schlusse berechtigt. Wie der Aufbau gestaltet war, ist schwer zu entscheiden. Ueber die innere Ausstattung, namentlich den malerischen Schmuck der Wände, würde es um so wünschenswerther sein etwas Näheres feststellen zu können, als Ausonius mit Wandmalereien reich ausgestattete Bauten an der Mosel gekannt hat. In der That hat dieses Gebäude im Vergleich zu den übrigen Baulichkeiten der ganzen Anlage eine bessere Ausstattung gehabt, wie wenigstens die winzig kleinen im Schutte zerstreuten Stückchen von verschiedenfarbiger Wandbekleidung beweisen. Auch an den Aussenwänden muss ein rothbrauner Verputz sich befunden haben, wie aus einzelnen Spuren desselben hervorgeht. Im Uebrigen war jedoch das aus Schieferbruchsteinen hergestellte Mauerwerk, dessen Stärke bei den Aussenmauern 0,50 m, bei den Innenmauern 0,60 m beträgt, bis auf die Fundamentirung allenthalben zerstört. In einer Höhe von 0,20 m über der Fundamentsohle, welche auf + 283,75 über NN liegt, läuft ein um 0,10 m vorspringender Sockel um die Umfassungsmauern herum; ausserdem waren dieselben durch grosse an sie angelehnte Schieferplatten gegen den Einfluss der Bodenfeuchtigkeit geschützt. Das Deckmaterial des Daches bestand aus Flach- und Hohlziegeln, von denen zahlreiche Bruchstücke in allen Tiefen des Schuttes sich vorfanden. Das Gebäude war von einem mit starken Schieferplatten belegten, mindestens 1,60 m breiten Gang umgeben, welcher auf der Ostseite noch auf eine ziemliche Strecke erhalten war, während für seine Existenz an den übrigen drei Seiten die dort im Boden gefundenen Plattenreste Zeugniss ablegten. Im Innern kamen ausser Spuren eines schlecht erhaltenen total morschen Estrichbodens und Säulensplittern von röthlichem Sandstein mehrere stark verbogene und verrostete Nägel von Eisen, eine Anzahl kleiner Nägel mit theils kugelrunden, theils halbkugelförmigen Köpfen und Stückchen von Bronzedraht, deren Bestimmung unklar ist, das Bruchstück einer Figur (Fortuna?) aus feinem, weissem Thon sowie der Buchstabe S aus Bronzeblech zum Vor-

schein. Münzen wurden weder in dem Innenraum noch in dem Umgange gefunden. Dagegen lieferte die allernächste Umgebung an der Südostseite des Gebäudes immerhin einige Ausbeute an Münzen, ohne dass sich eine engere Beziehung derselben zu dem Gebäude aus den Fundumständen mit Sicherheit ermitteln liess. Sie scheinen vielmehr zufällig in Verlust gerathene Stücke zu sein. Unter ihnen befinden sich 4 gallische, nämlich zwei Bronzemünzen mit der Aufschrift Germanus Indutillil und zwei Potinmünzen mit einem Kopfe auf dem Avers und einem Eber auf dem Revers; ausserdem 14 römische, nämlich 4 stark oxydirte Mittelerze von Tiberius mit der Aufschrift Rom et Aug; ferner je ein Mittelerz von Claudius I in barbarisirter Prägung, von Nero, Traian, Marc Aurel und Lucilla, der Gemahlin des L. Verus, sowie zwei Kleinerze des Tetricus nebst einigen schlecht erhaltenen Stücken der nachconstantinischen Zeit. Endlich der kleine Rest einer Marmortafel mit wenigen bedeutungslosen Buchstaben, welcher ebenfalls vor der südlichen Frontmauer gefunden wurde.

Dass auch dieses Gebäude sacralen Zwecken gewidmet war, das kann mit Rücksicht auf seine Lage und seinen Grundriss und nach einem Vergleich mit dem vorher beschriebenen Bauwerk wohl kaum in Frage gezogen werden.

Etwa $11^1/_2$ m von diesem entfernt liegt endlich in südlicher Richtung ein drittes kleines Gebäude *M* ebenfalls isolirt da, welches hinsichtlich seiner Anlage mit den beiden anderen grosse Aehnlichkeit zeigt. Der Gesammteindruck, welchen auch dieses Gebäude auf den Beschauer macht, ist der eines Tempels, der conform der römischen Gepflogenheit von Osten nach Westen orientirt ist. Es bildet so zu sagen ein ungleichseitiges Viereck, indem die beiden Langseiten 13,30 m bezw. 14,10 m Ausdehnung haben, während die Schmalseiten 11,40 m lang sind. Wie bei den eben beschriebenen als Tempel erkannten zwei Gebäuden treffen wir auch hier eine durch geschlossene Wände fest ummauerte saalartige Cella *a* von 5,80 und 4,50 m im Geviert, welche mit einem stark zerstörten röthlichen Estrichboden ausgestattet war. Um sie herum läuft gerade wie bei jenen zwei Bauten ein Gang, welcher auf der Ostseite, wo der Eingang gelegen hat, 2,90 m, auf der Nord- und Westseite 2 m und auf der Südseite bloss 0,80 m breit ist. Während die ungleiche Bemessung der Breite des Umganges auf dieser Seite durch den Anbau des 0,80 m breiten, von der Cella durch eine 0,60 m starke Mauer getrennten schmalen Gelasses ihre Erklärung findet, scheint die grössere Breite auf der Ostseite durch die Rücksicht auf den dort befindlichen Eingang und seine architektonische Gestaltung veranlasst zu sein. Dabei will ich nicht unterlassen zu bemerken, dass diese Unregelmässigkeit sich auch bei dem Umgang der beiden anderen Tempelgebäude wiederfindet. Da bei diesen ebenfalls ein solches Gelass und zwar mit fast gleichen Raumverhältnissen wiederkehrt, so muss dasselbe einen bestimmten Zweck erfüllt haben. Wer bedenkt, dass im Alterthum Dokumente und Kostbarkeiten mit den Tempelgeräthen zusammen in einem eigenen Raume des Tempels aufbewahrt zu werden pflegten, der wird nicht anstehen, den schmalen Gelassen diese Bestimmung beizulegen. Der in der Mitte der Cella befindliche ummauerte Raum *c* von 2,20 m und 1,40 m im Geviert, der des Estrichbodens

entbehrt, dürfte für die Substruktion eines Bathron anzusehen sein, auf welchem ein Altar oder ein Bild des Gottes stehen mochte. Die hintere Mauer desselben war grösstentheils eingestürzt. An der Ostseite der Cella springen die Längsmauern derselben um 0,40 m über die Eingangswand vor und ihnen entsprechen gleich grosse Mauervorsprünge an der Innenseite der Aussenmauern; sie waren jedenfalls die Unterlagen für die Pfeiler, welche einen kleinen Portikus bildeten, in dessen Hinterwand die Tempelthüre den eigentlichen Eingang vermittelte. Kleine Bruchstücke von Säulenschäften aus rothem Sandstein, darunter eines mit einem Theil der zugehörigen Basis, welche innerhalb und unmittelbar vor den Umfassungsmauern gefunden wurden, zeigen, dass der Umgang ursprünglich auswärts von Säulen umstellt war, also der Tempel ein Peripteros war. Ein Blick auf den Grundriss des zweiten Bauwerks *L* genügt, um die Annahme zu erhärten, dass dieselbe Tempelform auch bei diesem zur Anwendung gelangt war. Die Bedachung war, nicht wie dies wohl sonst der Fall ist, aus Ziegeln hergestellt, sondern sie bestand aus ziemlich grossen, dünnen Schieferplatten, welche mit Nägeln auf Holz befestigt waren. Mehrere Stücke solcher Platten fanden sich noch, an denen noch die Rostspuren der sie einst befestigenden eisernen Nägel sichtbar waren. Von dem Eingange selbst und der Thürschwelle fand sich freilich keine Spur mehr, weil das Mauerwerk bis auf wenige Schichten in einer Höhe von 0,80 m über der aus einer Stein-Stückung bestehenden Fundamentirung ausgebrochen war. Seine Lage in der Mitte der Südfront wird jedoch angezeigt durch die ihn begleitende Pfeilerstellung und den in gerader östlicher Richtung auf ihn zulaufenden Tempelpfad, einen mit Schieferbruchsteinen gepflasterten 2,50 m breiten und 5 m langen, von 0,50 m starken Brüstungsmauern begrenzten Gang, welcher bis auf 1,20 m Entfernung an die Frontmauer des Gebäudes heranreicht und dann aufhört. Von hier haben wahrscheinlich zwei bis drei Stufen zum Eingang hinaufgeführt, von deren Untermauerung noch vereinzelte Spuren beobachtet worden sind. Das östlich der Pfadmauer sichtbare schwache Mäuerchen von 0,50 m Breite scheint eine Trockenmauer zu sein.

Der architektonisch einfachen Gestaltung des Bauwerkes entspricht auch im Ganzen seine innere Ausstattung. Nach den im Schutte befindlichen Resten von Wandverputz scheinen die Wände der eigentlichen Cella in einfachen lichten Farben bemalt gewesen zu sein. Die Mauern zeigten in den Fundamenten zu unterst eine Stückung aus Grauwacke, die mit zum Theil lagerhaften Schieferstücken untermischt war, dann das aufgehende Mauerwerk, von dem noch ein Paar Schichten theilweise erhalten waren, aus regelmässig zugehauenen Schieferplatten verschiedener Grösse und Breite, welche gut im Mörtel lagen und sehr sorgfältig ausgefugt waren. Die Aussenwände hatten ehedem einen schönen rothbraunen Bewurf, von dem noch Spuren zu sehen waren, und zeigten in einer Höhe von 0,60 m über der Sohle einen 0,10 m breiten flachen Sockel.

Die Stärke des Mauerwerks schwankt zwischen 0,50 und 0,70 m. Die letztere Stärke besitzen die Aussenmauern und die Wände des Innenraums mit

Ausnahme der Südwand, welche ebenso wie die Trennungswand der anstossenden Kammer 0,60 m breit war. Die Fundamentirung des Altares hatte eine Dicke von 0,50 m.

Wie der Hofraum hinter dem Gebäude *G* in der Ostecke der Anlage, eben so scheint auch die unmittelbare Umgebung der drei im Innern des eingefriedigten Bezirks errichteten Bauten ursprünglich mit einer Art von Pflasterung versehen gewesen zu sein. Darauf weisen wenigstens die an mehreren Stellen zum Vorschein gekommenen Reste eines aus Schieferplatten hergestellten Bodenbelages hin.

Von einer Wasserleitung ist auch innerhalb des ganzen Bezirks keine Spur ermittelt worden, wodurch die bereits früher ausgesprochene Vermuthung, dass die Quelle im Bergabhang das nothwendige Trinkwasser gespendet hat, eine neue Stütze erhält.

Damit treten wir der zum Theil bereits durch die vorhergehende Beschreibung beantworteten Frage nach der Bestimmung der ganzen Anlage und der Zeit ihres Entstehens und Bestehens näher. Die freie Höhenlage des Bauterrains und die schon mehrfach hervorgehobene frappante Aehnlichkeit mit der typischen Form der römischen Tempelanlagen in hiesiger Gegend lassen keinen Zweifel an der Richtigkeit der Annahme aufkommen, dass wir uns auf dem Boden einer alten Kultusstätte, in einem grossen von einer weiten Umfassungsmauer eingefriedigten alten Tempelbezirke bewegen, in welchem sich um drei isolirte Tempel eine Anzahl der Priesterschaft und den priesterlichen Zwecken zugewiesene Baulichkeiten gruppiren, eine Erkenntniss, welche um so bedeutungsvoller ist, als römische Tempelanlagen ausserhalb antiker Städte in geringerer Zahl bekannt sind. Ganz entsprechend der altrömischen Ueberlieferung hält sich der Grundriss ziemlich getreu an die fast quadratische Form. Die oben angegebenen Maassverhältnisse erinnern an die Vorschrift Vitruv's, wonach das Verhältniss der Breite zur Länge beim Toskanischen Tempel sich wie 5 : 6 verhalten soll. Im Innern ein geschlossener Raum, bestimmt zur Aufnahme von Götterbildnissen und Weihgeschenken mit dem festgemauerten Unterbau für den Altar in der Mitte und um ihn herum ein Umgang mit einem peripteralen Säulenkranze. Dabei dürfen die geringen Dimensionen der drei Bauten nicht beirren, da ja die Bethätigung der Gottesverehrung im Alterthum nicht wie bei uns eine collective sondern eine individuelle war. Wenn ferner die Errichtung mehrerer Tempel an einem und demselben Orte Bedenken erregen sollte, so braucht zum Beweise für diese echt antike Sitte nicht auf ähnliche Vorbilder in Rom hingewiesen zu werden, vielmehr die allernächste Umgebung der Eifel liefert hierfür die besten Analogien. So sind auf der Höhe zwischen Gerolstein und Pelm drei kleine Tempel nebst einem Wohngebäude im Jahre 1833 aufgedeckt, ebenso im Jahre 1875 drei weitere Tempel[1]) gelegentlich der Ausgrabungen in der Villa zu Fliessem auf der Höhe von Otrang blossgelegt worden, von denen zwei nach Maassgabe der dort gefundenen Bildwerke der

1) Vgl. Aus'm Werth, Bonn. Jahrb. LVII, 1876, S. 57 f.

Diana und der Minerva geweiht waren, und endlich ist im Frühjahr 1888 bei Möhn Landkreis Trier, unweit der Römerstrasse Trier-Bitburg eine Kultstätte mit zwei Tempeln[1]) festgestellt worden. Und nun gar die bedeutende und geradezu überraschende Ausbeute an Fundstücken, welche innerhalb und in unmittelbarer Nähe des dritten an letzter Stelle beschriebenen Tempels zu Tage gefördert worden sind. Zunächst wurde nicht weit von dem Eingange das Capitell mit der in diesen Jahrbüchern von Weisshrodt veröffentlichten griechisch-lateinischen Widmung an den Lenus Mars für die Genesung von langer Krankheit herausgepflügt und es spricht nichts gegen die Annahme, dass die Fundstelle auch sein dereinstiger Standort gewesen ist. Damit ist zugleich auch der Name des Gottes ausgesprochen, dem jener Tempel geweiht war, des Lenus Mars, einer keltisch-römischen Gottheit, welche noch aus fünf anderen sämmtlich in der Moselgegend gefundenen Inschriften[2]) bekannt ist. Denn in der Cella des Tempels fand sich die hübsche Bronzestatuette des jugendlichen Mars, welche bei den Einzelfunden genauer beschrieben werden wird. Uebrigens muss dieser keltisch-römische Gott die auf der Höhe von Pommern hauptsächlich verehrte Gottheit gewesen und die ganze Kultusstätte schon im Alterthum nach ihm benannt worden sein. Denn die unverkennbaren Spuren dieser Benennung haben die späteren Jahrhunderte überdauert, indem jener Distrikt, in welchem der Tempelbezirk liegt, noch heute im Volksmunde den Namen „auf Mart" oder „der Marberg" führt. Was aber gerade diesem Tempel vor allen übrigen Bauten ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist die Auffindung von 585 Stück Münzen innerhalb seiner Mauern, von denen die meisten am und vor dem Eingange der Cella, stellenweise in ganzen Haufen gleichsam hingeworfen lagen. Es waren zweifelsohne die Spenden, welche die Verehrer des Gottes und Besucher des Heiligthums für gewisse Zwecke dargebracht haben. Dafür spricht die Analogie zahlreicher ähnlicher Funde von Münzen, namentlich in Brunnenheiligthümern (vgl. Bonn. Jahrb. LXXXIV, 1887, S. 59 f.). Der Fund besteht, was ihn so interessant macht, nicht bloss aus römischen, sondern auch aus gallischen Münzen, welche in zwei ziemlich scharf geschiedenen Fundschichten aufgefunden wurden. Die eine umfasste lediglich keltische, republikanische und frühkaiserliche Münzen, die andere enthielt Münzen aus der späteren römischen Kaiserzeit bis auf Valens und Gratianus herab. Funde von vereinzelten gallischen Münzen im Rheinlande sind ja an und für sich nichts Ungewöhnliches, allein ein Fund von solcher Menge und dazu von Exemplaren eines und desselben Typus steht wohl ziemlich vereinzelt da, so dass er wohl geeignet ist, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu erregen. Von den gefundenen 268 Stück ist der grösste Theil ohne Beischrift und die Legenden der übrigen enthalten, wenn man von den zu Nîmes und Lyon geschlagenen Münzen mit rein lateinischer Aufschrift und römischem Charakter absicht,

1) Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst VII, 1888, S. 298.

2) Vgl. C. I. Rhen. 840. Hettner, Die röm. Steindenkmäler des Prov.-Mus. zu Trier, S. 42 u. 59 u. 60. B. Jahrb. XXVII, 1859, S. 77 ff.

Namen, welche noch immer nicht genügend erklärt sind, wie Ambactus, Arda, Avaucia, Germanus Indutillil, Pottina. Sie gehören nach den freilich nicht ganz unanfechtbaren Resultaten, welche mit ihren Untersuchungen hauptsächlich die französischen Numismatiker darüber erzielt haben, mit wenigen Ausnahmen der Zeit zwischen den Jahren 58 und 29 v. Chr. an. Denn nach dieser Zeit hat höchst wahrscheinlich der römische Staat die gallischen Münzstätten geschlossen, wie auch die gallischen Quinare ausser Kurs gesetzt worden sein müssen. Denn seit jenem Zeitpunkt kommen dieselben in den vergrabenen Münzschätzen nicht mehr vor. Man hatte übrigens triftige Gründe für diese Maassregel. Denn die grosse Masse der gallischen Münzen und die Circulationsfähigkeit derselben, welche, anstatt wie beabsichtigt eine lokale zu bleiben, allmählich sich auf die ganze Provinz ausgedehnt hatte, machte das Verbot, grössere Stücke zu emittiren, nach und nach illusorisch.

Mit den aus den gallischen Münzen gewonnenen chronologischen Bestimmungen über das Alter der Tempelanlage stimmen die zwischen den drei Tempeln gefundenen Fibeln vollends überein. Die weitaus grösste Zahl derselben repräsentirt den Spät-La-Tène-Typus oder dessen nächste Weiterentwicklung, wie er in den Gräberfunden aus der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts uns am Rhein, sowie in dem benachbarten Belgien und Frankreich entgegentritt. Nur einige wenige gehören der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts an. Fibeln der spätrömischen Periode, namentlich die Armbrustfederfibeln mit Nadelscheide und Zwiebelknöpfen, welche auf dem Regensburger Kirchhofe von ungefähr 260 p. Chr. auftreten, fehlen ganz.

Wenn uns demnach die gallischen Münzen trotz ihrer Menge und die Fibeln nur einen beschränkten Anhaltspunkt für die Beantwortung der Frage nach der Zeit des Entstehens der Tempelanlage bieten, in so fern sie darthun, dass dieselbe gegen das Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. bereits bestanden hat, um so sicherer sind die Aufschlüsse, welche wir den römischen Münzen über die Dauer derselben abgewinnen. Von den 317 Stück, welche sich im Innern und an der Schwelle des Heiligthums niedergelegt fanden, sind 300 bestimmbar. Unter diesen stammen 11 aus der Zeit der Republik und zwar vorwiegend aus dem ersten Drittel des 1. Jahrhunderts v. Chr., und bestätigen die durch die gallischen Münzen gegebene Altersbestimmung; sie zeigen, dass in jener Zeit bereits Celten und Römer in der Verehrung des Mars oben auf der Berghöhe zusammengetroffen sind. Von den übrigen Münzen fallen 39 auf Augustus, 38 auf Tiberius, 22 auf Claudius und 13 auf Nero, je 5 auf Domitian und Traian, während die Regierungen der übrigen Kaiser aus dem 1. Jahrhundert bis zum Anfang des zweiten mit je einem oder zwei Stücken vertreten sind. Eine zweite Gruppe beginnt mit Gallienus und reicht bis Gratianus, in ihr stehen der Zahl nach ausser Tetricus und Claudius II Constantin der Grosse, Constans und Gratian voran. Aus dem Zwischenraume von über 130 Jahren, welcher beide Gruppen trennt, sind innerhalb der Trümmer des Marsheiligthums keine Münzen gefunden. Die im Verzeichniss aufgeführten Münzen von Hadrian bis auf

Gordian III sowie von Valentinian II bis Honorius[1]), im Ganzen 22 Stück, gehören anderen Fundstellen an. Wenn hier nicht der Zufall sein neckisches Spiel treibt, was jedoch nicht wohl denkbar ist, so giebt uns diese Thatsache vielleicht einen Fingerzeig für eine längere, wenn auch nicht Unterbrechung so doch geringere Beachtung des Cultus hin. Wer die Verhältnisse der beiden Germanien in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. in Betracht zieht, der wird vielleicht die Annahme eines zeitweiligen Verfalles des Kultus und vielleicht im Zusammenhang damit auch des Tempels selbst nicht ganz ungerechtfertigt finden. Andererseits spricht für die Neubelebung und Wiederherstellung im 4. Jahrhundert nicht bloss der Münzfund — die weitaus grösste Zahl der gefundenen spätrömischen Münzen gehört der constantinischen und valentinianischen Zeit an — sondern auch die Hervorkehrung religiöser Bestrebungen nach Julians offener Rückkehr zum Heidenthum, ganz aber besonders die erneute Bedeutung, welche die Moselgegend als kaiserliches Jagdrevier erhielt, als Valentinian I und sein Sohn in Trier ihren Hof hielten, Poesie, Kunst und Kultus auf jegliche Weise förderten und am Moselstrom entlang sich wieder neue Gehöfte und prachtvolle Villen erhoben.

Nun kommt die Zeit der Bedrängniss, die Belagerung der Kaiserresidenz durch die verbündeten Stämme der Alanen, Sueven und Vandalen. Sie widersteht zwar noch. Aber die Landsitze und Ansiedlungen der Umgegend und die Kultusstätten gehen in Feuer auf und ihre rauchenden Trümmer bezeichnen den Weg, den diese Stämme auf ihrem Zuge gewählt haben. Der Brandschutt, welcher das Innere der Räume der Tempelanlage auf der Höhe von Pommern füllt, giebt davon Zeugniss. Und was dem verheerendem Elemente des Feuers widerstanden hat, das ist sicherlich nach kaum 40 Jahren der wirklich fanatischen Zerstörungswuth der Franken erlegen, welche das Vorgefundene nicht bloss kurz und klein zerschlugen, sondern auch zerstreuten. Nun stehen die Tempelbauten und die sie umgebenden Gehöfte nicht wieder zu altem Glanze auf. Aber aus ihren Ruinen ist neues Leben erwachsen. Denn als wieder Ruhe und Friede ins Land gezogen sind, sehen wir aus den dach- und fachlosen Gebäuderesten neue Ansiedlungen entstehen, aber diesmal nicht mehr auf der einsamen Bergeshöhe und um einen heidnischen Tempelbezirk, sondern unten im lieblichen Moselthale mit einem christlichen Kirchlein in der Mitte.

Einzelfunde.

Münzen.

A. der römischen Republik.

1. Calpurnia. Denar, Rv. *C. Piso L. f. Frugi* um das J. 64 v. Chr. Babelon, Calpurnia 24.

2. Cloulia. Quinar, Rv. *T. Clouli*, um d. J. 101 v. Chr. Babelon, Cloulia 2.

1) Diese letzteren Münzen sind vereinzelt ausserhalb der Tempelanlage zum Vorschein gekommen.

3. Coponia. Denar, *C. Coponius pr. s. c* Rv. *Q. Sicinius III vir* vom J. 49 v. Chr. Babelon, Coponia 1; Sicinia 1.

4. Cornelia. Denar, *G. p. r.* Rv. *Cn. Len. q. ex. s. c* um 74 v. Chr. Babelon, Cornelia 54.

5. Egnatuleia. Quinar, Rv. *C. Egnatulei C. f. q.* um d. J. 101 v. Chr. Babelon, Egnatuleia 1.

6. Mallia. Denar, Rv. *T. Mal. Ap. Cl. q. ur.* um d. J. 99 v. Chr. Babelon, Mallia 2.

7. Memmia. Denar, Rv. *L. Memmi Gal* um d. J. 82 v. Chr. Babelon, Memmia 2.

8. Tituria. Denar, Rv. *L. Tituri* gegen das J. 88 v. Chr. Babelon, Tituria 1.

9. Vibia. Denar, *Pansa.* Rv. *C. Vibius C. f.* um d. J. 90 v. Chr. Babelon, Vibia 2.

1. Caesar. Denar, Elephant. — *Caesar* Rv. Simpulum, Weihwedel, Beil und flam. Mütze, nach d. J. 58 v. Chr. Babelon. Julia 9. 2 Stück von schlechter Erhaltung.

B. der römischen Kaiserzeit.

1. Augustus. a) Denar, Rv. Gaius und Lucius mit Speer und Schild. — *C L Caesares Augusti f cos desig princ iuvent* vom J. 2 n. Chr. Coh. 42[1]. b) Grosserz, Rv. *P. Lurius Agrippa III. vir. a. a. a. f. f.* Babelon Luria 2. c) Mittelerz, Rv. *Provident,* Coh. 228. 5 schlecht erhaltene Stücke. d) Mittelerz, Rv. Victoria mit Schild, schlecht erhalten. Coh. 241. e) Mittelerz, Rv. *Rom et Aug,* Coh.² 237; 9 Stück, darunter 5 barbarischen Gepräges und 1 mit dem Gegenstempel MAP. f) Mittelerz, Rv. *Rom et Aug,* Coh.² 240; 13 Stück, darunter 1 mit dem Stempel MAP am Hinterkopf und CA an der linken Altarsäule, 1 mit den Stempeln MAP und CA am Kopfe, 1 mit dem Stempel AP am Kopf und 1 mit dem Stempel VICT am Altar. g) Mittelerz, Rv. Victoria mit Schild, schlecht erhalten; Coh.² 241. h) Mittelerz, Rv. *P. Lurius Agrippa III vir. a. a. a. f. f.,* Coh. 445. 3 Stück, davon eines abgerieben. i) Mittelerz, Rv. *M. Salvius Otho III. vir. a. a. a. f. f.* mit den Stempeln TIB AV und IMP AVG; Coh.² 515. k) Kleinerz, Rv. Stier — *Augustus divi f,* Coh.² 36. 4 Stück.

2. Agrippa. Grosserz, Rv. Neptun. Coh.² 3. 2 Stück.

3. Tiberius. a) Denar, Rv. Sitzende Livia. *Pontif maxim.* Coh.² 16, 2 Stück. b) Mittelerz, Rv. Heroldsstab. Umschrift zerstört. Coh.² 8, vom J. 20 n. Chr. c) Mittelerz, *Ti Caesar August f imperat VII,* Rv. *Rom et Aug,* Coh.² 37, 5 Stück. d) Mittelerz, Rv. *Rom et Aug,* Coh.² 28—37? 4 Stück, bei denen die Umschrift des Averses grösstentheils zerstört ist. Von diesen Münzen hat eine den Stempel TIB AVG über dem Altar, eine andere AVG—TIB unten am Kopf, eine dritte endlich den Stempel TIB auf dem Kopfe und AV in der Mitte des Altares eingedrückt; ausserdem 8 Stück mit barbarischer Prä-

1) Die Münzen sind nach der zweiten Auflage des Cohen'schen Werkes bestimmt.

gung. c) Kleinerz, *Ti Caesar divi Aug f Augustus*, Rv. *Rom et Aug*, Coh.² 39, 4 Stück. f) Kleinerz, mit grösstentheils zerstörter Umschrift, Rv. *Rom et Aug*, Coh.² 32—38? 2 Stück und 14½ Stücke mit verwilderter Prägung. g) Kleinerz, *Ti Caesar August f imperat V*, Rv. Dieselbe Umschrift wie auf dem Avers.

4. Germanicus. Mittelerz, *Germanicus [Caesar] Ti Aug f divi Aug n*, Rv. *C Caesar Aug Germanicus pon m tr pot* vom J. 37 n. Chr. Coh.² 1, 2 Stück.

5. Caligula. Mittelerz, Rv. Sitzende Vesta; *Vesta*, vom J. 37 n. Chr. Coh.² 27; 3 Stück, auf einem der Contrestempel TI CA eingedrückt.

6. Claudius. a) Mittelerz, Rv. Kämpfende Pallas mit Speer und Schild, vom J. 41 n. Chr. Coh.² 84, 9 Stück mit meistens barbarischer Prägung. b) Mittelerz, Rv. *Constantia Augusti* vom J. 41 n. Chr. Coh.² 14. c) Mittelerz, Rv. *Constantiae Augusta*. Auf dem Avers der Stempel BoN, ferner sämmtliche A ohne Querstrich. d) Kleinerz, Rv. Kämpfende Pallas. Coh.² 84, 11 Stück meist roher Prägung. e) Kleinerz, Rv. *Rom et Aug* vom J. 41 n. Chr. Coh.² 81.

5. Agrippina jun. u. Claudius. Denar, Rv. *Ti Claud Caesar Aug p m trib pot p p* Coh.² 4.

6. Nero. a) Mittelerz, Rv. *Securitas Augusti*, Coh.² 321. b) Mittelerz, Rv. *Victoria Augusti*, Coh.² 345. c) Mittelerz, Kopf mit Lorbeer n. r. *Imp Nero Caesar Aug p max tr p p p* Rv. Victoria n. l. mit Schild. Ohne Umschrift. 7 Stück. Coh.² 302. d) Mittelerz, Dieselbe Legende wie bei c), jedoch Kopf n. l. 2 Stück, davon eines barbarische Prägung. Coh.² 303. e) Kleinerz, Rv. *Cer quinq Rom con*, vom J. 60 n. Chr., Coh.² 53. f) Kleinerz, Rv. Sitzende Roma. *[Pon ma tr] p [im]p p p*, Coh.² 189. g) Kleinerz, Rv. Sitzende Roma. *Pontif max tr p p p*, Coh.² 193.

7. Vespasian. a) Mittelerz, Rv. *Aequitas Augusti* vom J. 70, Coh.² 12. b) Mittelerz, *[Imp Caes] Vespasian Aug cos ....* Rv. Adler vom J. 71—78, Coh.² 480—483?

8. Domitian. a) Mittelerz, Rv. *Fortuna Augusti* vom J. 87, Coh.² 125. b) Mittelerz, Rv. *Moneta Augusti*, zwischen den J. 84—95, Coh.² 323—334. c) Mittelerz, Rv. *Spes*, zwischen 70 und 79, Coh.² 447—456 (?) d) Mittelerz, Rv. Pallas. *Tr p cos VIII des VIIII p p* vom J. 82, Coh.² 587. e) Mittelerz, Rv. *Virtuti Augusti* vom J. 90 oder 91, Coh.² 656.

9. Traian. a) Grosserz, Rv. Traian zu Pferde. Umschrift abgerieben, zw. 104 und 110, Coh.² 503. b) Mittelerz, Rv. *Fortunae reduci*, zw. 112—117, Coh.² 166. c) Mittelerz, Rv. *S p q R optimo principi*, zw. 112 und 117, Coh.² 389. d) Mittelerz, Rv. Pietas (?), *Tr pot cos II s c* vom J. 98, Coh.² 612. e) Mittelerz, Rv. Victoria, *Tr pot cos III p p* vom J. 100, Coh.² 628.

10. Hadrian. Mittelerz, Rv. *Salus publica* vom J. 118, Coh.² 1358.

11. Faustina I. Grosserz, Rv. *Veneri Augustae*, Coh.² 282.

12. Marc Aurel. a) Grosserz, Rv. Jupiter, *Imp VI cos III* vom J. 174, Coh.² 250. b) Mittelerz, Rv. Sitzende Roma, *Imp VI cos III* vom J. 172, Coh.² 282. c) Mittelerz, Rv. Victoria, *Imp VI cos III* vom J. 172, Coh.² 266.

d) Mittelerz, Rv. Aequitas mit Füllhorn und Waage, *Trib pot* ...... e) Mittelerz, Rv. *Consecratio*, Coh.² 90.

13. Faustina II. Grosserz, Rv. Juno mit Pfau, Umschrift abgerieben. Ob Coh.² 133?

14. Lucilla. Mittelerz, Rv. *Veneri genetrici*, Coh.² 75.

15. Septimius Severus. Denar, Rv. Fides, *p max tr p VIII cos II p p* vom J. 200, Coh.² 455.

16. Caracalla. Denar, Rv. Sol, *pontif tr p III* vom J. 199, Coh.² 413.

17. Geta. Denar, Rv. *[pont]if cos i* ...., Coh². 119 (?). Schlecht erhalten.

18. Elagabalus. Denar, Rv. *Libertas Aug* vom J. 220, Coh.² 98.

19. Gordianus III. Grosserz, Rv. *Aeternitati Aug*, Coh.² 43.

20. Gallienus. a) Kleinerz, Rv. *Apollini cons Aug*, Coh.² 80. b) Kleinerz, Rv. *Libero p cons Aug*, Coh.² 591. c) Kleinerz, Rv. *Mercurio cons Aug*, Coh.² 631. d) Kleinerz, Rv. Stehende Figur mit Scepter, ... Barbarische Prägung. e) Kleinerz, Rv. *Marti pacifero*. Im Felde A, Coh.² 617.

21. Salonina. Kleinerz, Rv. *Junoni cons Aug*, Coh.² 70.

22. Victorinus. a) Kleinerz, Rv. *Fides militum*, Coh.² 36. b) Kleinerz, Rv. *Vir[tus Aug ?]*.

23. Tetricus I. a) Kleinerz, Rv. *Hilaritas Augg*, Coh.² 54. 2 Stück, von denen eines schlecht erhalten ist. b) Kleinerz, Rv. *Pax Aug*, Coh.² 100. 8 Stück, davon eines mit barbarisirter Prägung. c) Kleinerz, Rv. *Pax Augg*, Coh.² 111. d) Kleinerz, Rv. Victoria n. l., *Pax* ..., Coh.² 105. e) Kleinerz, Rv. *Salus Augg*, Coh.² 144. f) Kleinerz, Rv. *Salus Augg*, Coh.² 150. 2 Stück. g) Kleinerz, Rv. *Salus Augg*, Coh.² 153. 2 Stück. h) Kleinerz, barbarischer Typus, Rv. *[Sa]lus Aug*. i) Kleinerz, Rv. Stehende Figur mit Scepter und Kranz, *Salus Aug.* (?) 2 Stück. k) Kleinerz, Rv. *Spes Augg*, Coh.² 162. l) Kleinerz, Rv. *Spes purlica*, Coh.² 170. m) Kleinerz, Rv. zerstört. n) Kleinerz, Rv. Mars? ...VAI.... o) Kleinerz, *Imp Tetr* ..... Rev. zerstört, 2 Stück.

24. Tetricus II. a) Kleinerz, Rv. *Consecratio*, Coh.² 10. b) Kleinerz, Rv. *[Pax?] Aug*. c) Kleinerz, Rv. *Spes Augg*, Coh.² 88, 2 Stück. d) Kleinerz, Rv. *Spes publica*, Coh.² 95.

25. Claudius II. a) Keinerz, Rv. *Aequita Aug* (sic!), Coh.² 11. b) Kleinerz, Rv. Altar — *Consecratio*, Coh.² 50, 7 Stück. c) Kleinerz, Rv. Adler — *Consecratio*, Coh.² 41. d) Kleinerz, Rv. Adler — *Consecratio*, Coh.² 44. e) Kleinerz, Rv. Adler — *Consecratio*, Coh.² 46, 3 Stück. f) Kleinerz, *Divo Claudio*. Rv. zerstört, 2 Stück. g) Kleinerz, Rv. *Provident Aug* — Im Felde *XII*, Coh.² 230. h) Kleinerz, Rv. *Requies opt mer* — Im Abschnitt STA, Coh.² 244. i) Kleinerz, Rv. *Uberitas Aug*, Coh.² 286. k) Kleinerz, Rv. *Virtus Aug*, Coh.² 318. l) Kleinerz, Rv. zerstört.

26. Probus. a) Kleinerz. Rv. *Fides militum* — Im Abschnitt *III*, Coh.² 256. b) Kleinerz, Rv. *Laetitia Augusti* — Im Abschnitt *IIII*, Coh.² 328.

27. Diocletianus. Kleinerz, Rv. *Jovi conservatori* — Im Felde *V*, Coh.² 259.

28. Maximianus Herculius. a) Kleinerz, Rv. *Virtuti Augg*; Coh.² 658. b) Kleinerz, Rv. *Vot xx Augg*, Coh.² 687.

29. Helena. Kleinerz, Rv. *Pax publica*, Coh.² 4, 3 Stück, von denen eines im Abschnitt *TRP*, das zweite *TRS* hat, während das dritte an dieser Stelle beschädigt ist.

30. Maximianus. Mittelerz, Rv. *Genio populi romani* — Im Felde *A*, im Abschnitt *PLC*, Coh.² 54.

31. Constantin I. a) Mittelerz, Rv. *Soli invicto comiti*, Coh. 538, 2 Stück, deren eines im Felde *T—F* und im Abschnitte *PLN* hat. b) Kleinerz, Rv. *Beata tranquillitas* — Im Felde *C—R*, im Abschnitt *PLC*, Coh.² 15. c) Kleinerz, Rv. *Beata tranquillitas*, im Abschnitt *STR*. Coh.² 15, 2 Stück. d) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, Coh.² 250, 5 Stück, auf einem von ihnen im Abschnitt *PLC*. e) Kleinerz, Rv. *Marti conservatori*, im Abschnitt *PTR*, Coh.² 333. Gelocht. f) Kleinerz, Rv. *Principi iuventutis*, Abschnitt *PLN*, Coh.² 444. g) Kleinerz, Rv. *Providentiae Augg*, Abschnitt *TRP*, Coh.² 454. h) Kleinerz, Rv. *S p q r optimo principi*, Coh.² 557. i) Kleinerz, Rv. *Soli invicto*, im Abschnitt *PTR*; Coh.² 508. k) Kleinerz, Rv. *Soli invicto comiti*, im F. *T—F*, Coh.² 524. l) Kleinerz, Rv. *Soli invicto comiti*, Coh.² 525, 2 Stück, auf deren einem im Felde *T—F*, dem anderen *A—S* steht. m) Kleinerz, Rv. *Soli invicto comiti*, im Felde *T—F*, im Abschnitt *BTR*, Coh.² 534. n) Kleinerz, Rv. *Soli invicto comiti*, Coh.² 530. o) Kleinerz, Rv. *Victoriae laetae princ perp*, im Abschnitt *DLN*, Coh.² 639. p) Kleinerz, Rv. *Victoriae laetae princ perp*; Coh.² 640, 2 Stück. q) Kleinerz, Rv. *D n Constantini max Aug*, i. F. *Vot xx*. Cohen 123. 2 Stück, eines mit *PUR*, das andere mit *SIS* i. A.

32. Constantinopolis. a) Kleinerz, Rv. Victoria, Coh.² 21, 3 Stück mit den Marken *TRA* und *TRP* im Abschnitt. b) Kleinerz, Rv. Victoria, Coh.² 22.

33. Urbs Roma. Kleinerz, Rv. Wölfin mit Romulus und Remus, Coh.² 19, 5 Stück mit den Signaturen *PLC* und *TRP* im Abschnitt.

34. Fausta. Kleinerz, Rv. *Spes rei publicae*, im Abschnitt *PTR*, Coh.² 14.

35. Constantinus II. a) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, Coh.² 122, 2 Stück mit *TRP* und *RBS* im Abschnitt. b) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, Coh.² 123. c) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, stark abgeschlissen, Coh.² 124. d) Kleinerz, Rv. *Principi iuventutis*, im Felde *F—T*, im Abschnitt *AT*Ƨ, Coh.² 143. e) Kleinerz, Rv. *Providentiae Caess*, im Abschnitt *STR*, Coh.² 163. f) Kleinerz, Rv. *Virtus exercit*; Abschnitt *PLN*, Coh.² 246. g) Kleinerz, Rv. Lorbeerkranz, darin *Vot x*, im Umkreise *Caesarum nostrorum*. Coh.² 38.

36. Constans I. a) Mittelerz, Rv. *Fel temp reparatio*, im Abschnitt *PLC*, Coh.² 19. b) Kleinerz, Rv. *Fel temp reparatio*, im Abschnitt *TRP*, Coh.² 22. c) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, Coh.² 46. d) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, im Abschnitt *TCON*, Coh.² 50, 2 Stück. e) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, Coh.² 52. f) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, Coh.² 53. g) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, im Abschnitt *TRP*, Coh.² 54. h) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, im Abschnitt *TRP*, Coh.² 59. i) Kleinerz, Rv. *Victoriae*

dd Augg q nn, Coh.² 176, 3 Stück. k) Kleinerz, Rv. *Victoriae dd Augg q nn*, Coh.² 179, 4 Stück, auf einem im Felde *D*; auf den übrigen im Abschnitt die Zeichen *ARP* und *TRP*.

37. Constantius II. a) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, Coh.² 93. b) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, im Abschnitt *PTR*, Coh.² 95. c) Kleinerz, Rv. *Gloria exercitus*, im Abschnitt *MNS*, Coh.² 104. d) Kleinerz, Rv. *Providentiae Caess*, im Felde *S—P*, Coh.² 167. e) Kleinerz, Rv. *Victoriae dd Augg q nn*, Coh.² 293. 3 Stück, mit *P* und *PF* im Felde, und bei einem im Abschnitt *RQS* (?).

38. Magnentius. a) Mittelerz, Rv. *Felicitas reipublice*, im Felde *II*, Coh.² 6. b) Kleinerz, Rv. *Felicitas reipublice*, im Felde *A*, Coh.² 5. c) Kleinerz, Rv. *Victoriae dd nn Aug et Cae*, im Abschnitt *TRP*, Coh.² 71.

39. Decentius. Mittelerz, Rv. *Salus dd nn Aug et Cae*, Coh.² 12.

40. Valentinianus I. a) Kleinerz, Rv. *Gloria Romanorum*, Coh.² 12, 4 Stück mit den Beizeichen 1) *OF III* i. F., *CON* i. A., 2) *LVC* i. A., 3) $F\text{—}\frac{R}{R}$ i. F. und 4) *R—S* i. F. b) Kleinerz, Rv. *Securitas reipublicae*, Coh². 37, 5 Stück, auf denen bei 1 *SMAQ* i. A., bei 2 *OF—II* i. F., bei 3 *SCON* i. A. und bei 4 *OF—III* i. F. sich findet.

41. Valens. a) Kleinerz, Rv. *Securitas reipublicae*; Coh.² 47, 7 Stück, bei 1 *R—F* i. F. und *RSISc\E* i. A., bei 2 *OF—I* i. F., *LVGVS* i. A., bei
C
A
4 *OF—I* i. F., bei 5 *S* im F., *LVGD* i. A., bei 6 *TCON* i. A., bei 7 *OF—I* i. F. und *CON* i. A.

42. Gratianus. a) Mittelerz, Rv. *Reparatio reipub*, i. F. *S*, im A. *LVGS* bei 1 und *LVGP* bei 2, Coh.² 30, 2 Stück. b) Kleinerz, Rv. *Gloria novi saeculi*, Coh.² 13, 2 Stück, bei einem *SCON* i. A. c) Kleinerz, Rv. *Gloria Romanorum*, Coh.² 23, 5 Stück, bei 1 *O—I* i. F., *ASISCE* i. A., bei 2 *O—F II* i. F., Abschnitt unklar, bei 3 *O—F* im F., *LVCS* i. A., bei 4 *O F*
S *II* *II*
i. F., bei 5 *S—R* i. F., *ASISCE* i. A. d) Kleinerz, Rv. *Securitas rei publicae*
C
A
i. F. *OF—I*, i. A. *LVGP*, Coh.² 35. e) Kleinerz, Rv. *Securitas rei publicae*, Coh.² 34, 2 Stück, von denen 1 i. F. *OF—I*, i. A. *CONB*, 2 i. F. einen Stern (*), i. A. *TRP* (?) aufweist.

43. Valentinianus II. a) Mittelerz, Rv. *Reparatio rei pub*, Coh.² 26. b) Kleinerz, Rv. *Victoria Auggg*, i. F. Φ, Coh.² 46.

44. Theodosius. Kleinerz, Rv. *Victoria Auggg*, i. A. *SCON*, Coh.² 41.

45. Magnus Maximus. a) Mittelerz, Rv. *Reparatio rei pub*, Coh.² 3. b) Kleinerz, Rv. *Spes Romanorum*, i. A. *TCON*, Coh.² 7.

46. Fl. Victor. Kleinerz, Rv. *Spes Romanorum*, i. A. *SMTR* (?), Coh.² 3.

47. Arcadius. Kleinerz, Rv. *Gloria Romanorum*, i. A. *MTRC* (?).

48. Honorius. Kleinerz, Rv. *Victoria Augg*, Coh.² 39.

Hiernach sind im Ganzen etwa 400 römische Münzen gefunden, von denen 337 Stück sich haben bestimmen lassen und in folgender Weise vertheilen:

Calpurnia	1	Agrippina	1	Gallienus	5	Fausta	1
Cloulia	1	Nero	14	Salonina	1	Constantinus II	8
Coponia	1	Vespasian	2	Victorinus	2	Constans	16
Cornelia	1	Domitian	5	Tetricus I	26	Constantius II	7
Egnatuleia	1	Traian	5	Tetricus II	5	Magnentius	3
Marcia	1	Hadrian	1	Claudius II	20	Decentius	1
Memmia	1	Faustina I	1	Probus	2	Valentinianus I	9
Titnria	1	Marc Aurel	5	Diocletian	1	Valens	7
Vibia	1	Faustina II	1	Maximianus		Gratian	12
Caesar	2	Lucilla	1	Herculius	2	Valentinianus II	2
Augustus	39	Sept. Severus	1	Helena	3	Theodosius	1
Agrippa	2	Caracalla	1	Gal. Maximianus	1	Maximus	2
Tiberius	42	Geta	1	Constantinus I	25	Fl. Victor	1
Germanicus	2	Elagabalus	1	Constantinopolis	4	Arcadius	1
Caligula	3	Gordian III	1	Urbs Roma	5	Honorius	1
Claudius I	23						

C. Gallische Münzen.

a) Nemausus.

1. Augustus[1]) und Agrippa. a) As. *Imp divi f [p] p*, bekränzte Köpfe beider. Rv. *Col Nem*, Crocodil vor Palmbaum mit Schleifen und Kranz. Cat. des monn. gaul. de la bibl. nat. 2837. b) *Imp divi f*, die beiden Köpfe bekränzt. Rv. *Col Nem*, Crocodil vor Palmbaum mit Schleifen ohne Kranz. Robert, Numism. de Languedoc pl. IV, 5. c) *Imp divi f*, die beiden Köpfe, der des Augustus unbekränzt. Rv. wie bei b; 5 Stück, davon haben 2 Exemplare auf dem Halse des Agrippa und 2 auf dem des Augustus den Stempel IMP. Cat. d. monn. gaul. 2747. d) IMP DIVII (so!), die beiden Köpfe, der des Augustus ohne Kranz. Rv. wie bei b. e) *Imp divi f*, die beiden Köpfe unbekränzt. Rv. wie bei b, 2 Stück.

b) Treveri.

2. A. Hirtius. Kleinerz · · RIIVS in rückläufiger Schrift, Elephant n. r. Rv. Simpulum, Weihwedel, Beil und flam. Mütze, Δ im Felde. Cat. d. monn. gaul. 9243; Lelewel, Type gaulois pl. IX, 14.

Von dieser Münze, welche eine offenbare Nachbildung der gleichen Denare Cäsars ist, hat bereits Senckler (B. Jahrb. XI, S. 50 ff.) es wahrscheinlich gemacht, dass sie bei den Treveri geschlagen worden ist und zwar im J. 44 v. Chr., wo A. Hirtius Statthalter von Belgica war. Vgl. jedoch Babelon a. a. O. 1, 541 f.

3. Germanus Indutillil. 10 Stück Kleinerze. Weiblicher Kopf n. r. mit Stirnband und im Nacken aufgebundenem Haar. Rv. N. l. schreitender

1) Die übrigen Münzen des Augustus und seiner Nachfolger bis auf Nero, soweit sie in Gallien geschlagen sind, sind einem allgemeinen Gebrauche zu Folge bereits unter den römischen Münzen aufgeführt.

Stier mit erhobenem l. Vorderfuss auf einer Leiste (Cat. d. m. gaul. 9245 ff.) und mit nachstehenden Legenden:

a) CERMANVS — INDVTILLI	f) CERMANV· — INDVTILL'
b) · · RMANVS — · · · · TILLII	g) · · · · · NV· — · · · · · · · ·
c) CERMANV · — INDVTILLI'	h) · · RMAИVS — · · DVTILLI
d) · · ꙅMANVS — · · · VTILLIL	i) · · · · · · · · — · · · · · ·
e) CERMANVS — · · · · · · ·	k) · · · · · · · · — INDVTILL

Die vielfach in neuerer Zeit ventilirte Frage, ob mit Burgon, Cat. of the Pembroeke collection of coins p. 63 und Longpérier, Revue numism. fr. 1860 p. 180 s. *Indutilli f(ilius)* oder mit Lejeay a. a. O. 3me Sér. t. 7, 1889, p. 351 nach dem Vorgange von Birch *Indutilli l(ibertus)* zu lesen sei, wird durch die bei Pommern gefundenen Exemplare auch nicht zum Abschluss gebracht, wenngleich ich auf einem Stück (d) deutlich *Indutillil* zu lesen glaube. Niemand wird zwar heute mehr dabei an den von Caesar genannten Fürsten der Trevirer, Indutiomarus, denken. Demungeachtet wird die Münze mit vieler Wahrscheinlichkeit den Trevirern bezw. den Ostbelgiern zugeschrieben (vgl. Senckler, Bonn. Jahrb. 11, 44 f.), wofür auch der Umstand spricht, dass sie im Trierischen und Luxemburgischen am meisten erscheint. Sie zeichnet sich durch die Güte ihrer Prägung vor anderen gallischen Münzen aus, was auf ihre Entstehung unter römischem Einfluss hindeutet.

4. Pottina. Goldstater. 2 Stück. Grosses Auge im Profil, dessen Pupille durch ein Rad mit 8 Speichen gebildet wird. Rv. Freispringendes Pferd n. l., über seinem Rücken ein herzförmiges Ornament mit V im Innern, unter dem Bauch und hinter dem Schwanz je ein 4- bezw. 8strahliger Stern. Im Abschnitt zwischen zwei Leisten auf dem ersten Exemplar: OTTINA, auf dem zweiten halb zerstörten: TTINA: Cat. d. monn. gaul. 8825. Atlas pl. XXXVI.

Auch diese Münzen, deren Beischrift auf gut erhaltenen Exemplaren[1] vollständig POTTINA lautet, und welche man mit grosser Vorliebe den Ambiani hat beilegen wollen, kann nach den Orten, wo sie zumeist gefunden wird, nur dem Gebiete der Trevirer und dem Südosten der Gallia Belgica, wofür sie Hermand, Revue belge de numism. 4me Sér. t. 3 p. 6 in Anspruch genommen hat, zugetheilt werden. Der Name Pottina setzt bis jetzt jedwedem Deutungsversuch hartnäckigen Widerstand entgegen.

Demselben Gebiete werden auch die beiden folgenden einer Beischrift entbehrenden Goldmünzen angehören.

5. Goldstater. Grosses Auge, dessen Pupille ein achtspeichiges Rad bildet. Rv. Springendes Pferd n. l., oben herzförmiger Zierrath mit V, hinten ein achtstrahliger Stern, zwischen den Beinen vierstrahliges, sternartiges Zeichen. Aufschrift zerstört. Cat. d. m. gaul. 8825.

---

1) Vgl. Publ. de la soc. arch. de Luxembourg t. 8 p. 181. Durch sie werden alle bisherigen Ergänzungsversuche wie z. B. *Gottina*, *Lucottina* (Duchalais, Méd. gaul. n. 493) und ähnliche als unrichtig zurückgewiesen.

6. Goldstater. Grosses Auge im Profil mit einfachen und geperlten Seiten, dessen Pupille ein concentrischer Doppelring bildet; am Rande Punkte. Rv. Gezäumtes Pferd n. l. galoppirend, über ihm die Reste der Darstellung eines Reiters und Punkte, zwischen den Beinen Doppelring, vor der Brust Ring mit Punkt. Cat. d. m. gaul. 8814. Atlas pl. XXXVI.

7. Arda. a) Kleinerz, Männlicher Kopf mit Tänie n. r., davor ARDA Rv. Galoppirendes Pferd n. r., zwischen den Beinen X, an den Mähnen C, vor der Brust S oder Ƨ[1]), oben ARDA, 11 Stück. Cat. d. monn. gaul. 8843. b) Kleinerz, Männl. Kopf n. r., davor ARDA Rv. Galoppirendes Pferd n. r. — ARΩA, 4 Stück. c) Kleinerz, Männl. Kopf n. r. — ARΩA. Rv. Galoppirendes Pferd n. r., ARDA 5 Stück. d) Kleinerz, Männl. Kopf n. r., ARΩA Rv. Galoppirendes Pferd n. r., ARΩA 4 Stück. Atlas pl. XXXVI, 8849. e) Kleinerz, Männl. Kopf n. r., ARDA Rv. Galoppirendes Pferd n. r. ohne Aufschrift. 5 Stück. f) Kleinerz, Männl. Kopf n. r. — Galoppirendes Pferd n. r., ARΩA 15 Stück. g) Kleinerz, Männl. Kopf n. r. Rv. Galoppirendes Pferd n. r., ARDA 4 Stück. h) Kleinerz, Männl. Kopf n. r. Rv. Pferd n. r. theils mit, theils ohne X zw. den Beinen, ARDA theils vor dem Kopf, theils auf dem Rücken des Pferdes. 4 Stück. i) Kleinerz, Männl. Kopf n. r., davor ARΩA Rv. Pferd n. r. k) Kleinerz, Männl. Kopf n. r., hinter ihm AR[DA] Rv. Pferd n. r. l) Kleinerz, Männl. Kopf n. r., dahinter ARD[A] Rv. Galoppirendes Pferd n. l., zwischen den Beinen fünfstrahliger Stern. m) Kleinerz, Männl. Kopf n. r. Rv. Pferd n. r. Schlecht erhalten. n) Kleinerz, Männl. bärtiger Kopf n. r., dahinter Ring, ARΔA Rv. Reiter n. r. 4 Stück. Cat. d. m. gaul. 8840. o) Kleinerz, Weibl. Kopf n. r. Rv. n. r. (auf 1 Stück n. l.) schreitendes Rind, unten Eber; ARDA 21 Stück. Cat. d. m. gaul. 8852. Lelewel pl. XI, 31 (?). p) Kleinerz, Weibl. Kopf n. r. Rv. n. r. schreitendes Rind, unten Eber; ARΩA 2 Stück.

Aus diesen Bronze-Münzen kleinen Formats spricht abweichend von den Goldmünzen[2]) mit der gleichen Aufschrift und dem springenden Pferd auf dem Revers sowie dem Auge auf dem Avers, welche ein rein gallisches Gepräge zur Schau tragen, eine ausgesprochene Anlehnung an römische Vorbilder. Denn wie den Numismatikern keineswegs entgangen ist, ähnelt der bärtige Kopf auf den Exemplaren mit dem Reiter dem Kopf auf den Denaren des Qu. Titius und dem des Jupiter Terminalis auf den Münzen des M. Terentius Varro vom J. 67 v. Chr., ebenso erinnert das Rind unwillkürlich an eine ähnliche Darstellung auf den Denaren des Qu. Voconius Vitulus. Dadurch wird ihre Entstehung nach dem Untergang der gallischen Unabhängigkeit bestimmt. Der Name Arda, welcher in dem Töpfernamen Ardacus und dem Gebirgsnamen Arduenna wiederkehrt, ist ein inschriftlich[3]) bezeugter gallischer Eigenname

1) Diese Symbole kehren auf den Münzen sämmtlich wieder, weshalb sie bei den folgenden Varietäten nicht mehr besonders aufgeführt werden.

2) Revue num. fr. 3me Série t. 3 p. 150 pl. VI, 14.

3) Mém. de la soc. des antiq. de France N. S. t. 8, 1846, p. 262 zu Marclop bei Feurs, Loire.

und scheint, wie de Saulcy[1]) ansprechend vermuthet hat, den Anführer des belgischen Aufstandes gegen Caesar 57 v. Chr. zu bezeichnen, welcher bei Dio 39, 1, 2 nach dem cod. Medic. Ἀδρά heisst. Ob er auch mit dem von Caesar b. g. 2, 4 und 2, 13 erwähnten gallischen Chef Namens Galba zu identificiren ist, lasse ich dahin gestellt sein, so nahe auch eine Gleichung beider Persönlichkeiten liegt. Nicht minder bestechend ist der von A. de Barthélemy[2]) gemachte Versuch die Verschiedenheit der Gold- und Kupferprägung dieser Münzen sowie des Charakters ihrer Typen aus der durch die Unterdrückung des Aufstandes bedingten Veränderung des staatsrechtlichen Verhältnisses der Belgier zu Rom zu erklären und sie selbst darnach zeitlich genauer zu bestimmen. Der Umstand, dass sie speciell in dem Gebiete der Treveri an der Mosel und in den Ardennen am meisten[3]) gefunden werden, legt es nahe, in diesem Landstrich des alten Belgiens[4]) ihre eigentliche Heimath zu sehen, was dadurch, dass sie unter den in Pommern gefundenen gallischen Münzen die zahlreichsten sind, eine beachtenswerthe Stütze erhält.

8. Quinar. Sitzende männliche Figur n. l. mit vom Ellenbogen an erhobenem rechten und rückwärts nach unten gehaltenem linken Arme, zu seinen Füssen eine Schlange, hinter ihm ein bogenförmiges Ornament. Der Kopf n. r. zurückgewandt. Rv. Roh gezeichnetes Pferd linkshin, darüber 3 Kugeln und bei einzelnen Exemplaren 1 Kugel unter ihm. 76 Stück. Cat. d. monn. gaul 9378. Lelewel pl. 1, 13.

Diese Silbermünze kleinsten Formats hat ältere[5]) und neuere Numismatiker gleich lebhaft beschäftigt. Während Lelewel[6]), um von den verfehlten Deutungen früherer Gelehrten zu schweigen, die Figur des Averses für ein „*mannequin acariâtre d'un Druide assis, ayant sur ses genoux un rameau de gui*" ausgab, erklärte Streber[7]) sie für das Bild eines Heros, des Hercules, den die Deutschen vor der Schlacht anriefen, ferner den Baum für das genealogische Symbol der Race und die Schlange für das Emblem der Finsterniss. Diese Deutung ist mit Recht von Ch. Robert[8]) als völlig haltlos verworfen worden, unter Hinweis darauf, dass die Darstellung der Schlange, des Baumes und einer sitzenden Figur auf gallischen Münzen als Haupt- und Nebentypus nichts Ungewöhnlichss und namentlich die letztere vielleicht den Münzen Alexanders von Macedonien entlehnt sei. Diese Münzen kommen sehr häufig auf den beiden Seiten der Ardennen, im Luxemburgischen und im Norden der Champagne,

---

1) Revue archéol. N. S. t. 12, 1872, p. 259 s.

2) A. a. O. 3me Sér. t. 3 p. 151 ss.

3) Nur ganz vereinzelt kommen sie an anderen Orten Frankreichs vor.

4) Dictionnaire archéol. de la Gaule fig. 96. Hucher, L'art gaulois t. II p. 141 lässt die Herkunft unentschieden.

5) Vgl. Mionnet, Suppl. t. I p. 182 n. 279. Duchalais, Descr. des méd. gaul. p. 299 n. 701.

6) Type gaulois p. 171.

7) Ueber eine gallische Silbermünze mit dem angeblichen Bilde eines Druiden. München 1863. 4⁰.

8) Revue fr. de numism. N. S. t. 9, 1864, p. 470 ss.

vereinzelt freilich auch im ganzen östlichen Gallien bis zur Schweiz[1]) hin vor. Wenn Streber sie den Remi und den Treveri gemeinschaftlich zugesprochen hat, so ist dies, was die Remi anlangt, ebenso wenig stichhaltig, wie wenn der Verfasser des Katalogs der Pariser Nationalbibliothek S. 217 sie den Vindeliciern aufbürdet. Im Gegentheil, ihr engbegrenzter Fundbezirk im Verein mit der Thatsache, dass sie neben den Arda-Münzen den dominirenden Typus im ganzen Pommerner Funde bildet, indem ihrer allein 76 Stück zu Tage gefördert worden sind, weist unzweideutig auf das Gebiet der Trevirer als ihre eigentliche Heimath hin.

Vielleicht mit diesen Münzen zu verbinden ist die folgende Münze von Silber.

9. Quinar. Sitzende, roh gezeichnete männliche Figur mit borstigem Haarwuchs, welche die beiden Arme vom Ellenbogen ab in die Höhe gehoben hat und in der Rechten einen undeutlichen Gegenstand (Bogen oder Stab), in der Linken einen Ring oder Kranz hält. Rv. Pferd n. r. schreitend mit starker Mähne und hässlichem Kopf, in seltsamer Weise rückwärts blickend, am Rand Zickzackeinfassung. 1 Stück. Robert, Mon. gaul. p. 90. Lelewel a. a. O. pl. VI, 10.

Der Stil, die Fabrik und die grosse Aehnlichkeit des Typus lässt es gerechtfertigt erscheinen, diese Münze mit der vorher beschriebenen zusammenzustellen und bei ihr die gleiche Herkunft anzunehmen. Vgl. Hucher, L'art gaul. II, p. 23. Lelewel, welcher a. a. O. S. 360 die Figur der Hauptseite für „*une idole ou druide assis et radié*“ hält, will, mit Rücksicht auf ihre starke Verbreitung im nördlichen Theile von Gallien[2]), sie als eine Münze der Remi betrachtet wissen.

10. Quinar. Barbarisch gebildeter Kopf n. l., das Haar aus zwei **ƨ** gebildet; vor dem Kopf ein Ornament, das einem **ƨ** gleicht oder einer grossen Locke, wie solche auf den Goldmünzen mit dem Kopfe des Apollo Belenus sich finden. Rv. Ein n. l. schreitendes Pferd, über seinem Rücken drei Kugeln. 2 Stück.

Auch diese Münzen zeigen grosse Verwandtschaft mit den vorher beschriebenen Münzsorten, sie kommen nach dem Zeugniss von Lelewel ebenfalls auf beiden Seiten der Ardennen, im Luxemburgischen und im Norden der Champagne[3]) vor, wodurch ihre Zugehörigkeit zu jenen erhellt.

c) Aduatuci (?).

11. Avaucia. a) Kleinerz. Kreis mit Punkt in der Mitte, von dem in

1) Die antiquarische Gesellschaft in Zürich besitzt 2 Exemplare, welche in Baselland gefunden worden sind. Vgl. H. Meyer, Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gall. Münzen. Zürich 1863, S. 13 n. 81.

2) Eine Varietät dieser Münze, in Pruntrut gefunden und jetzt in der Sammlung der antiqu. Gesellschaft zu Zürich aufbewahrt, hat Meyer a. a. O. S. 13 n. 79 u. 80 veröffentlicht.

3) Ein versprengtes Exemplar ist im Aargau gefunden worden. Vgl. H. Meyer a. a. O. S. 8 n. 59.

kreuzförmiger Anordnung 4 Storchenköpfe[1]) ausgehen, im Felde grössere und kleinere Ringe. Rv. Pferd n. l., Schultern und Hinterschenkel mit kreisrunden Scheibchen geschmückt. — AVVC··· Cat. d. m. gaul. 8882. b) Kleinerz. Derselbe Typus. Rv. Pferd wie bei a, davor punktirter Ring, AVAV··· c) Kleinerz. Derselbe Typus. Rv. Pferd n. l. wie bei a, ····CIA d) Ohne Legende. In der Mitte ein punktirter Kreis, mit 4 Storchenköpfen, im Felde kleine Ringe mit Punkten in der Mitte. Rv. Pferd n. l., Brust und Hintertheile mit kreisrunden Scheibchen geschmückt. 50 Stück. Cat. d. m. gaul. 8868. Atlas pl. XXXVI.

Diese beiden Münzgruppen gehören, obgleich die eine der Aufschrift entbehrt, dennoch wegen ihrer Uebereinstimmung hinsichtlich der Fabrik, des Stils und der Typen eng zusammen; sie können daher auch nur eine gemeinsame Herkunft haben. Massenweise[2]) werden sie im östlichen Belgien in der Gegend von Namur, Brüssel und namentlich Tongern gefunden — am letzteren Ort hat Graf Renesse-Breidbach auf seiner Besitzung eine grosse Menge derselben gesammelt. Vgl. de Saulcy, Rev. num. fr. 1858, p. 440. Dazu kommt nun noch die Höhe bei Pommern mit 53 Stück, einer Zahl, welche ihnen unter den dort gefundenen gallischen Münzen die dritte Stelle anweist. Aus der Aufschrift *Avaucia* lässt sich kein sicherer Anhaltspunkt für ihre Heimath gewinnen. Denn mit de Saulcy (Rev. num. fr. Nouv. Sér. t. 13, 1868, p. 408) ihn für die latinisirte Form des Namens *Aduatuci* anzusehen, geht nicht an; eher wird er, wofür sich bereits Barthélemy (a. a. O. 3me Sér. t. 1, 1883, p. 7) und Holder (Alt-celt. Sprachschatz s. v. Avaucia) ausgesprochen haben, als der Name eines Mannes, etwa eines Anführers, zu gelten haben. Die grosse Menge der zu Tongern und Pommern gerade von dieser Münze gefundenen Exemplare spricht dafür, dass ein im Bereiche dieser Orte wohnender Volksstamm der Urheber dieser Münze ist. Die französischen Numismatiker[3]) haben sie daher nach dem Vorgange von de Saulcy den Aduatuci zugeschrieben, welche ihre Wohnsitze zwischen Maas und Rhein gehabt haben. Ob mit Recht, muss dahingestellt bleiben.

d) Leuci (?).

12. Potin. a) Männl. unbärtiger Kopf mit Diadem n. r. Rv. Eber n. l., darüber KAO 2 Stück. b) Wie a. Rv. Eber n. l., davor auf den besser erhaltenen Exemplaren ein Ring. 20 Stück.

Die Zusammengehörigkeit beider Münzsorten ergiebt sich aus der Gleichheit der Fabrik und der Typen. Die Aufschrift KAO, welche auf zwei Stück auf dem Revers erscheint, ist bis jetzt meines Wissens noch nicht beobachtet

---

1) So nach der Deutung von K. van den Steinen in der Festschrift für Adolf Bastian, Berlin 1896, S. 252 ff., während man bisher in dem Zeichen Pferdebüsten zu erkennen geglaubt hat.

2) Vereinzelt ist diese Münze auch am Niederrhein zu Asberg bei Mörs und zu Neuss auf der Sels'schen Ringofen-Ziegelei gefunden worden. Vgl. Bonn. Jahrb. 68, S. 153 u. 101, S. 11,5.

3) Dictionn. arch. de la Gaule n. 115. Hucher, L'art gaulois II, 105.

worden. Die Münze mit ihren barbarisch gezeichneten Seiten, von der es eine ganze Reihe Varietäten giebt (de la Tour, Atlas des monn. gaul., pl. XXXVII, 9044, 9078, 9147—9190), kommt am häufigsten in der Umgebung des alten Nasium (Naix in Lothringen) vor, daneben vereinzelt[1]) in den nördlichen Gegenden Frankreichs. Die Ansichten über ihre Herkunft gehen sehr auseinander. De la Saussaye (Rev. numism. fr. 1840, p. 256) hat sie nach Belgien verwiesen, Lelewel (Type gaulois p. 152 ss.) dagegen mit Rücksicht auf den auf dem Revers dargestellten Eber, den er für das Emblem der Aeduer hält, den Aeduern gegeben. Wegen ihres massenhaften Vorkommens bei Naix wird sie meines Erachtens richtiger von Muret-Chabouillet (Cat. des monn. gaul. 9044 ss.) als eine Münze der Leuci[2]) ausgegeben.

e) Senones.

13. Potin. Zwei Ziegenböcke aufrecht stehend und mit den Füssen gegeneinander gestellt. In der Mitte zwischen ihnen und rings herum vier Ringpunkte. Rv. Zwei Eber mit den Füssen gegeneinander gestellt; in der Mitte ein Punkt. 8 Stück. Cat. des monn. gaul. 7465. Atlas pl. XXX.

Diese Münzgruppe erhält ihre nähere Bestimmung durch eine andere Münze von demselben Typus und von ganz ähnlicher Fabrik, welche zwischen den beiden Ziegenböcken noch die Aufschrift AΓHΔ trägt. Vgl. Cat. d. monn. gaul. 7467; Revue num. fr. 3me Sér. t. 4, 1886, p. 200, 54. In ihr mit Longpérier (Revue num. fr. 1844 p. 166 s.) den bei Caesar und Anderen erwähnten Namen Agedincum zu finden widerräth der Umstand, dass Städtenamen bis jetzt auf den gallischen Münzen mit Sicherheit nicht nachgewiesen sind. Eher steckt der Name eines Mannes, etwa eines Gottes, darin. Da diese Münzen, deren Avers stark an einen analogen Typus auf Münzen von Thessalonike und Amphipolis erinnert, sich am zahlreichsten in der Champagne und Brie vorfinden, so werden sie vielleicht nicht mit Unrecht von den neueren französischen Numismatikern in ziemlicher Uebereinstimmung den Senones beigelegt. Ihrem Stil gemäss scheinen sie zu den ältesten gallischen Münzen, welche in Pommern vorkommen, zu gehören.

f) Catalauni (?).

14. Potin. a) Ein Mann n. r. eilend, in der Linken einen Wurfspiess, in der Rechten einen grossen Ring tragend, die langen Haare in eine Art von Zopf gebunden. Rv. Ein n. l. springendes Pferd, zwischen seinen Beinen einen Ring, oben eine Schlange (?). Cat. d. m. gaul. 8133; Atlas pl. XXXII. b) Ein Mann n. r. eilend mit einem Wurfspiess in der Linken und einem Schild in der Rechten. Rv. Ein n. r. schreitender Vierfüssler im Begriff ein zu seinen Füssen befindliches Reptil zu vertilgen. Ueber ihm ein schwer zu bestimmender Gegenstand. Schlecht erhalten. Cat. d. m. gaul. 8124; Atlas pl. XXXII.

---

1) Die Spuren ihrer Verbreitung lassen sich bis in die Schweiz verfolgen. Vgl. Meyer, Gall. Münzen S. 23 Taf. III, 124–126.

2) Allein Lambert, Essai sur la numism. gaul. du Nord-Ouest de la France. Paris 1844. p. 19 will sie den Aulerci Eburovici zuschreiben.

Diese plump gegossenen Münzen mit äusserst mangelhafter Zeichnung haben die Numismatiker viel beschäftigt. Zunächst den Krieger des Averses hat de Saulcy für den gallischen Kriegsgott *Camulus* ausgegeben. Den Vierfüssler des Reverses haben die Einen für einen Bären, die Anderen für einen Eber[1]), endlich A. de Barthélemy (Rev. archéol. N. S. t. 22, 1881, p. 132) für einen Elephanten erklärt, indem er in ihm eine schlechte Nachbildung des bekannten Denars von Caesar (Cohen, Monn. d. la rép. rom. pl. XX, 10) mit dem Bilde des eine Schlange zertretenden Elephanten sieht, einen Typus, der in viel späterer Zeit auffallender Weise auf einem in Oesterreich gefundenen Brakteaten (Atlas de l'archéol. du Nord pl. VIII, 156) aus der merovingischen Zeit sich wiederfindet. Wenn Barthélemy's Vermuthung das Richtige träfe, dann würde diese Münze in die jüngsten Zeiten des gallischen Münzwesens zu versetzen sein.

Allein der Charakter der Bilder und die Technik verbieten es, sie dem Ausgang der gallischen Münzautonomie zuzuschreiben; sie ist im Gegentheil mit Lambert (Essai sur la monnaie gaul. p. 19) in die älteste Periode zurück zu verweisen. Sie ist eine der gewöhnlichsten und weit verbreitetsten[2]) von allen gallischen Münzen. Da sie am zahlreichsten in den Gebieten der Veromandui, Bellovaci, Remi und Catalauni erscheint, so hat Lelewel sie den Veromandui, Barthélemy den Senones und Lingones, mehrere Neuere wie Muret den Catalauni zugesprochen. Eine sichere Bestimmung ihrer Heimath ist vor der Hand nicht möglich.

g) Unbestimmt.

15. Potin. Stierkopf in Vorderansicht zwischen zwei S-ähnlichen Ornamenten, oben ein Pflanzenbüschel. Rv. Ein Bär rechtshin, der ein unter seinen Füssen befindliches Thier zu fressen scheint. Cat. d. monn. gaul. 8351; Atlas pl. XXXIII.

Die von Duchalais (Descr. des méd. gaul. p. 158) vorgetragene Deutung[3]) dieser hier in einem einzigen Exemplare vertretenen Münze als Bundesmünze der Sequaner und Helvetier beruht auf der bisher durch nichts erwiesenen Annahme, dass der Stierkopf das Wappenbild der Sequaner und der Bär das nationale Abzeichen der Helvetier gewesen sei. Auch der Versuch Plantet's (Plantet et Jeannez, Essai sur les monnaies du comté de Bourgogne. Besançon 1855, p. 4), die beiden zur Seite des Stierkopfs befindlichen S als den Anfangsbuchstaben des Namens Sequani zu erklären, ist deshalb verfehlt, weil die Bedeutung dieser S-Figuren auf gallischen Münzen als eine

---

1) Vgl. Jeuffrain, Essai d'interprétation des types de quelques méd. muettes émises par les Celtes Gaulois. Tours 1846. p. 88.

2) Ihr Kurs lässt sich durch einen grossen Theil des nördlichen und östlichen Galliens von der Picardie bis in die Schweiz hinein sowie am ganzen Rhein entlang verfolgen. Vgl. Danicourt, Rev. arch. 3me Sér. t. 7, 1886, p. 75, 20. Meyer, Gall. Münzen S. 125 n. 131, 132. B. Jahrb. 77 S. 68, Taf. V, 2; 86 S. 151, Taf. IV, 10; 101 S. 10.

3) Sie hat an Senckler, Bonn. Jahrb. 15, 1850, S. 146 einen Vertheidiger gefunden.

rein ornamentale längst nachgewiesen ist. Eher steckt in den Thierbildern eine Beziehung auf religiöse Vorstellungen, wie bereits H. Meyer, Gallische Münzen S. 25 hervorgehoben hat, welcher zugleich ansprechend vermuthet hat, dass der Typus des Bären von einer massiliotischen Münze, auf der er in ähnlicher Stellung erscheine, entlehnt sei. Für die Heimathsbestimmung dieser Münze liegen sichere Anhaltspunkte nicht vor.

Wegen der Aehnlichkeit des Typus reihe ich hier die folgende Münze ein:

16. Kleinerz. Stierkopf in Vorderansicht, darüber Pentagon. AMBACTVS Rv. Adler mit halb ausgebreiteten Flügeln innerhalb eines Lorbeerkranzes, n. l. blickend. Cat. d. monn. gaul. 8362. Lelewel pl. IX, 9.

Auch die Bestimmung der Herkunft dieser Münze, welche in der ganzen Belgica prima zahlreich vorkommt, ist ungewiss. Die Zutheilung an die Sequaner, welche Lenormant und Duchalais a. a. O. S. 160 zuerst ausgesprochen haben, beruht auf der Deutung des Wortes *Ambactus* im Sinne von „Clienten“ und der Bezeichnung der Sequaner als Unterthanen der Römer. Andere, wie Robert, Monn. gaul. p. 72, finden in dem Worte einen Mannesnamen und schreiben die Münze den Mediomatrici und Leuci zu. Mit welchem Recht, mag dahin gestellt bleiben. Nach ihrem Stil und ihrer Fabrik, welche ganz an römische Vorbilder sich anlehnt, kann die Münze nur in der Zeit nach der Unterwerfung Galliens unter Roms Botmässigkeit geprägt worden sein.

Gold. Taf. IV Fig. 1. Halskettchen aus dünnem Golddraht von kantigem Querschnitt, in zwei ungleiche Stücke gebrochen. Das kleinere derselben, welches in den Besitz des Pfarrers Schmalbach in Pommern gelangt war und von diesem dem Provinzial-Museum überlassen wurde, ist vor Beginn der Grabungen an derselben Stelle zwischen den Gebäuden *L* und *M* aufgefunden worden, wo später auch das grössere Stück zum Vorschein gekommen ist. Beide jetzt wieder zusammengesetzte Stücke haben eine Gesammtlänge von $26^1/_2$ cm. Das Kettchen besteht aus 37 kleinen Drahtgliedern, welche an ihren beiden Enden zu je einem grösseren und kleineren Ringelchen zusammengebogen und auf diese Weise mit einander verbunden sind. In den Drahtringelchen sind kleine Drahtglieder von durchschnittlich 10 mm Länge befestigt, an denen oben am Stielansatz durchlochte, in Plattgold gepresste dünne Blättchen hängen, welche augenscheinlich Buchenblätter darstellen sollen. Von solchen Blättchen sind noch 33 Stück erhalten. An zwei Ringelchen hängt nur mehr ein Rest des Drahtgliedes, in welchem ein solches Goldblättchen eingehängt war. In welcher Weise der Verschluss bewerkstelligt war, entzieht sich unserer Kenntniss, weil die beiden Endtheile abgebrochen sind.

Bronze.

I. Figürliches: 1. Statuette des Mars, gefunden in den Fundamenten des Gebäudes *M*, $12^1/_2$ cm hoch. Der Gott, welcher als eine ideale Jünglingsfigur behandelt ist, steht nackt da bis auf den den Kopf bedeckenden Helm. Er hat das rechte Bein fest aufgesetzt, so dass auf ihm die ganze Schwere des Körpers ruht und die Hälfte der rechten Seite mehr hervortritt, während

die Fussspitzen des seitwärts gesetzten linken Beines nur leicht den Fussboden berühren. Mit der vorgestreckten Rechten hatte er die jetzt fehlende Lanze erfasst, während die Hand des herabhängenden, bis über den Ellenbogen abgebrochenen linken Armes ebenfalls ein Attribut, wahrscheinlich das Schwert mit dem Parazonium, gehalten zu haben scheint. Unter dem hohen korinthischen Helme, welcher mit einem mächtigen Busch bekrönt ist, quillt das reiche volle Haar hervor und fällt in Locken über Wangen und Nacken herab. Das zarte und edel gebildete Antlitz blickt mit einem Anflug von Melancholie über den Beschauer hinweg in die Ferne. Die Augen, welche jetzt fehlen, waren eingesetzt und anscheinend von Silber. Die Arbeit der Bronze, welche zu der Gruppe der den jüngeren Typus des Mars wiedergebenden Bildnissen gehört, ist ziemlich gut.



Fig. 1. — $^1/_2$ n. Gr.



Fig. 2. — $^1/_3$ n. Gr.

2. Linker Flügel (Fig. 2) aus dünnem Bronzeblech, dessen Federn mit grossem Geschick mit dem Grabstichel gravirt sind, wahrscheinlich von dem Bilde einer Victoria herstammend, $15^1/_2$ cm lang. Derselbe ist gefunden im Gebäude *K*.

3. Rechter Vorderarm (Fig. 3) einer grösseren Statuette; erhalten der Theil von dem Handgelenke bis über den Ellenbogen, innen hohl, 11 cm lang. Gefunden nicht weit von der Stelle im Gebäude, wo der Flügel zu Tage gekommen ist. Ob die wegen des gleichen Fundorts sich aufdrängende Vermuthung, dass beide Bruchstücke einer und derselben Figur ursprünglich angehört haben, etwa einer Victoria, zu Recht besteht, lasse ich dahingestellt.



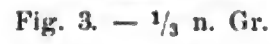


Fig. 3. — $^1/_3$ n. Gr.



Fig. 4 — $^1/_2$ n. Gr.

4. Figur eines schwimmenden Delphin mit ziemlich wagerechtem Kopf und in die Höhe gebogenem jetzt abgebrochenem Schwanze, Vollguss; 10 cm lang. Bekrönung eines Geräthes, wie die unter dem Bauche befindliche Löthfläche bekundet. Gefunden im Gebäude *G*.

5. Der Buchstabe *S*, $7^1/_2$ cm hoch, aus einem 9 mm breiten Bronzeblechstreifen verfertigt; oben und unten mit einem Loch zur Aufnahme der Stifte versehen. Gefunden im Gebäude *L*.

II. Schmuck- und Toilettengegenstände: 1. Fingerringe. Ihrer sind 3 Stück gefunden worden, und zwar zwei im Gebäude *O* und einer in

der Nähe des Gebäudes. Der eine von $1^1/_2$ cm Durchmesser hat oben ein rechteckiges glattes Schildchen, der andere von 16 mm Durchmesser besteht aus einem schmalen bandartigen Reifen, welcher gegen die ovale, in der Mitte durch eine Einschnürung in zwei Felder getheilte Platte sich verbreitert. Der dritte endlich, abgebildet auf Taf. IV Fig. 2, gebrochen und verbogen, besteht aus einem runden, ziemlich schmalen gebuckelten Reifen mit ovaler Platte; innen und aussen läuft ein schwacher Mittelgrat. Die Ringe können wegen ihres geringen Durchmessers höchstens am kleinen Finger getragen worden sein.

2. Armringe, 5 Stück, sämmtlich offen aus Bronzedraht von rundem Querschnitt. 1) oval mit spitz zulaufenden und übergreifenden Enden, etwas verbogen; Durchmesser $6^1/_2$ cm. 2) Kinderarmreif von 5 cm Durchmesser mit hakenartig umgebogenen Enden. 3) Aus schmalem nach innen flachem, aussen gewölbtem und durch eingeschnittene Schrägstriche verziertem Bronzedraht, welcher an den Enden hakenförmig zurückgebogen ist. 4) Kinderarmreif von 34 mm Durchmesser, mit rundem Stab, welcher an dem einen Ende geriefelt und mit einem Knöpfchen verziert ist, an dem anderen spitz ausläuft. 5) Hälfte eines Kinderarmringes aus zwei spiralförmig in einander geflochtenen runden Drähten, welche an dem erhaltenen Ende eine Oese bilden.

3. Nadeln. Unter ihnen befinden sich drei Haarnadeln, eine mit façettirtem Kopf, jetzt 6 m lang, eine zweite mit einem durch Façetten und darauf eingestanzten Würfelaugen hübsch verziertem Kopf, $8^3/_4$ cm lang, und eine dritte fragmentirte mit zwiebelförmigem Kopf, 27 mm jetzt lang. — Ferner eine stark verbogene Reihnadel mit länglichem Oehr, $13^1/_2$ cm lang. — Ausserdem mehrere chirurgische Geräthe meist fragmentirt, welche auf der einen Seite in eine Sonde, auf der anderen nach einem profilirten Zwischenstück in eine Schaufel auslaufen. — Endlich ein $11^1/_2$ cm langes kantiges Stäbchen mit einer lanzettartigen Erbreiterung an dem einen Ende, ganz ähnlich dem von Meyer, Gurina S. 54, Taf. XII Fig. 15 beschriebenen Geräthe aus Unter-Gurina.

4. Eine Anzahl flacher runder Durchsteckknöpfchen mit einem oder zwei kleinen Stiften auf der Rückseite, deren Durchmesser zwischen 7 und 28 mm wechselt. Eines derselben von 22 mm Durchmesser stellt in durchbrochener Arbeit einen Amazonenschild dar.

5. Fibeln. Die Mehrzahl derselben ist theils in unmittelbarer Nähe der südlichen Umfassungsmauer und an der Schwelle des Gebändes *M*, theils auf dem freien Platze zwischen diesem und dem Bau *K* aufgefunden worden. Ihre wichtigsten Formen sind auf Taf. IV Fig. 3—22 zusammengestellt worden.

1. Fig. 5 mit schalenförmigem sich verbreiterndem Kopfe. Das Vorkommen dieser Fibel, welche am Rhein in mehrfachen Modificationen auftritt wie z. B. zu Xanten in der Houben'schen Sammlung (Fiedler, Denkm. von Castra vet. Taf. IX, 8), auf dem Gräberfelde zu Nauheim in der Wetterau, welches mit seinem völlig einheitlichen Inventare an Thongefässen, Waffen und Fibeln einmal eine durch Abbildungen hinreichend illustrirte Bearbeitung verdiente, weist sie der Spät-La-Tène-Zeit zu. Mit Beginn der Kaiserzeit verschwindet sie aus dem Gebrauche. Vgl. Tischler bei Meyer, Gurina S. 23 n. 10.

2. Fig. 3. Auch diese Form, von der sich ein genau entsprechendes Exemplar in der Höhle von Sinsin bei Namur (Ann. de la soc. arch. de Namur t. XVI, 1883, p. 242 pl. II, 5) gefunden hat, muss wegen ihres Auftretens in den Pfahlbauten des Neuenburger Sees (Gross, Les Protohelvètes pl. XVIII, 63) noch der Spät-La-Tène-Zeit zugetheilt werden. Ob sie noch bis ins 2. Jahrhundert n. Chr. in Gebrauch geblieben ist, wie man das namentlich für Gallia Belgica angenommen hat, muss zweifelhaft bleiben, so lange nicht sicheres Beweismaterial hierfür beigebracht ist.

3. Fibel mit drahtartigem Bügel, dessen Biegung ganz oben liegt, spitz zulaufendem Fuss und rahmenartigem Nadelhalter, von 9 cm Länge; die Nadel fehlt. Sie gehört derjenigen Gattung von Fibeln an, welche Tischler a. a. O. S. 24 n. 11, gestützt auf ihr häufiges Vorkommen in den Nauheimer Gräbern und zu Hradischt bei Stradonic in die Zeit kurz vor Beginn der römischen Kaiserherrschaft gesetzt hat.

4. Fig. 8 (3 Stück). Diese eingliedrige Fibel mit stark gebogenem Bügel, geschlossenem Nadelhalter und unterer Sehne ist, da sie ungemein zahlreich am Rheine und in den Niederlassungen und Begräbnissplätzen des römischen Belgiens, wie z. B. zu Juslenville[1]) erscheint, nicht mit Unrecht als „die Fibel des gemeinen Volkes" bezeichnet worden. Da sie bei uns am Rheine ziemlich lange in Gebrauch geblieben ist, so ist es sehr schwer, ohne sonstige Anhaltspunkte die Zeit gerade der drei bei Pommern gefundenen Exemplare genauer zu fixiren. In Anbetracht aber, dass sie schon sehr früh am Rheine, wie z. B. am Dimeser Ort bei Mainz auftritt, und dass sie aus der Spät-La-Tène-Fibel sich entwickelt hat, habe ich sie an dieser Stelle eingereiht. Die beiden nicht abgebildeten Exemplare enthalten Variationen des gemeinsamen Typus.

5. Fig. 9 ist eingliedrig, mit oberer Sehne, Sehnenhaken und Kopfbalken versehen und hatte einen jetzt zerstörten durchbrochenen Nadelhalter. Für sie ist der Haken und Kopfbalken zur Stütze der Spirale charakteristisch. Da ihre Zeit durch ein Andernacher Grab, in welchem sie mit einer Münze von Claudius zusammen vorkommt, bestimmt wird, so ergiebt sich, dass sie als eine Umwandlung der kurz vor Christus sich findenden ähnlichen Spät-La-Tène-Fibel anzusehen ist. Zu demselben Typus gehört auch das ebenfalls bei Pommern gefundene Fragment einer Fibel, bestehend in einem treppenartig durchbrochenen Fuss. Vgl. Tischler a. a. O. S. 24 n. 11.

6. Fig. 11. Diese ebenfalls eingliedrige Fibel, welche mit der vorher beschriebenen zwar die obere Sehne, aber nicht den Haken gemein hat, ausserdem noch eine an den Kopfbalken befestigte offene Rollenhülse für die Spirale besitzt, besteht aus einem ein zweizipfliges Blatt darstellenden Bügel, den eine kreisrunde sich über ihn legende Scheibe vom Fusse trennt; der schmale lange Nadelhalter ist dreimal durchlocht. Ihre Zeit findet ebenfalls ihre Bestimmung durch die Andernacher Gräber, in denen sie in mehreren Exemplaren[2]) vorkommt

---

1) Bulletin de l'Inst. arch. Liégeois IX pl. VIII, 4.

2) Vgl. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 155 und 160 Taf. V, 1—14.

und zwar zusammen mit Münzen des Augustus und seiner beiden Enkel Gaius und Lucius, welche um das J. 2 v. Chr. fallen. Eine gleiche Fibel ist aus einem Grabe zu Ludwigshöhe bei Mainz abgebildet im Album der Berliner anthropol. Ausstellung, Taf. VII, 3 u. 100.

7. Fig. 10 und 12 (2 Stück). Diese an der Aussenmauer des Tempels *L* aufgefundenen beiden Fibeln mit offener Rollenhülse und schmalem durchbrochenem Nadelhalter lehnen sich unverkennbar an den Typus der sog. Militär- oder Schnallenfibeln an, welche mit Rücksicht auf ihr mehrfaches Vorkommen in Andernacher Gräbern aus dem Anfange der Kaiserzeit jetzt richtiger von Dressel (B. Jahrb. XCV, 82 f.) in die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. gesetzt werden, während noch Lindenschmit (Alterth. uns. heidn. Vorz. II, 12 Taf. 3, 1 u. 4) und Dütschke (B. Jahrb. LXIV, 86) sie für spätrömisch ansehen wollten. Dieser Zeit mögen auch die beiden bei Pommern gefundenen Exemplare angehören.

8. Fig. 15. Diese zierlich gearbeitete Fibula mit durchbrochenem Nadelhalter und verzierter Rollenhülse sowie einem scharf abbiegenden, geraden, durch eine Mittelrippe verstärkten Bügel findet sich in ganz gleichen Exemplaren mehrfach, so zu Yverdon[1]), Windisch[2]) und Andernach, an letzter Stelle in einem Grabe aus Augusteischer Zeit, wodurch ihre zeitliche Stellung bestimmt wird. Auf der Rollenhülse trägt sie den von Dressel in diesen Jahrbüchern (XCV, S. 83) veröffentlichten, in erhabenen Buchstaben undeutlich ausgeprägten Stempel: B///DVΛ, zu dessen Erklärung Schumacher[4]) auf den vollständig erhaltenen Stempel BODVOS auf einer Fibula von Erdre bei Nantes aufmerksam gemacht hat. Andere mit dieser Fibula sonst völlig übereinstimmende Exemplare nennen einen Nertomarus als Fabrikanten.

9. Fig. 16. Scharnierscheibenfibula, deren Oberfläche mit einer Rosette in durchbrochener Arbeit ausgestattet ist, mit Rollenhülse und geripptem, nach unten sich erbreiterndem Fuss. Sie ist weit verbreitet und erscheint nicht bloss zu Windisch, Mainz und Dalheim[5]), sondern auch in den frührömischen Gräbern von Andernach und Xanten. Am letzteren Orte ist sie mit einem Mittelerz von Nero zusammengefunden nach Fiedler, Castra vet. S. 47, Taf. XV. Sie wird daher wohl der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts angehören, aus der auch die ähnliche Fibula (Fig. 21) mit breitem schildförmigem, durch eine cordirte Verzierung geschmücktem Bügel zu stammen scheint.

10. Fig. 17 mit Kopfbalken, oberer Sehne und Sehnenhaken. Der Bügel wird unterhalb der Biegung durch einen niederen Doppelkamm begrenzt, der Nadelhalter ist geschlossen. Ihr Vorkommen in Andernacher Gräbern zusammen mit den oben erwähnten Schnallenfibeln und Thongeschirren der ersten Kaiserzeit (B. Jahrb. LXXXVI, 1886, S. 160 Taf. IV, 26) lässt zwar ihren früh-

1) Mitth. d. antiqu. Ges. zu Zürich XIV, 3, Taf. I, 15.
2) a. a. O XV, 2, Taf. XI, 14.
3) B. Jahrb. LXXXVI S. 172 Taf. IV, 25.
4) Correspondenzblatt der Westd. Zeitschr. XIV, 1895, Sp. 26.
5) Publ. de la soc. hist. de Luxembourg XI, 1855, pl. I, 43.

zeitigen Gebrauch erkennen, allein sie hat doch noch ihr Leben bis ans Ende des 2. Jahrhunderts gefristet, wofern nicht die auf dem Regensburger Kirchhof mit Münzen des Marc Aurel zusammen gefundenen Exemplare als Modificationen dieses älteren Typus zu betrachten sind. Vgl. Tischler bei Meyer, Gurina S. 28 n. 16. Für das Pommerner Exemplar wird aus einem gleich zu erwähnenden Grunde jedoch noch die Mitte bezw. das Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. zu beanspruchen sein.

11. Fig. 18 ist eine Scharnierfibel mit breitem, halbkreisförmigem, an den Rändern geperltem Bügel, welcher sich nach unten in einen kurzen, mit einem Knöpfchen abschliessenden Fuss mit dreieckigem geschlossenem Nadelhalter verjüngt, während die Kopfplatte oberhalb der Biegung quergekehlt ist. Eine Variation dieses Typus bietet ein zweites fragmentirtes Exemplar (Fig. 13) dar, insofern der ganze Bügel hier tief quer gekehlt und ausserdem der Nadelhalter einmal durchlocht ist. Dieser Fibeltypus erscheint in sicher datirten Gräbern aus der Augusteischen Zeit, wie z. B. in Andernach, sie fehlt aber gänzlich in den Castellen wie z. B. zu Neuss, dafür kommt sie aber zu Bibracte, dem gallischen Pompeji, und mit gallischen Fabrikstempeln versehen vor, wie Durnacus bei Mowat, Marques des Bronziers. Vienne 1884, p. 15 n. 41. Sie wird daher wohl schwerlich später als um die Mitte des 1. Jahrhunderts anzusetzen sein. Nicht viel jünger wird auch die nachfolgende Fibel sein.

12. Fig. 4. Denn diese bogenförmige Scharnierfibel mit einem langgestreckten, von einer geperlten Mittelrippe durchzogenen Bügel und einem dreieckigen mit drei runden Löchern gezierten Nadelhalter schliesst sich ganz an die Spät-La-Tène-Fibeln an. Für ihre frühe Zeit spricht auch ihr Vorkommen in den Andernacher frührömischen Gräbern. Vgl. Schumacher, Samml. antiker Bronzen S. 12 n. 73.

13. Fig. 6. Scharnierfibel mit einfach gestrecktem Bügel, welcher, in der Mitte in zwei flügelartige mit Knöpfen an den Enden versehene Ansätze ausladend, sich nach dem glatt abgeschnittenen, mit drei Knöpfen verzierten Fuss hin verjüngt. Der lange Nadelhalter ist dreimal durchlocht. Ihr ähnlich gebildet ist eine zweite Scharnierfibel (Fig. 7), nur mit dem Unterschiede, dass diese zweimal je zwei flügelartige Ausladungen des Bügels, dafür aber am Fuss bloss einen einfachen Knopf aufweist. Diese beiden Fibeln, von denen Spielarten sich in Kölner Privatsammlungen und zu Zürich befinden (B. Jahrb. LXIV, 1878, Taf. V—VI, 20; Ulrich-Heizmann, Kat. d. Samml. d. antiqu. Ges. in Zürich, II S. 98 Carton 919), lehnen sich zwar unmittelbar an gallisch-römische Vorbilder an; trotzdem fehlt es noch zur genaueren Fixirung ihrer Zeit an bestimmteren Anhaltspunkten. Am ehesten möchten sie als mittelrömische anzusehen sein.

14. Fig. 19. Auch diese hübsche Scharnierfibel mit Spuren ehemaliger Versilberung, deren mit einem zierlich ausgezackten Rande versehener Bügel ein Blatt vorstellt, scheint dem Anfange des 2. Jahrhunderts anzugehören, wofern sie nicht noch ins 1. Jahrhundert hinaufzurücken ist. Ganz entsprechende

Exemplare dieses Typus kenne ich anderweitig nicht; ein ähnliches aus Windisch besitzt die Sammlung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

15. Fig. 14 eine durch ihre abweichende Form bemerkenswerthe Scharnierfibel mit einer halbkreisförmigen Scheibe mit Oese am Kopfe, kurzem Bügel, den ein halbkreisförmiger Kamm vom abgedachtem Fusse mit dreieckigem Nadelhalter trennt. Eine ganz gleiche ist neuerdings bei den Ausgrabungen im römischen Lager bei Neuss gefunden worden, eine ähnliche mit beiderseits durchbrochener Kopfplatte ist abgebildet in den Bonn. Jahrb. LXIV Taf. V—VI, 19. Da das Neusser Lager auch noch nach Verlegung der Legio VI victrix nach Britannien unter Hadrian weiter bestanden hat, so bietet ihr Vorkommen in Neuss für chronologische Schlussfolgerungen keine Stütze. Aus typologischen Gründen möchte ich sie für mittelrömisch halten.

16. Fig. 22 zierliche versilberte Thierfibula mit Scharnier in Gestalt einer Taube mit linkshin gewandtem Kopfe und ausgebreiteten Flügeln, 22 mm lang, im Schwanz ein Loch, zur Aufnahme eines Hängeschmucks, ähnlich der bei Ulrich-Heizmann a. a. O., II S. 98 n. 920. Sie ist wohl in die mittlere Kaiserzeit zu setzen. Annähernd gleichzeitig mit ihr wird auch die folgende Fibel sein.

17. Fig. 20. Emailscharnierfibel mit rechteckigem, durch einen verzierten Mittelsteg in zwei schmale Felder eingetheilten Bügel, welche mit schwarz und roth emaillirten Punkten ausgefüllt sind; derselbe beiderseits zurückgebogen, entwickelt sich an Fuss und Kopf zu halbkreisförmigen Segmenten, an denen je 3 flache, ebenfalls Emailschmuck tragende Knöpfe hervorragen. Der Vergleich mit den verwandten frührömischen Emailfibeln weist diesen reicher entwickelten Typus der mittleren Kaiserzeit zu. Ein ähnliches Exemplar aus dem römischen Gräberfeld bei Bingerbrück hat Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorz. II 4, Taf. V, 2 abgebildet.

Uebersehen wir einmal die auf der Höhe bei Pommern zum Vorschein gekommenen verschiedenen Typen von Fibeln, dann ergiebt sich die überraschende Thatsache, dass dieselben, obgleich die Niederlassung noch bis an das Ende des 4. Jahrhunderts fortbestanden hat, mit wenigen Ausnahmen, welche der mittleren Kaiserzeit ihre Entstehung verdanken, der frührömischen Periode angehören, ja sogar einzelne, wenn auch nicht in die vorrömische, so doch bis in die Augusteische Zeit hinaufreichen.

III. Verschiedenes. 1. Hängeverzierungen; die eine in durchbrochener Arbeit von $3^1/_2$ cm Länge mit jetzt abgebrochener Oese, welche in ihrer Disposition an die bei Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorz. II 8, Taf. V, 8 erinnert. Die andere besteht in einer in ihrem oberen Theile rechteckigen, unten halbmondförmigen Platte, welche am Rande mit halbkugeligen Buckeln besetzt ist. Oben in der Mitte befindet sich ein Loch, durch welches ein Rasselblech gezogen ist, $3^1/_2$ cm lang. Beide Verzierungen sind Theile von Pferdeschmuck. Demselben Zweck, nämlich als Zierscheibe auf dem Riemenwerk befestigt zu werden, scheint auch ein kleines Rädchen mit 8 Speichen

von $4^1/_4$ cm Durchmesser und 2 mm Dicke gedient zu haben, dessen Rückseite nicht bearbeitet ist. — Hängeverzierung in konischer Form mit runder Oese, 2 cm lang.

2. Amulet in Gestalt eines kleinen Phallus von $2^1/_2$ cm Länge.

3. Löffelchen mit runder, flacher Schale von 2 cm Durchmesser und einem dünnen fragmentirten, jetzt umgebogenen Stiel.

4. Viereckiges Glöckchen mit Ring als Griff, ohne Füsse. Klöppel fehlt. $5^1/_2$ cm hoch.

5. Ein Griff eines Kästchens, 6 cm lang, mit viereckigem Bügel. — Ein kreisrunder Verschlussdeckel, auf der unteren dem Gefässraum zugekehrten Seite glatt und convex, auf der oberen concaven Seite mit eingedrehten concentrischen Kreisen verziert und mit einem in der Mitte hervorstehenden eisernen Zapfen als Griff versehen; Durchmesser $3^1/_4$ cm. — Zwei kleine kreisrunde Deckel, convex mit leicht vertiefter Mitte und einer seitlichen Oese, von 2 und $3^1/_2$ cm Durchmesser.

6. Eine Anzahl von Bronzeringen verschiedener Grösse, unter denen sich vielleicht manche befinden mögen, welche als Fingerringe gedient haben. Sie haben einen theils runden, theils kantigen massiven Stab. Von den letzteren einige mit 6 bis 8 Ecken. Ausserdem mehrere Ringe, welche nach innen abgeflacht, nach aussen gewölbt sind. Ihr Durchmesser wechselt zwischen 10 und 27 mm.

7. Ein massiver $10^3/_4$ cm langer, nach der Mitte hin anschwellender Rundstab mit einem Ansatz in der Mitte des Rückens, der sowohl der Rest einer Oese als auch eines Ornamentes sein kann, vielleicht ein Wagebalken. — Vier viereckige Plättchen mit runder Oeffnung in der Mitte zur Aufnahme von Stiften, 8×10 mm, 10×12 mm und 12×12 mm lang, welche als Unterlegscheiben für Nietnägel gedient haben. — Mehrere kleine Nägel mit theils kugelrunden, theils halbkugelförmigen Köpfen von 16 mm bis $2^1/_2$ cm Länge. — Endlich eine Anzahl von Stückchen von Bronzedraht und -Blech, theils vierkantig, theils spiralförmig gewunden oder rund, von verschiedener Länge und Stärke.

Eisen: I. Waffen. a) 3 Pfeilspitzen mit flacher Spitze, welche sich unmittelbar aus der Tülle entwickelt; das Ende der Spitze abgebrochen, jetzt $7^1/_2$, $11^1/_2$ und $12^1/_2$ cm lang. b) Pfeilspitze, bei welcher die vierkantige Spitze von der Tülle durch einen Wulst getrennt wird, jetzt $12^1/_2$ cm lang. c) Pfeilspitze mit vierkantiger Spitze, welche scharf von der runden Tülle absetzt, 21 cm lang. Sie kann jedoch auch zu einer Lanze gehört haben.

b) Lanzenspitzen, etwa 20 Stück, deren verschiedene Formen auf Taf. V Fig. 1—11 abgebildet sind.

c) Lanzenschuh, bestehend aus einer 17 cm langen vierkantigen Tülle, mit einer auffallend engen Oeffnung für das Schaftende.

d) Stark verbogenes und beschädigtes zweischneidiges Schwert, dessen Klinge von einer schwachen Mittelrippe durchzogen ist, etwa 70 cm lang.

e) Rundes, 25 cm langes Speereisen mit schmaler schilfblattartiger Spitze, vielleicht von einem Pilum; vgl. Taf. V Fig. 12.

II. Werkzeuge und Geräthe. a) Messer mit gekrümmter, an der Spitze beschädigter Klinge und verziertem Bronzegriff, $16^1/_2$ cm lang; Taf. V Fig. 13. b) Zwei leicht gekrümmte Messerklingen mit gerader Schneide, $20^1/_2$ und $21^1/_2$ cm lang; Taf. V Fig. 14. c) Meissel und meisselartige Instrumente, von deren verschiedenen Formen Taf. V Fig. 15–20 eine Auswahl giebt. Ihre Grösse schwankt zwischen $13^1/_2$ und 16 cm. d) Fig. 21 ist ein massiver sog. Löffelbohrer, 23 cm lang. e) Fig. 22: Karst mit einer massiven 24 cm langen Schafttülle und mit ursprünglich drei Zinken, von denen die mittlere ganz und bei den übrigen zwei die Spitzen abgebrochen sind. f) Fig. 23 schmale Pflugschaar mit einer in dem oberen Theile geschlitzten Tülle von $33^1/_2$ cm Gesammtlänge. g) Fig. 24: Breitaxt mit oblongem Schaftloch und breiter Schneide, Länge $13^1/_2$ cm, Breite der Schneide 13 cm. h) Fig. 25: Doppelhacke mit senkrechter und wagerechter Schneide, 26 cm lang. Schneidenlänge $4^1/_4$ cm. i) Nadel mit nach der Mitte hin anschwellendem Stab und kugelförmigem, zerdrücktem Kopf, $11^3/_4$ cm lang. k) Geräth unbekannter Verwendung, bestehend in einem vierkantigen Stab, welcher nach dem einen Ende hin sich erbreiternd eine leicht gekrümmte Spitze bildet, an dem entgegengesetzten sich in zwei Zinken gabelt, deren eine hakenförmig umgebogen ist, 11 cm lang; vgl. Taf. V Fig. 26. l) Flachkantiger Stab, unten mit einem Haken versehen, oben zur Spitze abgeschrägt, jetzt $17^1/_2$ cm lang; Taf. V Fig. 27. m) Hälfte einer kugelförmigen Kapsel von 42 mm Durchmesser, an deren Innenseite der Rest eines Stifts heraussteht. n) Kleiner ovaler Henkel mit einem schmalen länglichen Plättchen als Attache, 18 mm lang. Henkel und Attache aus einem Stück gearbeitet. o) Taf. V Fig. 28: Bewegliche Pferdetrense; an der einen Seite hängt noch ein längliches Glied einer Kette, 11 cm lang. p) Ein $2^3/_4$ cm breiter flacher Ring von $4^1/_2$ cm Durchmesser und ein zweiter grösserer von rundem Querschnitt und $8^1/_2$ cm Durchmesser, welcher in einem kleineren band artigen $1^1/_2$ cm breiten Ringe hängt, der mit einem Zapfen zum Einlassen in einen festen Gegenstand versehen ist. q) Eine Anzahl Klammern, Haken, Nägel in allen Grössen mit verschiedenartig gebildeten Köpfen, darunter 3 Doppelnägel von $5^1/_4$, $5^1/_2$ und $6^1/_2$ cm Länge, von denen der kleinste schienenförmige Köpfe hat, vielleicht zum Auflegen der Ziegelplatten. r) Eine $5^1/_2$ cm lange Scharnierfibula mit dünnem, stark gebogenem Bügel, einer Kopfplatte, in der sich die Nadel scharnierartig dreht, und geschlossenem, dreieckigem, in einen Knopf endenden Nadelhalter; gefunden im Hofraume des Gebäudes *G*. Sie gehört noch der früheren Kaiserzeit an.

Blei: Eine Anzahl theils dünner, theils dicker runder Plättchen von Blei von verschiedener Grösse, ohne jedwede Verzierung und Aufschrift; gefunden in der Nähe des Gebäudes *Q*. Ihre Bestimmung ist noch unaufgeklärt.

Stein: 1. Bruchstück eines Toskanischen Capitells aus Kalkstein mit einem Theil des Säulenschaftes. Unter dem 45 cm langen und wahrscheinlich ur-

sprünglich ebenso breiten Abacus ein Echinus mit zwei Kymen und dazwischen liegendem Reifchen, darunter ein Hals, welcher nach unten mit einem Reifchen abschliesst. Gesammthöhe 50 cm. Umfang des Säulenschaftes 90 cm. Auf der Oberseite des Abacus ist eine rechtwinkelig oblonge Vertiefung eingehauen, die zum Einsetzen einer Statue gedient zu haben scheint. Die Verschiedenheit des Materials und des Umfanges des Säulenschaftes spricht gegen die Annahme, dass das Bruchstück zu dem folgenden gehört hat, mit dem zusammen es 1883 vor Beginn der Grabungen in der Nähe des Gebäudes *M* gefunden und von Pfarrer Schmalbach dem Provinzial-Museum als Geschenk überwiesen worden ist. Vgl. Weissbrodt, Bonn. Jahrb. LXXVII S. 49.

2. Capitell aus grauem Sandstein mit cylindrischem Aufsatz über dem Abacus, welcher mit dem Letzteren aus einem Stück gearbeitet ist. Der Aufsatz hat eine schalenartige Vertiefung, in welcher noch der Rest eines zur Befestigung des Weihgeschenkes dienenden Eisenstiftes steckt. Die vier Seiten des 12½ cm hohen Abacus, von denen 1 und 3 je 36½ cm, 2 und 4 je 31½ cm lang sind, tragen die folgende bilingue metrische Inschrift mit 1½ cm hohen gleichmässigen Buchstaben:

Σώματος ἐν καμάτοις μογεροῖς ψυχῆς τε πόνοισιν
Ἄ|χρι τανηλεγέος θανάτου Τυχικός ποτε κάμνων
Εὐξάμενος Λήνῳ προφυγεῖν χαλέπ' ἄλγεα νούσων
Ἄρηι κρατερῷ δῶρον τόδε θῆκε σαωθείς.

Corporis adque animi dirós sufferre labóres
Dum nequeo, mortis prope limina saepe vagando,
Servátus Tychicus dívíno Martis amore
Hoc múnus parvom pro magna dedico cúra.

Diese 1883 nördlich vom Gebäude *M* gefundene Inschrift enthält die Widmung eines gewissen Tychicus an den Lenus Mars zum Dank für die Genesung aus langer Krankheit. Lenus Mars ist eine in der Moselgegend verehrte, bis jetzt durch fünf Inschriften bekannte Gottheit. Veröffentlicht von Weissbrodt, B. Jahrb. LXXVII S. 50 mit Abbildung, auf die ich verweise, und nach seiner Mittheilung von Mommsen, Wochenschrift für class. Philol. 1884 S. 26 (daraus Correspondenzblatt der westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst III, 1884, Sp. 12 n. 11), sowie neuerdings von Buecheler, Carm. lat. epigr. I p. 394 n. 850, der griechische Text allein von Kaibel, Correspondenzblatt d. westd. Zeitschr. VIII, 1889, Sp. 227 n. 130.

3. Bruchstück einer Inschriftplatte aus Marmor, oben abgerundet, an den übrigen drei Seiten verstümmelt; 14 mm dick, oben 12½ breit und an der besterhaltenen Stelle 10 cm hoch. Die erhaltenen Reste von drei Buchstaben, von denen der erste sowohl I als auch N gewesen sein kann, der letzte wahrscheinlich T gewesen ist, lassen keine sichere Deutung zu. Buchstabenhöhe 4½ cm.

I L T

Das Bruchstück ist an der Südfronte des Gebäudes *L* ausgegraben worden.

4. Bruchstück einer oben intakten, an den übrigen Seiten abgebrochenen Inschriftplatte aus Marmor, 23—25 mm dick, oben jetzt 10 cm breit, an der besterhaltenen Stelle $6^1/_2$ cm hoch. Buchstabenhöhe $1^1/_2$ cm.

N D T

R ⌐

5. Bruchstück einer an allen Seiten verstümmelten, 5 cm dicken Platte aus Kalkstein, jetzt $11^1/_2$ cm hoch und 15 cm breit, mit dem Rest der Inschrift:

\ R I ◡

L I · I V \

Höhe der Buchstaben in der 1. Zeile 4 cm, in der 2. Zeile $3^1/_2$ cm. Ob den erhaltenen Zeilen noch einige vorangegangen sind, und wie viele, lässt sich nicht mehr ermitteln. Die Ergänzung des Erhaltenen ist unsicher, namentlich der 1. Zeile. An einen Matronenbeinamen zu denken läge nahe, wenn Matronensteine an der Untermosel überhaupt vorkämen, was jedoch bis jetzt trotz ihrer ausgesprochen keltischen Bevölkerung nicht der Fall ist. In der 2. Zeile stecken die Reste eines Gentiliciums wie *[Aure]li* oder *[Ju]li* und der Anfang eines Cognomens, etwa *Juv[enis]* oder *Juv[enalis]*, mag nun der Zusammenhang *pro salute Aureli Juvenalis* gelautet haben oder mögen mehrere Dedicanten mit einem gemeinsamen Gentilnamen mit der Endsilbe *li* genannt gewesen sein. Das vor dem Beginn der Grabungen gefundene Stück, dessen genauere Fundstelle unbekannt ist, ist von dem Herrn Gymnasialdirektor Dr. Asbach dem Museum geschenkt worden.

6. Köpfchen, geradeaussehend, von einem Hochrelief. Von dem rundlichen Gesicht fehlt die Parthie unterhalb des Mundes; platte Nase. Hinterkopf abgebrochen. Jetzt 11 cm hoch. An allen Seiten stark bestossen. Kalkstein. Gefunden zwischen den Gebäuden *I* und *G*.

Thon: I. Von Sigillata-Gefässen haben die Grabungen eine auffallend geringe Ausbeute geliefert und das Gefundene besteht mit ganz wenigen Ausnahmen aus Scherben. Die späte schlechtere Sorte fehlt ganz. Die Bruchstücke sind meistens für die Bestimmung der ursprünglichen Form nicht genügend. Festzustellen möglich war das Vorhandensein der Schüsselform: Dragendorf, Bonn. Jahrb. XCVI, Taf. III 32 und die Napfform: Dragendorf a. a. O. Taf. III 35. Ausserdem erwähnt zu werden verdient ein hübsches $9^1/_2$ cm hohes becherartiges Gefäss in Tonnenform, dessen Fuss und Hals von eingeritzter Reifenverzierung umzogen ist. Von Stempeln auf Sigillata-Gefässen sind folgende zu verzeichnen:

1. AFER·FECI auf flachem Boden.
2. ⁄ECCOFEC auf flachem Boden.
3. MEÐÐICVS in einem Kreise scharf auf flachem Boden.
4. SECVNDINV auf flachem Boden.
5. C SILV auf spitzem Boden, flacher Teller.
6. ⁄VRVSF auf flachem Boden, wohl Maturus zu ergänzen. Vgl. Bonn. Jahrb. XCIX S. 109.
7. N- auf flachem Boden.

II. Von **Terra nigra** ist gar nichts zum Vorschein gekommen, auch nach den Aussagen der Grundbesitzer niemals früher beim Bearbeiten der Felder ein Bruchstück aufgelesen worden.

III. Von **bemalten Gefässen** wurden zwei zu Tage gefördert. Das eine ist ein birnenförmiger einhenkeliger Krug (Fig. 5) mit flachem Boden und etwas eckig profilirtem Körper aus röthlichem, weiss überzogenem Thon von $8^{1}/_{2}$ cm Höhe, dessen Wandung mit brauner Farbe aufgetragene Streifen als Verzierung trägt. Das andere ist eine hübsche kleine 5 cm hohe Tasse (Fig. 6) aus rothem, weiss überstrichenem Thon mit Henkel, die auf der Aussenwand mit senkrechten, auf der Innenwand mit leiterartigen aufgemalten dunkelbraunen Streifen verziert ist.

Fig. 5.
$^{1}/_{3}$ n. Gr.



Fig. 6.
$^{1}/_{3}$ n. Gr.

Beide Gefässe weisen ihrer Form und ihrem Charakter nach auf die mittlere Kaiserzeit hin.

IV. Aus **gewöhnlichem Thon** ist eine grosse Anzahl von Gefässen gefunden worden. Davon gehören drei noch der besseren Kaiserzeit an, nämlich eine in mehrere Stücke gebrochene grössere Urne, welche glücklicher Weise zusammengesetzt werden konnte. Sie besteht aus grauem, ursprünglich roth überstrichenem Thon, mit Schuppenverzierungen um den oberen Theil der Laibung, $18^{1}/_{2}$ cm hoch, sowie zwei kleine becherartige Gefässe von 5 und 6 cm Höhe aus grauem Thon von der Form wie bei **Koenen**, Gefässkunde Taf. XII, 27. Alle übrigen Geschirre, unter denen merkwürdiger Weise weder Amphoren und Dolien noch die sonst so zahlreich vertretenen Schüsseln und Reibschalen vertreten sind, stammen aus der späteren Zeit. Zu erwähnen sind von Einzelheiten: 1. Ein kumpiger aus mehreren Stücken jetzt zusammengesetzter Teller aus rothbraunem Thon mit hohem, nach innen leicht geneigtem Rande. 2. Eine stark beschädigte Henkelkanne aus gelblichem Thon mit rauher Wandung, um die am Fuss des Halses zwei parallele concentrische Streifen eingerissen sind, 27 cm hoch. 3. Eine weit ausgebauchte Henkelkanne aus gelblichem Thon mit Ausguss, 29 cm hoch. 4. Ein einhenkeliger birnenförmiger Krug aus gelblichem Thon mit kurzem Halse und kleinem Henkel, 17 cm hoch. Im Halse steckte noch der inwendig hohle, $3^{1}/_{2}$ cm lange Stöpsel mit halbkugeligem Kopf, der aus gleichem Thon hergestellt ist. 5. Zahlreiche Krügelchen aus rauhem röthlichem Thon mit mehrfachen Varietäten und in den verschiedensten Grössen ($5^{1}/_{2}$—$9^{1}/_{2}$ cm) theils mit, theils ohne Henkel, wie sie der späteren römischen Zeit eigen sind. 6. Ein plump gearbeitetes Töpfchen von grauem Thon mit steiler, oberhalb des Bodens leicht eingeschnürter Wandung, $4^{1}/_{2}$ cm hoch. 7. Eine beträchtliche Menge kleiner roh gearbeiteter vasenförmiger Geschirre aus röthlich gelbem, rauhem Thon von der nebenstehenden Grundform mit zahlreichen Abstufungen, deren Körper in der Mitte eine mehr oder weniger eckig hervortretende Profilirung hat. Ihre Grösse schwankt zwischen $3^{1}/_{2}$—9 cm.



Fig. 7.

V. Figürliches. 1. Roh gearbeitete Statuette einer sitzenden Muttergottheit (Fig. 8) aus gelbem Thon mit den Resten ursprünglicher weisser Bemalung. Das Gesicht ist fast unkenntlich; in den auf dem Schooss zusammengelegten Armen hält sie einen undeutlichen länglichen Gegenstand, wie es scheint, ein Kind. Höhe $9^1/_2$ cm. 2. Mittelstück einer Statuette aus feinem weissen Thon, darstellend eine weibliche Figur, bekleidet mit einem langen engfaltigen Gewande, über dem ein in hübschem Faltenwurf geordneter Mantel herabhängt; zur Rechten ein undeutlicher Gegenstand, anscheinend ein Steuerruder; vielleicht Fortuna; jetzt 7 cm hoch. 3. Bruchstück einer Statuette aus weissem Thon, darstellend eine sitzende weibliche Figur in Vorderansicht. Erhalten ist die ganze rechte Seite nebst der auf dem Knie liegenden Hand, welche ein über dem Schooss liegendes und das linke Bein bis zur Hälfte des Fusses bedeckendes Gewand festhält. Kopf fehlt. Jetzige Höhe 10 cm.



Fig. 8. — $^1/_2$ n. Gr.

VI. Eine Anzahl kleiner, aus der Hand geformter und daher unregelmässiger Kugeln aus röthlich gelber Thonerde mit verschiedenen Zahlen, die vor dem Brennen im Ofen ziemlich tief eingeschnitten und, wie noch einzelne Exemplare zeigen, dann mit brauner Farbe ausgefüllt worden sind. Ihr Durchmesser beträgt durchschnittlich 2 cm, nur bei einer kleineren, welche zudem aus weissem Thon angefertigt ist, 12 mm. Die auf den grösseren Kugeln eingeschnittenen Zahlen sind: II, VII, XII, XVI, XXX, XXXVIII, XXXX, XXXXVII, LIIII, LXI, LXXXXIIII (Fig. 9), auf der kleineren XXXXI. Veröffentlicht von mir in den B. Jahrb. LXXXVIII S. 115, 4, wo jedoch LXXX statt der richtigen Zahl LXXXXIIII durch ein Setzerversehen gedruckt ist.



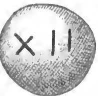


Fig. 9. — Natürliche Grösse.

VII. Ziegel. Ganz erhaltene Ziegel sind nicht zum Vorschein gekommen, sondern bloss Bruchstücke, welche gut gebrannt waren und zu Dachziegeln gehörten. Von diesen hatten vier, welche theils im Schutte, theils in der Nähe der Westwand des Gebäudes *G* ausgegraben wurden, den Stempel SCM.

Glas: 1. Ein Fingerring aus schwarzem Glasfluss von 2 cm Durchmesser, bestehend aus einem 6 mm breiten, nach innen flachen, aussen leicht gewölbten Stabe, welcher mit drei Reihen paralleler Perlschnüre aus dem gleichen Material verziert ist. Abgebildet auf Taf. IV Fig. 23. 2. Fragmente von Armringen aus schwarzem Glasfluss mit massivem Rundstab, von denen einer, der sich noch zusammensetzen liess, einen Durchmesser von 6 cm im Lichten hat. 3. Fragmente von Armringen aus ähnlichem schwarzen Glasfluss mit spiralförmig gewundenem Stab. 4. Bruchstücke von Armringen mit spiralförmig gedrehtem Stab in abwechselnd rother, weisser und braunvioletter Farbe. 5. Eine Anzahl von länglichen Perlen aus dunkelgrünem Glas sowie dünner durchbohrter

Stäbchen von rundem Querschnitt aus grünem Glas von verschiedener Länge. 6. Obertheil einer Haarnadel aus grünem Glas mit flachem runden Kopf und spiralförmig gewundenem Stab, jetzt $4^1/_2$ cm lang. 7. Zwei kleine, rund zugeschnittene Verschlussdeckel einer Büchse oder eines Töpfchens aus weissem Glas von $3^1/_4$ bis 4 cm Durchmesser. — Von Glasgefässen und Fensterscheiben ist auffallender Weise nicht eine Spur aufgefunden worden.

Gagat: Ein Fingerring (Taf. IV Fig. 24) nach innen abgeflacht, nach aussen leicht gewölbt, von unten nach oben allmählich anschwellend; oben eine längliche Platte, an deren beiden Enden je ein Zweig eingravirt ist; Durchmesser 2 cm.

Bein: 1. Rechteckige dünne Deckplatte eines Kästchens, 6 cm lang und 4,8 cm breit, mit dreieckigen Zapfeneinschnitten in der Mitte der beiden Breitseiten; an einer der Langseiten mit einem vergoldeten Plättchen beschlagen, auf dem sich ein Schieber befindet. 2. Eine Anzahl Schreibgriffel, darunter einer mit einem Kopf in umgekehrter Kegelform, dessen Vorderseite zu einem frazzenhaften Gesicht, und dessen Rückseite zu einer Hand ziemlich roh verarbeitet ist. 3. Eine grosse Menge von Haarnadeln mit verschiedenartigen Köpfen, welche theils die Form einer einfachen Kugel, theils die eines umgedrehten Kegels, oder eines Pinienzapfens mit oder ohne Ornamenten oder eines Würfels mit eingedrehten Augen nachahmen. Bei einigen, welche sich durch die Kleinheit des kugelförmigen Kopfes auszeichnen, finden sich unterhalb desselben ein Paar Wulste als Verzierung angebracht. 4. Ein ringförmiges Band von kantigem Querschnitt und verschiedener Stärke; Durchmesser $2^1/_2$ cm.

Prähistorisches: Auch ein Stück, welches der früh- bezw. vorgeschichtlichen Zeit angehört, ist bei den Grabungen bei Pommern zu Tage gefördert worden, nämlich eine Gürtelschliesse aus Bronze, bestehend aus einem einfachen ringförmigen Rahmen mit einem Ansatz, auf dessen Ende ein Knopf als Haken sitzt, ähnlich den bei Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorz. II 6, Taf. I 7 und Meyer, Gurina Taf. XII, 30 abgebildeten Exemplaren.

5. Der römische Bergbau an der unteren Lahn.

Von

Oberstlieutenant **O. Dahm.**

Mit 1 Uebersichtskarte und 3 Planskizzen.

Für die historische Forschung ist stets von besonderem Werth die möglichst genaue Feststellung derjenigen Oertlichkeiten, an welchen sich die durch die antike Litteratur überlieferten Begebenheiten abspielten, und dieser Werth wächst im umgekehrten Verhältnisse zur Ergiebigkeit der litterarischen Quellen. Die mehr als dürftigen Nachrichten, auf denen die Anfänge unserer vaterländischen Geschichte aufgebaut sind, machen es deshalb ganz besonders erwünscht, die Lokalforschung — die zuverlässigste Ergänzerin und Deuterin der Quellen — gerade auf diese Richtung hinzulenken.

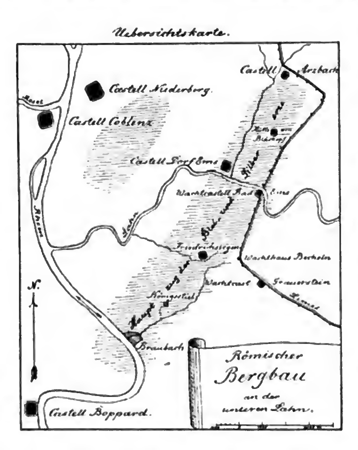
Als der Verfasser für die in Ausführung begriffene Reichslimesforschung die Untersuchung der Reste der römischen Grenzanlagen in dem im vormaligen Gebiete der Mattiaker gelegenen Landstriche zwischen dem Westerwald, dem Rhein und der Aar übernahm, erschien es angezeigt, dem durch Tacitus (Annalen XI. 20) für dieses Gebiet bezeugten Bergbau auf Silber eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, da anzunehmen war, dass Erfolge in dieser Richtung Aufschlüsse auch über mancherlei andere wichtige Fragen bringen mussten.

Der genannte Schriftsteller erzählt bekanntlich, dass unter der Regierung des Kaisers Claudius der Legat von Obergermanien, Curtius Rufus, im Gebiete der Mattiaker Schachte zur Aufsuchung von Silberadern eröffnet habe, die nur spärliche Ausbeute und nicht auf lange Zeit ergaben, und dass die Soldaten mit dem beschwerlichen Bergbau unzufrieden gewesen seien. Die betreffende Oertlichkeit suchte man bisher fast allgemein — der Ansicht Habel's folgend — in der Umgegend von Wiesbaden, und zwar bei dem 7 km nordöstlich davon gelegenen Dorfe Naurod. Diese Annahme konnte indess schon aus dem Grunde nicht zutreffend sein, weil mit Sicherheit durch geologische Aufnahmen[1]) festgestellt

1) Beschreibung der Bergreviere Wiesbaden und Diez. Herausgegeben von dem Königlichen Oberbergamte zu Bonn. 1893.

worden, dass im weiten Umkreise von Wiesbaden kein Silber vorhanden ist, vielmehr findet man in dem in Frage kommenden Gebiete dieses Metall — und zwar hauptsächlich in Verbindung mit anderen Metallen, besonders mit Blei, seltener in gediegenem Zustande — fast ausschliesslich an der unteren Lahn, etwa zwischen Höhr und St. Goarshausen, wo es noch heute bergmännisch gewonnen wird (s. Uebersichtskärtchen).

Das Centrum dieser ausgedehnten Erzlager liegt auf der etwa 12 km langen Strecke Arzbach-Ems-Braubach, und zwar vorzugsweise in den Revieren der Emser Hütte und der Hütte Friedrichssegen, wo öfters auch gediegenes Silber gefunden wird; hier also war der Spaten anzusetzen.

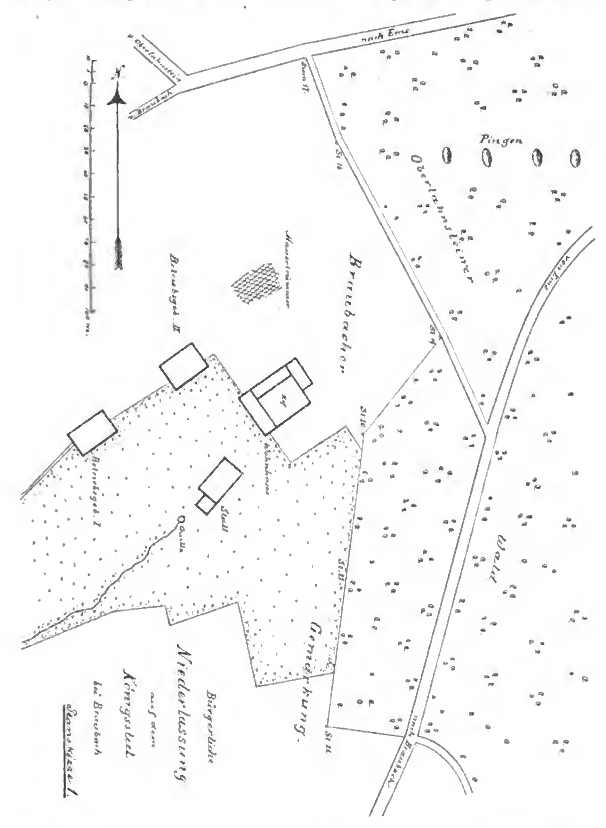


Schon die ersten Arbeiten ergaben über alles Erwarten günstige Resultate.

Zunächst wurden Spuren römischen Bergbaues im vergangenen Frühjahre gelegentlich einer Ausgrabung in der Nähe von Braubach, auf dem sogenannten Königsstiel, entdeckt. Dort lag hoch über dem Rhein an einer Quelle, 4 km hinter dem Grenzwalle, ein ausgedehntes römisches Gehöft, bestehend aus einem massiven Herrenhaus mit Hintergebäude und ummauertem Hof, Stallgebäude und mindestens drei massiven Betriebsgebäuden, von denen jedoch wegen unzulänglicher Mittel nur eines eingehend untersucht werden konnte[1]). Zwar fand man in diesem Gebäude (Betriebsgebäude I der Planskizze 1) weder Erze noch Schlacken, wohl aber mehrere bergmännische Werkzeuge und Geräthe, darunter

1) Der geschäftsführende Ausschuss der Reichslimeskommission konnte für alle auf die Feststellung des römischen Bergbaues in jener Gegend gerichteten Forschungen Mittel nicht bewilligen; die bez. Untersuchungen wurden deshalb nur nebenher und mit Privatmitteln zur Ausführung gebracht. Wenn trotzdem in kurzer Zeit beachtenswerthe Resultate erzielt wurden, so ist dies zum grossen Theil der thatkräftigen Förderung zu verdanken, die diese Forschungen im Kreise der dortigen Beamten pp. fanden. Insbesondere ist der Verfasser den Herren Oberlehrer Dr. Bodewig-Oberlahnstein, Generaldirektoren Heberle sen. und jun.-Friedrichssegen, Generaldirektor Linkenbach-Ems und Bergverwalter Künsch-Friedrichssegen zu Dank verpflichtet. Ebenso betheiligte sich der inzwischen leider verstorbene Oberlehrer Hess-Ems in anerkennenswerther Weise an diesen Arbeiten.

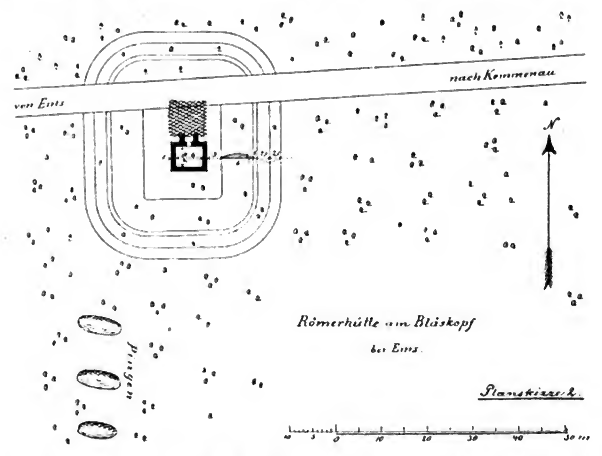
z. B. eine vortrefflich erhaltene Bergmannshaue, von nicht weniger als 56 cm Länge und 4 kg Gewicht, ferner Schüreisen, Feuergabeln u. dergl. Ausserdem



aber befinden sich in der Nähe dieser Anlage zahlreiche alte Pingen (d. h. Schürfstellen), die nur zu einer Zeit in Betrieb gewesen sein können, als die

Erze dort noch zu Tage lagen. Alle Funde und Fundumstände (insbesondere die Form der Thongefässe und die durchweg schlechte Sigillata) liessen mit Sicherheit erkennen, dass man hier die Ansiedelung eines Veteranen aus spätrömischer Zeit (2—3 Jahrh. n. Chr.) vor sich hatte, der, neben Ackerbau und Viehzucht, auch Bergbau — diesen gewissermassen als Hausindustrie — betrieb.

Eine bei weitem wichtigere Entdeckung wurde dann, wenige Wochen später, im Revier der Emser Hütte, 2,5 km nördlich von Ems, gemacht und zwar im Walddistrikt „am Bläskopf". Dort lag, ebenfalls hoch über dem Rhein und inmitten alter Pingen, 800 m hinter dem Limes, und zwar umschlossen von einer kleinen Befestigung, ein römisches Hüttenwerk, bestehend aus zwei Schmelzöfen (s. Planskizze 2). Leider konnte aus dem angeführten Grunde



auch hier die Ausgrabung nur eine beschränkte sein, jedoch wurde Folgendes festgestellt: Die rechteckige Befestigung bestand aus einem noch in 1 m Höhe erhaltenen Erdwalle mit davorliegendem 1 m tiefen Spitzgraben; ihre Länge betrug (an der Feuerlinie gemessen) 30 m, ihre Breite 24 m. Die Ecken waren in der gewöhnlichen Weise abgerundet. Von den beiden Schmelzöfen war der eine durch den Strassenbau zerstört, der andere verhältnissmässig gut erhalten. Von einer genaueren Feststellung der Construction der Oefen musste vorläufig abgesehen werden, vielmehr wurde das aufgedeckte Mauerwerk zum Zweck späterer Untersuchung sorgfältig wieder zugeworfen.

In dem noch einigermassen erhaltenen, aus sauberem Bruchsteinmauerwerk hergestellten Ofen fand man unter der eingestürzten, noch in grossen

Stücken zusammenhängenden Wölbung massenhaft Bleierze und Schlacken in allen Stadien der Verhüttung; der Fussboden bestand aus starkem, in den oberen Schichten durch die Feuerung rothgebranntem Lehmschlag. Auch Scherben von zweifellos römischen Gefässen, sowie ein starker Stahlmeissel, geeignet zum Zerkleinen der Erze und Hüttenprodukte, wurde gefunden.

Das Werk war mit der porta praetoria des neuentdeckten, grösseren Castells in Dorf-Ems durch eine Strasse verbunden. Dieser Umstand, sowie die exponirte Lage der Hütte und die fortificatorische Sicherung derselben, berechtigen zu dem Schluss, dass wir es hier nicht mit einer bürgerlichen, sondern mit einer staatlichen Anlage zu thun haben, die von dem erwähnten Castell aus betrieben wurde. Für letzteres ist inschriftlich mit grosser Wahrscheinlichkeit eine Vexillatio veteranorum Leg. XXII pr. p. f. (für ca. 200 n. Chr.) als Garnison nachgewiesen (Bramb. 1543) und es liegt die Vermuthung nahe, dass diesem Reservetruppentheil dafür, dass er hier auf eine bestimmte Strecke die Grenzwacht übernahm, gewisse Berggerechtsame übertragen waren. Dafür spricht auch der durch die Ausgrabungen und durch frühere Funde festgestellte, ungewöhnliche Reichthum der dortigen Niederlassung, sowie der Umstand, dass auch in dem Castell selbst Erze, Schlacken, Rohkupfer, Schmelztiegel u. dergl. gefunden wurden.

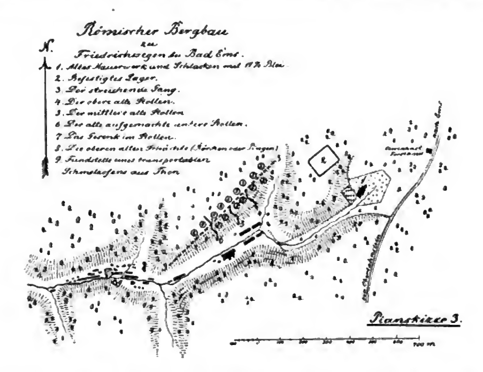
Irgendwelchen militärischen Werth hatte diese kleine Befestigung auf dem „Bläskopf“ selbstverständlich nicht, dieselbe diente vielmehr — was besonders zu beachten ist — lediglich zum Schutze der die Oefen bedienenden Arbeiter gegen räuberische Ueberfälle, namentlich während der Nacht, da naturgemäss eine tägliche Unterbrechung des Verhüttungsprocesses nicht eintreten konnte.

Was nun die Zeit dieses Betriebes anbelangt, so kann keine Rede davon sein, dass derselbe während der Regierung des Kaisers Claudius stattgefunden habe. Die Limesanlagen bei Ems sind, wie die Forschungen der letzten Jahre ergeben haben, sicherlich nicht vor Hadrian entstanden, und technische, politische und militärische Gründe — die hier nicht weiter erörtert werden sollen — zwingen zu der Annahme, dass unsere Hütte erst nach Anlage des Limes erbaut worden ist, dass dieselbe also, wie die Ansiedelung auf dem Königsstiel, dem letzten Jahrhundert der Römerherrschaft auf rechtsrheinischem Boden angehört.

Die Auffindung dieser Römerhütte am Bläskopf (unter welchem Namen dieselbe neuerdings auf Veranlassung des Generaldirektors Herrn Linkenbach in die Karten und Pläne der Emser Hütte eingetragen worden ist) erregte naturgemäss in dortiger Gegend das lebhafteste Interesse, insbesondere in montanindustriellen Kreisen, von denen wiederholt betont wurde, dass die betreffenden Forschungen nicht nur von historischem Werth, sondern auch von praktischer Bedeutung insofern seien, als hierdurch unter Umständen wichtige Fingerzeige für den Abbau der Erze gegeben werden können. Demzufolge gingen nunmehr von verschiedenen Seiten Angaben ein, die schätzenswerthe Anhaltspunkte für die Fortsetzung dieser Forschungen lieferten. So berichtete Herr Heberle, Generaldirektor der Hütte Friedrichssegen, dass man auch im Reviere der

letzteren uralte Schlacken, Scherben u. dergl. unter Umständen gefunden habe, die mit Sicherheit auf einen. — im Sinne der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bergbaues — prähistorischen Betrieb schliessen lassen.

Die Hütte Friedrichssegen liegt in einem nur 3 km vom Rhein entfernten, mit diesem parallel verlaufenden, von hohen Felsen eingeschlossenen, engen Querthale der Lahn. Eine Besichtigung der am äussersten Ostende dieses Thales, $2^1/_2$ km hinter dem Limes gelegenen Oertlichkeit (s. Planskizze 3) ergab zunächst, dass an einer Stelle, wo in historischer Zeit nachweisbar keine Verhüttung von Erzen stattgefunden, Schlacken lagen, die einen Bleigehalt von etwa 19 % aufwiesen, also einen solchen, wie er nur bei höchst primitivem Betriebe vorkommen kann, da bei dem heutigen Produktionsverfahren ein Bleigehalt von höchstens $^1/_2$ % tolerirt wird. Weiter wurde ermittelt, dass man in unmittelbarer Nähe dieser — übrigens wiederum an einer Quelle gelegenen



— Stelle vor einigen Jahren bei Anlage einer Baumschule altes Mauerwerk ausgebrochen habe, und es liegt wohl die Annahme nahe, dass dies die Reste der Schmelzöfen waren, von denen jene Schlacken herstammen. Kaum 400 m westlich davon befinden sich am nördlichen Bergabhange des Thales in einer Ausdehnung von etwa 350 m zahlreiche Spuren eines vorübergehend betriebenen antiken Bergbaues. Der Hanauische Kammerassessor Cancrius berichtet im Jahre 1769 darüber Folgendes[1]):

„An den drei alten, aber sehr kurzen Stollen des Bergwerkes, die mehr Tagestollen und Röschen, als Hauptstollen sind, an den alten Halden und dem höfflichen, zu Erzen sehr schicklichen Gestein, sieht man immerhin so viel, dass die Alten in diesem Gebirge nicht blos geschürft, sondern

1) Idsteiner Archival-Akten.

wirklich gebauet haben, zugleich kann man aber aus ihren Stollen und den nicht zu grossen Halden schliessen, dass dieselben nicht allzu tief niedergekommen sein müssen.

Der untere Stollen ist gegen 50° in das Gebirge getrieben, wo man ein Gesenk, das bei 9° tief sein soll, über diesem aber ein Ueberbrechen antrifft. An diesem Gesenk bemerkt man eine Weitung von ½—1 Lachter (1—2 m) und verschiedene alte Arbeit. In dieser Weitung müssen die Alten Erze gewonnen haben.

Der mittlere Stollen liegt zu Bruch. In dem oberen Stollen trifft man in ca. 20° vom Mundloch, und dann in ungefähr 35°, wo alte Arbeit ist, ein noch anderes 4″ mächtiges Trümmchen, welches nesterweis Blei- und Silbererze führet."

Ferner schreibt Engels [1]) über diese Anlagen:

„Das Werk hat mehrere alte Stollen, wovon der tiefste etwa 4, stellenweise aber auch nur 3 Fuss hoch sein soll. Dieser wurde fahrbar gemacht, und ein in demselben befindliches Abteufen, 11 Lachter (ca. 22 m) gewältigt, wo man in eine Strecke gerieth, welche dermassen mit Stickluft angefüllt war, dass die Arbeit auf der Stelle verlassen werden musste. Hierauf wurde ein neuer regelmässiger und 18 Lachter mehrere Teufe einbringender Stollen angelegt, auch derselbe hundert und etliche Lachter herangetrieben. Gegen alles Erwarten schlug man beim Erreichen des Ganges wiederholt in alte Arbeit. Zugleich gelangte man damit in eine zweite Strecke. Diese enthielt ein abermaliges Gesenk, worin, nachdem dasselbe 18 Lachter mit Pumpen bewältigt worden, eine dritte Strecke zum Vorschein kam. Letztere zeigte wiederum die Reste eines alten, sehr engen Gesenks, und man musste nun noch gegen 14 Lachter niedergehen: alsdann erreichte man die von den Alten verlassene Sohle.

Kaum lässt sich die durch enge und krüppeliche Baue auf eine solche Tiefe veranstaltete Wasserhaltung wohl anders, als durch Hülfe von zahllosen Sklaven denken."

Von besonderem Werth sind ferner die nachstehenden Erläuterungen, welche Professor A. Schneider zur geologischen Specialkarte von Preussen, Blatt Ems, giebt:

„Ueber das Historische des Bergbaues unseres Blattes ist zu bemerken, dass hier die ältesten Spuren desselben zu finden sind. Namentlich auf der heutigen Grube Friedrichssegen hat schon zur Zeit der Römer eine Erzgewinnung stattgefunden, wie man aus den in dem grossen Pingenzuge aufgefundenen altrömischen Münzen, Gefässen und Gezähestücken schliessen muss [2]). Da die Gangmittel in beträchtlicher Mächtigkeit

---

1) J. D. Engels: Ueber den Bergbau der Alten in den Ländern des Rheins, der Lahn und der Sieg. 1808.

2) Das Auffinden römischer Münzen und Gefässe an dieser Stelle kann nicht

und zum Theil edel zu Tage ausgingen, ist es erklärlich, dass sie so frühzeitig die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Auch viele kleine Schlackenhalden am Rande der Pingen deuten darauf hin, dass ein alter Schmelzbetrieb hier stattgefunden hat."

Diese letztere Annahme wird auch bestätigt durch den Umstand, dass Generaldirektor Heberle sen. vor etwa 40 Jahren unweit dieses Pingenzuges die Reste eines uralten, thönernen Schmelzofens fand, die später leider verloren gegangen sind.

Am interessantesten aber ist die wichtige Thatsache, dass sich zwischen der obenerwähnten, an der Baumschule gelegenen Schlackenstelle und dem Pingenzuge, auf einer Terrasse des nördlichen Thalabhanges, ziemlich deutlich Walllinien erkennen lassen, die anscheinend einer Befestigung von beträchtlicher Grösse — etwa für eine Cohorte — angehören, und zwar einer aus Erdwall und Graben bestehenden Lagerbefestigung, wie sie die Römer für den vorübergehenden Aufenthalt von Truppen zu errichten pflegten. Wenngleich auch hier eine nähere Untersuchung nicht vorgenommen werden konnte, so steht doch schon nach dem oben mitgetheilten amtlichen Bericht des Kammerassessors Cancrins und den sachverständigen Ausführungen von Engels fest, dass im Thal von Friedrichssegen wiederum die sehr deutlichen Spuren eines staatlich betriebenen Bergbaues der Römer von erheblichem Umfange vorliegen und zwar eines Bergbaues, der in die Zeit vor Anlage des Limes fällt, denn eine grössere Befestigung zur Sicherung dieses industriellen Etablissements wäre hier offenbar überflüssig gewesen, wenn bereits ein so ausgedehnter Grenzschutz bestand, wie wir ihn in den Resten der Limesanlagen mit ihren zahlreichen Castellen und Wachtstationen kennen gelernt haben.

Weitere Spuren römischen Bergbaues wurden übrigens vor kurzem noch durch die Herren Oberlehrer Dr. Bodewig-Oberlahnstein und Bergverwalter Künsch-Friedrichssegen in der Umgegend von Braubach festgestellt; dieselben beweisen, dass schon zur damaligen Zeit die Montanindustrie der dortigen Gegend eine recht ansehnliche war und zum mindesten sich über das ganze Centrum der Blei- und Silbererzlager jener Gegend erstreckte.

Wie aus Vorstehendem hervorgeht, befinden sich die auf den römischen Bergbau im Gebiete der unteren Lahn gerichteten Forschungen gegenwärtig noch in den ersten Anfangsstadien; dessen ungeachtet ist schon jetzt eine Reihe interessanter Resultate zu verzeichnen, die kurz wie folgt zusammenzufassen sind:

---

mehr beglaubigt werden, weil dieselben verloren gegangen sind. Nach einer bez. Mittheilung des Professors Schneider und des Generaldirektors Heberle beruht diese Angabe auf Tradition unter den Hüttenbeamten

Einige im Bureau der Hütte aufbewahrte Scherben von Thongefässen, die dem Verfasser vorlagen und später in das Museum des historischen Vereins zu Oberlahnstein übergingen, sind germanischen Ursprungs; dieselben wurden nicht in dem Revier des römischen Bergbaues, sondern an der Stelle gefunden, wo das Friedrichssegener Thal in das Lahnthal übergeht.

1. **Die Oertlichkeit, an der unter Kaiser Claudius auf Silber gebaut wurde, liegt nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, in der Gegend von Wiesbaden, sondern an der unteren Lahn.**

2. Die in Friedrichssegen aufgefundenen Reste römischen Bergbaues entsprechen hinsichtlich ihrer Lage und Beschaffenheit so vollkommen dem obenerwähnten Bericht des Tacitus, dass wir kein Bedenken tragen, dieselben mit der bergmännischen Thätigkeit der Truppen des Curtius Rufus in Verbindung zu bringen. Dass der dortige Betrieb ein sehr frühzeitiger war, kann keinem Zweifel unterliegen, denn abgesehen davon, dass dies — wie bereits bemerkt — durch die aufgefundene Befestigungsanlage als erwiesen anzusehen ist, wissen wir auch von Sachkundigen, dass dort Silbererze, mehr als irgendwo anderwärts, zu Tage lagen und wir müssen mit Prof. Schneider füglich annehmen, dass die Aufmerksamkeit der mit den Mattiakern in lebhaftem Verkehr stehenden Römer sehr bald auf diese Stelle hingelenkt wurde. Weiter ist durch fachmännische Untersuchung der betreffenden Lokalitäten constatirt, dass wir hier die Spuren eines vorübergehenden, überaus beschwerlichen Hüttenbetriebes vor uns haben, bei dem die Wasserhaltung nur unter Aufbietung zahlreicher Arbeitskräfte möglich war; ebenso steht nach Lage der Sache fest, dass die Ausbeute keine erhebliche gewesen ist und die Erzlager bald erschöpft waren.

Man wird gegen diese Lokalisirung des von Tacitus erwähnten Bergbaues einwenden können, dass letzterer eine umfangreiche militärische Sicherung des betreffenden Gebietes voraussetze, während feststehe, dass zu Claudius' Zeiten das rechte Rheinufer in dieser Gegend noch nicht occupirt gewesen sei. Dieser Einwand ist allerdings im Allgemeinen wohl zutreffend, aber nicht in dem vorliegenden besondern Falle. Abgesehen davon, dass das von tief eingeschnittenen Thälern und Felsenschluchten kreuz und quer durchzogene Terrain für einen Bergbau, wie wir uns denselben nach dem Bericht des Tacitus vorzustellen haben, leicht gesperrt werden konnte und vermuthlich auch gesperrt worden ist, wissen wir von demselben Schriftsteller (Germ. 29), dass die Mattiaker im ersten Jahrhundert n. Chr. mit den Römern in dem gleichen Vertragsverhältnisse standen, wie die Bataver; sie waren frei von allen Lasten und Steuern und nur zum Kriegsdienste verpflichtet. Wie diese am Niederrhein, so bildeten jene am Mittelrhein die vorderste Grenzwacht gegen die Germanen und es ist einleuchtend, dass die Römer hier ohne jede Gefahr den Grenzstrom überschreiten und einen bergmännischen Betrieb aufnehmen konnten, bei dem es dem ehrgeizigen Legaten der Provinz anscheinend mehr auf seinen persönlichen Vortheil — insbesondere auf die Erlangung der ihm deswegen thatsächlich verliehenen Triumphinsignien — ankam, als auf den Vortheil des Staates.

Dieses freundschaftliche Verhältniss mit den Mattiakern scheint übrigens bald nach der Besetzung der Rheinlinie begonnen und bis in die späteste Zeit der Römerherrschaft in dortiger Gegend fortbestanden zu haben; dafür sprechen die zahlreichen Münzfunde von Ems, die eine zusammenhängende Reihe von

der republikanischen und augusteischen Zeit bis zum Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. bilden[1]), während an andern rechtsrheinischen Römerstätten frühzeitige Münzen und solche, die über die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. hinausreichen, im Allgemeinen nur vereinzelt vorkommen.

3. Durch die Auffindung der weiteren Spuren römischen Bergbaues — insbesondere der Römerhütte am Bläskopf — ist der Nachweis geführt, dass der unter Claudius als nicht lohnend aufgegebene Bergbau in späterer Zeit, vermuthlich gleichzeitig mit der Anlage des Limes, wieder aufgenommen wurde und im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. zu hoher Blüthe gelangte.

4. Der für die Lahngegend urkundlich[2]) erst seit dem Jahre 1158 n. Chr. nachweisbare Bergbau wird durch diese Entdeckungen nunmehr mit Sicherheit um mehr als ein volles Jahrtausend zurückdatirt.

5. Wie ein Blick auf das beigegebene Uebersichtskärtchen zeigt, sind die Erzlager an der Lahn von besonderem Einfluss gewesen auf die eigenartige, den militärischen Anforderungen wenig entsprechende Führung des Limes in jener Gegend. Eine rechtsrheinische Position von etwa 60 km Frontlänge und durchschnittlich kaum 6 km Tiefe, wie wir sie in der Linie Hönningen-Marienfels vor uns haben, konnte nur durch ganz besondere Umstände bedingt sein, und diese bestanden hauptsächlich darin, dass man einerseits Rücksichten gegen die befreundeten Mattiaker zu nehmen hatte, andererseits aber die werthvollen Erzlager, die hier das rechte Rheinufer begleiten, sich nicht entgehen lassen und gegen alle Eventualitäten sicherstellen wollte.

6. Während früher betreffs der Nordgrenze des Mattiakergebietes Zweifel bestanden, ist jetzt festgestellt, dass dasselbe sich über die Lahn hinaus bis weit in die Südabhänge des Westerwaldes hinein erstreckte. Nachdem bereits durch Drusus das untere Mainthal mit Wiesbaden, dem Hauptorte der Mattiaker, aus unabweisbaren strategischen Gründen dauernd annectirt worden war, wurde vermuthlich die nördliche Grenze dieser Völkerschaft weiter nach Norden vorgeschoben und Ems trat an die Stelle der verlorenen Hauptstadt. Wir werden diese Landesgrenze etwa in der Linie Arzbach-Niederberg zu suchen haben, denn es ist sicherlich kein Zufall, dass alle Limesbefestigungen nördlich von Arzbach — soweit dieselben meinerseits untersucht wurden — (3 Castelle,

---

1) Leider sind viele dieser Münzen verschleppt und deshalb für die Wissenschaft verloren gegangen. Nachweisbar sind gegenwärtig noch:

8 Stück aus republikanischer und augusteischer Zeit
23 „ „ dem ersten Jahrhundert n. Chr.
60 „ „ „ zweiten „ „ „
55 „ „ „ dritten „ „ „
54 „ „ „ vierten „ „ „

Besonders zahlreich vertreten sind die Münzen von Trajan (12 Stück), Antoninus Pius (11 Stück) und Constantin d. Gr. (12 Stück); die jüngsten sind von Thodosius und Valentinian.

2) Verleihungsurkunde Friedrich I. an den Erzbischof Hillin von Trier, nach von Hontheim.

13 Wachtstationen) ohne Ausnahme niedergebrannt worden sind, während sämmtliche Anlagen südlich dieses Ortes (4 Castelle, 14 Wachtstationen, eine Hütte, eine bürgerliche Niederlassung) nicht die geringsten Spuren einer gewaltsamen Zerstörung durch Feuer zeigten. In dieser höchst auffälligen Erscheinung äussert sich offenbar südlich der angegebenen Linie das auch noch in späteren Zeiten friedliche Verhältniss der Mattiaker zu den Römern, während nördlich dieser Linie der verheerende Strom der Franken erkennbar ist, der aus dem mittleren und nördlichen Deutschland kommend, sich in die ebenen Gegenden von Köln und Bonn wälzte. Erklärlich wird hierdurch auch die Thatsache, dass die Römer gezwungen waren, den kleinen nördlichsten Zipfel von Obergermanien durch das Festungsviereck Andernach-Niederbieber-Niederberg-Coblenz zu sichern, während man auf der langen Linie Coblenz-Mainz den Mattiakern gegenüber sich zu allen Zeiten mit dem allernothwendigsten Grenzschutze begnügen konnte.

---

6. Der Raubzug der Chatten nach Obergermanien
im Jahre 50 n. Chr.

Von

Oberstlieutenant **O. Dahm.**

Unter den spärlichen Ueberlieferungen, die für die Provinz Germania superior vorliegen, nimmt der von Tacitus (Ann. XII, 27) erwähnte räuberische Einfall der Chatten im Jahre 50 n. Chr. ein gewisses Interesse in Anspruch einmal, weil derselbe uns ein ziemlich klares Bild von einem solchen in grossem Massstabe ausgeführten Raubzuge der Grenznachbaren liefert, und ausserdem, weil hieraus mancherlei Schlüsse auf die damaligen, in den betreffenden Grenzgebieten herrschenden Zustände gezogen werden können. Der genannte Schriftsteller berichtet über dieses Unternehmen wie folgt:

„Isdem temporibus in superiore Germania trepidatum adventu Chattorum latrocinia agitantium. Dein P. Pomponius legatus auxiliares Vangionas ac Nemetas, addito equite alario, immittit, monitos ut anteirent populatores vel dilapsis improvisi circumfunderentur. Et secuta consilium ducis industria militum, divisique in duo agmina, qui laevum iter petiverant, recens reversos praedaque per luxum usos et somno graves circumvenere; aucta laetitia, quod quosdam e clade Variana quadragesimum post annum servitio exemerant. At qui dextris et propioribus compendiis ierant, obvio hosti et aciem auso plus cladis faciunt, et praeda famaque onusti ad montem Taunum revertuntur, ubi Pomponius cum legionibus opperiebatur, si Chatti cupidine ulciscendi casum pugnae praeberent. Illi metu, ne hinc Romanus, inde Cherusci, cum quis aeternum discordant, circumgrederentur, legatos in urbem et obsides misere; decretusque Pomponio triumphalis honos, modica pars famae eius apud posteros, in quis carminum gloria praecellit."

Aus dieser Schilderung geht zunächst hervor, dass es sich bei diesem Unternehmen der Chatten nicht um einen jener kleinen, lokalen Raubzüge handelte, wie sie an der germanischen Grenze wohl zu allen Zeiten auf der Tagesordnung standen, und die von Oberst von Cohausen treffend als „kleiner Krieg" bezeichnet werden. Bei solchen Zügen handelte es sich stets nur um Unternehmungen einzelner, kleinerer oder grösserer Trupps, die heimlich oder nach Ueberwältigung der nächsten ihnen hinderlichen Wachtposten in das römische Gebiet einfielen und einen in den meisten Fällen kleinen Bezirk so

lange ausplünderten, bis sie von den Besatzungen der nächstgelegenen Grenzkastelle vertrieben wurden[1]). In dem vorliegenden Falle war der ganze Stamm der Chatten an dem Einbruch in die Provinz betheiligt, und der Angriff zog seine Kreise vom Teutoburger Walde bis zu den Vogesen, ja sogar bis Rom, denn es wurden die bei den Vangionen und Nemetern — also in der Pfalz und im unteren Elsass — stationirten Hülfstruppen aufgeboten, es wurden die Angreifer im Rücken durch die Cherusker bedroht und sie schickten nach ihrer Niederlage Gesandte und Geiseln nach Rom, während dem Sieger Pomponius die Triumphehre zuerkannt wurde. Wie bedeutend das Unternehmen der Chatten war, geht auch schon aus dem Umstande hervor, dass — wie wir sehen werden — beiderseits vollständig kriegsmässige Operationen ausgeführt wurden, und dass von Seiten der Römer der grössere Theil des obergermanischen Heeres zur Abwehr herangezogen wurde.

Für das Verständniss des taciteischen Textes ist in erster Linie die Entscheidung der Frage von Wichtigkeit: auf welche Gegend Obergermaniens war der Angriff der Chatten gerichtet?

Diese Frage ist bei dem gegenwärtigen Stand der rheinischen Lokalforschung unschwer zu beantworten. Von vorneherein wird zugegeben werden müssen, dass bei der Wahl des Angriffsobjekts nur eine stark besiedelte, reiche Gegend in Frage kommen konnte, da andernfalls ein derartig ausgedehnter, von einem ganzen Volksstamme unternommener, gefahrvoller Raubzug, bei dem jeder Theilnehmer seinen Antheil an der Beute beanspruchte, nicht lohnend gewesen wäre. Ferner ist als selbstverständlich vorauszusetzen, dass dieser Einbruch nur in ein solches Gebiet erfolgen konnte, welches militärisch so wenig gesichert war, dass der Angreifer einerseits etwaigen Ausfällen aus den in der Nähe vorhandenen Befestigungen mit erdrückender Uebermacht entgegentreten konnte, andererseits Zeit genug hatte, den Raub in Sicherheit zu

1) Diese kleinen räuberischen Einfälle der Germanen gaben bekanntlich in späterer Zeit Veranlassung zu einem möglichst hermetischen Abschlusse der trockenen Grenzen, zunächst unter Hadrian durch einen Palissadenzaun, dann durch Wall und Graben resp. Mauer; gleichzeitig wurde eine unausgesetzte, sorgfältige Ueberwachung des Limes durch Anlage einer zusammenhängenden Reihe von Wachtstationen (Wachtkastelle, Wachthäuser und Wachtthürme) zur Durchführung gebracht. Dass durch diese Einrichtungen solche Einfälle nicht ganz verhindert werden konnten, ist selbstverständlich, sie boten aber dem früheren Abpatrouilliren der offenen Grenzen gegenüber den wesentlichen Vortheil, dass Grenzüberschreitungen bei einiger Wachsamkeit sofort bemerkt werden mussten und dass man durch geeignete Signaleinrichtungen in der Lage war, den nächstgelegenen Grenzkastellen in wenigen Minuten Nachricht zu geben und so die Plünderung, wenn nicht zu verhüten, so doch auf ein Minimum zu beschränken. Ausserdem war das Passiren der Grenzbarrikade, namentlich für berittene Mannschaften, sowie die Bergung des Raubes, insbesondere der Abtrieb von Vieh, mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. Im grossen Kriege wurden die Wachtstationen bei Annäherung des Feindes geräumt. Die Grenzbarrikade war dann kein Hinderniss mehr. Die Wachtmannschaften wurden in die Hauptkastelle der betreffenden Limesstrecken zurückgezogen.

bringen, bevor ein Eingriff aus dem militärischen Centrum zu Mainz möglich war.

Sehen wir uns daraufhin das obergermanische Grenzgebiet näher an, so ist zunächst zu constatiren, dass ein Angriff auf rechtsrheinischen Besitz ausgeschlossen war. Zwar kann aus der bekannten Angabe des Tacitus (Germ. 29) über das Dekumatenland, sowie aus dem bei Offenburg aufgefundenen römischen Meilenstein von ca. 74 n. Chr. mit Recht gefolgert werden, dass die badische und hessische Seite des Rheinthales schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. besiedelt war, da aber dieses Gebiet damals noch nicht militärisch gesichert war, so hatte sich nur eine ärmliche Bevölkerung daselbst niedergelassen. Ueberdies kann diese Gegend auch schon deshalb nicht in Betracht kommen, weil Tacitus von der rechts abmarschirten römischen Angriffskolonne ausdrücklich berichtet, dass sie nach Besiegung des Feindes zum Taunus zurückkehrte. Da nun diese Kolonne, wie wir wissen, aus der Pfalz kam, so ist einleuchtend, dass ihr Marschziel nur nördlich vom Taunus liegen konnte.

Noch weniger ist daran zu denken, dass der Angriff der Chatten auf das untere Mainthal, wo Pomponius mit den Legionen eine Reservestellung einnahm, oder auf den Rheingau erfolgte. Allerdings war schon damals ein Theil dieses Gebietes militärisch besetzt, jedoch war dies lediglich aus strategischen Gründen geschehen und grössere bürgerliche Niederlassungen waren in jener Zeit sicherlich daselbst noch nicht vorhanden. Ausserdem konnten die Mainzer Legionen in wenigen Stunden zum Schutze dieser Gegend zur Stelle sein, wodurch von vorneherein jedes Unternehmen eines Gegners, der thatsächlich von den Hülfstruppen allein zurückgewiesen wurde, aussichtslos erscheinen musste.

Vom Rheingau stromabwärts bildete, wie dies gleichfalls aus einer Ueberlieferung des Tacitus[1]), und zwar über den Gau der Mattiaker, hervorgeht und durch die Lokalforschung bestätigt wird[2]), der Rhein die Grenze. Wenn nun auch feststeht, dass bereits im Jahre 47 v. Chr. unter dem Legaten Curtius Rufus in der Gegend der Lahnmündung durch obergermanische Legionen vorübergehend auf Silber gebaut wurde[3]) und obgleich nach Ritterling's Entdeckung eines zweifellos schon in frühester Zeit von den Römern periodisch

---

1) Tacitus, der seine Germania bekanntlich um die Wende des ersten Jahrh. n. Chr. schrieb, berichtet (29) über die von Wiesbaden stromabwärts bis über die Lahn hinaus wohnenden Mattiaker: ita sede finibusque in sua ripa, mente animoque nobiscum agunt.

2) Limesblatt 80. Die Limesanlagen im Norden der Provinz sind der Technik nach zweifellos spätzeitig. Entscheidend in dieser Frage ist ferner der Umstand, dass hier unter den aufgefundenen Resten von Thongefässen nirgend Importwaaren oder auch nur die Formen des ersten Jahrh. n. Chr. vertreten sind und dass die sogenannten alten Legionen (I, IV, XI, XIIII und XXI) hier keinerlei Spuren hinterlassen haben, während auf rechtsrheinischem Gebiet von Wiesbaden stromaufwärts — insbesondere im unteren Mainthal und in der Wetterau — dergleichen Funde in erheblicher Anzahl und an zahlreichen Orten gemacht wurden.

3) Bonn. Jahrb. 101, S. 117.

benutzten Rheinübergangs bei Bendorf[1]) (8 km nördlich von Coblenz) einzelne Forscher geneigt sind, eine schon sehr frühzeitige Occupation der dortigen Gegend — insbesondere des Neuwieder Beckens — anzunehmen, so werden doch alle Sachkundigen darin übereinstimmen, dass eine intensive Kolonisirung dieses Gebiets durch die Römer in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts vollkommen ausgeschlossen war. Tiberius war nach seinem Regierungsantritt allen Unternehmungen gegen Deutschland abgeneigt, und Claudius wehrte allen Gewaltthaten in dem Grade, dass er für Untergermanien sogar die Zurückziehung sämmtlicher Besatzungstruppen auf das linke Rheinufer anordnete. Ueberdies lagen wichtige strategische Gründe, wie sie für die Besetzung des unteren Mainthales bestimmend waren, nicht vor, die eine dauernde Occupation dieser Gegend im ersten Jahrhundert n. Chr. erforderlich machten.

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass die Chatten bei diesem Einbruch in Obergermanien den Rhein überschritten. Aber auch, wo dies geschah, kann mit annähernder Sicherheit festgestellt werden. Dass das Gebiet der Nemeter und Vangionen, also das Rheinthal von der Nahe stromaufwärts, nicht in Betracht kommen kann, bedarf keines Beweises, da die militärische Position bei Mainz einen Angriff auf diese Gegend unmöglich machte, und ausserdem Tacitus ausdrücklich berichtet, dass die dort stationirten Hülfstruppen auf zwei mehr oder weniger weiten Wegen nach dem Schauplatz des räuberischen Einfalles marschirten. Es bleibt also nur der nördliche Theil der Provinz übrig, und von diesem ist wiederum mit grosser Wahrscheinlichkeit auszuscheiden die Strecke von Bingen bis Coblenz, d. h. der Hunsrück, der wegen seiner Unfruchtbarkeit für den Angreifer wenig verlockend war und wegen seiner Unzugänglichkeit die Durchführung eines solchen Unternehmens erheblich erschwerte, wenn nicht unmöglich machte. Demnach sprechen alle Umstände dafür, dass der in Rede stehende Angriff der Chatten auf das Gebiet zwischen der unteren Mosel und dem Vinxtbach gerichtet war. Und in der That entspricht diese Gegend nicht nur allen Vorbedingungen, die an dieselbe zu stellen sind, sondern sie allein ermöglicht eine zwanglose Erklärung des taciteischen Berichts und lässt die getroffenen Massnahmen, sowie den Verlauf der betreffenden militä-

4) Limesblatt 146. Dr. E. Ritterling entdeckte im südwestlichen Theile von Bendorf, 500 m von der Saynmündung entfernt, nahe dem Rheinufer drei sehr verschiedenen Perioden angehörende Erdwerke, deren Umwallungslinien sich mehrfach schnitten. Diese überaus interessanten und wichtigen Untersuchungen sind gegenwärtig zwar noch nicht abgeschlossen, jedoch steht schon jetzt fest, dass wir in diesen Werken Brückenköpfe vor uns haben, die zur Sicherung von Rheinübergängen angelegt wurden. Während das älteste dieser Werke wohl auf Caesar's zweiten Rheinübergang zurückzuführen ist, der ziemlich einstimmig in der Gegend des Neuwieder Beckens angenommen wird, war die jüngste Anlage, wie Ritterling überzeugend nachweist, längere Zeit von der Coh. I Thracum besetzt und wurde vermuthlich in den zwanziger Jahren des zweiten Jahrh. n. Chr. geräumt. Die Bendorfer Befestigungen allein lassen also keineswegs auf eine frühzeitige, dauernde Besetzung eines grösseren rechtsrheinischen Gebietes in dortiger Gegend schliessen.

rischen Operationen einleuchtend und folgerichtig erscheinen. Sie ist überaus fruchtbar und war, wie die zahlreichen dort aufgefundenen Reste opulent ausgestatteter, bürgerlicher Niederlassungen beweisen, schon frühzeitig von einer wohlhabenden Bevölkerung stark besiedelt. Dem Anmarsch der chattischen Angriffskolonnen stellten sich keinerlei ernstliche Hindernisse entgegen. Das Terrain war überall gangbar. Der Uebergang über den Strom und die Deckung des Rückzuges wurden durch das flache Gelände in der Umgegend von Neuwied wesentlich begünstigt. Hinsichtlich der militärischen Sicherung der Grenze seitens der Römer kamen hier nur die für die Offensive unbedeutenden Kastelle Andernach, Coblenz und Boppard in Betracht, deren Besatzungen durch entsprechend starke Beobachtungsposten leicht in Schach gehalten werden konnten. Die Einbruchstelle lag von dem Hauptwaffenplatz Mainz 4 Tagemärsche entfernt; die Concentration und Heranziehung grösserer Truppenmassen nahm bei grösster Eile also mindestens 6 Tage in Anspruch — Zeit genug, um eine gründliche Ausplünderung der dortigen Gegend bis auf eine Tiefe von mindestens 30 km zu ermöglichen.

Was nun die Operationen selbst anbetrifft, so geht aus dem Bericht mit Sicherheit hervor, dass die Chatten in zwei Heereshaufen getheilt waren; ihr Gros war über den Rhein gegangen und hatte die Plünderung vorzunehmen, während die Reserven am Rheinufer Stellung genommen hatten, um den Rückzug zu decken.

Demgegenüber traf der zu Mainz residirende Legat Pomponius folgende Anordnungen: Er raffte in Eile die in dem benachbarten Gebiet der Nemeter und Vangionen garnisonirenden Hülfstruppen[1]) zusammen und formirte aus denselben, unter Beigabe zahlreicher Cavallerie, zwei Abtheilungen, ein West- und ein Ostdetachement.

Das Westdetachement ging auf dem linken Rheinufer vor und hatte den Auftrag, wenn noch möglich, die Plünderung durch einen Angriff auf das Gros des Gegners zu verhindern, oder, falls dieses sich in dem auszuplündernden Gebiet bereits zerstreut haben sollte, die einzelnen Rotten unversehens zu überfallen und niederzumachen. Diesem Detachement war ohne Zweifel der grössere Theil der Cavallerie beigegeben, weil grade diese Waffengattung für ein derartiges zerstreutes Gefecht besonders geeignet ist[2]).

Das Ostdetachement überschritt bei Mainz den Rhein und marschirte über Wiesbaden auf dem kürzesten Wege zur Lahn; ihm fiel die Aufgabe zu,

---

1) Die Garnisonen dieser Truppen sind uns durch die Lokalforschung zum grossen Theil bekannt; es waren: Bingen, Kreuznach, Finthen, Kleinwinternheim, Laubenheim, Alsheim, Dienheim, Alzey, Speier, Rheinzabern und vor allem die grosse Cavalleriegarnison Worms.

2) Aus diesem Grunde hauptsächlich waren später die Limeskastelle der Mehrzahl nach — oder, wie Ritterling annimmt, ausschliesslich — mit cohortes equitatae belegt. Es ist einleuchtend, dass die Reiterabtheilungen der Kohorten im kleinen Kriege von grossem Vortheil waren und dass man diesem Umstande bei der Besetzung der Kastelle Rechnung trug.

die Stellung der Chatten am Rhein anzugreifen und dem auf dem linken Rheinufer plündernden Gros derselben den Rückzug abzuschneiden.

Die beiden damals zu Mainz stationirten Legionen (IV Macedonica und XXII pr.) wurden unter dem Kommando des Legaten am Berge Taunus als Reserve aufgestellt, selbstverständlich in der zwischen Taunus und Main gelegenen Ebene. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass diese Stellung überaus zweckmässig gewählt war, denn man konnte nicht voraussehen, welchen Ausgang der Angriff der Auxilien nehmen würde, und da den Chatten gegenüber die äusserste Vorsicht geboten war, so musste man sich eventuell auf einen ernsten Entscheidungskampf gefasst machen, der dann aber nur auf der einzig vorhandenen, natürlichen Operationslinie Main-Nidda-Wetter zum Austrag gebracht werden konnte.

An welcher Stelle der Taunusebene Pomponius stand, erfahren wir zwar nicht, aber die militärische Situation und der Wortlaut des taciteischen Textes lassen auch in dieser Beziehung einwandfreie Schlüsse zu. Illi metu, ne hinc Romanus, inde Cherusci circumgrederentur, legatos in urbem et obsides misere, sagt der Berichterstatter; die Bedrängung durch die Römer und Cherusker muss eine sehr intensive gewesen sein, wenn die zu allen Zeiten gefürchteten Chatten sich veranlasst sahen, Gesandte und Geiseln nach Rom zu senden und den Frieden zu erbitten. Da nun aber die Hülfstruppen, nach Besiegung des Feindes, in den Taunus resp. nach Mainz zurückkehrten, so kann eine solche Bedrängung seitens der Römer nur von den Legionen ausgegangen sein und zwar dadurch, dass letztere auf der angegebenen Operationslinie möglichst weit in das Gebiet des Gegners eindrangen. Aus diesem Grunde muss vom militärischen Standpunkt vorausgesetzt werden, dass die Legionen mindestens bis in den nördlichsten Theil der Wetterau operirten.

Man wird gegen diese Schlussfolgerung anführen können, dass Pomponius sich mit der Reserve wohl da aufstellen musste, wo das Ostdetachement den Taunus überschritt — also in der Gegend von Wiesbaden —, um dasselbe für den Fall einer Niederlage aufzunehmen. Dieser Einwand ist indess keineswegs stichhaltig. Stand Pomponius beispielsweise an der oberen Wetter bei Butzbach oder Arnsburg, so war er nur einen kleinen Tagemarsch von der Lahn entfernt und konnte von hier aus die Operationen seiner Hülfstruppen bei weitem wirksamer unterstützen, als von der Mainmündung aus, denn es wurde, bei der gleichen Entfernung vom Kriegsschauplatz, von der oberen Wetterau aus die Rückzugslinie der Chatten so ernstlich bedroht, dass eventuell deren ganzes Heer abgeschnitten und bei einem gleichzeitigen Angriff durch die drei römischen Kolonnen in Front, linker Flanke und Rücken vollständig vernichtet werden konnte. Ueberdies war in dem unteren Mainthal ohnehin eine hinreichend starke Aufnahmeposition vorhanden, da dieses Gebiet seit Drusus, mit einer nur sechsjährigen Unterbrechung nach der Varusschlacht, von den Römern ständig besetzt und fortifikatorisch gesichert war. Zu Beginn der augusteischen Offensive gegen Deutschland war es eine selbstverständliche Aufgabe der römischen Heeresleitung, auf dem rechten Rheinufer, den Waffenplätzen Vetera castra

und Mainz gegenüber, von denen die Hauptoperationen ausgingen, ein entsprechendes Gebiet dauernd zu occupiren. Dies geschah, wie wir von Dio Cassius (54, 33) und Tacitus (Ann. I, 56) wissen, im Herbst des Jahres 11 v. Chr., und zwar waren an der unteren Lippe das vielgesuchte Castell Aliso, im unteren Mainthal das ebenso viel besprochene castellum in monte Tauno die Hauptstützpunkte der betreffenden Positionen. Wie beide Anlagen den gleichen Zweck hatten, so theilten sie während dieses dreissigjährigen Ringens der Römer und Germanen auch die gleichen Schicksale, insbesondere gingen sie beide gleichzeitig in Folge der Varuskatastrophe verloren und wurden beide gleichzeitig durch Germanicus im Jahre 15 n. Chr. wiederhergestellt. (Tacitus Ann. I, 56 und II, 7.) Unter Tiberius wurde dann mit dem Gedanken an eine Provinz Germania magna auch die Lippestellung aufgegeben, während das untere Mainthal besetzt blieb und den Kern bildete, um den sich im Verlaufe von $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten der transrhenanische, durch den Limes geschützte Besitz crystallisirte[1]).

Was endlich den Verlauf der geschilderten Operationen anbetrifft, so ist auch dieser nach dem Bericht des Tacitus völlig klar. Das Westdetachement konnte auf zwei verschiedenen Linien vorgehen, entweder auf der Rheinstrasse Bingen-Boppard-Coblenz, oder, unter Umgehung des Hunsrücks, zur unteren Saar und dann auf der Moselstrasse über Trier nach Coblenz. Welche Linie gewählt wurde, interessirt uns hier nicht; von Wichtigkeit ist nur die bereits oben constatirte Thatsache, dass dieses Detachement vor Ablauf von 6 Tagen

1) Die angeführten, zwar kurzen, aber militärisch völlig verständlichen Angaben des Dio Cassius und des Tacitus werden durch die Lokalforschung durchaus bestätigt. Prof. Dr. G. Wolff, der seit fast zwei Decennien unermüdlich und mit seltenen Erfolgen den Römerspuren im unteren Mainthal nachgeht, entdeckte vor kurzem in der Nähe von Hofheim ein grosses, unregelmässiges Erdwerk, und weiter in den Taunus vorgeschoben, in geeigneter Lage auf dem Kapellenberge, eine zugehörige Wachtstation (Limesblatt 90). Dr. E. Ritterling fand in Wiesbaden ein kleineres Erdkastell (Arch. Anz. 1895, S. 209). Alle drei Befestigungen sind römischen Ursprungs und nachweisbar sehr alt; sie gehören zweifellos zu der alten Drususanlage, und wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, dass letztere im Süden durch den Rhein und Main, im Norden durch eine Linie begrenzt wurde, die von der Niddamündung über Hofheim und Wiesbaden nach Mosbach-Biebrich führte. Gestempelte Backsteine linksrheinischer Provenienz, sowie Scherben von importirten Thongefässen wurden mehrfach auf diesem Gebiet gefunden; sie beweisen nicht nur die frühzeitige, sondern auch die andauernde Occupation desselben. (Prof. Dr. G. Wolff: Töpfer- und Ziegelstempel der flavischen und vorflavischen Zeit aus dem unteren Maingebiete. Nass. Ann. XXVII). Das grosse Erdkastell bei Hofheim entspricht in jeder Hinsicht allen Anforderungen, die an das castellum in monte Tauno des Tacitus zu stellen sind; beide Anlagen sind deshalb vermutlich identisch. An der Lippe sind die bez. Forschungen allerdings über das Anfangsstadium nicht hinausgekommen; immerhin liegen auch hier einige Untersuchungen vor (Oberstlt. F. W. Schmidt: Tagebuchs-Notizen; Hauptm. L. Hölzermann: Die Kriege der Römer und Franken), die, wenn auch nicht die Grenzen und Einrichtungen, so doch wenigstens die frühere Existenz eines Vetera castra gegenüber gelegenen, fortificatorisch gesicherten Gebiets constatiren (O. Dahm: Die Hermannschlacht).

nicht an den Feind kommen konnte. Dieser scheint sich — wie es bei der Auflösung eines Heeres in kleine Trupps nicht anders zu erwarten ist — bei der Durchführung der Plünderung nicht sonderlich beeilt zu haben, denn die römische Colonne stiess auf ihn, als er eben im Begriff war, beutebeladen, schwelgend und schlaftrunken nach dem Rhein zurückzukehren. Es rechtfertigt diese Situation die Annahme, dass den Römern die Ueberraschung der Gegner gelungen und dass deren Niederlage eine so vollständige war, dass sie mit einem sauve qui peut endete. Der von Tacitus nebenher erwähnte Umstand, dass man bei dieser Gelegenheit auch einige bei der Niederlage des Varus in Gefangenschaft gerathene, also im Greisenalter stehende Personen aus der Sklaverei befreite, bestätigt den ausgedehnten Umfang und die gemächliche Ausführung dieses Raubzuges.

Das Ostdetachement ging auf einer näheren Strasse vor und erreichte in zwei Tagemärschen die Lahn; es stand also, mindestens 2 Tage vor dem Zusammenstoss auf linksrheinischem Ufer, etwa in der Gegend von Nassau in der linken Flanke resp. im Rücken des Feindes. Zu dieser Zeit war die Plünderung noch in vollem Gange, und es ist deshalb begreiflich, dass die chattischen Reserven den Römern entgegenzogen und eine Schlacht annahmen, — hing doch das Schicksal ihrer auf dem jenseitigen Ufer des Stromes befindlichen Stammesgenossen davon ab, Zeit zu gewinnen, und dies konnte nur dadurch erreicht werden, dass man den Gegner in dem stark coupirten Terrain nördlich der Lahn möglichst lange aufhielt. Wie der Berichterstatter besonders erwähnt, war hier die Niederlage eine noch grössere — ganz natürlich, denn bei der damaligen Taktik der Germanen war eine Niederlage in rangirter Schlacht verhängnissvoller, als im zerstreuten Gefecht, bei dem den einzelnen Trupps eher Gelegenheit geboten war, sich durch die Flucht zu retten. Mit Beute und Ruhm beladen, kehrte das Ostdetachement zum Taunus zurück.

Dass Pomponius unter diesen Umständen mit den Legionen nicht zur Aktion kam, ist nicht zu verwundern. Für ihn konnte es sich, nach Eintreffen der Siegesnachrichten, nur noch um die Frage handeln, ob es angezeigt sei, nach Heranziehung der Auxilien, zur Offensive überzugehen und durch einen Vorstoss an die Eder die Chatten gründlich zu züchtigen. Die Gründe, die ihn bewogen, von der Durchführung dieses naheliegenden Gedankens abzusehen, kennen wir nicht; vielleicht übersah er nicht die militärische und politische Situation, vielleicht befürchtete er, einen Krieg heraufzubeschwören, dessen Folgen unberechenbar sein konnten, möglich auch, dass dieser Feldherr, von dem der Geschichtsschreiber sagen konnte: „decretusque Pomponio triumphalis honos, modica pars famae ejus apud posteros, in quis carminum gloria praecellit", nachdem die Feinde um Frieden gebeten und die Entsendung von Gesandten und Geiseln nach Rom angeboten hatten, sich auf den idealen Standpunkt stellte: die Waffen nieder!

7. Numismatisches aus der Rheinprovinz.

Von

F. van Vleuten.

1. Münzen Albero's von Trier.

Im Sommer 1896 wurde in der Eifel ein Münzfund zu Tage gefördert, der schon deshalb, weil er uns zwei ganz neue Münztypen liefert, werth ist, hier kurz besprochen zu werden. Man fand beim Ausschachten ein an der Oeffnung etwa 5—6 cm im Durchmesser zeigendes bauchiges Gefäss von gelb braunem Thon, mit dunkelroth-braunen Strichverzierungen versehen, welches an dem oberen Theile zwar den Gebrauch der Drehscheibe zeigte, aber in den unteren Theilen, wie aus den Unebenheiten ersichtlich, frei aus der Hand geformt war. Dieses enthielt 348 Münzen, von welchen mir 336 vorgelegen haben.

Merkwürdigerweise sind diese 336 Stück alle dem Trierer Erzbischofe Albero von Montreuil (Monsterol) zuzuschreiben. Nach Dannenberg[1]) 1130 —1152; Bohl[2]) giebt als Anfangsjahr 1131 an. Es ist nur ein bis jetzt unedirter Denar in 334 Exemplaren zu verzeichnen, während die letzten zwei Exemplare mir unedirte Obole von unter sich gleichem Gepräge zu sein scheinen.

Es ist mir niemals ein Fund vorgekommen, in welchem nur ein Münzherr vertreten war, es ist mir aber auch nie ein Fund vorgekommen, welcher so viele mangelhafte Stücke aufzuweisen hatte; ja von welchem man sagen kann, dass er nur aus mangelhaften Stücken besteht. Vergleicht man indessen die Litteratur, so hat dieser Umstand kaum etwas befremdendes; sagt doch Dannenberg a. a. O. S. 194, indem er von dem besser erhaltenen der beiden von ihm gebrachten Denare Albero's spricht: „Die Ausprägung dieses Denars ist so mangelhaft, dass es mehrerer Exemplare bedarf, um die richtige Lesung Adelbero archiepiscopus herzustellen u. s. w.", während Bohl, der a. a. O. S. 23 auch 2 verschiedene Denare Albero's aufführt, bei dem zweiten sagt: „Nur ein gut erhaltenes Exemplar oder mehrere sich einander ergänzende müssen Gewissheit geben, ob dieser Denar Albero'n bestimmt zugehört".

Auch Engel-Serrure[3]) sagt S. 614: „mais on possède quelques deniers

1) Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit. Berlin 1876.

2) Die Trierischen Münzen. Coblenz 1823.

3) Traité de numismatique du moyen-âge, II. Band. Paris 1894.

d'Adalbéron de Montreuil (1131—1152). Leur frappe est très négligée et l'empreinte souvent mal venue".

Angesichts dieser Urtheile verliert der Zustand des besprochenen Fundes das Auffallende, und man darf sich freuen, dass er wenigstens Anhaltspunkte genug liefert, um Bild und Umschrift des neuen Denars unzweifelhaft festzustellen.

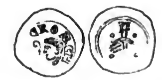


V.-S. ALBERO ARCH. Brustbild des Erzbischofs n. l., den Bischofsstab, mit der oberen Rundung nach auswärts, vor sich. Bei den Haaren sind fünf Locken oder dgl. als 5 dicke Punkte stark hervortretend.

R.-S. CLAVES PETRI. Zwei Hände halten zwei Schlüssel, deren Bärte durch die neben einander stehenden Anfangs- und Endbuchstaben C und I gebildet werden.

Auf unserer Münze heisst es also unzweifelhaft Albero, nicht Adelbero oder Adalbero. Das Fehlen des S vor Petri kommt auch sonst noch vor, wie Dannenberg S. 30 No. 4 mittheilt; gerade für Trier möchte ich auf die Rückseite bei Bruno: pax Petri hinweisen; Dannenberg 489.

Die beiden Obole haben eine ähnliche Darstellung, wie der Denar, doch scheint auf der R.-S. keine Umschrift vorhanden zu sein, zusammen ergeben sie:



V.-S. ·LB·ROARCH. Dieselbe Darstellung wie der Denar, nur in etwas kleineren Verhältnissen; ergänzt giebt es dieselbe Umschrift, wie diejenige des Denars.

R.-S. Eine Hand (nur eine ist sichtbar), welche 2 Schlüssel hält, deren Bärte PE (?) bilden. Im Felde 4 kleine Kreise.

Um das Gewicht im Durchschnitt zu finden, haben ich dreimal je 12 Denare gewogen; dieselben ergaben 10,38, 10,45 und 10,59 gr; hiervon das Mittel, würde pro Stück 0,87 gr ergeben. Der eine Obol wiegt 0,54, der andere 0,41 gr.

Obgleich der Zustand der Münzen kein mustergültiger ist, so lassen sich innerhalb desselben Bildes und derselben Umschrift doch einige kleine Prägeverschiedenheiten nachweisen: zuweilen endet der Krummstab unter diesem, bald unter jenem Buchstaben; bald ist das Auge so, bald anders gebildet; auch die Behandlung des Gewandes zeigte kleine Verschiedenheiten. Die Zahl der einzelnen Typen und die Vertheilung ist aber bei dem mangelhaften Zustande der Münzen schwer zu bestimmen.

Die V.-S. des Denars habe ich nach mehreren Stücken zusammenstellen müssen, dagegen war eine R.-S. auf einem Stück besser geprägt und gab Bild wie Umschrift unzweifelhaft; allerdings sehen die Hände oft Polypen und Kämmen ähnlicher, als Händen.

Die Seltenheit der Münzen Alberos mag zum Theil darin ihren Grund haben, dass viele der Stücke bei vereinzeltem Vorkommen schwer zu bestimmen wären, während bei dem zahlreichen Vorkommen in dem Funde dies eine leichte Sache war und ohne allen Zweifel richtige Resultate ergab.

2. Münzen von Rees.

Cappe sagt in seinen Cölnischen Münzen S. 76 unter Sigewin: „Er schenkte dem Probste des Stiftes zu Rees das Münzrecht daselbst". Er fährt dann fort: „Wahrscheinlich bestand dies Recht in der Befugniss zum Einwechseln fremder und abgewürdigter einheimischer Münzen". Wie so oft giebt Cappe für diese Nachricht keine Quelle an. Ich finde nun in Lacomblet's Urkundenbuch I. Band S. 156 No. 242 die besprochene Urkunde. Jedoch ist hier von der Einschränkung, die Cappe der Verleihung giebt, nicht die Rede: sie sagt: „scilicet monetam eiusdem loci". A. d. o. S. 275 No. 397 wird dies Münzrecht vom Papst Adrian IV mit den Worten bestätigt: „monetam etiam". Rees gehörte bis 1392 zum Erzbisthum Cöln und kam dann zu Cleve. Knapp II. Band S. 114[1]). Wenn ein Münzrecht verliehen wird, ist anzunehmen, dass der Beliehene oder doch derjenige, der das Recht verliehen hat, es auch ausübt; somit waren die rheinischen Numismatiker wohl berechtigt auf Reeser Münzen zu fahnden.

Ich glaube nun eine solche gefunden zu haben; allerdings aus etwas späterer Zeit.

Aus den Restbeständen einer in Bonn im Sommer 1896 versteigerten niederrheinischen Sammlung erwarb ich eine kleine Silbermünze, deren Beschreibung ich hier folgen lasse:



Brustbild eines geistlichen Würdenträgers, in der R. den Bischofsstab, in der L. eine Kirchenfahne haltend, das Haupt mit der Mitra bedeckt; mit einer nicht zu entziffernden Umschrift; der erste Buchstabe ist N, der letzte und vorletzte wahrscheinlich ND; die anderen lassen sich durch die uns zu Gebote stehenden Schriftzeichen kaum ganz richtig wiedergeben. Dergleichen Zeichen nennen die Franzosen pseudolégendes; Dannenberg nennt sie Trugschriften.

R.-S. ein doppeltes Fadenkreuz, dessen einzelne Linien in Punkten enden; in den 4 Ecken: R E S Æ, als Umschrift SAL-VIBENTI; zwischen Sal und

1) Regenten- und Volks-Geschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg. Crefeld 1836.

vibenti ein undeutlicher Buchstabe. Für die Pseudolegende der Vorderseite und für das Sal-vibenti der Rückseite weiss ich vorläufig keine Erklärung; dagegen möchte ich RESAE = Resae lesen und auf Rees beziehen. Unterstützt wird diese Ansicht durch das Aussehen der Münze, deren eine Seite das Bischofsbild nach dem Kölner Typus zeigt, etwa wie bei den kleinen Stücken von Engelbert I. 1216—25 oder von Heinrich I. 1225—35, während die Rückseite mit vielen niederländischen Münzen grosse Aehnlichkeit aufweist. Dass die Schreibweise für den Namen Rees in alter Zeit oft eine andere ist, dass Ressensis und Reyssensis vorkommt, ist allerdings bedenklich, aber nicht durchschlagend, da die Schreibweise in jener Epoche ja häufig wechselt. Mehr Bedenken verursachten die Zweifel, ob R der richtige Buchstabe ist, um das Lesen der Legende zu beginnen, man könnte auch z. B. s. Afre lesen; aber da mehren sich die Schwierigkeiten. Bei der Uebereinstimmung des Aussehens der Münze mit der gefundenen Erklärung, meine ich, man könnte sich dabei beruhigen, bis eine bessere gefunden und nachgewiesen ist.

Ich schwelgte also in dem stolzen Gefühl, der einzige Besitzer einer Münze von Rees zu sein, bis ich durch eine Nachfrage bei der Kgl. Münzsammlung in Berlin eines Besseren belehrt wurde. Die dortige Sammlung hat nämlich seit längerer Zeit eine aus der Dannenberg'schen Sammlung stammende Münze im Besitz, welche Rees unzweifelhaft zuzutheilen ist, den Namen des Bischofs klar zeigt, aber einer etwas späteren Zeit angehört. Dieselbe ist noch nicht publicirt; die Herren, denen die Pflege der dortigen Sammlung anvertraut ist, haben mir in bekannter Liebenswürdigkeit die Münze zum Zwecke dieser Besprechung zur Verfügung gestellt, und lasse ich die Beschreibung und Abbildung folgen:

SI . . . . . . DVS A (Sifridus A), Brustbild des Erzbischofs von vorne mit der Mitra, in der R. ein Buch, in der L. den Krummstab.

R.-S. Das Kreuz in ähnlicher Ausführung wie auf meinem Exemplar, in den Winkeln R E S E; ohne Umschrift.

Siegfried von Westerburg regierte von 1275—1297.

Vergleicht man die beiden Münzen, so fällt (trotz der kleinen Verschiedenheiten) die grosse Aehnlichkeit der Präge alsbald in die Augen, und dürfte der Schluss, dass beide der Stadt Rees zuzutheilen sind, nicht allzugewagt erscheinen.

Nachtrag.

Nachdem ich die Correctur meiner vorstehenden Arbeit über die Münzen von Rees schon abgeschlossen hatte, aber bevor der Druck erfolgt war, brachte Herr Professor Menadier in A. Weyl's „Berliner Münzblätter No. 197 vom Januar 1897 auf Seite 2167 und 68 mehrere weitere Münzen von Rees, welche dem Kölner Erzbischofe Hermann III 1089—1099 zugeschrieben werden. Dies zum Verständniss des Wortlautes meiner Arbeit.

8. Zur Terrasigillataindustrie in Griechenland, Kleinasien, Südrussland und Aegypten.

Von

Hans Dragendorff.

Als ich im 96. Heft dieser Zeitschrift eine Geschichte der Terrasigillataindustrie zu geben versuchte, war ich mir wohl bewusst nichts Abschliessendes bieten zu können. Dazu reichte das brauchbar publicirte und mir erreichbare Material nicht aus. Für manche Gegenden fehlte es noch ganz, für andere war ich auf gelegentliche Erwähnungen oder zufällig mir zugängliche Funde angewiesen. Wenn ich trotzdem wagte meine bisherigen Beobachtungen zusammenzufassen und zu veröffentlichen, so geschah es in der Ueberzeugung, dass eine solche Zusammenfassung stets das beste Mittel ist, den Arbeitenden über das, was er hat und was ihm noch fehlt, in's Reine zu bringen, und dass andererseits die Veröffentlichung verborgenes Material an's Licht zieht. Berichtigungen und Ergänzungen stellen sich dann von selbst bald ein. Einige Nachträge möchte ich schon jetzt geben. Es handelt sich dabei namentlich um Terrasigillata aus Gegenden, aus welchen sie mir noch garnicht oder nur sehr mangelhaft bekannt war, namentlich um den griechischen Osten, den ich mittlerweile selbst besuchen konnte. Es ergiebt sich, dass auch hier überall Terrasigillata im Gebrauche war, stellenweise sogar eine sehr wichtige Rolle spielte.

Griechenland.

Am spärlichsten bleibt das Material immer noch für Griechenland selbst. Zwar kann man auch dort allenthalben vereinzelte Sigillatascherben auflesen, aber mehr auch nicht. Es hat in der That den Anschein, dass, wie ich früher vermuthet habe[1]), in Griechenland sich keine eigene Sigillataindustrie entwickelt hat. Typische lokale Formen fehlen ganz. Die wenigen gefundenen Stempel sind lateinisch, die Gefässe schliessen sich in den Formen an italisches, kleinasiatisches und südrussisches an.

Hierhin sind zwei Vasen des Berliner Antiquariums zu rechnen, welche von Furtwaengler im Archäologischen Anzeiger X 43 beschrieben sind. Sie haben einen rothen Ueberzug und stellen sich so technisch zu der Gruppe

1) Bonn. Jahrb. 96, 82. Ich citire im Folgenden stets die Seiten des Zeitschriftenheftes, die ja auch im Separatabzuge zu finden sind.

von Vasen, welche den Uebergang von den rothgefirnissten zu den arretinischen Vasen, denen sie sich in der Farbe nähern, bilden.

Das eine (Inv. nr. 3313) ist eine kleine schlanke Amphora sehr feiner Technik. Auf der Schulter sind Ranken leicht eingeritzt, weiter unten ein Stern und eines der so beliebten Halsbandornamente mit Bommeln, welche uns mit weisser Farbe aufgemalt unzählige Male auf schwarzgefirnissten hellenistischen Vasen begegnen. Die Art der Dekoration und die Technik dieses Gefässes entsprechen genau der Ciste aus Myrina, welche ich B. J. 96, 36 beschrieben habe.

Das zweite Stück ist ein henkelloser Becher mit weiter Mündung, nach unten stark verjüngt und mit einem ganz schmalen Fusse versehen. Auch dieses Gefäss ist mit rothem Firniss überzogen und es sind an die Wandung fünf aus Formen gepresste Figuren (Silen und Nymphen) angeklebt. In der äusseren Gestalt entspricht dieses Gefäss den Bechern aus Aigai in Kleinasien, welche sich im Louvre befinden und B. J. 96, 112 beschrieben sind. Ich komme auf diese unten noch zurück.

Kleinasien.

Ganz anders ist es in Kleinasien. Nicht nur, dass hier die rothen Scherben viel zahlreicher sind, an einzelnen Orten, wie namentlich in Assos, sogar massenhaft auftreten. Hier lässt sich auch eine einheimische Industrie mit Sicherheit nachweisen, griechisch gestempelte Gefässe in charakteristischen Formen, die auch nach auswärts verhandelt wurden. Neben minderwerthiger Waare kommt hier Terrasigillata vorzüglichster Technik vor, mit fester glänzender hochrother Glasur. Die Formen sind scharf gegliedert, wie die altarretinischen, an welche sie in ihrem ganzen Charakter erinnern, ohne doch mit ihnen identisch zu sein. In Einzelheiten weichen sie sogar recht stark von jenen ab. So habe ich an keiner kleinasiatischen Scherbe bisher den Viertelrundstab bemerkt, welcher die Ecke zwischen Wandung und Boden füllt und bei arretinischen und älteren provinzialen Tellern so häufig ist[1]). Vor Allem fällt gegenüber der italischen Sigillata das Fehlen des dort allgemein üblichen hohen Fusses auf. Die kleinasiatischen Gefässe pflegen fusslos oder nur mit einem ganz niedrigen Ringfuss ausgestattet zu sein. Als Proben mögen die beistehend skizzirten Profile von Scherben dienen, welche bei den Ausgrabungen des Berliner Museums in Priene

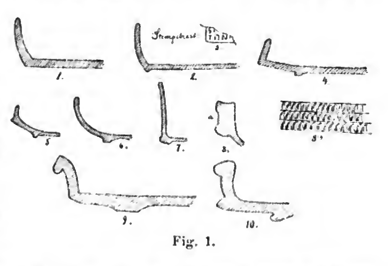


Fig. 1.

1) Bonn. Jahrb. 96. Taf. I 1—3, 15, 16.

gefunden sind (Fig. 1) und hier mit gütiger Erlaubniss der Museumsverwaltung wiedergegeben werden.

Bei mehreren dieser Scherben, wie bei 1, 5, 7, 9 u. 10 ist die Mitte des Bodens leider nicht erhalten, so dass sich nicht entscheiden lässt, ob sie einen Stempel ihres Verfertigers trugen. 4 u. 6 waren sicher ungestempelt. 2 weist noch einen Rest des Stempels auf, der unverständlich, aber sicher mit griechischen Buchstaben geschrieben ist. Ausser diesem finden sich noch die Stempel Κοιράνου, Χάρις, Διδύμων, Ἐρα .... (letzteres in der üblichen Weise in Form einer Fusssohle) und Πλουσίου (Fig. 2). Die Form der Gefässe, welche diese Stempel tragen, lässt sich leider nicht mehr mit Sicherheit bestimmen. Die Stempel selbst sind sehr fein geschnitten, namentlich 1 und 2, bei denen die Hasten alle mit kleinen Pünktchen, wie es bei Gemmeninschriften üblich ist, enden. Es ist an sich auch sehr wohl denkbar, dass die Fabrikherren ursprünglich ihre Waare einfach mit dem Siegelring zeichneten. Es würde sich auf diese Weise gut erklären, wie sie zu der Sohlenform, welche, wie ich früher erwähnt habe bei Ringen vorkam, gelangten[1].

KOIP ANOY XAPIC ΔΙΔΥ ΜΩΝ ΕΡΑ PLV SIV

1. 2. 3. 4. 5.

Fig. 2.

Interessant ist der Stempel 5 auf der besonders feinen Scherbe eines grossen Tellers. Hier ist der griechische Name des Töpfers mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Wir werden durch diesen Umstand dazu geführt, in der Datirung der Scherben nicht zu hoch hinauf zu gehen, während die Feinheit der Gefässe uns andrerseits hindert, sie über das erste nachchristliche Jahrhundert hinabzurücken. Genauer lassen sich bei dem heutigen Stande unserer Kenntniss diese Sigillatagefässe noch nicht datiren. Es passt zu der frühen Datirung aber neben den Formen auch die Ornamentation der Scherben. Sie beschränkt sich auf einen feinschraffirten Kreis auf der Innenseite des Bodens (bei Fig. 1, 5), oder ein leicht eingedrücktes Strichornament aussen am Rande (bei 8, unter 8a besonders in grösserem Maassstabe gezeichnet). Das ist dieselbe Verzierungsweise, die wir auch bei den arretinischen und ältesten provinzialen Sigillatagefässen finden.

Es ergiebt sich also, dass in Kleinasien eine Sigillata im Gebrauche war, die der arretinischen zwar nächst verwandt, aber doch nicht mit ihr identisch war. Ob die kleinasiatische Industrie von der arretinischen beeinflusst oder ihrerseits die Quelle war, aus welcher die italischen Töpfer ihre Anregungen schöpften, diese Frage kann mit dem bisher vorliegenden Materiale noch nicht entschieden werden.

Südrussland.

Reicher fliessen die Quellen für Südrussland, wo in den Museen viel Material für den uns beschäftigenden Zweig antiker Töpferei gesammelt ist. Man kann sogar sagen, dass die Terrasigillata in spätgriechischer und römischer Zeit das gebräuchlichste Tafelgeschirr Südrusslands gewesen sei. Sorgfältige Beobachtung von Grabfunden muss uns auch hier noch im Einzelnen eine ge-

1) Bonn. Jahrb. 96, 47 ff.

nauere Chronologie geben. Soviel aber scheint mir schon jetzt sicher, dass dieses rothe Geschirr, wie ich schon B. J. 96, 34 ausgesprochen habe, etwa vom 3. Jahrhundert bis in die römische Zeit hinein im Gebrauche war. Wir befinden uns hier wie bei den megarischen Bechern in der Zeit des Ueberganges von den schwarzgefirnissten zu den rothen Vasen[1]). Deutlich lassen viele Stücke noch erkennen, dass es sich um eine dünne aufgestrichene Farbe handelt, die den Boden, an welchem der Töpfer dabei, wie Fingerabdrücke beweisen, das Gefäss hielt, meist freilässt. An einzelnen Stellen behält diese Farbe noch einen bräunlich-grauen Thon, den ein grosser Theil des hellenistischen südrussischen Geschirrs hat. Aber das ist Zufall. Beabsichtigt war es, dem Gefäss eine rothe Farbe zu geben. Bisweilen ist dies auch schon bis zu rechter Vollkommenheit erreicht und das Gefäss überzieht dann ein starker rother Ueberzug, bei dem man schwanken kann, ob es sich um einen „Firniss" oder wie bei echter Sigillata um eine Glasur handelt. Diese Frage kann wohl im einzelnen Falle nur durch chemische Untersuchung gelöst werden. Für das Auge ist der schliessliche Effekt der gleiche und beide Techniken spielen in einander über, ohne dass wir eine sichere Grenze zwischen ihnen ziehen könnten. Die Festigkeit, die Farbe und den Glanz der arretinischen Vasen erreichen die südrussischen nie, und auch in den Formen sind sie ebenso wenig mit ihnen wie mit den kleinasiatischen Sigillaten zu verwechseln, wenn auch der allgemeine Charakter vielfach der gleiche ist. Es ist ein Zweig aus derselben Wurzel, der sich dann selbständig weiter entwickelt, so gut, wie später die gallische und germanische Terrasigillataindustrie.

Zu den B. J. 96, 34—36 abgebildeten Formen sind wenige nachzutragen. Sie sind im Ganzen sehr stereotyp und wiederholen sich stets. Auch die beiden in Fig. 3 skizzirten Napfformen finden sich häufiger, z. B. in Odessa Inv. III 38, 39, 47[2]). Bei ersterem sieht man besonders deutlich, wie die dünne Farbe über das Gefäss gelaufen ist; bei 39 sind ähnlich



Fig. 3.

1) Bonn. Jahrb. 96, 32. — Dass auch bei Calener Schalen gelegentlich ein rother Firniss statt des schwarzen vorkommt, habe ich bei der Besprechung des Euripidesmedaillons (Bonn. Jahrb. 96, 31) bereits hervorgehoben. Dass es sich hier um Firniss, nicht um Terrasigillataglasur handelt, beweist das ebendort erwähnte Exemplar desselben, welches Dr. Bulle besitzt. Derselben Gattung von Gefässen mit Bildnissen berühmter Männer als Emblem gehört ein Schalenboden in Berlin an (Inv. 6955), der ebenfalls rothen Firniss zeigt. Hier ist der nach rechts gewandte Kopf eines unbärtigen Mannes abgebildet, mit kurzem lockigem Haar — zweifellos ein Portrait hellenistischer Zeit. — Ein weiteres Beispiel für die Verwendung des rothen Firnisses auch bei gewöhnlichen Calener Schalen giebt ein Boden, der aus Alexandria ins Bonner Kunstmuseum gekommen ist, und in Hochrelief ein der Schale aus Olbia (Bonn. Jahrb. 96. 20) ganz ähnliches Medaillon zeigt. — Rothbraunen glasurartigen Ueberzug hat nach Furtwängler's Angabe der Boden einer Schale im Berliner Museum (Inv. nr. 8360. Arch. Anz. X 133 nr. 69), mit dem Bilde des rasenden Orestes.

2) Leider stehen mir für alle Abbildungen nur eigene Skizzen zu Gebote, die aber wenigstens das Charakteristische der Formen und Dekorationen geben.

wie bei manchen arretinischen Gefässen rudimentäre Henkel in Gestalt eines an beiden Enden spiralförmig aufgerollten Thonstreifens auf den Rand geklebt.

Dann kommen mehrere dekorirte Gefässe des Odessaer Museums hinzu, sämmtlich mit starkem schönem Ueberzug. Fig. 4 zeigt einen Napf mit niedrigem Fuss; die ganze Form, namentlich die Henkel und die scharfe kleine Lippe, lassen deutlich Nachahmung von Metall oder Glas erkennen. An aufgelöthete Metallornamente erinnert auch die Dekoration. Es ist aussen ein Kranz von Epheublättern und Beeren angebracht, und zwar ist immer dasselbe nebenstehend etwas grösser skizzirte Sträusschen von 3 Blättern und 2 Beerentrauben aus einer Form gepresst und dann hintereinander auf die Wandung des Napfes geklebt.



Fig. 5. Fig. 4.

Noch wichtiger ist der zweite Napf (Fig. 5), der ganz ähnliche Form zeigt[1]), aber mit einer leichten Ranke in Barbotinetechnik geschmückt ist, die vollkommen den gallischen dieser Art gleicht.

Dieser Napf ist nun nicht das einzige mit Barbotine verzierte Gefäss in Südrussland. Die Dekorationsweise kommt dort sogar ziemlich häufig vor. Ein ganz entsprechender Napf befindet sich jetzt im akademischen Kunstmuseum in Bonn, mehrere andere habe ich im Kunsthandel gesehen. Von einer kleinen



Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9.

Kanne in Odessa (Inv. nr. III 30) stammt die Fig. 6 abgebildete Barbotineranke. Fig. 7 zeigt eine andere Kanne, welche sich ebenfalls im Museum in Odessa (Inv. nr. III 67) befindet und mit einer leichten Ranke von Punkten und Strichen verziert ist. Die Flasche Fig. 8 (Odessa Inv. nr. III 688) hat eine Barbotineranke auf der Schulter[2]). Ein besonders schönes Stück ist eine

1) Ueber die Form der ringförmigen Henkel mit der gleichsam aufgelötheten Platte vgl. Bonn. Jahrb. 96, 41. Anm. 2.

2) In der Form stimmt diese Henkelflasche mit einer interessanten Gruppe von hellenistischen Vasen überein, auf welche ich einmal eingehender zurückkommen werde. Sie zeigen auf einem festen glatten weissen Ueberzuge Malerei mit brauner Firnissfarbe. Geschickt ist dabei die verschiedene Dicke der Farbe benutzt, um eine Art Schattirung zu erreichen. Neben Blattkränzen finden sich besonders gern Binde, Leyer, Syrinx, Delphin u. a. als Dekoration verwandt. Ich kenne solche Kannen aus Griechenland, Kleinasien, Südrussland. Aus Italien ist mir bisher nur ein Beispiel be-

Flasche im Museum Surutschan in Kischinew, welche mit Blättern, Beeren und kleinen Vögeln in Barbotine geschmückt ist. Die Verbindung dieser Verzierungsweise mit aus der Form gepresstem Relief zeigt die Scherbe eines Napfes aus Olbia (Odessa, Inv. nr. III 907. Fig. 9). Hier sind an die Barbotineranke grosse, aus einer Form gepresste Trauben angesetzt.

Wir lernen daraus, dass es sich bei der Barbotinetechnik nicht, wie ich früher anzunehmen geneigt war[1]), um eine Erfindung der gallischen Töpfer handelt, sondern dass sie in griechischen Werkstätten nicht nur ihren Ursprung, sondern auch schon ihre volle Ausbildung gefunden hat. Zwar sind Sigillatagefässe mit Barbotineverzierung in Gallien und Germanien unverhältnissmässig häufiger, als in Südrussland. Aber hier einen direkten Zusammenhang anzunehmen, hindern allein schon die gänzlich verschiedenen Formen, auf denen Barbotine in Gallien und Südrussland auftritt. Die Formen der südrussischen Gefässe aber weisen uns, wie ich glaube, gerade wieder deutlich auf den Ursprung dieser Verzierungsweise hin. Trotzdem sie uns von Sigillatagefässen am bekanntesten ist, ist sie doch nicht für diese Vasengattung erfunden. Sowohl in Gallien als in Südrussland tritt sie zunächst auf Vasen andrer Technik auf und wird dann nur für die Terrasigillatagefässe übernommen.

Ich hatte schon vermuthet, dass die Barbotineverzierungen die Nachahmung aufgeschmolzener Verzierungen auf Glasgefässen seien[2]). Dementsprechend treten sie auch zunächst auf Vasen auf, welche in Form oder Färbung Glasgefässen ähneln[3]). Mit flüssigem Thonschlamm malen zwar schon die attischen Töpfer im 5. Jahrhundert feine Blattranken u. a., die dann theilweise vergoldet wurden, auf die schwarzgefirnissten Gefässe. Doch kann man dies noch nicht als Barbotinetechnik bezeichnen. Auf derselben Stufe stehen noch zwei feine Becher ohne Henkel, welche in Aigai in Kleinasien gefunden sind und sich jetzt im Louvre befinden (Fig. 10a). In der Form entsprechen sie so vollkommen dem oben S. 141 erwähnten rothen hellenistischen Becher des Berliner Antiquariums, dass man sie etwa derselben Zeit zuschreiben müssen wird. Sie sind aus sehr feinem graurothem Thon gefertigt, ohne Ueberzug und mit bogenförmig angeordneten kleinen aufgesetzten Punkten aus Thon verziert. Ein Töpfchen gleicher Technik befindet sich im Museum in Bari (Fig. 10b).

Fig. 10a.

Fig. 10b.

kannt (Wien. K. K. Mus. f. Kunstgewerbe 504), in Alexandrien scheinen sie garnicht vorzukommen.

1) Bonn. Jahrb. 96, 113 ff. — Leider lässt sich das zeitliche Verhältniss zwischen den südrussischen mit Barbotine verzierten Gefässen und den provinzialen noch nicht genau feststellen.

2) Bonn. Jahrb. 96, 121.

3) Bonn. Jahrb. 96, 121 f. — Man braucht bloss einmal im Thermenmuseum in Rom in den Schrank mit den Gläsern zu blicken, unter denen sich auch ein solches glasirtes und mit aufgeklebten schuppenförmigen Blättern verziertes Thongefäss befindet, um zu sehen, wie vorzüglich den Töpfern die Nachahmung ihrer Glasvorbilder gelang.

Wirkliche Barbotineverzierung finden wir, so weit ich sehe, zuerst auf Näpfen der Form Fig. 5 und 10b, d. h. auf Gefässen, die theils durch ihre Form, theils auch durch ihre Glasur unmittelbar an Glasgefässe erinnern. Hierher gehören Näpfchen aus feinem grauem, gelbem oder röthlichem Thon mit grossen aufgesetzten Thontropfen[1]), stachelförmigen Knöpfchen und auch schon Blättern[2]), wie sie sich namentlich in Unterägypten, z. B. in der Nekropole von Hadra bei Alexandria finden. Ferner ein grüngelb glasirter Napf in der charakteristischen Form der kleinasiatischen glasirten Gefässe[3]), der sich in Odessa befindet (Inv. nr. III 198). Hier sind herzförmige Blätter und Punkte mit flüssigem Thon aufgesetzt.

Und bezeichnend ist es nun, dass wir in Südrussland zuerst Barbotineverzierungen auf Sigillatagefässen finden, welche diese charakteristische Napfform der glasirten Vasen haben. Die Verzierungsweise ist also mit der Gefässform übernommen, hängt mit dieser zusammen, nicht mit der Sigillatatechnik, in der sie ausgeführt ist.

Erinnerten uns die zuletzt erwähnten Vasen in ihrer Verzierungsweise an provinzialrömische, so stellt sich die Fig. 11 abgebildete Henkelflasche un-

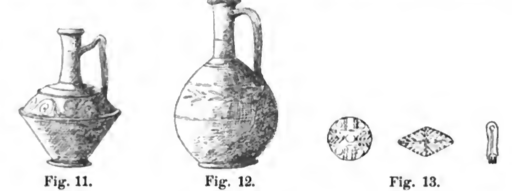


Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13.

mittelbar zu der oben S. 141 erwähnten kleinen Amphora in Berlin und der Ciste aus Myrina, und ich bin daher geneigt, sie für importirt zu halten und derselben wohl kleinasiatischen Fabrik wie jene zuzuschreiben. Das schöne Gefäss, welches durch seine scharfen Formen, wie auch jene beiden Stücke, direkt an Metallvorbilder erinnert, stammt aus Olbia und befindet sich jetzt in Odessa (Inv. nr. III 123). Wie bei jenen Gefässen sind in den starken rothen Ueberzug Ranken leicht eingravirt. Die an diesen hängenden Beeren sind mit weisser Farbe aufgesetzt, ein Band von weissen Punkten läuft auf der Grenze von Hals und Schulter um das Gefäss. Aehnliche weisse Malerei, die bei den schwarzgefirnissten hellenistischen Vasen ja die allergewöhnlichste ist, fanden

1) Ein solcher ist jüngst aus Aegypten ins Bonner akadem. Kunstmuseum gekommen.

2) Vgl. das hübsche Gefäss in Dresden, Arch. Anz. X 226.

3) Zahlreiche Scherben von Gefässen dieser Form aus Kleinasien sind im Louvre, ein schönes Exemplar aus Soloi auf Cypern im Fitzwilliammuseum in Cambridge, ein anderes in der Sammlung Nomikos in Thera.

wir schon an dem Arch. Anz. VI 19, 7 abgebildeten zweihenkligen Sigillatanapf des Bonner Museums[1]). Aus dem Odessaer Museum kommt eine grosse bauchige Henkelflasche hinzu (Inv. nr. III 689, aus Pantikapaion; abgeb. Fig. 12), welche auf rothem Ueberzuge einen umlaufenden Kranz schmaler weisser Blätter zwischen zwei gleichfarbigen Parallellinien zeigt.

Ich habe schon früher erwähnt[2]), dass sich bei den südrussischen rothen Tellern häufig ein Fabrikzeichen auf dem inneren Boden eingestempelt findet. Meist ist es bloss eine Marke, eine Sohle, ein Dreizack oder aus Stäbchen und Blättern zusammengesetzte Ornamente (Fig. 13). Daneben kommen bisweilen auch schon Namen, mit griechischen Buchstaben geschrieben, vor. Ich kenne die Teller, deren Stempel Stephani veröffentlicht hat[3]), leider nicht im Originale. Die wenigen mit griechischen Namensstempeln versehenen Sigillatagefässe, welche ich selbst in südrussischen Sammlungen, namentlich im Kunsthandel in Kertsch, gesehen habe, weichen technisch und in der Form von den speciell südrussischen ab und schliessen sich den kleinasiatischen Stücken an. Ich möchte daher bis auf Weiteres vermuthen, dass die südrussischen Töpfer ihre Waare nach der älteren Weise, welche wir ja auch bei den campanischen Töpfern und sonst finden, nur mit einem Zeichen versehen haben, die mit Namensstempel gezeichneten Sigillatagefässe dagegen importirte Waare sind.

Dieser feineren importirten Sorte gehören auch noch mehrere andere Gefässe des Odessaer Museums an, welche ebenfalls die schöne starke Glasur und die fein profilirte Form echter arretinischer Gefässe aufweisen. Es sind zwei Näpfe der Form 26 meiner Formentafel[4]); die beiden den senkrechten Rand begrenzenden Leisten sind mit feiner Strichelung versehen, wie sie bei alten italischen, provinzialen und kleinasiatischen Sigillaten oft vorkommt, bei südrussischen aber meines Wissens nicht. Der eine führt einen leider gänzlich unleserlichen zweizeiligen Stempel, der andere einen Stern als Fabrikzeichen[5]).

Ebenfalls zu den importirten Terrasigillatavasen zu rechnen ist ein kleines Näpfchen mit flachem Boden und senkrechter Wandung (die Form ungefähr wie No. 23 meiner Formentafel), ein Gefäss von feinster Technik; etwas unterhalb des Randes läuft ein gestrichelter Kreis um das Gefäss.

Sicher auch nicht südrussisches Fabrikat ist die Scherbe einer Sigillataschale, welche in diesem Herbste bei Versuchsgrabungen auf dem Mithridatesberge in Kertsch gefunden wurde. Sie zeigt in feinem Relief Palmbäume,

---

1) Bonn. Jahrb. 96, 35. Zu dem dort erwähnten Napf aus Myrina (Nécr. de Myrina 228, Fig. 28) kann ich jetzt auch ein genaues Gegenstück in Odessa anführen.

2) Bonn. Jahrb. 96, 36 f.

3) Vasensammlung der Ermitage 2057, 2058, 2069.

4) Dass die Form, wie sich schon vermuthen lässt, eine Metallform ist, lässt sich hier einmal direkt beweisen: ein Napf genau derselben Form in Achmim in Oberägypten erworben, befindet sich jetzt im akadem. Kunstmuseum in Bonn. Er stammt wohl aus der griechisch-römischen Nekropole daselbst.

5) Aehnliche Zeichen auf altarretinischen Vasen. Notizie d. scavi 1890, 69.

zwischen denen Wasservögel, Kraniche oder etwas Aehnliches wandeln — ein Motiv, das vortrefflich zu den italischen dekorirten Sigillatagefässen der II. Klasse passen würde[1]). In dem in Taman gefundenen Bruchstücke mit der Flucht des Orestes habe ich schon früher ein importirtes arretinisches Stück vermuthet[2]).

Aegypten.

Das Vorkommen von Terrasigillata in **Aegypten** konnte ich vor zwei Jahren nur durch eine Scherbe aus Alexandria beweisen[3]). Mittlerweile konnte ich mich durch Augenschein überzeugen, dass sowohl rothglasirte Vasen nach Aegypten eingeführt sind, als auch dort im Anschluss an sie eine eigene Sigillataindustrie sich entwickelt hat.

Scherben echter Terrasigillatagefässe besitzt das Museum in Alexandria. Diese liefern uns zugleich den Beweis — wenn ein solcher gefordert würde — dass die ursprüngliche Heimath der rothglasirten Gefässe nicht etwa Alexandria sein kann. Denn es handelt sich um importirte Waare und zwar sowohl italischen als kleinasiatischen Ursprunges. Ich habe im Museum in Alexandria folgende Stücke notirt:

a) Napf der Form Fig. 3. Stempel in Sohlenform: CRESTIF.
b) Desgleichen; Stempel IꟻVꓤ (Rufi).
c) Teller. Der Boden ist mit einem feinen schraffirten Kreis geschmückt. Stempel: L·S·G.
d) Senkrechter Rand eines Napfes mit aufgeklebtem rudimentärem Henkel (wie B. J. 96. Taf. II 25 u. 26).
e) Desgleichen, mit einer angeklebten kleinen Maske verziert.
f) Bruchstück eines Gefässes, wohl der Form 11 oder 13. Verziert mit einer feinen Guirlande; unter dieser steht ein Mann, der die Doppelflöte bläst. In der Ausführung nicht sorgfältig.
g) Kleines Bruchstück mit tanzenden Figuren, fast unkenntlich.
h) Bruchstück eines viereckigen Sigillatatellers schlechterer Technik. Der

1) Bonn. Jahrb. 96, 76 ff. Im Uebrigen bedarf gerade der Abschnitt über die dekorirten Vasen vielfacher Ergänzung und Berichtigung, die ich bald einmal geben zu können hoffe. Der enge Zusammenhang der Sigillatagefässe mit der Toreutik und zwar gerade der alexandrinischen tritt immer deutlicher hervor, je mehr sich unser Material vergrössert. Zu der oben erwähnten Scherbe mag man die Becher 9 u. 10 des Fundes von Boscoreale vergleichen, zu den von der Gräfin Lovatelli publicirten Sigillatabechern mit den Skeletten (Mon. Ant. V 1 ff.) die Arch. Anz. XI 81 u. 82 abgebildeten Becher des gleichen Fundes, für welche auch Michaelis (Preuss. Jahrb. 85, 1; Sonderabdruck S. 53 f.), Winter (Arch. Anz. XI 86) und Rubensohn (Arch. Anz. XI 100) alexandrinischen Ursprung annehmen. Besonders interessant ist das Medaillonbild einer Sigillataschale im Mus. Fol in Genf, dessen Kenntniss ich G. Karo verdanke. Es zeigt uns die Alexandreia und zwar wieder in ganz ähnlichem Typus wie die Prunkschale aus Boscoreale.

2) Abgebildet ist es Compte rendu 1870, V 11.

3) Bonn. Jahrb. 96, 82.

breite wagerechte Rand war mit roh ausgeführten laufenden Thieren verziert. Erhalten ist ein Schwein und das Hintertheil eines Raubthieres.

i) Scherbe eines Napfes, die Form etwa wie Formentafel 5. Heller Thon und etwas bräunliche Glasur. Stempel: XAPIC.

k) Gröberer Sigillatateller. Die Form giebt Fig. 14. Stempel: Τροφίμου.

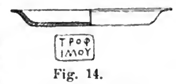


Fig. 14.

Die Stücke a—e geben sich schon durch ihre lateinischen Stempel als nicht alexandrinisches Fabrikat zu erkennen. Alle drei Töpfer lassen sich denn auch ausserhalb Aegyptens nachweisen. Crestus ist ein sehr häufiger Töpfername, in der entsprechenden Form begegnet uns der Stempel in Spanien[1]). Ebenso häufig sind Vasen des Rufus. Zu vergleichen sind namentlich die Stempel ЯVFI, RVFI und RV·FI[2]), welche ganz ähnlich verbundene Buchstaben zeigen. Der Stempel L·S·G kehrt im Museum in Genua wieder[3]). Zu diesen 3 Stempeln kommen zwei weitere hinzu, die auf Tellern stehen, welche in Ptolemais in Aegypten gefunden und jetzt im Museum in Sèvres sind. Der eine lautet M·FE[4]), der andere CN ATEI ✝ / CRESTI ✝[5]), stammt also aus der bekannten arretinischen Fabrik des Ateius. Ganz arretinischem und italischem Geschmacke entsprechen die Scherben d und e[6]) und auch f und g könnten gerade so gut in Italien gefunden sein. Späterer Zeit als diese Gefässe gehört sicher der viereckige Teller h an, wieder einmal eine besonders augenfällige Nachahmung einer Metallform. Ein Teller gleicher Form befindet sich im Museo Kircheriano in Rom.

Haben wir es hier mit sicherem italischem Importe zu thun, so weisen uns die beiden letzten Stücke (i und k) nach dem Osten, nach Kleinasien, wo uns der Stempel Χάρις ja schon unter den Funden aus Priene begegnet ist.

Bei allen diesen Stücken handelt es sich, wie Stempel, Formen (abgesehen von h) und Dekoration zeigen, um verhältnissmässig alte Gefässe. Für die spätere Zeit ist das Material noch viel geringer und ich muss mich hier fast ganz auf das beschränken, was die Scherben in den späteren Nekropolen und die Schutthügel bei den Stadtruinen, welche ich besuchen konnte, ergaben. Leider finden sich hier meist nur so kleine Bruchstücke, dass sich die Formen der Gefässe nicht mehr mit Sicherheit erkennen lassen. Gute Sigillatascherben habe ich vereinzelt in Antinoë und Ptolemaïs aufgelesen. Bei diesen die Frage aufzuwerfen, ob es sich etwa wie bei den oben besprochenen Stücken um ausländische Waare handelt, wäre müssig. Sie lehren uns nur, dass bis in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts (diesen Zeitpunkt ergiebt das Vorkommen

1) C. I. Lat. II Suppl. 6257. 56.

2) C. I. Lat. II 4970. 444a. Atti dei Lincei IV 5 (Additamenta ad C. I. Lat. vol. V) 1080. 360.

3) C. I. Lat. V 8115. 102.

4) Ein zweites Exemplar dieses Stempels kann ich nicht nachweisen.

5) C. I. Lat. III Suppl. 1. 6636.

6) Vgl. Bonn. Jahrb. 96, 41.

in dem von Hadrian gegründeten Antinoë) echte glasirte Terrasigillata in Aegypten benutzt wurde.

Das charakteristische feine Geschirr der späteren römischen Epoche ist in Aegypten eine feine rothe Töpferwaare, welche als eine direkte Fortsetzung der Sigillata zu betrachten ist. Die Gefässe sind aus einem feinen, lebhaft rothen Thon sehr sorgfältig geformt, haben aber nicht die feste Glasur der eigentlichen Sigillata, sondern gleichen mehr den besten Stücken jener hellrothen Teller und Näpfe, die in der frührömischen Nekropole in Andernach und sonst vorkommen[1]). Vielfach ist auch schon ein rother Anstrich verwendet, um der Farbe des Thones nachzuhelfen. Von den Sigillatagefässen haben diese Vasen neben der Farbe und den zierlichen dünnwandigen Formen, welche in der ägyptischen Keramik keine Parallele haben, auch die Verzierungsweise übernommen, den schraffirten Kreis und leicht eingedrückte Linien um das Centrum des Bodens, wie sie dort ja immer wieder vorkommen. Ein paar heile Gefässe, die aus Karnak stammen, habe ich Fig. 15 skizzirt.

In einigen Fällen sind diese späten rothen Gefässe auch mit Relief verziert. Ich kenne drei hierher gehörige Stücke. Das erste ist der Boden eines grossen Tellers mit hohem Fuss im Museum in Gizeh. Fünfmal ist hier ein in Profilansicht gerückter unbärtiger Kopf eingestempelt. Das zweite ebenfalls in Gizeh befindliche Bruchstück stammt anscheinend auch vom Boden eines grossen Tellers. Hier besteht die Dekoration aus einem christlichen Kreuz, neben dem unter einem Naiskos ein mit der Toga bekleideter Mann steht, die rechte Hand in der üblichen Weise auf die Brust gelegt. Ein drittes Bruchstück, das ich in Kairo im Kunsthandel gesehen habe, zeigte Reste von zwei komischen Schauspielern. Die Dekoration der zweiten Scherbe beweist, dass es sich schon um christliche Zeit handelt, während die letzte Scherbe mit ihren an heidnische Typen sich anschliessenden Figuren wiederum uns hindert mit der Datirung allzuweit herabzugehen.



Fig. 15.

Interessant ist nun auch der Stil dieser Reliefs. Die Figuren sind ganz flach modellirt, fast linear gezeichnet, in ihrem Stile also vollkommen den Bildern entsprechend, die sich auf den christlichen Lampen finden. Und die besseren Exemplare dieser Lampengattung zeigen oft auch ganz dieselbe Technik, den feinen rothen Thon und den lebhaft rothen Anstrich[2]). Abweichend von sonstigem Brauch ist es, dass sich bei diesen ägyptischen Sigillatagefässen die Reliefverzierung im Innern findet. Ganz ohne Beispiel ist dies übrigens auch in der römischen Terrasigillataindustrie nicht[3]).

1) Vgl. Bonn. Jahrb. 96, 87 ff.

2) Ich kenne gute solche Lampen und auch den ägyptischen Sigillaten verwandte Teller mit eingestempelten christlichen Symbolen, Kreuzen, Tauben u. a. im Louvre. Sie stammen aus Afrika.

3) Meine Bonn. Jahrb. 96, 19 u. 41 ausgesprochene diesbezügliche Behauptung



Neben dieser ägyptischen rothen Topfwaare verschwindet die eigentliche Sigillata allmählich. Sie kommt in der spätrömischen Nekropole bei Achmîm, in der noch am Ende des 4. Jahrhunderts bestattet ist, so weit meine Beobachtungen reichen, nicht mehr vor, fehlt ebenso unter den spätrömischen und koptischen Vasenfunden, welche bei den Arbeiten in Karnak über dem Boden des Tempels gemacht sind. Die mattrothe Waare aber setzt sich fort. Sie wird mit derselben Zähigkeit, wie alles derartige in Aegypten, festgehalten ohne wesentliche Veränderung. Wo wir römische oder altkoptische Gräberfelder finden, tritt auch sie auf. Ein scharfer Trennungsschnitt zwischen spätrömisch und koptisch ist ja überhaupt nicht zu machen. Unmerklich geht eins ins andere über. So ist auch das Vasenmaterial das gleiche. Neben dem rothen Geschirr sind es namentlich zwei Gattungen, denen wir immer wieder auf diesen Friedhöfen begegnen, eine sehr grobe braune Topfwaare, namentlich Henkelkrüge, Flaschen, Kannen, Becher und dergleichen, für welche die wagerecht das Gefäss umziehenden starken, mit den Fingern hergestellten Riefeln bezeichnend sind, und eine feinere Gattung, welche namentlich in Schalenform auftritt. Diese hat einen weisslichen Anstrich, auf den mit schwarzer und braunrother Farbe Ornamente, Schnörkel, bisweilen aber auch noch Figuren gemalt sind. Einzelne Gefässe, welche statt des weissen einen rothen Anstrich haben, auf den dann mit weiss und schwarz gemalt ist, verbinden diese Gattung mit der rothen Vasenklasse.

---

hat Quilling (Westd. Corr.-Blatt 1896, 236) berichtigt durch die Publikation einer Heddernheimer Scherbe des Frankfurter Museums (Inv. X 6039), welche aussen eingekerbte Verzierungen, innen umgeben von Rosetten ein Rund und darin einen Gladiator oder Soldaten zeigt. Mir war das Stück entgangen. Gegen die Echtheit des einzigen mir damals bekannten Sigillatagefässes mit Innendekoration, der Orpheusschale im Kölner Museum, hatte ich Zweifel, die ich jetzt aber für unberechtigt halte, nachdem ich noch andere derartig verzierte Gefässe kennen gelernt habe. Im Museo Nazionale in Rom befindet sich eine flache Sigillataschale, die als Geschenk des Fürsten Odescalchi dorthin gekommen ist. Hier weist das Innere 2 Reliefbilder auf. Das eine giebt den stiertödtenden Mithras in dem gewöhnlichen Typus, das andere den Gott, wie er den Stier an den Hinterbeinen über dem Rücken trägt, so dass er nur mit den Vorderfüssen den Boden berührt. Auch diese Darstellung findet sich nicht selten auf mithraeischen Denkmälern, z. B. auch auf dem Neuenheimer und dem Heddernheimer Relief (Cumont. Mystères de Mithra II Taf. V u. VII. Roscher Lexicon 3050). Zwischen den beiden Gruppen ist noch ein Hund abgebildet (so scheint das Thier sicher zu bestimmen nach dem Halsband, das es trägt. Die Schnauze ist etwas beschädigt). Eine fast genau entsprechende Replik dieser Schale ist veröffentlicht von Visconti im Bull. communale I Taf. III Fig. 2, 3, p. 117. Sie ist mit anderen gleichartigen Fragmenten in Civita Lavinia gefunden. Ihren jetzigen Aufbewahrungsort kennt Cumont (a. a. O. 248; dazu Fig. 80) nicht. Mit dem Exemplar im Museo Nazionale scheint sie nicht identisch zu sein, da in der Publikation Visconti's an Stelle des Hundes ein kleiner Löwe erscheint, die Schale auch ohne Verletzungen und Ergänzungen gezeichnet ist, während das Museumsexemplar etwas fragmentirt ist. — Immerhin scheinen Sigillataschalen mit Innenverzierung selten zu sein und erst in ganz später Zeit vorzukommen, wie das Ornament an der Aussenseite der Heddernheimer Scherbe und die Technik der Schale im Museo Nazionale zeigen.

Wann dieses rothe Geschirr und damit der letzte Ausläufer der Sigillata-industrie aufhört, diese Frage kann ich bis jetzt nicht beantworten. Noch in einer Klosterruine bei Antinoë, in der als Bauform schon der Spitzbogen verwendet ist, habe ich die rothen Scherben aufgelesen. Und noch heutzutage ist das feine arabische Geschirr, wie es in Aegypten, in Siut, gerade besonders schön hergestellt wird, eine polirte rothe Waare. Ob diese Industrie, die allgemein arabisch zu sein scheint, in der That an die römisch-koptische rothe Töpferwaare anknüpft und so wirklich eine ununterbrochen fortlaufende Entwicklung der Technik vorliegt, wage ich freilich nicht zu entscheiden.

9. Aphrodite und Eros.

Von

W. Amelung.

Hierzu Taf. VI und VII.

Das kleine Relief-Fragment, dessen Abbildung wir auf Tafel VI, 1 geben, bildet eine Zierde der Antiken-Abtheilung des Bonner akademischen Kunstmuseums. Ein näheres Interesse verdient es ebenso wegen des Zaubers seiner reizenden Composition wie durch seine kunstgeschichtliche Bedeutung.

Es ist ein moderner Terracotta-Ausdruck aus einer Form, die Ende der sechziger Jahre in Athen auftaucht. — Nach Mittheilung von G. Koerte brachte Friederichs bereits einen Ausguss von seiner griechischen Reise zurück; seitdem ist die Form verschollen. Die Zweifel, die sich in Folge dieser Geschichte der ursprünglichen Form gegen ihre Echtheit erheben könnten, werden sich, wie ich zuversichtlich glaube, im Laufe unserer Untersuchungen von selbst zerstreuen.



Das Relief ist nicht vollständig erhalten. Ueber seinen äusseren Zustand giebt Loeschcke folgende Mittheilungen: „Die Oberfläche des Reliefs ist leicht gewölbt, sowohl in horizontaler, wie in verticaler Richtung. Am linken Rand (deutlich z. B. hinter dem Flügel des Eros, am besten erhalten aber längs des rechten Randes) läuft ein 0,004 breiter, geglätteter, etwas erhabener Streif, der die Composition umrahmt zu haben scheint. Die linke Randleiste verläuft senkrecht, die rechte nähert sich ihr nach unten in flachem Bogen. Die auf diese Weise umschlossene Fläche erinnert etwa in ihrer Form an die Wangenklappe eines Helms. Die Krümmung

der Oberfläche schliesst den sonst naheliegenden Gedanken, dass die Form zur Herstellung von Weihgeschenken in Relief gedient habe, aus, macht es hingegen wahrscheinlich, dass sie bei der Herstellung von Reliefvasen benutzt wurde, deren Bilder in attischer Zeit aus der Form gepresst und sodann auf die noch ungebrannte Vase aufgesetzt wurden." --

„Eine Frau in feinfaltigem Chiton, der von der rechten Brust herabgleitet, und in freier wallendem Obergewand, lehnt sich, sehr stark zurückgebeugt, an einen Pfeiler, auf den sie den linken Arm im Ellenbogen aufstützt, während die erhobene linke Hand die Falten des auf den Hinterkopf aufgelegten Obergewandes anfasst und zurücknimmt. Der Kopf ist vorwärts geneigt; sie schaut auf Eros herab, der, zu ihr aufblickend, sich an sie gedrängt hat. Sie hat ihre rechte Hand, zwischen Kopf und Flügel des Eros herab, auf seine rechte Schulter gelegt. Eros fasst diese Hand, den rechten Arm aufbiegend, mit der seinen am Handgelenk; sein erhobener linker Arm legt sich an den rechten Arm der Frau an und die Hand fasst sie durch das schleierartig vom Kopf herabwallende Gewand hindurch an der Schulter." Diese beschreibenden Worte sind (mit geringen Aenderungen und Weglassungen) der ersten und bisher einzigen Erwähnung des Reliefs entnommen, die sich in Kekulé's Aufsatz über eine Marmorgruppe aus der Sammlung Modena in Wien in den archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich (1879 p. 11 ff.) findet.

Hinzuzufügen ist nur, dass die weibliche Gestalt das linke Bein über das rechte gelegt hat — man erkennt den rechten Unterschenkel unten am Rande —, wodurch der Eindruck des lässigen Hinlehnens noch erhöht wurde. Unmöglich aber wird es dadurch, dass sich der Eros zwischen die Kniee der Frau gedrängt habe, wie Kekulé a. a. O. annimmt. Zweifelhaft ist es mir, ob sich die linke Hand des Eros nicht vielmehr vor dem Obergewand der Frau befindet, also einfach auf der blossen Schulter ruht, während Kekulé sich vorzustellen scheint, dass sie das Obergewand mit ergriffen habe. Das Haupt der Frau ist von einem breiten Band umschlungen, der Kopf des Eros von einem einfachen Band, um das die langen Stirnflechten in eigenthümlicher Weise gelegt sind, wie es sich ähnlich nur an einem Jünglingskopf des Thermen-Museums in Rom wiederfindet, der auf ein in Einzelheiten noch archaïsches Original aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts zurückgeht[1]).

Nachdem wir uns die Motive im Einzelnen klar gemacht haben, wird uns die Verschlingung der beiden Gestalten noch inniger und ausdrucksvoller erscheinen, als auf den ersten Blick. Aber, was wäre diese ganze Verschlingung ohne das Emporblicken des Einen, das sich Neigen der Andern, ohne das Versenken von Blick in Blick! Man fühlt es Beiden an, dass sie nicht ohne eine gewisse Anstrengung ihr Gesicht so zu neigen und zu stellen suchen, dass eins dem andern ganz gerade gegenüber steht, dass sie sich so recht voll in die Augen schauen können.

1) Guida del Museo nazionale Romano p. 36 unter den „alcuni saggi di tipi arcaici" in Passaggio n. 4 mit einbegriffen. Die obenstehenden Abbildungen nach Photographie.

Dieser Zug, der unserer Darstellung etwas ungemein Inniges giebt, ruft mir eine Ausführung des Anatomen Henke in's Gedächtniss, welche sich in einer seiner kleinen Schriften „Das Auge und der Blick", p. 39 ff. findet. Er spricht dort im Allgemeinen von den Bewegungen des ganzen Kopfes, die unter besonderen Umständen den Blick der Augen begleiten, besonders wichtig, wenn wir Gegenstände von symmetrischer Gestalt betrachten. Wollen wir von solchen Gegenständen einen vollen Eindruck erhalten, so müssen wir ihnen unser Gesicht gerade, die Augen in der gleichen Horizontale gegenüberstellen. Er fährt dann fort: „Zu den Gegenständen von symmetrischer Gestalt, die wir entweder nur theilweise und oberflächlich sehen wollen, oder aber in der besonderen Absicht einen vollen Eindruck von ihm zu haben, gehört nun vorzüglich auch das menschliche Gesicht; auch ihm brauchen wir unseren Blick im ersten Falle nur einfach zuzuwenden, im anderen müssen wir, es gehe nun bequem oder nicht, unser Gesicht dem, von welchem wir den Eindruck haben wollen, gerade gegenüber stellen. Wir sind uns dessen kaum bewusst, dass wir in der einen oder andern Absicht das eine oder andere thun, und doch thun wir es aus dieser Absicht, unbewusst willkürlich. Und so wird es auch von Anderen, ganz besonders aber von dem, welcher sich selbst so angeblickt fühlt, ebenfalls in halb unbewusster Deutung aufgefasst." „Dies sehr einfache Verhältniss der unbewusst absichtlichen Haltung, womit ein Mensch sein Gesicht dem eines anderen gerade gegenüber bringt, ist das wirksamste Mittel, wodurch die Kunst dem Blicke einer Person nach der anderen den Ausdruck einer tieferen Innigkeit des Gefühls für sie giebt" (a. a. O.). Henke führt dies an einem köstlichen Beispiel, der Madonna aus dem Hause Colonna von Raffael, einer Hauptzierde des Berliner Museums, aus; auch unser Relief hätte ihm als Beispiel dienen können. Die „unbewusst absichtliche Haltung" ist in der etwas starren Neigung des weiblichen Kopfes und dem gezwungenen Aufwärtsblicken des Eros vorzüglich getroffen, und wir spüren in diesen Zügen eine so feine Empfindung für das Ausdrucksvolle, eine so natürliche Beobachtungsgabe, dass unsere Freude an dem Werkchen und seinem Künstler dadurch nur erhöht werden kann.



Hiermit ist denn allerdings auch der Inhalt an Gefühlsausdruck in der Darstellung erschöpft. In den Mienen selbst spiegelt sich nichts von Erregung; sie sind ruhig und unbewegt; ja, nimmt man die Gesichter aus ihrer Umgebung heraus, so dass der Eindruck der Haltung und Bewegung aufgehoben wird, so

erstaunt man geradezu über die starre Ausdruckslosigkeit. Wenn Kekulé a. a. O. schreibt, die Frau schaue „trüben Blicks“ auf Eros nieder, so kann sich dies nur dadurch erklären, dass er einerseits ganz unter dem Banne des Eindrucks jener oben geschilderten Haltung stand, andererseits den Mangel an innigem, liebevollem Ausdruck in den Mienen so stark empfand, dass für ihn der ungetrübte Ernst in dem Gesicht der Frau zur stillen Trauer, der von keiner freudigen Erregung zeugende Blick zum trüben wurde. Wir erinnern uns vielmehr Kekulé's eigener Beobachtung (Akad. Kunstmuseum S. 39) über die Gesichter eines der herrlichsten antiken Reliefs, des Reliefs von Hermes, Eurydike und Orpheus. Auch hier liegt der ganze Ausdruck einzig in der Haltung und Neigung der Köpfe; nimmt man dieselben aus ihrem Zusammenhang heraus, so erscheinen sie vollkommen ausdruckslos.

Kekulé wurde in seiner Auffassung der Gruppe auch beeinflusst durch die Annahme, dass die mit Eros so eng verbundene Frau ein sterbliches Weib sei, „eine Phädra oder wen sonst der Zorn der Göttin schlug“, und dass durch die innige Verschlingung und durch das Versenken von Blick in Blick die rückhaltlose Hingabe an die unentfliehbare Leidenschaft zum Ausdruck kommen solle.

Dem aber widerspricht weniger die grössere Einfachheit der Annahme, dass Eros hier in innigem Verein mit seiner Mutter Aphrodite zu erkennen sei — das Einfachere ist selten das Richtigere —, als vielmehr eine Thatsache, welche Kekulé damals, als er den genannten Aufsatz schrieb, noch nicht bekannt sein konnte: Die weibliche Gestalt des Reliefs entspricht Zug für Zug einem auch statuarisch in drei Variationen erhaltenen Typus der Aphrodite aus dem fünften Jahrhundert, d. h. genauer der Zeit des Parthenon[1]).

Am einfachsten erscheint derselbe in einer Statuette des Berliner Museums[2]). Die Göttin lehnt sich mit dem linken Ellenbogen auf ein alterthümliches Idol. Beide Füsse ruhen neben einander gleichmässig auf dem Boden; das linke Bein ist nur leise als Spielbein durch ein leichtes Vorbeugen des Knices charakterisirt. Die Rechte fasst das auf dem Hinterhaupt ruhende Himation und zieht es nach vorn. Vgl. Taf. VI, 2.

Viel weiter entwickelt finden wir die Hauptmotive an der Perle dieser Reihe, dem neu erworbenen Kleinod des Berliner Museums, der von Kekulé zu Brunn's Doctor-Jubiläum veröffentlichten weiblichen Gewandstatue aus der Werkstatt der Parthenongiebelfiguren[3]). Die Göttin lehnt sich wiederum mit

1) Vgl. im Allgemeinen über diesen Typus Furtwängler in Roscher's mythol. Lexikon Sp. 413 f.

2) Beschreibung der antiken Skulpturen nr. 586. Dort ist das 4. Jahrh. als Entstehungszeit angenommen; aber sowohl die Fülle und Breite der Gestalt, wie die Formen des Gesichtes, die Behandlung des Gewandes und das Motiv weisen das kleine Werk zweifelsohne in das 5. Jahrh. So urtheilt Furtwängler, Meisterwerke p. 451. Abbild. in der „Beschreibung“ und in der englischen Ausgabe der „Meisterwerke“ Abb. 24.

3) „Ueber eine weibliche Gewandstatue aus der Werkstatt der Parthenongiebelfiguren.“ In die unbedingte Bewunderung Kekulé's vermag ich allerdings nicht einzustimmen. So herrlich der Oberkörper ist, so matt und nüchtern ist der Unterkörper und auch die Rückseite. Es fehlt der grosse, durchaus geniale Wurf der Parthenon-



dem linken Ellenbogen auf; das rechte Bein ist auch hier Standbein, aber das linke ist durch das hohe Aufsetzen des Fusses bestimmt von dem anderen in seiner Function geschieden. Die Rechte beschäftigte sich nicht mit dem Himation, das den Kopf unbedeckt lässt, sondern war vorgestreckt.

Der Augenschein allein beweist untrüglich den engsten Zusammenhang mit den Giebelfiguren des Parthenon. Dass das Werk in Athen selbst geblieben sei und demnach von den dort arbeitenden Künstlern studirt werden konnte, macht die Thatsache wahrscheinlich, dass wir das Motiv in der Hauptsache übereinstimmend an einer Figur des Frieses vom Erechtheion wiederfinden; als Stütze dient dort ein Baumstamm[1]). Endlich können wir als sicher annehmen, dass die Aphrodite Urania des Phidias, welche mit einem Fuss auf eine Schildkröte trat, in den allgemeinen Zügen mit der Berliner Figur übereinstimmte[2]); sie muss sich, wie diese, an der Seite des hochgestellten Fusses aufgelehnt haben. Aber die Statue des Phidias war aus Gold und Elfenbein, das Gewand also jedenfalls aus Metall und demnach im Einzelnen durchaus anders gebildet, als das Gewand der erhaltenen Figur, welche im schönsten, reifsten Marmorstil gearbeitet ist und darin nur von den Parthenonskulpturen selbst übertroffen wird.

Am vollkommensten ausgebildet finden wir endlich diesen Typus in einer häufig wiederholten Figur, deren besterhaltenes Exemplar in Neapel wir auf Tafel VII abbilden[3]). Die Göttin lehnt sich auf einen Pfeiler, wiederum mit dem linken Ellenbogen. Die rechte Hand erfasst das über den Kopf gelegte Himation, wie bei der Berliner Statuette[4]). Das rechte Bein dient hier, wie bei den andern Darstellungen als Standbein; das linke aber bleibt nicht, wie dort, zwischen Standbein und Stütze d. h. am Tragen immer noch so sehr betheiligt, dass das Bequeme und Lässige, das mit der ganzen Stellung zu geben beabsichtigt war, nur unvollkommen zum Ausdruck kommt; hier ist der linke Fuss über den rechten gelegt, das linke Bein also vollständig entlastet, und damit

---

figuren. Dieser Mangel scheint mir auch zu verbieten an einen Meister ersten Ranges wie Alkamenes oder Agorakritos zu denken.

1) Schöne „Griechische Reliefs", Taf. II—IV no. 18. Vgl. übrigens den Text zu no. 497 des Einzel-Verkaufs von Arndt-Amelung (Verlag bei Bruckmann).

2) Brunn, Künstlergesch. I p. 183 u. 184. Die Erklärungen, welche Kekulé a. a. O. p. 10 f. für das Symbol der Schildkröte giebt — Hinweis auf Aegina oder das Vorgebirge Chelonatas —, sind beide ansprechend. Dass übrigens, in später Zeit wenigstens, die Deutung, welche Plutarch vorbringt, populär war, beweist eine Stelle des Alkiphron (4. Fragment). Dort schreibt die Hetäre Leaina an Philodemos: „Εἶδόν σου τὴν νύμφην μυστηρίοις καλὸν περιβεβλημένην θέριστρον. ἐλεῶ σε, νὴ τὴν Ἀφροδίτην, ταλαίπωρε. οἷα πάσχεις μετ' ἐκείνης καθεύδων τῆς χελώνης."

3) Vgl. über dieses und die übrigen Wiederholungen den Text zu no. 512 und 513 des Einzel-Verkaufs von Arndt-Amelung.

4) Da bei den übrigen Wiederholungen das Himation den Kopf nicht mitbedeckt hat, muss bei diesen die Rechte mit einem Attribut — Spiegel oder Blume — leise erhoben gewesen sein. Wir sind aber berechtigt, die Neapeler Replik in diesem Punkte für getreuer zu halten, und uns deshalb auch das Original nach ihr zu vergegenwärtigen.

ist das auch den Bildnern der anderen Figuren vorschwebende Problem innerhalb der durch die Zeit gezogenen Grenzen auf das Vollkommenste gelöst[1]).

Mit dieser Figur stimmt die Frau auf unserem Relief, die wir nun mit Sicherheit Aphrodite nennen können, so genau überein, dass es unmöglich ist, die Abhängigkeit der einen Darstellung von der anderen zu leugnen, und da ist natürlich die Statue das Vorbild gewesen; der Bildner der Form hat sich aber nicht sklavisch an alle Züge desselben gehalten; so hat er vor Allem den grossen dreieckigen Ueberfall des Mantels über dem linken Oberschenkel fortgelassen und es damit zu grösserer Klarheit in der Zeichnung gebracht, als wenn er dem Vorbild auch in diesem Zuge gefolgt wäre. Die Haltung der Arme musste sich ja natürlich in Rücksicht auf die Zufügung des Eros verändern.

Wir sind leider nicht darüber unterrichtet, ob die Form zu Athen gefunden wurde; wir könnten dann auch über den einstigen Standort jenes Bildes etwas Bestimmtes sagen. So müssen wir uns damit begnügen, aus Umständen und Stil zu schliessen, dass am wahrscheinlichsten Athen auch dieses Bild der Göttin einst besass, wie wir es schon für die an zweiter Stelle besprochene Statue annehmen konnten.

Wir kommen endlich zu der Frage: aus welcher Zeit stammt die Form unseres Reliefs?

In bedeutsamer Uebereinstimmung haben uns alle Parallelen anderer Kunstwerke zu den einzelnen Theilen der Darstellung bisher in das fünfte Jahrhundert gewiesen. Sowohl die Frisur des Eros, wie der ganze Typus der Aphrodite fanden ihre nächsten Parallelen in Werken jener Periode. Aber auch die sonstige Durchführung des Knabenkörpers — man beachte die breite Anlage der Brust und die Hüftpartie (auch die Bildung der Augen, deren Lider sich nicht überschneiden) — ist charakteristisch für den Stil der gleichen Zeit. Ebenso wird man in der Bildung des Körpers und Gewandes der Aphrodite nirgends Spuren einer späteren Periode finden, gegen die endlich auch hier die Bildung der Augen spricht. Sucht man nach einer Parallele für die Gruppirung der Mutter mit ihrem Sohn, so bietet sich sofort die Gruppe aus dem Parthenon-Friese dar, wo Aphrodite in ganz entsprechender Art ihren Arm zwischen Kopf und Flügel des Eros ruhen lässt. Vor Allem aber sei noch einmal erinnert an jene Beobachtung über die Ausdruckslosigkeit der Mienen und die Mittel, durch welche dieser Mangel aufgehoben wird, und an die gleiche

---

1) Nicht direct zu dieser Reihe gehört die Statue, deren Zeichnung Kekulé a. a. O. p. 12 veröffentlicht. Hier ist der Chiton ungegürtet. Bei den genannten ist aber gerade die Gürtung und die durch sie entstehende Figur des nach unten offenen Bogens, dem der nach oben offene Bogen des um den Unterkörper geschlungenen Himation entspricht, charakteristisch und typisch. Die genannte Statue ist dagegen verwandt mit der von Furtwängler, Meisterwerke Fig. 129 u. 130 abgebildeten Figur, ebenso mit den Terracotten, die Furtwängler a. a. O. anführt: Stackelberg, Gräber der Hellenen T. 69 u. Revue arch. 1891, I, pl. 6.

Beobachtung über das Orpheus-Relief. In der That würde auch ein Kleinmeister der späteren Zeit ganz andere Ausdrucksmittel gefunden haben.

Nach alledem sehe ich keinen Grund, daran zu zweifeln, dass auch die Form unseres Reliefs im fünften Jahrhundert, und zwar zur Zeit des Parthenon-Baues gearbeitet worden ist. Wem aber das in der Gruppirung und der Haltung der Köpfe beabsichtigte Sentiment doch zu stark für jene Zeit erscheint, den erinnere ich an zwei sehr verwandte Gruppen derselben Periode, welche darin vielleicht noch weiter gehen und jedenfalls nicht so ausserordentlich einfach gedacht sind, wie die unsere. Das ist erstens die tief ergreifende Gruppe einer Niobide mit dem sterbenden Bruder auf dem Petersburger Relief[1]). Die Schwester hält den tödtlich Getroffenen mühevoll mit beiden Armen aufrecht; er aber beugt sich rückwärts, den rechten Arm nach ihrem Haupt erhebend; auch sie neigt ihr Antlitz nieder zu ihm, aber schon sinkt er matt zurück und ihre Blicke treffen sich nicht mehr. Die Darstellung ist so packend und von solcher Schönheit, dass man sie kaum jemals ohne einen Schauer der Bewunderung betrachten kann.

Die zweite Gruppe ist in der Zeichnung eines Spiegels erhalten[2]). Hier ist es wieder Mutter und Sohn, die sich umschlingen, Semele und Dionysos. Die Göttin hält mit beiden Händen den als Knaben gebildeten Gott von hinten umfasst; er aber beugt sich in wundervoller Bewegung rückwärts und umschlingt mit beiden Armen den Nacken der Mutter; sein lockiges Haupt ruht an ihrem Busen, und seine Augen blicken aufwärts in die Augen ihres liebevoll geneigten Gesichtes.

Auch hier hat sich der zarteste Schönheitssinn mit der intimsten Beobachtung der Natur verbunden; sehen wir dort ein Bild der tiefsten Trauer und Verzweiflung, so ergreift uns hier der unmittelbare Ausdruck einer in Freude und Lust überströmenden Zärtlichkeit[3]). Wie innerlich verwandt erscheint uns hierneben unsere Gruppe von Aphrodite und Eros. Ich kenne in der That gegenüber all diesen auf dasselbe Ziel deutenden Vergleichen keinen Grund mehr, die Erfindung unseres Reliefs dem fünften Jahrhundert abzustreiten.

Wir können aber vielleicht zu einer noch engeren Umgrenzung des Zeitraumes gelangen, in dem wir die Entstehung des Werkchens oder zunächst seines statuarischen Vorbildes annehmen müssen, da das letztere in so engem Bezuge zu den Skulpturen des Parthenon steht. Wir besitzen in diesen ein unschätzbares und in der Geschichte der griechischen Kunst leider einzig dastehendes Dokument für die allmähliche Entwicklung des künstlerischen Könnens innerhalb einer Frist von etwa vierzehn Jahren des reichsten Blühens.

---

1) Abgebildet bei Baumeister, Denkmäler, Abb. 1759. Ueber die Zeit des Originals vgl. Furtwängler, Meisterwerke, p. 68 f.

2) Mon. d. J. I, 56; Baumeister, Denkmäler, Abb. 557.

3) Man vergleiche endlich mit beiden das Silbermedaillon von Galaxidi im Louvre (Roscher, Mythol. Lex. Sp. 1356), das Furtwängler a. a. O. und Meisterwerke p. 68 mit der Darstellung der Geburt der Aphrodite am Thron des Zeus zu Olympia hat in Verbindung bringen wollen.

Wir können diese Entwickelung Schritt vor Schritt verfolgen, und es muss demnach gelingen, auch andere Werke, welche stilistisch in engem Zusammenhang mit den genannten stehen und die uns im Original oder nur in Copieen erhalten sind, in eine klare und sichere Reihenfolge einzuordnen. Ein besonders charakteristischer Theil der Aphrodite-Figur ist der feine ionische Linnenchiton, der die voll und breit entwickelte Brust der Göttin mit einem reichen Spiel feiner, zart gewellter Falten überdeckt. Die Bildung dieses Kleidungsstückes ist ein Problem, das die griechischen Künstler im ganzen fünften Jahrhundert beschäftigt hat. Erst sehen wir sie ringen um die Fähigkeit, den Stoff zu natürlicher Darstellung zu bringen; kaum aber ist dieses Ziel erreicht, so wird die Grenze des Natürlichen überschritten; Effekte werden gesucht, wie sie sich nie dem Auge in der Natur haben darbieten können, sondern nur mit der Kraft der Phantasie erschaut werden konnten; ein neues, ideales Empfinden wird hier lebendig, wie in den Formen der übermenschlich gebauten Körper, wie in den damals geschaffenen Ideal-Bildern der Gottheiten; es wird lebendig, denn bei allem Hinausgehen über die irdische Erscheinung ergreift es uns durch eine innerlich überzeugende Einheit und Wahrheit, die uns weit über die gewöhnliche Lust zum Kritisiren hinaushebt.

Diese hier nur angedeutete Entwickelung können wir an den einzelnen Theilen des Parthenon verfolgen[1]). Bekanntlich gehören die Metopen in die erste Periode der Bauzeit, die Giebelfiguren in die letzte; zwischen beiden steht der Fries. Beispiele bieten unter den Metopen: Süd XXIX und XIX[2]); am Friese ist die Figur der „Peitho" am lehrreichsten, und in den Giebeln stellen die „Thauschwestern" die höchste Phase der Ausbildung dar. Die Künstler der Metopen haben die Stufe schon überwunden, auf der noch um die Fähigkeit, den Stoff natürlich zu bilden, gerungen werden musste. Das Linnen ist augenscheinlich künstlich gerippt, d. h. in viele, parallel neben einander laufende dünne Falten gepresst, welche ihm das Ansehen einer grossen Leichtigkeit und Zartheit verleihen. Er steht zu dem Körper im natürlichsten Verhältniss, löst sich locker von seinen Formen ab und ist in seinen Bewegungen von denen der Glieder abhängig. Dabei verhüllt er, was der Stoff auch in der Natur verhüllen musste. Der Fries geht in dieser Beziehung im Grunde nicht über die Metopen hinaus. Wie uns aber im Ganzen in den Metopen ein viel ungeklärteres, ungezügelteres Wollen und Drängen, im Fries ein zu vollkommener Reife und grösserer Ruhe gelangtes Können entgegentritt, so finden wir auch bei dieser Einzelheit gegenüber den Metopen-Figuren das Gewand der „Peitho"[3]) mit bestimmteren Formen, in entschiedenerer Stilisirung gebildet. Die einzelnen Rippen liegen wie breite Bänder in ziemlich regelmässiger Ordnung neben einander; sie lassen die Formen des Körpers ahnen, aber niemals wirklich durch-

1) Man vergleiche die treffenden Ausführungen Furtwängler's, Meisterwerke p. 48 f.

2) Michaelis, Parthenon; Brunn-Bruckmann, Denkmäler I. 193; Sauer, Festschrift für Overbeck, p. 73 f.

3) Brunn-Bruckmann, Denkmäler T. 194.

scheinen. Dieses letztere finden wir dagegen schon in ausgesprochenem Maasse an den Figuren der Giebel. Metopen und Fries scheiden sich nicht principiell; im Fries ist die Richtung, welche noch unfertig in den Metopen ringt, zu Klärung und Reife gelangt; mit den Giebeln betreten wir ein vollkommen neues Gebiet voll bisher ungeahnter Wirkungen. Wenn man den Oberkörper der „Peitho“ mit dem der liegenden „Thauschwester“ vergleicht, so zweifelt man zunächst, ob denn in beiden Fällen wirklich der gleiche Stoff gemeint sei, und man erkennt die Uebereinstimmung erst, wenn man die Rippen des Stoffes im Einzelnen prüft, besonders an den Stellen, wo keine Gelegenheit war, Körperformen zur Geltung kommen zu lassen, d. h. am unteren Ende des Chiton zwischen den Füssen. Am Oberkörper dagegen finden wir Partieen, wie z. B. an den Brüsten, wo sich das Gewand theilweise wie feucht an den Körper anschmiegt, während andere Theile sich dazwischen in starker Erhöhung loslösen, so dass eine bedeutende Contrastwirkung von Licht und Schatten entsteht. Das Gleiche finden wir an den beiden andern „Thauschwestern“, dem „Iris“-Torso und der jüngsten Kekropstochter[1]).

Bedeutsam ist es nun, dass die attische Kunst der auf die Vollendung des Parthenon folgenden Jahrzehnte in der angegebenen Richtung immer weiter gegangen ist. So finden wir unter den Fragmenten von der Basis der Nemesis zu Rhamnus[2]) und unter denen von den Reliefs des Erechtheion[3]) weibliche Figuren im ionischen Chiton, bei denen der Stoff fast ganz — nicht nur an einzelnen Theilen, wie beim Parthenon — an dem Körper anliegt und nur einzelne Falten in unregelmässiger Ordnung darüber hinlaufen. In der reichsten Ausbildung finden wir dies Princip dann an den Skulpturen von Phigalia — man beachte jetzt auch besonders die kürzlich von Sauer (Berichte der Kgl. sächs. Ges. der Wissensch. 1895 p. 207 ff. T. I—IV) veröffentlichten Metopen — und den Reliefs von der Nike-Balustrade, mit denen wir an die Scheide des Jahrhunderts gelangen.

Damit ist der Gang der Entwickelung, wie er oben im Allgemeinen angedeutet wurde, im Einzelnen an Original-Skulpturen nachgewiesen, deren Chronologie im Grossen und Ganzen gesichert ist. Es wird jetzt darauf ankommen, auch andere Einzelwerke, welche uns ohne sichere Datirung und meistens nur in Copieen erhalten sind, in diesen Entwickelungsgang einzureihen, dadurch das Bild zu beleben und schliesslich auch die Stelle zu finden, an der die Aphrodite-Figur ihren Platz findet, welche der Gestalt des Bonner Reliefs zum Vorbild gedient hat.

Eine Figur, die stilistisch vollkommen auf der Stufe steht, auf der wir die Bildner des Frieses fanden, ist die Schutzflehende im Palazzo Barberini[4]); hier sind wir zudem in der selten glücklichen Lage, das Original

---

1) Brunn-Bruckmann, Denkmäler T. 189, 190 u. 192.

2) Jahrbuch d. J. 1894, T. I, 6.

3) z. B. das oben genannte Fragment.

4) Bonner Studien T. IV p. 38 (Kalkmann).

zu besitzen und dieses mit einer allerdings recht mässigen Copie im Vatican[1]) vergleichen zu können. Die Bildung des ionischen Chiton mit breiten Rippen oder Stegen und das Verhältniss des Stoffes zu den Formen des Körpers ist bis auf Einzelheiten gleich mit der an der „Peitho" beobachteten Art. Zu dem Kopf vergleicht man am besten den des „Apollon" vom Friese, der neben der „Peitho" sitzt, um sofort schlagende Berührungspunkte zu finden. Die volle runde Form des Gesichtes, die lebhaft aufgeworfenen Lippen, die grossen runden Augen, die niedere Stirn und die Art ihrer Begrenzung — Alles ist auffallend verwandt[2]). Dass andere Beobachtungen dazu drängen, das Werk in etwas ältere Zeit zu setzen als den Fries, ist bekannt; es ist in der Figur in Einzelheiten und im Ganzen noch ein Rest von archaïscher Herbigkeit zu spüren; sie tritt vermittelnd zwischen die Metopen und den Fries.

An der Copie ist zwar das Verhältniss des Stoffes zu den Körperformen das gleiche geblieben; aber die Bildung der Stoffrippen im Einzelnen ist verweichlicht und mehr dem späteren Geschmack gemäss, etwa in der Art, wie wir sie an den demnächst zu nennenden Figuren finden, die uns nur in Copieen erhalten sind. Wir werden deshalb bei diesen weniger auf das Einzelne, als auf den erstgenannten Punkt zu achten haben.

Zunächst sei hier auf ein Werk verwiesen, das uns aus einer sehr guten Copie und einigen anderen minder werthvollen bekannt ist, die nach jener ersteren genannte Kore Albani[3]). Die Entstehung ihres Originales kann mit ziemlicher Sicherheit etwa in dem Jahre 440 angenommen werden[4]), und wir gelangen nach unseren bisherigen Beobachtungen zu der gleichen Annahme. Denn, wenn der Chiton hier auch noch keinen Theil des Körpers wirklich durchscheinen lässt, so schmiegen sich doch die Rippen des Stoffes weicher den Formen des Körpers an. Ein Fortschritt ist auch fühlbar in der grösseren Fülle von Wellen, in denen sich der Stoff z. B. zwischen den Brüsten senkt. Das Werk geht in diesen Beziehungen ziemlich weit über den Fries hinaus und nähert sich den Figuren der Giebel, bis zu denen allerdings noch ein weiter Weg zurückzulegen bleibt.

Hier nun, in die Lücke zwischen Kore Albani und die Giebel-Figuren gehört der allgemeinen Entwickelung nach die Figur der Aphrodite, welche auf dem Bonner Relief benutzt ist. Der Stoff des Chiton schmiegt sich hier schon in grösseren Partieen an den Körper an und die welligen Falten zwischen den Brüsten sind sehr viel reicher und weicher geworden[5]). Wir gewinnen damit eine ziemlich genaue Zeitbestimmung, etwa 440—435. Wegen der Lebendigkeit des Motives wird man die Erfindung der Figur ja möglichst nahe an die Vollendungszeit des Parthenon rücken mögen. Trotzdem jedoch der Körper soviel complicirter gestellt ist, als an der einfachen Figur der Kore, ist das

1) Galleria delle Statue no. 393.

2) Beiden Köpfen gleich verwandt ist der „Lysias" der Villa Albani.

3) Brunn-Bruckmann, Denkm. T. 255.

4) Einzelverkauf von Arndt-Amelung no. 497.

5) Alle Copieen stimmen darin überein.

Himation an beiden Statuen im allgemeinen Wurf und selbst in Einzelheiten so übereinstimmend, dass man fast an den gleichen Meister glauben möchte.

Wir haben vorher eine Entwickelungsreihe des Typus der aufgelehnten Aphrodite gegeben und in dieser nahm die grosse Berliner Aphrodite einen Platz vor der eben genannten ein. Sie gab das Motiv unvollkommener, steifer. Wenn wir nun aber unser Augenmerk auf die Art richten, wie der Chiton im Verhältniss zum Körper dargestellt ist, so bemerken wir, dass der Künstler der Statue erheblich über das hinausgegangen ist, was die Bildner der „Thanschwestern“ leisten wollten. An der Berliner Figur schmiegt sich in der That schon fast der ganze Stoff wie feucht an den Körper an; es ist eine Art der Darstellung, wie sie sich in noch ausgebildeterem Maasse an den oben genannten Werken findet, die nach der Vollendung des Parthenon entstanden sind. Das ist für die Entstehungszeit der Berliner Figur entscheidend. Sie muss nach 434 gearbeitet sein. Ihr Meister schuf unter dem lebendigen Eindruck der grossen Errungenschaften des Phidias und seiner Schule, aber er war befangen in der Erfindung; und so hatte es ihm der Meister jenes kleineren Bildes der Göttin bei einer geringeren Bravour in der Bildung des Einzelnen zuvorgethan mit der vollkommeneren Ausgestaltung des ganzen Motives.

Ein Beispiel mag dann genügen zu beweisen, dass sich die gleiche weitere Entwickelung, wie an den oben angeführten Originalwerken, auch an Einzelwerken verfolgen lasse, die uns nur in Copieen erhalten sind. Das Beispiel ist besonders lehrreich, da die beiden Figuren, die zu unserem Zweck zu vergleichen sind, einander so ähnlich sind, dass sie bisher fast ausnahmslos für Wiederholungen desselben Originales gehalten worden sind: Die Hera Borghese und die Hera Barberini[1]).

Bei der ersteren Figur — und dies ist an allen Wiederholungen das Gleiche und bei der barocken Arbeit der Copie in dem Thermen-Museum ebenso deutlich wie bei der zahmen des Exemplares in Kopenhagen — legt sich der Chiton im Ganzen wie feucht an den Körper, aber es lösen sich viele einzelne Partieen, welche parallel zu einander von oben nach unten laufen. Bei der Hera Barberini sind diese losgelösten Theile viel beschränkter in der Zahl. Auf eine spätere Entstehungszeit deutet ja auch die reichere, stofflichere Bildung des Himation. In die spätere Entwickelung gehören dann auch noch zwei schon oben erwähnte Aphrodite-Figuren, die eine abgebildet bei Furtwängler, Meisterwerke Fig. 129 u. 130, die andere bei Kekulé in der Publikation der Berliner Statue p. 12 nach einer Zeichnung[2]).

---

1) Siehe Einzelverkauf von Arndt-Amelung no. 280.

2) Das Gewand der Amazone des Polyklet ist in der Art der Kore Albani behandelt, was für die Datirung derselben nicht gleichgültig ist. Die Gewänder der beiden anderen Amazonentypen und der ionische Chiton des Torso Medici sind dagegen ganz anders gebildet, so dass ich zweifle, ob wir hier nicht eine andere Art des Linnenstoffes zu erkennen haben. Während die Einzelrippen an den oben besprochenen Figuren einen breiten Rücken haben und an den Seiten scharf geschnitten sind, sind sie dort schmaler und weich gerundet. Es ist augenscheinlich der gleiche

Ist also die Annahme, dass das plastische Vorbild der Aphrodite-Figur auf dem Bonner Relief in den Jahren kurz vor 435 entstanden sei, sicher fundamentirt, so ergiebt sich daraus für das Relief selbst zunächst ein terminus post quem. Dass wir seine Entstehung nicht viel jünger annehmen dürfen, beweisen wiederum die vielfachen Reste von archaïscher Strenge, besonders in der Figur des Eros[1]), dann aber auch, dass in der Art, wie der ionische Chiton hier gegeben ist, noch nichts von der weiteren effektvollen Ausbildung zu spüren ist.

Demnach besitzen wir in dem kleinen Werk ein werthvolles Fragment attischer Kleinkunst aus der Zeit der höchsten blüthenreichsten Kraftentfaltung.

Stoff oder die gleiche Art, den Stoff darzustellen, wie an der Athena Giustiniani, die man deshalb nicht dem 5. Jahrhundert abzusprechen braucht. Vgl. Einzelverkauf von Arndt-Amelung no. 497. Der Torso Medici bei Brunn-Bruckmann, Denkm. T. 171. Vgl. die oben angeführten Bemerkungen Furtwängler's, Meisterwerke p. 48 f.

1) Das Ohr der Aphrodite steht viel zu hoch; das ist an den Köpfen der Giebelfiguren überwunden.

II. Litteratur.

1. Ein helvetisch-römischer Fund vom Lindberg bei Winterthur. Von Dr. Ernst Graf. Beilage zum Programm des Gymnasiums und der Industrieschule Winterthur 1897/98.

Im Mai 1709 wurden bei der Vertiefung eines Grenzgrabens auf dem Lindberg bei Winterthur eine Anzahl Gegenstände gefunden, von denen die meisten sich heute in Winterthur im Münzkabinet der Stadtbibliothek, einige in Zürich in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft befinden. Die bisherigen Beschreibungen, vielfach ungenau, werden von dem Verfasser einer eingehenden Kritik unterzogen und zunächst festgestellt, welche Gegenstände sicher zu dem Fund gehören; ebenso gelingt es ihm, die Fundstelle mit grösster Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Es folgt eine eingehende Beschreibung des Einzelnen: zwei Merkurstatuetten aus Bronze von roher Arbeit, 7 bronzene Thierfiguren, Stier, Pferd, zwei Eber, Panther, Hund und Bär, die keine grössere Kunstfertigkeit verrathen, 5 sog. Votivbeilchen und eine Anzahl kleinerer Gegenstände, ausserdem ein menschlicher Oberarmknochen und ein angebliches Stück eines Schädels, das sich aber als Magenstein eines Pferdes (sog. bezoar) herausgestellt hat. Nach sorgfältiger Prüfung aller Einzelheiten kommt der Verfasser zu dem Resultate, dass hier ein Grabfund, dem die Knochen und die kleineren Gegenstände entstammen, mit einem Bronze-Depotfund zusammen vorliegt. Das Grab wird dann vermuthlich vorrömisch gewesen sein. S.

2. Die Mayenfelder Genovefa. Von Direktor Dr. Brühl. Progr. v. Andernach 1897. 17 S.

Wenn der Verf. sich vornahm das Dunkel, welches über den Hauptfiguren einer der anmuthigsten und verbreitetsten Sagen der Rheinlande liegt, etwas weiter zu lichten und die Frage nach dem Pfalzgrafen Siegfried und seiner Gemahlin Genovefa von Brabant ihrer Lösung näher zu bringen, so dürfte ihm dies selbst in dem kurzen Umfang einer Programm-Abhandlung gelungen sein. Die ursprüngliche Fassung der Sage bietet sich dar als eine im Kloster Laach entstandene Marienlegende, die in Verbindung mit der Gründung der Kapelle Frauenkirch auf dem Maifeld tritt. Die älteste bekannte Niederschrift, die eines Mönchs Johannes Seinius vom Jahre 1448, gilt als verschollen; nach privaten Mittheilungen des Verfs. aber ist in diesen Tagen eine alte Handschrift mit dem Text des Seinius gefunden worden. Sie wird vom Verf. demnächst im Verein mit einer andern, späteren Abschrift des Mönchs Johannes von Andernach, die kürzlich in den Besitz des Progymnasiums Andernach gelangte, sowie weiteren bisher ungedruckten Schriften verschiedener Verfasser und Zeiten veröffentlicht werden. — Die Kritik des Verfs. über die Oertlichkeiten — Genovefaburg in Mayen, das „castrum Simmer" auf dem Hochsimmer, das palatium Ochtendunk etc. — lassen erkennen, dass die Legende durch und durch romantischen Charakter hat, dass man ihr aber mit Geschick historisches Gepräge zu geben verstand. Auch die Geschichte der Frauenkirche selbst bietet keinerlei Anlass für die Annahme irgend

eines geschichtlichen Kernes der Sage; anderseits aber stimmt auffallender Weise der angegebene Todestag der Genovefa genau mit dem Datum des ältesten Ablassbriefes jener Kapelle vom Jahre 1325, der ebenfalls jene Pfalzgräfin mit keinem Worte erwähnt, überein. Die erste Aufzeichnung der Sage dürfte also wohl kaum über jenes Jahr zurückreichen. Ebenso wenig wie die Oertlichkeiten können die Personen vor der Kritik bestehen. Der 1113 gestorbene Pfalzgraf Siegfried, vom Kloster Laach in jenen Zeiten als „zweiter Gründer" hoch gefeiert, ist in rein poetischer Erfindung zum Helden der Erzählung gemacht worden. Eine Herzogin von Brabant des Namens Genovefa wird als geschichtlich durchaus unhaltbar erwiesen. Es erscheint dem Verf. mit Recht wahrscheinlich, dass der Dichter der Legende der Heldin mit Absicht den Namen einer Heiligen, der G. von Paris, beigelegt hat, die auch gegenwärtig wie schon damals in der Pellenz als fränkische Schutzheilige grosse Verehrung geniesst und die das Volk auch heute noch recht wohl von jener „Pfalzgräfin G." zu unterscheiden versteht.

Dr. Knickenberg.

3. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Dritter Band. IV. Die Kunstdenkmäler der Städte und Kreise Gladbach und Krefeld. Im Auftrage des Provinzialverbandes der Rheinprovinz herausgegeben von Paul Clemen. Düsseldorf, L. Schwann, 1896. gr. 8°, VI und 167 S. Preis 6 Mk.

Das vorliegende Heft der „Kunstdenkmäler" beginnt mit dem wichtigsten Bauwerke, welches dieses Mal zu verzeichnen ist, der ehemaligen Abteikirche zu Gladbach. Nach Aufführung der sehr umfangreichen Litteratur wird die Baugeschichte kurz erörtert, als Baumeister gilt mit ziemlicher Sicherheit Meister Gerhard von Köln, der erste Dombaumeister zu Köln selbst. Bis Ende vorigen Jahrhunderts recht gut erhalten, verfiel die Kirche nach Aufhebung der Abtei im Jahre 1802, so dass es umfangreicher, erst im vorigen Jahre vollendeter Restaurationen bedurfte, um sie wieder in Stand zu setzen. Eingehend ist die Beschreibung des Baues in seinen romanischen und seinen frühgothischen Theilen; zahlreiche Pläne, Tafeln und Zeichnungen wichtigerer Einzelheiten begleiten und erläutern den Text. Von der inneren alten Ausstattung ist nicht mehr viel erhalten, die alten kostbaren Reliquien sind verschwunden, doch sind noch immer die frühgothischen Glasgemälde im mittleren Fenster des Chors und ein als Tafel publicirter Tragaltar des 12. Jahrhunderts, abgesehen von einigen kleineren Gegenständen, beachtenswerth. Weit weniger Interesse bieten die katholische Pfarrkirche und die Abteigebäude dar. Von profanen Anlagen ist ausser einigen Thürmen der Stadtmauer so gut wie nichts mehr vorhanden. Der grosse industrielle Aufschwung, den die Stadt in diesem Jahrhundert genommen hat, und ihr starkes Wachsthum haben eine rege Bauthätigkeit hervorgerufen, die dem Orte ein vollkommen modernes Aussehen verliehen hat.

Im Kreise Gladbach bieten die kirchlichen Anlagen nicht viel Bemerkenswerthes: am wichtigsten sind die in ihren alten Formen neuerdings wiederhergestellte romanische Klosterkirche zu Neuwerk, die im vorigen Jahrhundert vergrösserte und dabei stark veränderte evangelische Hauptkirche zu Rheydt, und die gleichfalls vielfach umgebaute katholische Pfarrkirche zu Viersen. Römische Funde sind bei Hardt, Liedberg, Odenkirchen und Viersen gemacht worden; die öfters erwähnten Landwehren um Viersen sind durchweg späten Ursprungs, die frühesten stammen aus dem 15. Jahrhundert. Weit wichtiger sind die in dem Werke eingehend gewürdigten und abgebildeten mittelalterlichen Schloss- und Burganlangen in dem Kreise, die leider verfallende zu Liedberg, der gewaltige Backsteinbau Millendonk, das 1859 abgebrannte, jetzt in Trümmer liegende Schloss zu Viersen, das nur in spärlichen Resten vorhandene zu Odenkirchen, der Sitz mehrerer bekannter Geschlechter des Rheinlandes, das Schloss zu Rheydt mit schönen Renaissanceformen im Hauptbau.

Die Bedeutung der Stadt Krefeld liegt in ihrer Industrie, die seit dem 17. und 18. Jahrhunderte eine hervorragende Stelle einnahm und Krefeld zur grössten Stadt am linken Rheinufer nördlich von Köln machte. Von älteren Bauten ist nur sehr wenig vorhanden, zu nennen sind die in den Formen des ausgehenden Rococo und des deutschen Klassicismus errichteten ältern Patrizierhäuser. Römische Reste haben sich bei der Stadt mehrfach gefunden. Das 1883 gegründete Museum enthält ausser einer Reihe mittelalterlicher und neuerer Gegenstände auch eine wichtige Sammlung von prähistorischen und römischen Alterthümern, über die Dr. Siebourg in dem Werke eine Uebersicht giebt; einige der Stücke sind in diesen Jahrbüchern Heft 94 und 96 veröffentlicht worden. Ein zweites in Krefeld befindliches Museum ist die Königliche Gewebe-Sammlung, welche eine Uebersicht der Entwicklung der Weberei, Stickerei, Teppiche, Tapeten, Buchdeckel u. s. f. vom frühen Mittelalter an bis zur Jetztzeit in ausgedehntem Maasse gewährt.

Von den Orten des Kreises Krefeld ist Uerdingen, abgesehen von den hier gemachten römischen Funden durch die Entdeckung zahlreicher germanischer Urnen bekannt. Durch interessante römische Ueberbleibsel zeichnet sich der Kreis auch sonst aus. Neben mehreren kleineren Fundstellen ist Gripswald durch seine Matronensteine, und Gellep durch sein Kastell, das alte Gelduba, allgemein geläufig geworden. Aus dem Mittelalter besitzt Linn die Ruinen einer grossartigen Burg, deren erste Anlage auf den Erzbischof Friedrich von Saarwerden zurückzugehen scheint, denselben, der das in dem letzten Hefte der „Kunstdenkmäler" besprochene Schloss Friedestrom zu Zons errichtete. Von Kirchenbauten sind wichtiger die Pfarrkirche zu Anrath, welche jetzt einem Neubau weichen soll, die mehrfach renovirte Pfarrkirche zu Uerdingen, die stark vernachlässigte Kirche zu Willich, an deren Stelle gleichfalls ein Neubau treten soll. Von kleineren kirchlichen Gegenständen verdient ein sehr schöner, lebensgrosser hölzerner Kruzifixus vom Ende des 15. Jahrhunderts zu Linn besondere Erwähnung.

Mit Recht hat der Verfasser darauf verzichtet, auf die zahllosen Römerstrassen näher einzugehen, welche in dem behandelten Gebiete mit mehr oder weniger Sicherheit nachgewiesen oder auch nur vermuthet worden sind. In dieses Chaos könnte nur eine systematische, von Ausgrabungen begleitete Untersuchung Ordnung bringen, ohne dass es sicher stände, dass das zu erwartende wissenschaftliche Resultat an Werth der aufzuwendenden Mühe entsprechen würde; für das Werk genügte es jedenfalls vollkommen, die wichtigste einschlägige Litteratur zu verzeichnen. Im Allgemeinen entspricht Anlage und Durchführung der Arbeit in diesem Hefte denen der früheren Lieferungen; dass die Zahl der Abbildungen sich mehr und mehr vergrössert, wird allseitig mit Dank begrüsst werden.

A. Wiedemann.

4. Rudolf Heinekamp, Siegburgs Vergangenheit und Gegenwart. Siegburg, Comm.-Verlag von C. Dietzgen. 1897. 8°. 8 und 477 S. Preis 7 Mk. 50 Pf.

Seine Lage am Fusse eines isolirten Bergkegels, der den Ausgang des Siegthales beherrscht und auch den des Aggerthales zu überwachen gestattet, hat Siegburg seit Alters eine gewisse Bedeutung verliehen. Zwar hat die Niederwerfung des Pfalzgrafen Heinrich und die Gründung der Abtei auf dem Siegberge durch Anno die Entstehung einer selbständigen Territorialmacht an dieser Stelle verhindert, aber der Ort hat dafür an dem grössten Theile der Ereignisse, besonders der kriegerischen, Theil zu nehmen gehabt, welche das Gebiet des Kölner Erzbisthums seit dem frühen Mittelalter bewegten. Es war daher ein dankenswerthes Unternehmen, dass der Verfasser vorliegenden Werkes sich der Arbeit unterzog, jetzt, wo die Schriften Schwaben's und Müller's veraltet sind, die Geschichte seiner Heimathsstadt auf Grund der reichlich vorhandenen archivalischen Quellen in eingehender Weise darzustellen.

Für die älteste Zeit hat derselbe sich dabei mit Recht kurz gefasst. Ueber die angebliche Bedeutung des Siegberges als Mittelpunkt der Ubier, die übrigen hier weilenden germanischen Stämme, die Römerstrassen der Gegend u. s. f. ist viel geschrieben worden. Allein, was zu Tage trat, waren nur mehr oder weniger mögliche Vermuthungen, ein zuverlässiges wissenschaftliches Ergebniss ward nicht gewonnen. Die Gründung der Abtei und ihre älteste Entwicklung andererseits hätte in genauerer Weise nur an der Hand eingehender wissenschaftlicher Besprechung der politischen und kirchenrechtlichen Zustände des 11. und 12. Jahrhunderts behandelt werden können Der Verfasser hat sich hier damit begnügt, die wichtigsten Thatsachen zu verzeichnen, die ihm die Urkunden ergaben. — Dann wird die Darstellung ausführlicher, je mehr sich dieselbe der Zeit seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts nähert, für die die Quellen am reichlichsten fliessen. Für diese Periode wird ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens in der Stadt, der Thätigkeit der Aebte und der städtischen Behörden, des Treibens der Bürger und besonders der Handwerker, unter denen die Töpfer eine hervorragende Rolle spielen, gegeben. Letztere sind es gewesen, die es verstanden, einem Erzeugnisse der Siegburger Industrie während etwa eines Jahrhunderts weit über die Grenzen des Weichbildes ihrer Stadt hinaus Absatz und Anerkennung zu verschaffen. Interessant ist es dabei zu sehen, wie die grossen geistigen Bewegungen der beginnenden Neuzeit, die Reformation und Gegenreformation, die Hexenverfolgungen und ähnliches mehr in diesen kleinen Bereich eindringen und wie sie hier wirken. An den grossen Kriegen, den Kämpfen des Gebhard Truchsess um die Krone des Erzbisthums, dem dreissigjährigen Kriege und dem Einfall der Schweden, dem siebenjährigen Kriege und dem Einrücken der Franzosen hat die Stadt nur leidenden Antheil genommen.

Sehr eingehend ist die Besprechung der Jahrzehnte seit Beginn unseres Jahrhunderts. Hier überwiegt im Allgemeinen das rein lokale Interesse, aber es wird auch andere Leser fesseln zu verfolgen, wie die grossen Ereignisse unserer Zeit, die Revolution von 1848, der Krieg von 1870/71, die Einrichtungen von Posten und industriellen Unternehmungen, die socialen und religiösen Verhältnisse in die Zustände einer einzelnen Stadt eingreifen. — Die auf ein grösseres Publikum berechnete Darstellung ist recht gewandt und die Gruppirung des Stoffes geschickt. Ein Plan des heutigen Siegburgs und seiner Umgebung und mehrere Tafeln mit Ansichten der Stadt und einiger moderner Gebäude, alter Siegel und von Erzeugnissen der Siegburger Töpferei begleiten den Text.

A. W.

III. Miscellen.

---

1. Bonn. Römische Funde an der Nordstrasse. Gelegentlich der Erdarbeiten zum Neubau der Brauerei von Wirtz an der Nordstrasse (Flur 10, Parzelle 252/21 und 147) wurden im Sommer des Jahres 1896 die Reste eines bedeutenden Bauwerks römischer Zeit blossgelegt, dessen Grundplan von den bisher im Bonner Römerlager aufgefundenen antiken Kasernen erheblich abweicht. Die Mauerreste, im nordwestlichen Viertel des alten Lagers belegen, schliessen sich unmittelbar an eine Reihe anderer, von Lüling aufgenommener und in seinen grossen Plan des Lagers eingetragener Mauerzüge an, indem sie dieselben fortsetzen und ergänzen und gleichsam den Schlüssel zur Erklärung ihres Zusammenhanges bieten. Die Reste dreier Bauzeiten liessen sich in der Baugrube unterscheiden: eine von Osten nach Westen sich hinziehende, 1,50 m breite Mauer gehört der ältesten Bauzeit an; ohne Benutzung dieser Mauer wurde dann das grosse, näher zu beschreibende Gebäude errichtet, in welches in einer spätesten Bauzeit einige kurze, flach gegründete Scheidemauern eingebaut wurden.

Der aufgedeckte Theil des grossen Gebäudes enthielt zu beiden Seiten eines Mittelganges eine Anzahl kleiner Räume. Während vom aufgehenden Mauerwerk nur einzelne Spuren erhalten waren, traten die starken Fundamentmauern bei ihrer vollständigen Ausgrabung bis zur Sohle in ganzer Klarheit zu Tage.

Der Mittelgang hatte eine Breite von 3,43 m (alle Maasse im Fundamentmauerwerk gemessen), die nach Norden daran stossenden Räume besassen eine lichte Tiefe von 3,43 m, diejenigen nach Süden von 4,23—4,50 m. Die Scheidemauern der Einzelzimmer beider Gebäudetheile stehen in keiner Axenverbindung mit einander; die Zimmer nördlich des Hauptkorridors haben Breiten von 2,45, 2,75, 3,10 bis 4,20 m, diejenigen südlich von 2,75 bis 4 m. Die Eingänge zu den Zimmern der südlichen Reihe waren an der südlichen Frontseite, die Breite dieser Eingänge konnte an zwei Räumen auf 2,33 m festgestellt werden. Die Zimmer der nördlichen Reihe öffneten sich nach Norden. Anscheinend war die grössere Zahl der kleinen Räume nach dem Mittelkorridor geschlossen.

Die Nordseite der ganzen Baugruppe wurde begrenzt durch die Fundamente einer Stellung von Freistützen in 3,70 m Entfernung von der nördlichen Frontwand. Die Stützenstellung ist gebildet aus grossen und kleinen Pfeilern von quadratischer Grundfläche mit 2,0 und 1,5 m Seitenlänge in Entfernungen von 2,0 bis 2,90 m. An der Westseite zeigte sich, dass diese Stützenstellung eine Ecke bildete Die grossen Pfeiler sind einmal mit einem, dann weiter durch zwei kleinere Pfeiler abgewechselt, in letzterem Falle ist der Zwischenraum der Mittelöffnung zwischen den zwei kleineren Pfeilern wesentlich grösser als derjenige der seitlichen Stützweiten. Die Ecke, welche die Stellung der Freistützen bildet, fand sich auch im Gebäude wiederholt durch die Aufdeckung der östlichen Frontwand des Westflügels, welcher ebenfalls durch Scheidemauern in kleine Einzelräume getrennt war, von denen der zunächst an der Ecke belegene eine Breite von 4,20 m besitzt. Deutlich erkennbar ist die Axenbeziehung

Roemisches Gebäude im Lager zu Bonn.

Alte Strasse



a b c d Römische Mauerreste gefunden beim Bau der Brauerei Wirtz.

erste, zweite, dritte Bauzeit.

Römische Mauern aufgenommen von Lüling.

der Freistützen zu den Scheidewänden in den ihnen zunächst stehenden Theilen des Gebäudes.

Während die Bodenoberfläche des jetzigen Ackerfeldes auf + 58,84 m über NN liegt, befand sich die Oberkante der Mauer- und Fundamentabbrüche zwischen + 57,31 und 57,92 über NN. Die Höhenlage von + 57,50 ist ersichtlich diejenige des antiken Fussbodens gewesen. Das Material der Fundamente war ein mässig fester Basaltkleinschlag-Beton, welcher zwischen durch Pfähle gestützte Brettlagen eingestampft war. Die Abdrücke der Pfähle und Bretter zeigten sich mit grösster Deutlichkeit. Die Tiefe der Fundamente ging von + 55,90 über NN am südlichen Bautheile bis auf + 55,0 bei dem östlichen Pfeiler der Stützenstellung. Das über den Fundamenten aufgehende Mauerwerk war aus Tuffsteinen hergestellt und in den Ansichtsflächen mit solchen von 14—24 cm Länge und 9—10 cm Schichthöhe in tadelloser Ausführung verblendet. Eine Schicht von Tuffsteinen bildete eine regelmässige Abdeckung der Fundamente in der vollen Breite derselben, über dieser Schicht war das aufgehende Mauerwerk abgesetzt. Nirgends fand sich die Spur eines künstlichen Fussboden-Estrichs, von Heizvorrichtungen oder Kanälen, überhaupt waren die Funde von Bauresten des Oberbaues an Ziegelbrocken, Dachpfannenstücken u. s. w. überaus spärlich. Einen Putzüberzug haben die Mauern, wie aus der sorgfältig bearbeiteten und gefugten Oberfläche derselben zu ersehen, nicht besessen; häufig vorkommende grosse Eisennägel rühren wohl von der Holzkonstruktion des Daches her.

Die aufgefundenen Mauerzüge erweisen sich im Zusammenhang mit den von Lüling gemessenen Bauresten als Theil eines grossen Bauwerks, zu welchem auch eine lange, nördlich belegene Reihe von Gemächern gehört, deren Scheidewände zum Theil die gleichen Abstände, wie die äusseren Gemächer der Südseite zeigen. Ergänzt man hiernach den Grundriss des Gebäudes, so ergiebt sich, dass die Axentheilung der grösseren, durch zwei Zwischenstützen getheilten Freistützenstellung in der Schmalseite des Hofraumes dreimal enthalten ist, ferner dass eine im Südflügel belegene grosse Halbkreisnische die Breite einer Stützenstellung besitzt und dass auch die Mittellinie der ersteren mit der Axe der letzteren zusammenfällt. Die Hauptmaasse des Bauwerks, für welche sich somit eine Anzahl einzelner Anhaltspunkte ergab, scheinen 160 m in der Länge, 76 m in der Breite gewesen zu sein, während der offene Binnenhof wohl eine Breite von 33,5 m hatte. Die starken Mauern von 0,90—1,17 m Breite, die tiefgegründeten, gewaltigen Pfeilerfundamente von 1,5—2,0 m Vierecksseite machen es wahrscheinlich, dass das Gebäude mit einem Obergeschoss überbaut war; die grosse Weite von 2,33 m der Oeffnungen in der südlichen Frontmauer scheint zu beweisen, dass diese Räume wohl nicht zur Unterbringung von Menschen gedient haben.

Als Baurest einer älteren Zeit erschien ein gleichlaufend der Hoffrontmauer des Südflügels sich hinziehendes Fundament von Basalt-Kleinschlagbeton mit Tuffsteinbrocken, im Ganzen 1,50 m breit, etwas tiefer abgebrochen, wie die Mauerreste des Hauptgebäudes und ebenfalls zwischen Brettlagen eingestampft. Die Scheidemauern der späteren Einzelräume waren, wie das Bild der Brettlagen zeigte, an die vorhandene ältere Mauer angeschlossen.

Einer dritten Bauzeit gehören die gleichlaufend dicht hinter der südlichen Frontwand in Unterbrechungen sich hinziehenden Mauerstücke, sowie eine westlich den Mittelgang sperrende kleine Mauer an, welche alle in viel geringerer Tiefe, wie die älteren Mauern gegründet und zwischen den letzteren eingebaut waren. An der Nordseite eines dieser Mauerstücke fand sich eine Brandschicht auf + 57,50 über NN.

R. Schultze.

2. Bonn. Römische Baureste. Im Herbst des Jahres 1896 wurden der Rheindorfer Weg von Parz. 115 der Flur XI bis zur Ecke der Nordstrasse und die Nordstrase bis zum Neubau der Brauerei von Wirtz kanalisirt und wurden bei dieser Gelegenheit folgende römische Baureste vorgefunden.

Am Rheindorfer Wege vor der Parzelle 115 befand sich die jetzige Strasse in einer Höhe ihrer Oberfläche von + 59,50 über NN. Der unberührte gewachsene Boden auf + 57,19 über NN. In der Aufschüttung über dem gewachsenen Boden lagen Trümmer von glatten, unkannellirten Säulenschäften von 47 cm Durchmesser aus weissem Kalkstein, ebenso Quaderstücke aus Kalkstein, aus Tuff, rothem Sandstein, Trachyt, Grauwacke und hellem Sandstein. Unter den zahlreichen Ziegeltrümmern fanden sich solche mit Stempeln der

LEG·I·M·
L·I·M·
LXX··

letzter augenscheinlich verstümmelt aus Leg XXII oder XXI.

Festes Fundamentmauerwerk fand sich zuerst vor der Parzelle 112, es bestand aus Tuffsteinen unter Verwendung einzelner Kalksteine, die Unterkante der Mauerkörper sass auf + 57,43 über NN auf dem gewachsenen Lehmboden, während die Oberkante auf + 58,0 lag, so dass die Mauerreste nur 0,57 m hoch waren.

Vor dem Hause Rheindorfer Weg No. 46 lag auf eine Länge von 2,30 m eine flache, nach einem Kreisbogen ausgearbeitete offene Rinne aus Tuffstein mit Stücklängen der einzelnen Rinnensteine von 0,58 m auf einem Tuffsteinfundament. Die Oberkante in der Sohle dieser fast horizontal belegenen Rinne auf + 57,61 über NN. Das Tuffmauerwerk liess sich in Fortsetzung der Rinne bis vor die Mitte des Hauses No. 48 verfolgen. In der Aufschüttung fand sich hier ein Stück einer Inschrift, in weissen Kalksteinen gehauen, mit den Buchstaben:

Q
LEGI
Γ

auch ein Ziegelstempel:

LEGIΠPF.

Gerade vor der Mitte des Hauses No. 50 beginnend lag mitten im Kanalgraben nach Norden ein grosser Tuffsteinquader, 2,50 m lang, 0,28 m stark mit der Oberkante auf + 58,18, welcher in der Mitte einen Schlitz von 1,30 m Länge und 3 cm Breite durch die ganze Plattenstärke reichend enthielt, der anscheinend dazu diente, eine Fallthür hindurchzulassen. Der Quader lag, durch eine dünne Erdschicht getrennt, auf einem 10 cm starken, in ursprünglicher Lage befindlichen Betonboden aus Ziegelkleinschlag, Oberkante auf + 57,87, welcher auf einer 13 cm hohen Tuffsteinunterlage sich befand. Der Betonboden liess sich bis zur Mitte des Hauses No. 52 verfolgen.

Dicht vor dem nördlichen Giebel des Hauses No. 54 lagen durch einander geworfen eine Reihe von Basaltsäulen, Oberkante auf + 58,20, mit ihrer Längenrichtung von Osten nach Westen zeigend, zwischen und unter denselben Kiesgerölle, so dass anscheinend hier der Rest einer zerstörten antiken Strasse vorliegt.

In der Baugrube der 1896 erbauten Häuser No. 52 und 54 fanden sich keine Reste antiker Fundamente mit Ausnahme eines in der Frontmauer auf der Grenze beider Häuser bemerkten kleinen Tuffsteinpfeilers von 1,20 m Breite und 0,60 m Höhe.

In der Nordstrasse zeigte sich zunächst in der Entfernung von 25,80 m von der Ecke des Rheindorfer Weges eine etwa 0,90 m starke Grauwackemauer, dann in 29,5 und 38 m Abstand von jener Ecke zwei gleichlaufende Kanäle.

Der östliche dieser beiden Kanäle war aus Ziegelbeton hergestellt unter theilweiser Bekleidung der inneren Wangen mit Tuffsteinen, er ruhte auf Tuffsteinfundament und war mit Platten aus Grauwackeschiefer abgedeckt. Die innere lichte Höhe betrug 0,46, die Weite 0,38 cm, die Sohle, deren Höhenlage + 57,38 über NN betrug, war mit Dachsteinen bekleidet.

Der westlichere Kanal, 0,45 m im Innern breit und 0,37 m hoch mit seiner Sohle

auf + 57,31 über NN liegend, ist ganz aus Tuffsteinbeton hergestellt und mit Grauwackeplatten abgedeckt; auch hier ist die Kanalsohle mit Dachsteinen bekleidet.

Weiter nach Westen fanden sich — etwa vor den Parzellen 100—98 — in der Nordstrasse eine Anzahl dicht beieinander belegener Mauern, deren Sohlen in einer Höhenlage von + 56,23 bis + 56,64 lagen. Die östlichste dieser Mauern besass über einem Fundament von Grauwackequadern einen auf + 57,56 beginnenden Oberbau von Tuffsteinen, 0,31 m stark, die westlicheren Mauern, mit ihren Oberkanten bis auf + 57,83 bis + 58,29 hinaufreichend, bestanden aus Trachyt — im Gegensatz zu den auf dem Wirtz'schen Grundstück aufgenommenen Mauern, welche fast ausschliesslich aus Basaltkleinschlag errichtet waren. Der Zusammenhang der hier entdeckten Gruppe von Mauern konnte in dem engen, kaum 1 m breiten Kanalgraben nicht festgestellt werden.

R. Schultze.

3. Bonn. Funde bei Kanalisirungsarbeiten. In der Strasse „Am Hof" wurden vor den Häusern No. 7 und 5a zwei Mauern durchbrochen, im oberen Theile 0,80 m stark, mit ihrer Unterkante 1,85 m unter die Strasse reichend, also auf + 58,0 über NN gegründet, aus Tuffsteinen und Basalt hergestellt, die westliche Mauer mit einem aus Trachytquadern gearbeiteten Sockelgesims, in Gestalt einer einfachen Schräge, versehen. Zwischen beiden Mauern befand sich eine starke Lage von Bauschutt, in welchem eine romanische Fenstersäule mit Kapitell und eine Fussbodenfliese aus gebranntem Thon mit romanischem Ornament gefunden wurden.

Es ist hier somit die Lage eines romanischen Bauwerks festgestellt, als dessen einziger noch heut erhaltener Rest vielleicht die Kapelle in dem gegenüberliegenden Gräflich Renesse'schen Hause anzusehen ist.

In der östlichen Fortsetzung des Kanalgrabens wurde eine grössere Zahl von römischen Dachpfannen aufgefunden, von denen mehrere den Stempel der LTM, einer denjenigen der VEXL trugen. Alle diese Ziegel zeigen gleichmässig eine sehr schlechte technische Herstellung. Dicht hinter dem zum Hofe der Augenklinik führenden Thorwege wurde im ersten Revisionsschachte ein aus römischen Ziegeltrümmern hergestelltes Mauerwerk in einer Tiefe von 3 m unter dem Pflaster, also etwa auf + 58,0 über NN liegend aufgedeckt, welches zwei 30 cm breite, von Ost nach West gehende und einen gleich breiten, nach Süden abzweigenden Kanal enthielt und welches allem Anscheine nach einer römischen Heizungsanlage angehörte.

Unter den Ziegelstücken fand sich eines mit einem unleserlichen Stempel:

(LII·IVVI|

Somit erscheint der Zusammenhang römischer Ansiedlungen und solcher aus früher christlicher Zeit an dieser Stelle der Stadt Bonn erwiesen.

R. Schultze.

4. Bonn. Römische Grabfunde. Im Spätsommer des vergangenen Jahres wurde bei der Anlage eines Hintergebäudes auf dem Hofe des Hauses Wilhelmstrasse No. 14 ein Grab aufgedeckt, welches mit Platten ringsum umstellt und zugleich gedeckt war. Dasselbe enthielt nach der Aussage der Arbeiter ausser Resten verbrannter Knochen einige Henkeltöpfe aus gewöhnlichem grauen Thon sowie zwei einhenkelige bauchige Krüge aus weissem Thon mit kurzem geschweiften Halse. Meine Bemühungen Näheres über die Grössenverhältnisse und den Verbleib der Gefässe sowie über das Vorhandensein weiterer Beigaben an Münzen und Kleinaltertümern in dem Grabe in Erfahrung zu bringen, hatten keinen genügenden Erfolg. Dahingegen gelangte das bei Weitem interessanteste Stück des ganzen Grabinventars, nämlich die Reste eines leider in viele Stücke zertrümmerten Glasgefässes in den

Besitz des hiesigen Provinzialmuseums. Nachdem die Zusammensetzung der bereits auf den Schuttkarren gewanderten und aus demselben aufgelesenen Scherben gelungen war, ergab sich, dass sie zu einer ovalen Kuppe aus schwerem weissem Crystallglas von $9^3/_4$ cm Höhe mit geschliffenen reichen Verzierungen gehörten. Dieselbe hat eine halbkugelige Form mit etwas nach aussen gebogenem Rande, unter dem sie leicht eingezogen ist. Als Abplattung des schmalen Fusses dient ein Hohlschliff. Den oberen Theil der Gefässwandung schmückt ein Kranz über Eck gestellter Vierecke, welche durch zwischen gesetzte Striche wiederum in je neun kleinere Vierecke getheilt sind. Darunter oben und unten durch ein leicht gravirtes Band von parallelen Reifen eingefasst eine Reihe runder Hohlschliffe zwischen säulenartigen Stricheln. Unten endlich um die Fussplatte ein Kranz von Stricheln. Was die Zeitstellung des Grabes anlangt, so ist diese zu bestimmen zwar in Ermangelung von Münzen ziemlich schwierig. Indessen die Form der Geschirre, wie sie von den Arbeitern beschrieben worden ist, weist auf die spätere Kaiserzeit hin. Mit dieser stimmt auch die Technik der Glaskuppe überein, welche mit der Mitte des 3. Jahrhunderts am Rhein beginnt.

2. Als im Frühjahr dieses Jahres das Hintergebäude des Gasthofs „zum Schwanen" auf der Sternstrasse durch einen Anbau nach der Friedrichstrasse erweitert wurde, wurden ebenfalls mehrere Brandgräber aufgefunden, von denen zwei ihrem Inhalte nach mir näher bekannt geworden sind. Das eine derselben, welches unmittelbar an der Wand des Nachbarhauses No. 56 des Metallwaarenhändlers Th. Jansen lag, enthielt bloss eine bauchige Urne aus gelblichem Thon von 24 cm Höhe mit weiter Mündung und einem leistenförmigen nach der Innenseite mit einer Hohlkehle versehenen Rande, wie sie der mittleren Kaiserzeit eigen ist (vgl. Koenen, Gefässkunde S. 96). Dieselbe barg ausser den Knochenresten des Verstorbenen nur eine von Oxyd zerfressene so morsche Mittelerzmünze, dass sie dem Finder in der Hand beim Reinigen zerbrach und dadurch ihre Bestimmung unmöglich gemacht wurde. — Ungleich reicher war das zweite Grab ausgestattet, welches mehr nach der Mitte des Grundstückes lag und in meinem Beisein gefunden und geöffnet wurde. Es war von vier 40 cm breiten und 38 cm hohen aufrecht stehenden Schieferplatten eingeschlossen und von einer gleich grossen Platte bedeckt, während ebenfalls eine solche den Boden des Grabes bildete. Es barg zunächst in der rechten Ecke vom Beschauer zwei einhenkelige birnenförmige Krüge von feinem weissen Thon mit kurzem geschweiften Halse, von denen der grössere 22 cm, der kleinere $17^1/_2$ cm hoch ist. In der Mitte des Grabes lag eine gut erhaltene Phiole aus hellgrünem Glase mit vierfach eingebauchtem gestreckten Körper und langem, engem cylindrischen Halse, 17 cm hoch. Mit ihr in gleicher Richtung liegend fand sich ein kleiner Bronzelöffel mit einem rundlichen geraden Stiel, und einer ovalen, in ihrem vorderen Theile jetzt zerstörten Schale, welche mittelst eines kleinen Knies an jenen ansetzt. Die jetzige Länge beträgt 10 cm. Was aber dem Funde ein besonderes Interesse verleiht, ist, dass zusammen mit den eben beschriebenen Gegenständen ein Grosserz des Traian zum Vorschein kam. Da die Umschriften auf beiden Seiten abgerieben sind, so muss die Münze längere Zeit im Umlauf gewesen sein, ehe sie ins Grab gekommen ist. Dieses selbst wird daher wohl der Mitte des zweiten Jahrhunderts angehören. Beide Gräber lagen in einer Tiefe von 2,70 m unter der jetzigen Bodenfläche.

3. Endlich kam auch gegen Ende des vorigen Jahres bei den Ausschachtungen für einen Neubau an der Kölner Chaussée ein Grab zu Tage, welches einfach ohne jede schützende Hülle angelegt war. Es lieferte einen einhenkeligen Krug aus gelblich weissem Thon mit kugeligem Körper und cylindrischem Halse von 15 cm Höhe, ferner eine kleine $10^1/_2$ cm hohe am Rande leicht beschädigte Urne aus schwarzgrauem Thon mit ziemlich weiter Oeffnung und leicht gekehltem Rande. In derselben fanden sich auf dem Boden Knochenreste und auf ihnen liegend zwei massive offene Arm-

ringe aus Bronze von ovalem Querschnitt, welche nach den mit drei Längsreihen eingestanzter Punkte verzierten Enden sich allmählich kolbenförmig verstärken und dann glatt abgeschnitten sind. Ferner eine Fibula aus kantigem Bronzedraht mit oberer Sehne, Sehnenhaken und Spiralfederung, deren Bügel oben in scharfem Winkel abbiegt und am Fuss einen langen geschlossenen Nadelhalter aufweist. Ausser dieser vier andere gleichartig construirte Gewandnadeln, von denen drei bis auf die Nadel vollständig erhalten, die vierte aber bis auf den Fuss zerstört ist. Es sind sogenannte Augenfibeln, wie man diesen Gewandnadeltypus wegen der zwei am Kopfende des Bügels angebrachten Doppelkreise, „Augen", getauft hat. Sie haben einen kreisrunden Bügel mit Kopfplatte, oberer Sehne, Sehnenhaken und Spiralfederung. Die Verzierung des Bügels besteht bei allen in einer geperlten Linie in der Mitte des Halses; ferner schmückt das Fussende ein aus einfachen Linien gebildetes Dreieck. Den Kamm des Fussrückens begleiten bei drei Exemplaren in bestimmten Abständen drei Paar eingestanzte kleine Doppelkreise, „Würfelaugen", während dieselben bei dem vierten Exemplare fehlen, welches ausserdem durch seinen schmäleren Bügel und Sehnenhaken sich als eine jüngere Spielart der vorherbeschriebenen Exemplare charakterisirt. Da diese Fibeln nach dem Ausweis der Andernacher Gräberfunde dem ersten Jahrhundert n. Chr. angehören, nach dieser Zeit aber nicht mehr angetroffen werden (Almgren, Nordeuropäische Fibelformen S. 25 ff.), so wird hierdurch zugleich die Zeit unseres Grabes genauer bestimmt. Die Länge der Fibeln beträgt bei zwei Exemplaren $6^1/_2$ cm, bei dem dritten jüngeren 6 cm. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, dass von dem durch Almgren als Hauptform dieser Fibelgruppe bezeichneten Typus mit den zwei am Kopfende angebrachten Augen, welche als nach aussen aufgeschlitzte Löcher auftreten, mit dem hülsenförmigen und verzierten Sehnenhaken und der vollständig runden Bügelscheibe ein $5^1/_2$ cm langes Exemplar kürzlich zu Bonn in der Friedrichstrasse beim Neubau der Restauration „zum Kaiser Friedrich" zu Tage gefördert worden ist, welches durch Schenkung des Herrn Dr. Compernass in das Museum gelangt ist. Es verdient dies insofern eine Beachtung, als nur einige wenige Exemplare dieses ursprünglichen Typus aus der Rheinprovinz mit sicher bezeugter Fundstelle bekannt sind.

Klein.

5. Bonn. Gräberfunde. Im Juli des vergangenen Jahres fand man beim Ausschachten für den Neubau Bonngasse 34 etwa $2^1/_2$ m tief sechs Gräber aus römischer Zeit, welche sich auf einen Flächenraum von 5 m Länge und 2 m Breite vertheilten. Grab 1 bildete ein 1 m langer, 40 cm breiter und 30 cm hoher Tuffsteinsarg mit Deckel. Sein Inhalt bestand aus einer unverzierten Schale aus weissem Glas von 7 cm Höhe und 7 cm Durchmesser. Grab 2 Steinsarg von etwa 30 cm Länge und gleicher Breite und Höhe, mit einer bis auf den mit Glasfäden umsponnenen Hals zerstörten kugelförmigen Flasche. Grab 3 sowie die folgenden waren Plattengräber. Es enthielt einen 11 cm hohen einfachen Becher und zwei gedrungene Flaschen mit kurzem Halse aus grünlichem Glase von 10 cm Höhe nebst einem 16 cm hohen Becher aus rothem schwarz überzogenem Thon. Grab 4 drei doppelhenkelige Krüge aus rothem Thon, Amphoren, von denen die beiden erhaltenen 17 und 13 cm hoch sind, sowie ein Teller aus schlechter Terra sigillata von 17 cm Durchmesser. Grab 5 drei einhenkelige stark ausgebauchte Krüge aus grauem Thon, 10 cm hoch.. Endlich Grab 6 drei Krüge aus grauem Thon, ohne Henkel, 12 cm hoch. In der Nähe der Gräber kamen Scherben eines Sigillata-Gefässes mit Rankenverzierung und Reste von Bronzebeschlägen zum Vorschein. Münzen haben sich keine gefunden.

Springensguth.

6. Bonn. Römische Inschrift. Als das alte Gymnasialgebäude in der Bonngasse niedergelegt wurde, um an seiner Stelle eine Reihe von mehr an der Strasse

liegenden Häusern zu errichten, stiess man auf dem hart an die Strasse stossenden freien Vorplatze auf die Fundamente von Häusern, welche vor der Errichtung des Gymnasiums dort gestanden hatten. Bei dem Ausbruch derselben fand sich auch das Fragment eines auf allen vier Seiten verstümmelten römischen Denkmales aus Kalkstein von 36 cm Höhe, 35 cm Breite und 12 cm Dicke als Werkstück an ihnen verwandt. Dasselbe hatte oben eine anscheinend mit Blumen oder Blattwerk verzierte Giebelspitze, wovon sich die Ansätze noch erhalten haben. Darunter lief als Abschluss ein einfacher Sims einher, welcher nach dem darunter befindlichen Inschriftfelde hin eine cordirte Einfassung aufweist. Von der in schönen grossen Buchstaben im Charakter des ersten Jahrhunderts n. Chr. eingehauenen Inschrift, welche jetzt im Provinzialmuseum sich befindet, ist Folgendes vorhanden:

CLAVDIV/
////NAMVS
////NAΓ//////
//////////////////////

Die Buchstaben der ersten Zeile haben eine Höhe von 7½ cm, die der zweiten von 7 cm, der Zeilenabstand beträgt bei der zweiten Zeile 4 cm, bei der dritten 2 cm.

In der ersten Zeile ist der Vorderschenkel des A so nahe an das vorhergehende L gerückt, dass sein Fuss auf der wagerechten Linie desselben steht, was ich, weil es sich typographisch so nicht wiedergeben lässt, bemerke. Was die Ergänzung des Wortlautes anlangt, so ist es offenbar, dass die Worte der beiden ersten Zeilen Claudius [Cin]namus zu ergänzen sind. Sie enthalten anscheinend den Namen desjenigen, welcher das Denkmal errichtet hat. In den stark abgeriebenen Zeichen der dritten Zeile glaube ich die Obertheile der Buchstaben NAE zu erkennen, welche vielleicht den Rest des Namens der Verstorbenen enthalten, deren Andenken das Denkmal gewidmet ist. Wenn man das Alter der Inschrift erwägt, so liegt die Vermuthung nahe, in dem Urheber des Grabmonumentes einen kaiserlichen Freigelassenen zu erblicken, welcher bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers Claudius an den Rhein gekommen ist und hier in Bonn eine Angehörige seiner Familie durch den Tod verloren hat.

Klein.

7. Bonn. Münzfund. Im vergangenen Jahre wurde an der Kasernenstrasse bei Fundamentbauten nicht weit von der Stelle, wo im Spätsommer der Seite 173 dieses Jahrbuchs beschriebene Grabfund zum Vorschein gekommen ist, neben der Bonner Privatbank ein kleines Töpfchen von gewöhnlichem Thon gefunden. Als dasselbe unvorsichtiger Weise zertrümmert worden war, entfielen demselben eine Anzahl Münzen, welche von den Arbeitern gesammelt wurden. Dem Museum wurden 58 Stück zum Kauf angeboten mit der Versicherung, dass es ihrer mehr nicht gewesen seien. Dass ein Theil in den Händen der Arbeiter zurückgeblieben und die Zahl der wirklich gefundenen Münzen ursprünglich beträchtlich grösser gewesen sei, ist deshalb wenig glaubhaft, weil nach der Aussage des Finders das Töpfchen, in dem die Münzen geborgen waren, ein schmales Urnchen von etwa 7 cm Höhe gewesen ist.

Die Münzen sind sammt und sonders schlecht erhalten und waren theilweise so mit Oxyd überzogen, dass ihre Bestimmung nur unvollständig gelungen ist, weil ihr morscher Zustand eine gründliche Reinigung widerrieth. Sämmtliche Stücke sind Weisskupfermünzen, von denen wenige ihren Silberglanz noch zeigen. Im Einzelnen enthält der Fund folgende Stücke, welche nach Cohen's 2. Auflage verzeichnet sind.

Gallienus.

Cohen 1047.	Vict. Germanica	. . . .	32 Stück.
„ 1048.	Vict. Germanica	. . . .	4 „
„ ?	Vict. //////////////////	. . . .	4 „

Salonina.

Cohen	51.	Felicit. [publ.]	1	Stück.
„	134.	Venus [victrix]	1	„

Saloninus.

„	2.	Consacratio	14	„

Postumus.

„	67.	Fides militum	1	„
„	?	Rev. unbestimmbar	1	„

Da die Münzen des Gallien mit dem Revers Vict. Germanica in den Beginn der Regierung dieses Kaisers fallen und von Postumus sich bloss zwei Stück im ganzen Funde befinden, so dürfte der kleine Schatz in den ersten Jahren der Herrschaft des Letzteren vergraben worden sein. Denn nur so erklärt sich die geringe Zahl seiner Münzen, da er bekanntlich nach der Usurpation der Herrschaft in Gallien viel gemünzt hat, namentlich auch in dem benachbarten Köln.

Klein.

8. **Colonia Agrippinensis.** Der Thurm der römischen Stadtbefestigung zu Köln, Burgmauer No. 2, welcher in den Jahrbüchern Heft XCVIII Seite 19 beschrieben wurde, ist zur Zeit durch den Abbruch des Hauses Comödienstrasse No. 33 und die neue Fundamentausschachtung dortselbst auf der Nordwestecke freigelegt und auch ein Theil der anschliessenden Stadtmauer sichtbar geworden. Die nähere Untersuchung hat ergeben, dass das römische Mauerwerk an der Feldseite noch 4,70 m über dem Thurmsockel oder bis zur Ordinate + 20,90 m K.P erhalten ist, während dasselbe an der Stadtseite weiter herunter abgebrochen ist. Der Thurm ruht auf einer 1,50 m starken viereckigen Platte, aus unregelmässigem Grauwackemauerwerk, welche an den schmalsten Stellen etwa 40 cm über das aufgehende Thurmmauerwerk vorspringt, so dass die Seitenlänge der Platte also etwa 9,80 m beträgt. Der Uebergang von der viereckigen Platte zum runden Thurmkörper ist dadurch vermittelt, dass der etwa 40 cm hohe und 40 cm weit vorspringende Sockel der Stadtmauer um den Thurm herumgeführt ist. Nach den Ecken der Fundamentplatte ist die Sockelschräge, wenn auch in schwächerer Neigung, fortgesetzt, so dass die obere Fläche der Fundamentplatte an den Ecken tiefer liegt und nach der Mitte zu bis zur Unterkante des Schrägsockels ansteigt. Es zeigt sich also auch hier wieder die organische Verbindung und gleichzeitige Ausführung von Thurm und Stadtmauer.



Die Oberkante des Schrägsockels liegt auf + 16,20 K.P. und läuft diese Höhe auch östlich bis zum Hause Comödienstrasse No. 15/19, wo die Mauer letzthin freigelegt wurde, durch. Die Fundamentstärke der Mauer beträgt daselbst 3 m. Die untere Fläche des Thurmfundamentes liegt auf + 14,30 m und ruht auf gewachsenem Boden. Letzterer fällt zuerst nach der Feldseite zu sehr rasch ab, liegt 3,60 m vor

der Betonplatte schon auf + 12 m, fällt aber alsdann nur noch wenig. Da das Fundamentmauerwerk nach Aussen hin ganz rauh hergestellt war, so lässt sich annehmen, dass die Böschung unmittelbar an der Unterkante des Schrägsockels, welche auf + 15,80 m liegt, begonnen hat. Es würde also bei einer Breite von 3,60 + 0,40 = 4 m sich eine Tiefe von 15,80 — 12,00 = 3,80 m ergeben und daher nahezu eine einfüssige Böschung vorhanden gewesen sein. Bei der Fundirung der Umbauten Comödienstrasse 15/19 und 7 fand sich der gewachsene Boden dicht an der Stadtmauer erst auf etwa + 13 m K P vor und fiel nach der Feldseite zu nur ganz schwach ab. Der Schrägsockel liegt auf + 16,20 m und geht die Mauer bis über vorstehend angegebene Fundamentsohle herab.

Diese Unregelmässigkeit des Gebäudes vor der Mauer erbringt wiederum den Beweis, dass hier kein künstlicher Graben, wohl aber ein altes unregelmässiges, sich nördlich bis nach Dominikaner und Unter Sachsenhausen erstreckendes Flussbett vorhanden war, an dessen südlichem Rande die Römermauer hinzog.

Der obere Aufbau des Thurmes Burgmauer No. 2 ist nach Stärke und Struktur des Mauerwerks nachrömischen, und der oberste Theil wohl gar neueren Ursprungs. Die Mauerstärke beträgt nämlich durchgehends im Erdgeschoss und unteren Stockwerk nur 0,55 m und im oberen Stockwerk 0,44 m, welch geringe Maasse schon darauf hinweisen, dass der Wiederaufbau des Thurmes nicht zu Vertheidigungszwecken erfolgt ist. Spuren einer Verbindung mit der alten Stadtmauer sind an dem oberen Theile ebenfalls nicht festzustellen, das Mauerwerk läuft um den ganzen Thurm herum ohne Spuren jeglicher Verzahnung glatt durch, woraus zu schliessen ist, dass auch die römische Stadtmauer hierselbst damals bereits ganz oder theilweise abgebrochen war oder gleichzeitig abgebrochen worden ist. Letzteres erscheint dadurch nicht unwahrscheinlich, weil das mit glatter Ansichtsfläche, im Uebrigen aber ganz unregelmässig ausgeführte neuere Mauerwerk fast ausschliesslich aus Grauwacke römischer Art besteht und nur vereinzelte Tuffsteine enthält. Es müssen also voraussichtlich in der Nähe noch grössere Reste der römischen Stadtumwallung vorhanden gewesen sein, welche das nöthige Material geliefert haben.

Das Obergeschoss, welches im Mauerwerk viele Ziegel aufweist, ist offenbar neueren Ursprungs.

Der römische Thurmrest, dessen Innenverblendung durch sauber gerichtete Schichtsteine bereits früher beschrieben worden ist, zeigt auch im Aeusseren genau den Charakter des Thurmes an der Ecke der Zeughaus- und St. Apernstrasse (St. Clarenthurm) und desjenigen auf der Domterrasse (siehe Photographie-Tafel). Derselbe ist ebenfalls mit regelmässigen Schichtsteinen und musivischem Mauerwerk verziert gewesen, zu welch letzerem gleichfalls dunkle Grauwacke und weisser Kalkstein verwendet worden sind. Rother Sandstein, wie solcher am St. Clarenthurm vorkommt, findet sich bei den vorhandenen spärlichen Resten hier und am Domterrassethurm nicht vor. Die vorhandenen Spuren des Mosaikmauerwerks lassen deutlich die bekannte Halbkreis- und Rautenfriesverzierung erkennen, nur sind die Muster anders dimensionirt und in anderer Gruppirung zusammengestellt. Die Halbkreise am Römerthurm haben einen Halbmesser von 0,50 m, diejenigen am Domterrassethurm von 0,38 m und an der Burgmauer No. 2 von 0,43 m. Der auf der Photographie ersichtliche Rautenfries oberhalb des ausgebrochenen Halbkreismusters hat nur zwei Schichtenhöhen von zusammen 0,17 m Höhe, während derjenige am St. Clarenthurm aus vier Schichten besteht. Die mittleren übereck gestellten quadratischen Steine sind von weisser, die kleinen Dreiecke von dunkler Farbe. Zwischen den Halbkreisen und dem Rautenkranz liegen 6 Reihen Schichtsteine, von denen die vierte von unten aus weissem Kalkstein besteht. Etwa 0,86 m unter dem Bogenscheitel sind noch zwei einzelne gegenüberliegende, mit der Spitze an einanderstossende dunkle Dreieckchen vorhanden; ob dieselben zu einem Rautenkranz oder einer anderen Verzierung gehören, lässt sich nicht erkennen.

Das Mosaikmauerwerk an dem Kölner Römerthurme, über welches wir in der Litteratur zahlreiche Angaben finden, ist nunmehr an drei derselben festgestellt worden und darf daraus wohl mit Sicherheit geschlossen werden, dass alle Thürme mit einer derartigen Verzierung versehen waren und, dass dieselbe, wenn auch die Grundformen, der Halbkreis und der Rautenkranz, stets wiederkehren, dennoch an allen Thürmen eine verschiedene war.

An dem Thurm auf der Burgmauer wie auch demjenigen auf der Domterrasse lässt sich leicht ersehen, dass die Thürme nicht, wie schon hie und da irrthümlich angenommen worden ist, nachträglich mit dem Mosaikschmuck bekleidet worden sind, sondern dass derselbe gleichzeitig mit der Errichtung derselben angebracht worden ist. Die Mustersteine binden nämlich verschieden tief in das innere Mauerwerk ein und lässt sich nirgends ein glatter innerer Kern entdecken. Bei dem Burgmauerthurm sieht man sogar in dem Halbkreis, aus welchem die Mustersteine herausgefallen sind, einen im Innenmauerwerk aus keilsteinförmigen Grauwacken hergestellten Bogen, welcher offenbar zur Aufnahme der Mosaiksteine im Mauerwerk ausgespart worden ist.

Das musivische Mauerwerk der alten Kölner Stadtbefestigung gehört daher nicht, wie unter anderm noch von Essenwein im Handbuche der Architektur angenommen wird, der fränkischen Zeit an, sondern wie schon in der früheren Abhandlung Col. Agripp. der Jahrbücher Heft XCVIII nachgewiesen worden ist, der Zeit der Erbauung der römischen Stadtbefestigung.

Steuernagel.

9. Dottendorf. Römischer Grabstein. Als vor einiger Zeit das von dem Abbruch der alten Kirche herrührende Baumaterial von dem Unternehmer nach seiner weiteren Brauchbarkeit gesichtet wurde, kam auch ein bisher nicht beachtetes Bruchstück eines römischen Grabsteines aus Kalkstein zu Tage, welches ins hiesige Provinzialmuseum gelangte. Dasselbe, an der linken Seite vom Beschauer verstümmelt, hat eine Höhe von 26 cm, eine Breite von $28^1/_2$ cm und eine Dicke von 15 cm. Auf der Vorderseite befinden sich die Reste einer vierzeiligen Inschrift mit $3^1/_2$ cm hohen Buchstaben. Dieselben lauten nach meiner Abschrift:

/// \AEFECIT
VS·IVCVNDVS
VS·ML//I//TICI
VOBVS

Da der Stein oben und unten intakt ist, so scheint die Inschrift bloss aus vier Zeilen bestanden zu haben. Schwerer ist es jedoch einigermaassen zu bestimmen, wie viel sie an der defekten linken Seite eingebüsst hat. Allem Anschein nach fehlt dort ein beinahe ebenso grosses Stück als jetzt erhalten ist.

Das erste Zeichen in Zeile 1 kann nur der Rest eines R sein, so dass wir in der Silbe RAE den Schluss eines Cognomens des Verstorbenen im Dativ zu sehen haben. Für die Ergänzung desselben bieten sich viele Möglichkeiten, wie Epaphrae, Parrae, Sattarae, Surae und dergl. — Im Anfang der zweiten Zeile ist VS jedenfalls der Rest des Geschlechtsnamens des Denkmalerrichters Jucundus, dessen militärische Charge ebenfalls angegeben war. Von ihr möchte die Endsilbe in den Zeichen VS im Beginn der 3. Zeile stecken. Die den Schluss der Zeile bildenden Buchstaben, welche bloss CI, nicht aber CL gelesen werden können, sind vielleicht zu CIVI zu ergänzen. Wenn dies das Richtige trifft, dann hat die folgende letzte Zeile die nähere Angabe des Heimatsbezirkes des Verstorbenen enthalten. Die Ergänzung des Wortes durch classis oder chortis ist ausgeschlossen. Endlich für das Wort der letzten Zeile finde ich nur die Deutung d]uobus, so dass vielleicht [cum filis d]uobus dagestanden hat.

Klein.

10. *Römische Gräber in Klein-Königsdorf.* Die römische Heerstrasse von der Colonia Agrippina über Tiberiacum nach Bavais, an welcher 1843 in Weiden das berühmte römische Grab aufgedeckt wurde, durchschneidet die Ville bei Gross-Königsdorf, nördlich von der nunmehrigen aus napoleonischer Zeit stammenden Landstrasse. Einige Minuten weiter nördlich von dieser Strasse entfernt führt eine noch jetzt als Feldweg benutzte römische Vicinalstrasse über Klein-Königsdorf, Freimersdorf, u. s. w. nach Longerich und Merkenich zum Rhein. Spuren von Ansiedlungen hatte man in hiesiger Gegend bis jetzt keine gefunden, so dass die römische Anlage dieser Strasse mit Recht bezweifelt werden konnte. Wo die Hauptstrasse von Brauweiler kommend den genannten Weg bei Klein-Königsdorf schneidet, zog ein zur Rechten oberhalb des Hohlweges gelegener hügeliger Garten schon lange meine Aufmerksamkeit auf sich. Da der Ort Klein-Königsdorf, die parva regis villa, das parvum Konyngstorp etc. während des Mittelalters öfter Erwähnung findet, da namentlich die curtes der Abtei Brauweiler und von St. Pantaleon daselbst genannt werden, hätte man daselbst eher Wall und Graben einer alten auf dieser Anhöhe der Ville gelegenen Burg vermuthen sollen.

Dort umherliegende römische Ziegel liessen aber bald andere Vermuthungen auftauchen, bis der Zufall endlich bestimmten Aufschluss gab. Denn beim Pflanzen von Bäumen stiess man auf Scherben römischen Ursprungs. Bereitwilligst gestattete mir der Besitzer des Frohnhofes, Herr Isidor Bethune, weitere Grabungen vorzunehmen, deren Resultat ich hier kurz mittheile.

Etwa 10 m von der alten Vicinalstrasse entfernt zieht sich genannter Hügel von Süden nach Norden, 8—10 m breit und 20—30 m lang. Die Grabungen ergaben das Vorhandensein von 3 Gräbern, welche in der nebenan skizzirten Weise angeordnet waren. In der obersten Humusschichte, welche bis zu einer Tiefe von 0,50 m keine Scheidung der Gräber erkennen liess, fanden sich viele regellos durcheinander liegende Gefässreste vor, welche offenbar mit der Erde zusammen zur Ausfüllung in die Grube geworfen worden waren. Erst bei tieferem Eindringen trat eine Scheidung von 3 Gräbern deutlich zu Tage. Auf der mit 1 bezeichneten Stelle kam eine kleine Aschenkiste zum Vorschein, deren Inhalt in den oberen Schichten mit durcheinander liegenden Gefässscherben aller Art durchsetzt waren. Auf dem Boden der Kiste stand in einer Tiefe von 1,50 m inmitten von Holzasche eine ganz zertrümmerte Urne mit wenigen Knochenresten und einer Kupfermünze des Traian. — Das mit 2 bezeichnete Grab enthielt einige Sigillatagefässe, nämlich einen Teller von der Form wie *Koenen* Gefässkunde XIV, 3, eine Schale wie *Koenen* XIV, 10 und eine Art von Tasse. Am meisten in seiner ursprünglichen Anordnung war Grab 3 erhalten. In seiner Mitte lag eine grosse in Scherben zerdrückte Amphora, deren Mündung einen Durchmesser von 0,14 m hatte; zu beiden Seiten je ein kleiner Henkelkrug aus weissem geschlemmtem Thon und zahllose Scherben von Sigillatagefässen. Ferner eine massive 0,4 m lange und 0,2 breite Thierklaue aus Bronze und Reste eiserner Nägel. Dann folgte unmittelbar eine 0,20 m starke Brandschichte mit einigen Knochenresten und einer zerstörten Thonurne.

Diese römischen Brandgräber liefern den Beweis, dass bereits zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. in Klein-Königsdorf eine römische Ansiedlung bestanden hat.

Brauweiler. B. *Lingnau.*

11. *Römische Funde in Lemiers* bei Aachen. Vor einigen Monaten sind auf einem Grundstücke des Gutsbesitzers Kremer in Lemiers, einem an der holländischen Grenze, etwa eine Stunde westlich von Aachen gelegenen Dorfe, Scherben von Gefässen aufgefunden worden. Die Fundstelle selbst liegt auf holländischem Boden, aber hart an der Grenze. Unter den Fundstücken befinden sich mehrere unzweifel-

haft römische. Zwei derselben sind Füsse von Geschirren aus Terra sigillata. Der eine, welcher zu einer Tasse gehört hat, hat auf der Innenseite des Bodens, dessen Durchmesser 6 cm beträgt, in der Mitte eine Rosette als Verzierung. Das zweite der Stücke bildet ebenfalls den Fuss eines Gefässes, dessen Form jedoch nicht mehr erkennbar ist, und trägt auf der Innenseite einen nicht mehr deutlichen Stempel. Die übrigen aufgefundenen Scherben, welche aus einem graugelben Thon bestehen, scheinen ebenfalls römischen Ursprungs zu sein. Ausser diesen Thonresten wurde noch ein eisernes Werkzeug gefunden, welches einem römischen Schlüssel nicht unähnlich ist. Funde aus römischer Zeit sind meines Wissens bisher in Lemiers nicht gemacht worden. Um so mehr verdient der jetzige eine kurze Erwähnung, zumal da es feststeht, dass eine alte römische Strasse an dem Orte vorbeiführte. Vgl. v. Veith, Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins VIII, 105; IX, 9.

Oppenhoff.

12. Weihestein aus Nettersheim, Eifel. Im Jahre 1891 wurde von einem dortigen Einwohner ein auf seinem Acker liegendes fränkisches Gräberfeld, auf welches er zufällig gestossen war, aufgedeckt. Bei dieser Gelegenheit kam auch die Hälfte eines römischen Votivsteins aus röthlichem Sandstein zum Vorschein, welcher in der Mitte querüber gebrochen als Deckplatte auf einem Sarge lag. Der Stein, welcher von seinem späteren Besitzer wieder zusammengesetzt worden ist, hat eine Höhe von 68 cm und eine Dicke von 15 cm, während seine jetzige Breite bloss 37 cm beträgt. Auf der Vorderseite ist eine achtzeilige Inschrift eingehauen, welche lautet:

D · D
SIMIS'MA
PRISCIN...
·LEG·I·M...
O·SE·SVI...
OSVI,T·EX
RPETVO·ET
ANO

Die rechte Seite des Steines fehlt jetzt, so dass anscheinend ebenso viele Buchstaben in jeder Zeile verloren gegangen sind, als heute auf dem erhaltenen Stücke vorhanden sind. Ebenso ist die linke Kante der Vorderseite stark bestossen, wodurch die am Ende der Zeilen stehenden Buchstaben fast alle einen Theil ihrer Züge eingebüsst haben. Auch hat die ganze Inschrift durh Verwitterung des Steines viel gelitten. Zeile 2 ist das zweite M durch eine Beschädigung des Steines theilweise zerstört. Ob Zeile 3 nach N noch ein Buchstabe am Ende der Zeile gestanden hat, ist zweifelhaft. Zeile 4 hat M die beiden hinteren Striche verloren. Am Ende von Z. 5 schimmert von S die obere Rundung noch schwach durch. In der letzten Zeile ist nach ANO keine weitere Spur von Buchstaben sichtbar. Was den Charakter der Schriftzüge anlangt, so ist derselbe für die Zeit, in welcher die Widmung vollzogen ist, im Vergleich zu anderen gleichzeitigen inschriftlichen Denkmälern unseres Rheinlandes schon nicht mehr ein guter zu nennen. Die äusseren Schenkel von M sind vertical; das erste S in Zeile 2 ist ziemlich missrathen. A in der letzten Zeile hat keinen Horizontalstrich. Die Buchstabenhöhe beträgt in der 1. Zeile $4^1/_2$ cm, in den übrigen 4 cm, der Zeilenabstand 2 cm.

Für die Ergänzung des Fehlenden gehen wir am besten von der letzten Zeile aus, deren Verlust sich auf 6—7 Buchstaben beläuft. Denn der Name des hier an zweiter Stelle genannten Consuls kann nur Corneliano ergänzt werden.

Offenbar haben wir es mit einer Weihinschrift zu thun. Daher können die Zeichen der 1. Zeile D · D nur der Rest der bekannten an der Spitze von Votiv-

inschriften beider Germanien so häufig vorkommenden Formel In h(onorem) d(omus) d(ivinae) sein. — Grosse Schwierigkeit bereitet die Ergänzung der im Anfang der 2. Zeile befindlichen Silben. Dass wir den Namen einer Gottheit zu vermuthen haben, ist einleuchtend. Wie derselbe aber gelautet hat, dazu fehlt es uns bis jetzt in dem vorhandenen inschriftlichen Material an einem sicheren Anhaltspunkte. Die naheliegende Ergänzung [Nymphis sanctis]simis, welche sich sehr gut mit den erhaltenen Silben vereinigt, wird durch den disponiblen Raum ausgeschlossen. Auch an Proxsimis ist nicht wohl zu denken möglich, weil diese Göttinnen auf den Inschriften constant Proxumae oder Proxsumae heissen. Vgl. Bonn. Jahrb. 83 S. 175 ff. Wenn der zwischen den Zeichen M und A am Ende der Zeile fehlende Punkt als Stützpunkt für eine Vermuthung benutzt werden darf, wozu die genaue und reichliche Setzung der Interpunktion in dieser Inschrift eine gewisse Berechtigung giebt, so möchte ich zu lesen vorschlagen [sanctis]simis Ma[tribus] oder Ma[tronis], wobei ich nicht verschweigen will, dass dieser Beiname bei den Muttergottheiten bislang nicht erwiesen ist. Mag nun der Name der Gottheit geheissen haben wie er will, keinesfalls darf M als Vorname und A als Anfangsbuchstabe des Geschlechtsnamens des Dedicanten aufgefasst werden. Denn dieser lautete Priscinius, wie aus der deutlich erkennbaren Ligatur von N und I in diesem Worte hervorgeht. Wenn ich mich nicht sehr täusche, ist noch der Rest eines kleiner gebildeten V hinter N am Ende der 3. Zeile schwach sichtbar. Namen und Charge des Dedicanten hat die Lücke der 4. Zeile verschlungen. In dem Anfang der 5. Zeile ist die Ergänzung des ersten Wortes prO sicher; vorher mögen die beiden Beinamen der Legion P · F gestanden haben. Die Ergänzungen der beiden folgenden Zeilen ergeben sich von selbst aus dem Zusammenhange. Die letzten Zeilen enthalten die Angabe des Consulats, unter welchem das Denkmal gesetzt ist. Die genannten Consuln können nur diejenigen des Jahres 237 n. Chr., Perpetuus und Cornelianus, sein. Da nach den Silben ANO in der jetzt letzten Zeile keine Spur von Schriftzügen mehr nachweisbar ist, so muss das Wort cos in einer besonderen Zeile auf dem verlorenen Theile des Steines gestanden haben. Die ganze Inschrift würde also vermuthungsweise so zu ergänzen sein:

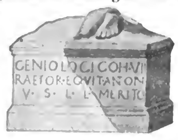
I n h. D D
sanctis SIMISMA
tribus ·PRISCINV
Verus ··LEG·T·M
p. f. pr O·SE·SVIS
que p OSVIT·EX
voto pe RPETVOET
Corneli ANO
cos

Klein.

13. Inschrift der Coh. VII Raetorum im Kastell Niederberg. Im Jahre 1888 wurde auf dem Acker der Wittwe Joh. Schmidt zu Niederberg bei Ehrenbreitstein ein Bruchstück eines dem Genius loci geweihten Altärchens gefunden; dasselbe wurde später von Herrn Architekt Günther erworben und befindet sich gegenwärtig im Besitz des Herrn Stadtbauraths Maeckler zu Coblenz. Herr Günther konnte seiner Zeit den Fundort genau feststellen; dieser liegt, wie durch die im Jahre 1895 erfolgte Ausgrabung des Kastells konstatirt wurde, im Hofe des Prätoriums und zwar an der Kreuzung der via praetoria und der via principalis in der Nähe eines daselbst vorhandenen massiven, brunnenartigen Rundbaues, dessen Bestimmung bis jetzt nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte.

Erhalten ist von dem Altärchen nur etwa die Hälfte des Postaments und auf

diesem der linke Fuss einer stehenden Figur. Das Postament hat eine Höhe von 135 mm und eine Tiefe von 155 mm; es ist ungefähr in der Mitte von oben nach unten schräg durchgebrochen und zwar so, dass mit dem Bruchstück von der dreizeiligen Inschrift nur die letzten Worte jeder Zeile erhalten sind. Die Inschriftfläche hat eine Länge von 73 mm; ihre Breite kann 215, höchstens 240 mm betragen haben. Die Buchstaben sind in der ersten Zeile 16, in der zweiten und dritten 15 mm hoch; sie tragen spätzeitigen Charakter, sind aber sauber in den hellgelblich grauen Sandstein gearbeitet.



In der deutlich lesbaren Schrift ist mit Sicherheit zu ergänzen in Zeile 2 der dedicirende Truppentheil auf: coh. VII Raetorum equitata Antoniniana, nachdem die Anwesenheit dieser Kohorte im Kastell Niederberg durch eine anderweitige Inschrift sowie durch zahlreiche Ziegelstempel constatirt worden ist; ebenso enthielt die letzte Zeile — wie üblich — wohl weiter nichts, als die gewöhnliche Dedicationsformel.

Fraglich erscheint nur die erste Zeile insofern, als es zweifelhaft sein kann, ob dieselbe mit Genio loci begann, oder ob — wie es bei den Militärinschriften als Regel galt — vor diesen Worten noch eine andere Gottheit genannt war. Um dies nach Möglichkeit festzustellen, wurde unter Zuhülfenahme des Papierabklatsches eine genaue Zeichnung der Inschrift in natürlicher Grösse angefertigt und dann entsprechende Ergänzungsversuche vorgenommen, wobei sich Folgendes ergab:

Die Länge der zweiten Zeile ist mit annähernder Genauigkeit dadurch bestimmt, dass in derselben weiter nichts stehen konnte als: Raetorum equit. Anton. War das Wort Raetorum ausgeschrieben, so hatte die Inschrift eine Breite von 240 mm, und es war dann in der ersten Zeile — allerdings sehr knapp — Raum vorhanden, wie Herr Professor Th. Mommsen es für möglich hält, vor loci noch zu setzen: I·O·M·E·GENIO. Stand dagegen im Anfang der zweiten Zeile, wie in der obenerwähnten zweiten Inschrift von Niederberg, nur Raetor. — und dies ist nach allen Analogien wohl der wahrscheinlichere Fall — so war in der ersten Zeile, selbst bei weitgehendster Anwendung von Ligaturen, jeder Zusatz vor dem Worte Genio ausgeschlossen, da die Zeile dann nicht über 215 mm lang sein konnte und eben nur für dieses Wort der erforderliche Raum vorhanden war. Die Richtigkeit dieser letzteren Annahme geht überdies auch aus der Stellung des Fusses auf dem Postament hervor, woraus sich mit annähernder Genauigkeit die Mittellinie der betreffenden Figur feststellen lässt. Stand diese Figur, wie wohl anzunehmen ist, in der Mitte des Postaments, so ist nach den am Original ermittelten Maassen die Zeilenlänge von 215 mm die richtige, während eine solche von 240 mm erheblich zu gross sein würde.

Aus den angeführten Gründen ist die vorliegende Inschrift also wie folgt zu ergänzen:

genio lOCI COH·VII
raetor. eqVIT·ANTON
v. s. l. l. MERITO

Der betreffende Altar wurde unter Caracalla oder Elagabalus hergestellt, also zwischen 211 und 222 n. Chr.

Berlin, im October 1896. Dahm.

14. Matronenstein aus Sinzenich. Bei den Erdarbeiten für den Erweiterungsbau der Papierfabrik des Herrn J. Lützenkirchen zu Sinzenich Kreis Euskirchen Distrikt „am Rothbach“ wurde ein bemerkenswerther Fund gemacht. In einer Tiefe von etwa 1 m stiessen die Arbeiter auf einen Votivaltar aus rothem Sandstein, welcher mit Basis und Aufsatz eine Höhe von 71 cm hat. Die Inschriftfläche hat bei einer

Höhe von 46 cm eine Breite von 38 cm und eine Tiefe von 17 cm, während dieselbe an der Basis 26 cm bei einer Breite von 45 cm beträgt. Die Bekrönung, auf deren Mitte oben ein Kranz liegt, läuft auf beiden Seiten in volutenartige Wülste aus. Vorne befindet sich eine kleine Bedachung mit Giebelspitze über dem jetzt grösstentheils abgestossenen einfachen Gesims. Unter demselben liest man in ziemlich schlanken und wenig tief eingehauenen Schriftzügen die nachstehende vierzeilige Widmung:

MATRONIS TVN////
MAESTIS·C·FAB////
///ONIVS GALLICAN////
V S L M

Also: Matronis Tummaestis·C Fabonius Gallican(us) v(otum) s(olvit) l(ubens) m(erito).

Die Buchstabenhöhe beträgt $5^1/_2$ cm mit Ausnahme der 3. Zeile, wo sie 5 cm hoch sind.

Die starke Verwitterung der Schriftfläche in Folge der Weichheit des Steines lässt an einzelnen Stellen die Buchstaben nicht mehr mit Sicherheit erkennen. Dies ist besonders an der rechten Seite vom Beschauer der Fall, weshalb der hintere Schenkel des M am Ende der 1. Zeile und die untere Rundung des B am Ende der zweiten kaum sichtbar sind. Ob zu Anfang der 3. Zeile vor O noch ein Buchstabe ursprünglich vorhanden gewesen ist, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls auffallend ist, dass O etwas in die Zeile hereingerückt ist, was für die Bejahung der Frage sprechen würde. Indessen da der Raum sehr knapp ist, mag wohl Fabonius = Favonius zu lesen sein.

Auch der Schluss der Zeile steht nicht ganz fest. Wenn mich mein Auge nicht täuscht, schimmert hinter dem N noch schwach der Rest eines bedeutend kleiner als die übrigen Buchstaben der Zeile gebildetes V durch. Es ist daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die beiden Endbuchstaben des Namens Gallicanus kleiner und über einander stehend vom Steinmetzen eingemeisselt waren.

Der Name der Matronen ist neu. Dass er einen topischen Charakter hat, wird wohl Niemand nach dem Stande der Forschung über die Bedeutung der Matronennamen mehr in Zweifel ziehen, wenngleich es auch noch nicht hat gelingen wollen, für alle bis jetzt bekannten Beinamen den jedesmal zu Grunde liegenden Ortsnamen überzeugend nachzuweisen. Für den Ursprung dieses Namens mag es vielleicht nicht unnütz sein an den in der Umgebung des Fundortes liegenden Ort Thum zu erinnern, an dem eine von J. Schneider beobachtete, nach Zülpich[1]) führende römische Strasse vorbeiging.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass der Altar von dem Grundeigenthümer, Herrn J. Lützenkirchen, dem Provinzial-Museum als Geschenk überwiesen worden ist, wofür ihm hier ebenfalls der Dank ausgesprochen werden soll.

Klein.

1) Bonn. Jahrb. LXXXI, 2.

IV. Verzeichniss der Mitglieder

im Jahre 1897,

aufgestellt am 1. Juli 1897.

Vorstand des Vereins.

Geh. Rath Prof. Bücheler, Präsident,
Prof. J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, } Secretäre,
Prof. A. Wiedemann, } Secretäre,
Dr. P. E. Sonnenburg, Bibliothekar.

Rendantur: Bankhaus Goldschmidt & Cie.

Ehren-Mitglieder.

Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Helbig, Dr., Professor in Rom.
Philipp Krementz, Dr., Eminenz, Cardinal-Erzbischof von Cöln.
Schöne, Dr., Excellenz, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Achenbach, Dr. von, Exc., Staatsminist. a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptmann in Clausthal.
Adler, Wirkl. Geh. Ober-Baurath, Prof. in Berlin.
Aldenkirchen, Domcapitular in Trier.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Amelung, Dr. in Rom, Instituto archeologico.
Andreae, Dr. Hans, in Burgbrohl.
Andreae, Otto, Commerzienrath, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Archiv, Kgl. Staats-, in Düsseldorf.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, Dr., pract. Arzt in Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Gymnasial-Director in Prüm.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Balzer, Regier.- u. Baurath in Cöln.
Baron, Dr., Professor in Bonn.
Baumann, K., Prof. in Mannheim.
Beck, Dr., Schulrath, Seminardirector in Brühl.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Beger, Otto, Director in Ehrenfeld.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flamersheim.

Bender, Dr., Professor in Bonn.
Bergstein, Joseph, Ober-Ingenieur in Beuthen (Ober-Schlesien).
Bezold, von, Dr., Professor in Bonn.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek des akadem. Kunstmuseums in Bonn.
Bibliothek, Ständ. Landes- i. Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Universität Dorpat.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Düsseldorf.
Bibliothek der Stadt Duisburg.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliothek der Stadtgemeinde Essen.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universität Freiburg i. B.
Bibliothek der Stadt M. Gladbach.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek der Univ. Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Biblioteca, R. Palatina in Parma.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach, Exaeten bei Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Stralsund.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses Wien.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Bissing, Freiherr von, Dr. phil. in Berlin.
Blank, Gust., Fabrikant in Elberfeld.
Blank, Willy, Rentner in Elberfeld.
Boch, von, ausw. Secret., Geh. Commerzienrath u. Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Bone, Professor Dr., Gymn.-Oberl. in Düsseldorf.
Bracht, Eugen, Prof. an der Kunstakademie in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Karlsruhe.
Brinkmann, August, Dr., Prof. in Königsberg.
Brühl, Graf v., Verwaltungsgerichtsdirektor in Sigmaringen.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürger-Verein in Bonn.
Bürgerschule, Höhere in Düsseldorf.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Cappell, Landger.-Dir., Wiesbaden.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf v., in Godesberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Eberhard, von, Gutsbesitzer, Burg Vilich bei Beuel.
Clemen, Paul, Dr. Provinzial-Conservator in Bonn.
Cohen, Friedr., Buchhdlr. in Bonn.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenberg.
Conservatorium d. Alterthümer, Grossherzogl. Badisch. in Carlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr. von, Prof. in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Crohn, Herm., Kgl. Justizrath in Bonn.
*Deichmann, Th., Commerzienrath in Cöln.
Deiters, Dr., Geh. Reg.- u. Prov.-Schulrath in Coblenz.
Diergardt, Frhr. von, Morsbroich.
Dietzel, Dr., Professor in Bonn.
Dilthey, Dr., Geh. Reg.-R., Prof. in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Domaszewski, von, Dr., Professor in Heidelberg.
Donsbach, Gymn.-Oberl. in Prüm.
Dragendorff, Joh., Dr. in Rostock.

Eichhoff, Otto, Bergwerksdirector in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elter, A., Dr., Professor in Bonn.
Eltester, von, Reg.-Referendar in Friedenau bei Berlin.
Eltz, Graf, Exc. in Eltville.
Eltzbacher, Fritz, Dr., Bankier in Cöln.
Endert, van, Dr., Pastor i. Zülpich.
Erlenmeyer, Dr., Sanitätsrath in Bendorf am Rhein.
Eskens, Frl. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Evans, John, zu Nash-Mills in Engl.
Eynern, Ernst von, Kaufmann in Barmen.
Firmenich-Richartz, Frau, in Bonn.
Flinsch, Major a. D. in Darmstadt.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Forst, W., Baumeister in Cöln.
Franck, Dr., Professor in Bonn.
Franks, Sir Aug., Conservator am British-Museum in London.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Strassburg, Elsass.
Frings, Frau, Commerzienr. Eduard, auf Marienfels bei Remagen.
Fritsch, Dr., Geh. Medicinalrath u. Professor in Bonn.
Frowein, Aug., Kaufm. in Elberfeld.
Frowein, Verwaltungsgerichts-Director in Aachen.
Fröhlich, Stephan, Notar in Cöln.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
Fürstenberg-Stammheim, Graf von, Stammheim b. Mülheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Dr., Geh. Hofrath, Professor in Jena.
Georgi, Carl, Dr., Rechtsanwalt in Bonn.
Goebbels, Stiftsherr am Collegiatstift in Aachen.
Gothein, Dr., Professor in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier i. Bonn.
Goldschmidt, Walter, Bankier in Bonn.
Grafe, Dr., Professor in Bonn.
Grand-Ry, von, Rittergutsbesitzer in Bonn.
Greven, Jos., Holzhandlung in Cöln.
Gülde, Dr., Oberlehrer, in Bonn.
Guilleaume, Franz, Fabrikbesitzer in Bonn.
Gymnasium, Kaiser Karl-, i. Aachen.
Gymnasium in Birkenfeld.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Bruchsal.
Gymnasium, Kgl. Wilhelms-, in Cassel.
Gymnasium an St. Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm-, in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in M. Gladbach.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Kempen (Rhein).
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Trarbach.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Hanstein, Peter, Buchhändler in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann u. Fabrikbesitzer in Lennep.
Hasslacher, Königl. Geh. Oberbergrath in Bonn.
Haug, Ferd., Professor u. Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Frhr. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heinsberg, von, Geh. Regierungsrath in Wevelinghoven.
Helmentag, Hauptmann a. D. in Coeslin.
Henrion, Jos., Rentner in Bonn.
Henry, Rentner in Bonn.

Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herzog, Dr. von, Prof. in Tübingen.
Hettner, Professor Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Cordel.
Heydt, von der, Carl, Rentner in Berlin.
Heyl, C. W., Freiherr von, Geh. Commerzienrath in Herrnsheim b. Worms.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Histor. Verein für Stadt und Stift Essen.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Hoeting, Bernhard, Dr., Bischof von Osnabrück.
Höpfner, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Univ.-Curator in Göttingen.
Hofmann, Alex., Weingutsbesitzer in Bonn.
Holländer, Joseph, Kaplan in Düsseldorf.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Geh. Justizrath u. Professor in Bonn.
Hüsgen, Wilhelm, in Traben.
Hütwohl, J., in Steeg b. Bacharach.
Hupertz, Commerzienrath i. Aachen.
Huyssen, Dr., Exc., Wirkl. Geh. Rath in Bonn.
Huyssen, Ingenieur in Niederbreisig.
Ihm, Max, Dr., Privatdocent in Halle a. Saale.
Jacobi, Dr., Professor in Bonn.
Jacoby, Ludwig, Baumeister in Homburg auf der Höhe.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Karo, Georg, Dr. phil. in Florenz.
Karsch, Paul, Eisenbahn-Bau- u. Betriebs-Inspector in Essen (Ruhr).
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor u. Prälat in Bonn.
Kayser, H., Dr., Professor in Bonn.
Kekule von Stradonitz, Geh. Rath, Professor in Berlin.
Kellner, Heinrich, Kaufmann in Cöln-Deutz.
Klein, Jos., Dr., Professor u. Museumsdirector in Bonn.
Kley, C., Civil-Ingenieur in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knaben-Pensionat, kath., Kemperhof bei Coblenz.
Knebel, Landrath a. D., Geh. Regierungsrath in Cöln.
Knickenberg, Fritz, Dr., Gymnasialoberlehrer in Bonn.
Koch, Dr. theol., Militär-Oberpfarrer, in Frankfurt a. M.
Koenen, Constantin, Archäologe in Bonn.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Koerte, Alfred, Dr., Privatdocent in Bonn.
Kohl, Dr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer zu Kreuznach.
Koser, Dr., General-Director der Staatsarchive in Berlin.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Professor u. Geh. Hof-Rath in Freiburg i. B.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Bonn.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Coblenz.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Cöln.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Crefeld.
Kreis-Ausschuss in Daun.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Düsseldorf.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Essen a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Euskirchen.
Kreis-Ausschuss in Gummersbach.
Kreis-Ausschuss in Lennep.
Kreis-Ausschuss in Malmedy.
Kreis-Ausschuss in Meisenheim.
Kreis-Ausschuss in Merzig.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. Rhein.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Neuss.
Kreis-Ausschuss in Ruhrort.
Kreis-Ausschuss in Saarburg.
Kreis-Ausschuss in Saarlouis.

Kreis-Ausschuss in Schleiden.
Kreis-Ausschuss in Siegburg.
Kreis-Ausschuss Mettmann in Vohwinkel.
Kreis-Ausschuss in Wetzlar.
Kreis-Ausschuss in Wittlich.
Krüger, Emil, Dr. phil. in Bonn.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber der artistischen Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad Ems.
Landau, H., Commerzienrath in Coblenz.
Landrathsamt Aachen.
Landrathsamt Adenau.
Landrathsamt Ahrweiler.
Landrathsamt Altenkirchen.
Landrathsamt Geilenkirchen.
Landrathsamt M.-Gladbach.
Landrathsamt Grevenbroich.
Landrathsamt Heinsberg.
Landrathsamt Kempen.
Landrathsamt Rheinbach.
Landrathsamt Simmern.
Landrathsamt Solingen.
Landrathsamt Wesel.
Landsberg, Dr. Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freihr. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landwehr, Dr., Rechtsanwalt in Königswinter.
Laugen, Dr., Professor in Bonn.
Lassaulx, von, Bürgermeister in Rolandseck.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Leiden, Hans, Consul in Cöln.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lese- und Erholungs-Gesellschaft in Bonn.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Liebenow, Professor, Geh. Reg.-Rath in Schöneberg bei Berlin.
Liebieg, Angelica, Frau Baronin von, in Gondorf a. M.
Linden, Anton, in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frhr. von, Generaloberst, Excellenz, in Bonn.
Loeschcke, Dr., Professor i. Bonn.
Loersch, Dr., Geh. Justizrath und Professor in Bonn.
Maertens, Baurath in Bonn.
Marcus'sche Buchhandlung, Bonn.
Martius, Dr., Professor in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingen. in Bonn.
Marx, Friedrich, Dr., Professor in Wien.
Masslow, Dr., Universitätsbibliothekar in Bonn.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr. in Neustadt a. d. Hardt.
Meister, Dr., Privatdocent in Bonn.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Meurer, Carl, Gymnasiallehrer in Trier.
Mevissen, von, Dr. iur. et phil., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Meyer, Dr., Regierungsrath in Elberfeld.
Michaelis, Dr., Professor in Strassburg.
Michels, F., in Andernach.
Michels, G., Geh. Comm.-Rath i. Cöln.
Mommsen, Dr., Professor in Berlin (Charlottenburg).
Mooren, Albert, Dr., Geheimer Medicinalrath in Düsseldorf.
Müllenmeister, Th., Kaufmann in Nieukerk.
Müller, Dr. med., Sanitätsrath in Niedermendig.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum Wallraf-Richartz in Cöln.
Museum, Fürstlich Hohenzollernsches in Sigmaringen.
Museum, Gemeinde- in Nymwegen.
Museum, Reichs- in Nymwegen.
Nell, von, Dr. jur., Rittergutsbes. in Trier.
Neuhäuser, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Bonn.
Nieschke, Gymnasial-Oberlehrer, Hannov.-Münden.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Geh. Reg.-Rath u. Professor in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nordhoff, Dr., ausw. Secr., Professor in Münster i. W.
Oberbergamt, Kgl. in Bonn.
Oberrealschule in Aachen.
Oberrealschule in Bonn.
Oberrealschule in Cöln.
Oberrealschule in Saarbrücken.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oidtmann, Heinrich, Dr., Inhaber der Glasmalerei in Linnich.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.

Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Oxé, Dr., Gymnasialoberlehrer in Crefeld.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Paton, Dr. James, Prof. in Cambridge, Nordamerika.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Oberpfarrer in Montjoie.
Pelman, Dr., Geh. Med.-Rath, Prof. in Bonn.
Pernice, Dr., Privatdocent in Berlin.
Pflaume, Geh. Baurath in Cöln.
Philippson, Dr., Privatdocent in Bonn.
Plassmann, Landesrath a. D. zu Münster i. W.
Pleyte, Dr. W., ausw. Secr., Director des Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polaczeck, Dr. in Bonn.
Polytechnicum in Aachen.
Poppelreuter, Dr., Gymnasial-Director in Bedburg.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Priester-Seminar, Bischöfliches in Trier.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Eschweiler.
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rheinbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Progymnasium in Wipperfürth.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Prym, Eugen, Dr., Prof. in Bonn.
Quack, Comm.-Rath u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Randow, von, Kaufm. in Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rau, Hermann, Prof. Dr., Univers.-Ober-Bibliothekar in Bonn.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rautert, Oskar, in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Elberfeld.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Ruhrort.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Essen.
Realschule, Königl., in Hechingen.
Recklinghausen, von, Wilh., in Cöln.
Reimbold, Fabrikbesitzer in Kalk b. Cöln.
Renard, Eduard, Dr. in Berlin (Kunstgewerbemuseum).
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinr., Techniker in Remagen.
Reusch, Gutsbesitzer, Gut Idylle bei Kruft.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rolffs, Geh. Com.-Rath in Bonn.
Roosen, Dr., Oberlehrer in Bonn.
Rosbach, Prof. Oberlehrer in Trier.
Rottenburg, von, Wirkl. Geh. Rath, Excellenz, Curator der Universität Bonn.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Sandt, von, Dr., Landrath in Bonn.
Sarwey, von, Generallieutenant, Excellenz, milit. Dirigent bei der Reichslimeskommission in Berlin.
Schaaffhausen, Fräulein, in Bonn.
Schaaffhausen, Hubert, Landgerichtsrath in Cöln.
Schaefer, Ferdinand, Rentner in Bonn.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schenk, Justizrath in Cöln.
Schenk, Dr. in Siegen.
Schickler, Ferd., in Berlin.
Schlumberger, Dr. Jean von, Fabrikbes. u. Mitgl. d. Staatsrathes f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Cleve.
Schneider, F. J., Landgerichts-Director in Bonn.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.

Schneider, Dr., Prälat in Mainz.
Schnock, Heinrich, Pfarrer in Aachen.
Schnütgen, Dr., Domherr in Cöln.
Schoeller, Edgar in Luzern.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Julius, Frau, in Düren.
Schoenaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann a. D. in Potsdam.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster i. Westf.
Schoetensack, Dr. Otto, in Heidelberg.
Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schroers, J. H., Dr., Prof. in Bonn.
Schultz, Franz, Director in Deutz.
Schultze, Rudolf, Stadtbaurath in Bonn.
Schwann II, Dr., prakt. Arzt in Godesberg.
Seligmann, Moritz, Bankier i. Cöln.
Sell, Carl, Dr., Professor in Bonn.
Sels, Heinrich, Dampfringofen-Besitzer in Neuss.
Seminar in Boppard.
Seminar in Cornelimünster.
Seminar in Elten.
Seminar in Neuwied.
Seminar in Odenkirchen.
Seminar in Siegburg.
Siebourg, Dr., Gymn.-Oberlehrer in Crefeld.
Sieffert, Dr., Consistorialrath und Professor in Bonn.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. holländ. Akad. der Wissensch. in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Solmsen, Dr., Privatdocent in Bonn.
Sonnenburg, Dr., Gymn.-Oberlehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Generallieutenant, Director im Kriegs-Minist. in Berlin.
Springorum, Wilh., Director der Vaterl. Feuer-Vers.-Actienges. in Elberfeld.
Stadtkreis Elberfeld.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Coblenz.
Stadt (Bürgermeisteramt) Oberhausen.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Remscheid.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Steuernagel, C., Stadt-Bauinspector in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Stier, Hauptmann a. D. in Fürstenwalde a. d. Spree.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stoll, General z. D. in Bonn.
Strack, Dr., Privatdocent in Bonn.
Straeter, Gottfr., sen., Gutsbesitzer, Haus Petersthal bei Niederdollendorf.
Strasburger, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Bonn.
Strubberg, von, General der Infanterie, Gen.-Inspector des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl, Baron von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg bei Saarbrücken.
Thewrewk, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tille, Dr. Armin, Kessenich bei Bonn.
Tornow, Kaiserl. Regierungs-Baurath in Metz.
Urlichs, Dr. H. A., Gymnasialprofessor in München.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Berlin.
Valette, Freih. v. la St.-George, Dr., Professor in Bonn.
Veit, von, Dr., Geh. Ober-Medicinalrath u. Professor, in Deyelsdorf (Neu-Vorpommern).
Verein für Alterthumskunde im Fürstenthum Birkenfeld zu Birkenfeld.
Verein, Historischer, in Essen.
Verein für die Geschichte von Soest und der Börde in Soest.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Vosen, P., Architekt in Bonn.
Wahl, Adalbert, Dr. in Bonn.
Waldeyer, Carl, Oberlehrer in Bonn.
Ward, Frau C., in Bonn.
Weckbekker, Fräulein, in Düsseldorf.

Wegehaupt, Professor, Gymnasial-Director in Hamburg.
Weiss, Prof. und Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Wendelstadt, Frau Commerzienräthin, in Godesberg.
Werner, H., Hauptmann u. Komp.-Chef im 1. Grossh. Hess. Inf.-(Leibgarde) Rgt. 115 in Darmstadt.
Wied, Fürst zu, Durchlaucht, in Neuwied.
Wiedemann, Dr., Prof. in Bonn.
Wilmanns, Dr., Geh. Reg.-Rath und Prof. in Bonn.
Winnefeld, Prof. Dr., in Grunewald b. Berlin.
Wittenhaus, Dr., Director in Rheydt.
Wittgenstein, Fräulein S. von, in Roisdorf.
Woelfflin, Dr. von, Professor in München.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolters, Paul, Prof. Dr., Secretär des archäol. Instituts in Athen.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Geh. Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zitelmann, Dr., Prof. in Bonn.

Ausserordentliche Mitglieder.

Gamurrini, Francesco, in Florenz.
Lanciani, R., Professor in Rom.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren- und ordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Frowein. Goebbels. Gymnasium. Hupertz. Landrathsamt. Polytechnicum. Oberrealschule. Schnock. Stadtarchiv. Startz.
Adenau: Landrathsamt.
Ahrweiler: Landrathsamt. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Michels. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Athen: Wolters.
Barmen: E. von Eynern. Stadtbibliothek.
Basel: Universitäts-Bibliothek.
Bedburg: Ritter-Akademie. Poppelreuter.
Bendorf am Rhein: Erlenmeyer.
Berlin: Adler. v. Bissing. Bracht. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Museen. von der Heydt. Hübner. Jaehns. Kekule von Stradonitz. Koser. Pernice. Prüfer. Renard. v. Sarwey. Schickler. Schoene. v. Spitz. v. Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Beuthen (Ob.-Schles.): Bergstein.
Bielefeld: Nitzsch.
Birkenfeld: Gymnasium. Verein für Alterthumskunde.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Baron. Bender. v. Bezold. Bibliothek des Kunstmuseums. Binz. Bücheler. Bürger-Verein. Caesar. Cahn. Clemen. Cohen. Crohn. Dietzel. Elter. Fräulein Eskens. Frau Firmenich-Richartz. Follenius. Franck. Fritsch. Georgi. R. Goldschmidt. W. Goldschmidt. Gothein. Grafe. von Grand-Ry. Gülde. Guilleaume. Gymnasium. Haustein. Hasslacher. Henrion. Henry. Heyn. Hofmann. Hüffer. Huyssen. Jacobi. Kayser. Kaufmann. Kaulen. Klein. Klingholz. Knickenberg. Koenen. Koerte. Kreis-Ausschuss. Krüger. Landsberg. Langen. Lantz. Lese- u. Erholungs-Gesellschaft. Leydel. v. Loë. Loersch. Loeschcke. Märtens. Marcus'sche Buchhandlung. Martius. Marx. Masslow. Meister. Neuhäuser. Nissen. Obergamt. O.-Realschule. Pelman. Philippson. Polaczeck. Prieger. Prym. Rau. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Roosen. v. Rottenburg. von Sandt. Frl. Schaaffhausen. Schaefer. Schmithals. Schneider. Schorn. Schroers. Schultze. Sell. Sieffert. Simrock. Solmsen. Sonnenburg. Stoll. Strack. Strasburger. Usener. v. la Valette St. George. van Vleuten. Vosen. Wahl. Waldeyer. Frau C. Ward. Wiedemann. Wilmanns. Wolfers. Zitelmann.
Boppard: Seminar.
Braunfels: Prinz Solms.
Bruchsal: Gymnasium.
Brühl: Beck.
Brüssel: Musée Royal.
Budapest: von Thewrewk.
Burgbrohl: Andreae.
Cambridge i. Nordamerika: Paton.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Oberschulrath.
Cassel: Ständ. Landesbibliothek. König Wilhelms-Gymnasium.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.
Coblenz: Becker. Civil-Casino. Deiters. Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Landau. Stadt Coblenz.
Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnas. Arndts. Balzer. Civil-Casino.

Düntzer. Eltzbacher. Forst. Fröhlich. Fuchs. Greven. Ed. Herstatt. Robert Heuser. Frau August Joest. Kaiser Wilhelm-Gymnas. Kellner. Knebel. Kramer. Kreis-Ausschuss. Krementz. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Merkens. von Mevissen. Michels. Museum Wallraf-Richartz. Niessen. Albert Frhr. v. Oppenheim. Eduard Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau Eugen vom Rath. Eugen Rautenstrauch. Ober-Realschule. von Recklinghausen. Rennen. Schaaffhausen. Schallenberg. Schenk. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Steuernagel.
Coeslin: Helmentag.
Cornelimünster: Seminar.
Crefeld: Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Oxé. von Randow. Siebourg. Stadtbibliothek.
Darmstadt: Flinsch. Werner.
Daun: Kreis-Ausschuss.
Deutz: Schultz. Wolf.
Deyelsdorf, Post Grimmen: von Veit.
Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.
Dorpat: Bibliothek.
Dorsten: Progymnasium.
Drensteinfurt: Frhr. v. Landsberg.
Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. G. Schoeller. Frau J. Schoeller.
Düsseldorf: Staats-Archiv. Bone. Bürgerschule. Courth. Gymnasium. Hollaender. Kreis-Ausschuss für den Landkreis. Mooren. Provinzial-Verwaltung. Rautert. Real-Gymnasium. Stadtbibliothek. Frl. Weckbekker.
Duisburg: Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.
Ehrenfeld bei Cöln: Beger.
Elberfeld: Gustav Blank. Willy Blank. von Carnap. Frowein. Gymnasium. Meyer. Realgymnasium. Springorum. Stadtkreis.
Elten Regb. Düsseldorf: Seminar.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnasium. Stadtbibliothek.
Ems (Bad): Kur-Commission.
Eschweiler: Progymnasium.
Essen: Bibliothek d. Stadtgemeinde. Gymnasium. Historischer Verein. Karsch. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Krupp. Realschule.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: A. Herder. Kreis-Ausschuss. Progymnasium.
Exaeten bei Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.
Flamersheim bei Meckenheim: von Bemberg.
Florenz: Karo.
Frankfurt a. M.: Koch. Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Friedenau b. Berlin: von Eltester.
Fürstenwalde a. d. Spree: Stier.
Gebweiler: Schlumberger.
Geilenkirchen: Kreis-Ausschuss.
M.-Gladbach: Gymnasium. Kühlen. Landrathsamt. Quack. Stadtbibliothek.
Godesberg: von Carstanjen. Schwann II. Wendelstadt.
Gondorf a. M.: von Liebieg.
Göttingen: Dilthey.
Grevenbroich: Landrathsamt.
Grunewald b. Berlin: Winnefeld.
Gummersbach: Kreis-Ausschuss.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: von Stumm.
Halle: Ihm.
Hamburg: Stadtbibliothek. Wegehaupt.
Hamm: Falk.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach.
Hechingen: Realschule.
Heidelberg: von Domaszewski. Schoetensack. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Herrnsheim bei Worms: Freiherr von Heyl.
Höxter: Gymnasium.
Homburg v. d. Höhe: Jacoby.
Idylle, Gut bei Kruft: Reusch.
Jena: Gaedechens.
Kalk b. Cöln: Reimbold.
Kempen (Rheinl.): Gymnasium. Landrathsamt.
Kemperhof b. Coblenz: Knaben-Pensionat.
Kessenich b. Bonn: Tille.
Königsberg i. Pr.: Brinkmann. Universitäts-Bibliothek.

Königswinter: Landwehr.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Kohl.
Langenberg (Rheinland): Conze.
Leiden: Ort. Pleyte.
Leipzig: Baedeker.
Lennep: Hardt. Kreis-Ausschuss.
Linnich R.-B. Aachen: Oidtmann.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Luzern: E. Schöller.
Mainz: Städt. Bibliothek. Schneider.
Malmedy: Esser. Kreis-Ausschuss. Progymnasium.
Mannheim: Alterthumsverein. Baumann. Gymnasium. Haug.
Marienfels b. Remag.: Frau Frings.
Mechernich: Eick.
Meisenheim: Kreis-Ausschuss.
Merzig: Kreis-Ausschuss.
Mettlach: von Boch.
Metz: Tornow.
Miltenberg: Conrady.
Montabaur: Gymnasium.
Montjoie: Pauly.
Morsbroich, Poststation Schlebusch: Frhr. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae. Kreis-Ausschuss.
Mülheim a. d. R.: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
München: Cornelius. Urlichs. Woelfflin.
Münden (Hannover): Nieschke.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Heereman. Nordhoff. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mils: Evans.
Neuss: Gymnasium. Kreis-Ausschuss. Sels.
Neustadt a. d. Hardt: Mehlis.
Neuwied: Fürst zu Wied. Gymnasium. Seminar.
Niederbreisig: Huyssen.
Niedermendig: Müller.
Nieukerk, Kr. Geldern: Müllenmeister.
Nymwegen: Gemeinde-Museum. Reichsmuseum.
Oberhausen: Stadt (Bürgermeisteramt).
Oberkassel bei Bonn: Wulff.
Odenkirchen: Seminar.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Osnabrück: Hoeting.
Parma: R. Bibliotheca Palatina.
Haus Petersthal bei Niederdollendorf: Straeter.
Plittersdorf: Bürgers.
Potsdam: von Achenbach. Prinz Schoenaich.
Prag: Universitätsbibliothek.
Prüm: Asbach. Donsbach.
Remagen: Reuleaux.
Remscheid: Friederichs. Stadt.
Rheinbach: Landrathsamt. Progymnasium.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt, Reg.-Bezirk Düsseldorf: Wittenhaus.
Roisdorf: Frl. v. Wittgenstein.
Rolandseck: von Lassaulx.
Rom: Amelung. Helbig.
Rostock in Mecklenburg: Dragendorff. Koerte.
Ruhrort: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
Rurich (Schloss) bei Linnich: von Hompesch.
Saarburg (R.-B. Trier): Kreis-Ausschuss.
Saarbrücken: Gymnasium. Historischer Verein. Oberrealschule.
Saarlouis: Kreis-Ausschuss. Real-Progymnasium.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff.
Schleiden: Kreis-Ausschuss.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoeneberg b. Berlin: Liebenow.
Siegburg: Gymnasium. Kreis-Ausschuss.
Siegen: Schenk.
Sigmaringen: Graf von Brühl. Museum.
Simmern: Landrathsamt.
Sinzig: Andreae.
Soest: Verein für Gesch. von Soest und der Börde.
Solingen: Landrathsamt. Real-Progymnasium.
Speier: Studien-Anstalt.
Stammheim b. Mülheim a. Rhein: Graf von Fürstenberg.
Steeg bei Bacharach: Hütwohl.
Stralsund: Stadtbibliothek.
Strassburg: Friedländer. Fuss. Michaelis.
Stuttgart: Paulus.
Traben: Hüsgen.
Trarbach: Gymnasium.

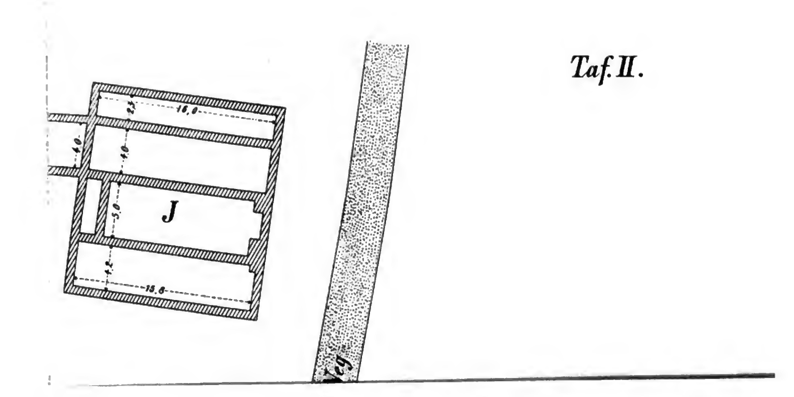
Trier: Aldenkirchen. Gymnasium. Hettner. Lintz. Meurer. von Nell. Priester-Seminar. Real-Gymnasium. Rosbach. Stadtbibliothek.
Tübingen: Herzog. Universitäts-Bibliothek.
Viersen: Heckmann. Real-Progymnasium.
Vilich, Burg, bei Beuel: v. Claer.
Vohwinkel: Kreis-Ausschuss Mettmann.
St. Wendel: Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wesel: Gymnasium. Landrathsamt.
Wetzlar: Gymnasium. Kreis-Ausschuss.
Wevelinghoven: von Heinsberg.
Wien: Bibliothek der kunsthistor. Sammlungen. Marx.
Wiesbaden: Cappell.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Wipperfürth: Progymnasium.
Wittlich: Kreis-Ausschuss.
Worms: Alterthumsverein.
Xanten: Niederrheinischer Alterthumsverein.
Zülpich: van Endert.

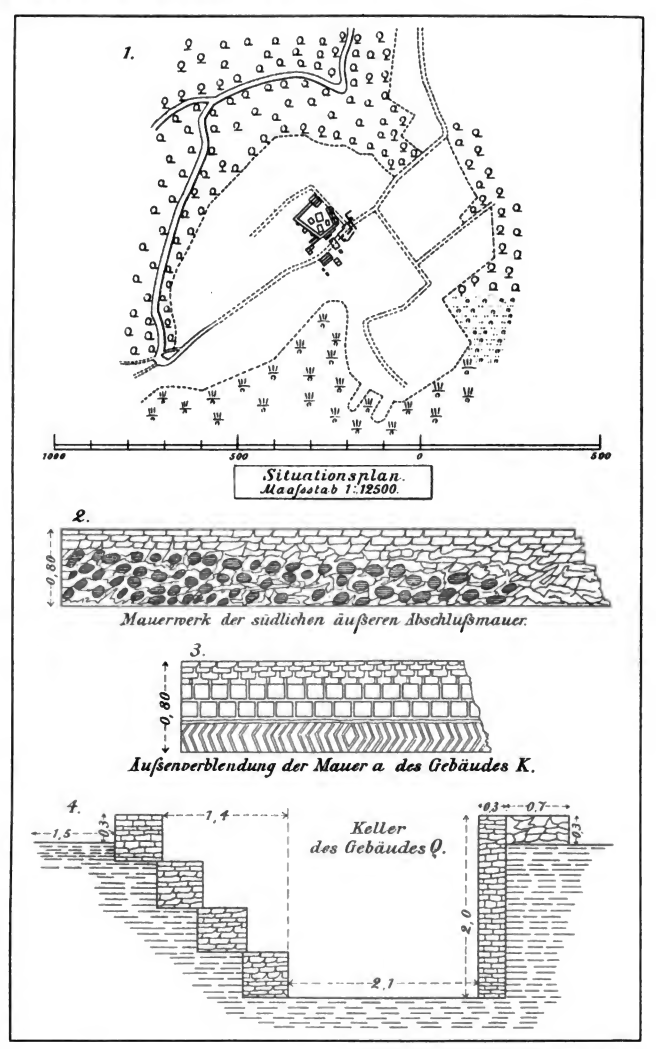
Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



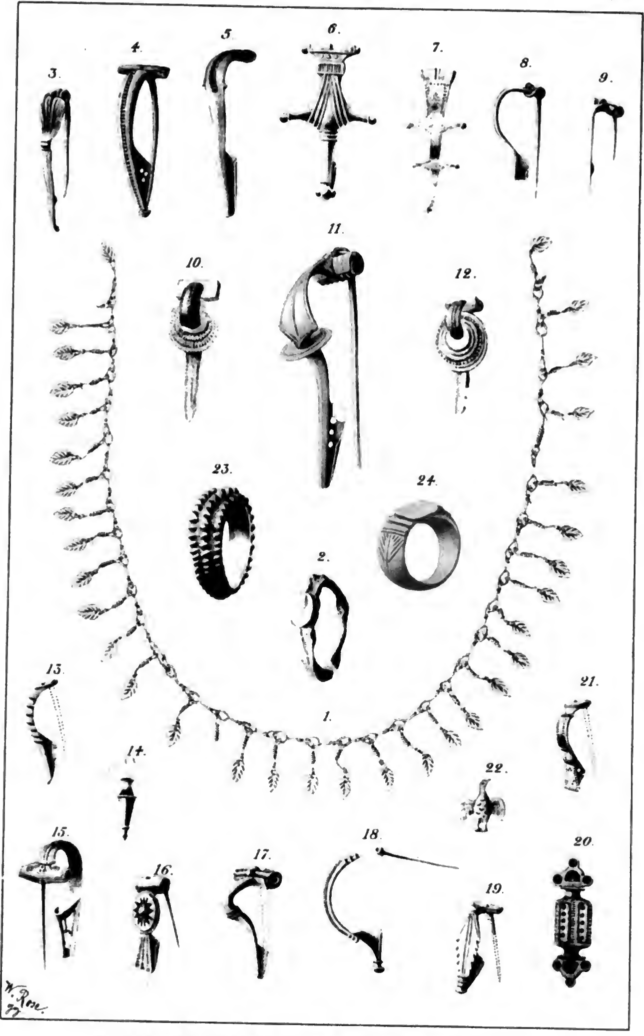
Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

Funde von der Sels'schen Ringofen-Ziegelei zu Neuss.


Taf. II.
J
16,0
4,0
4,0
5,0
4,2
15,6
2,3
Weg

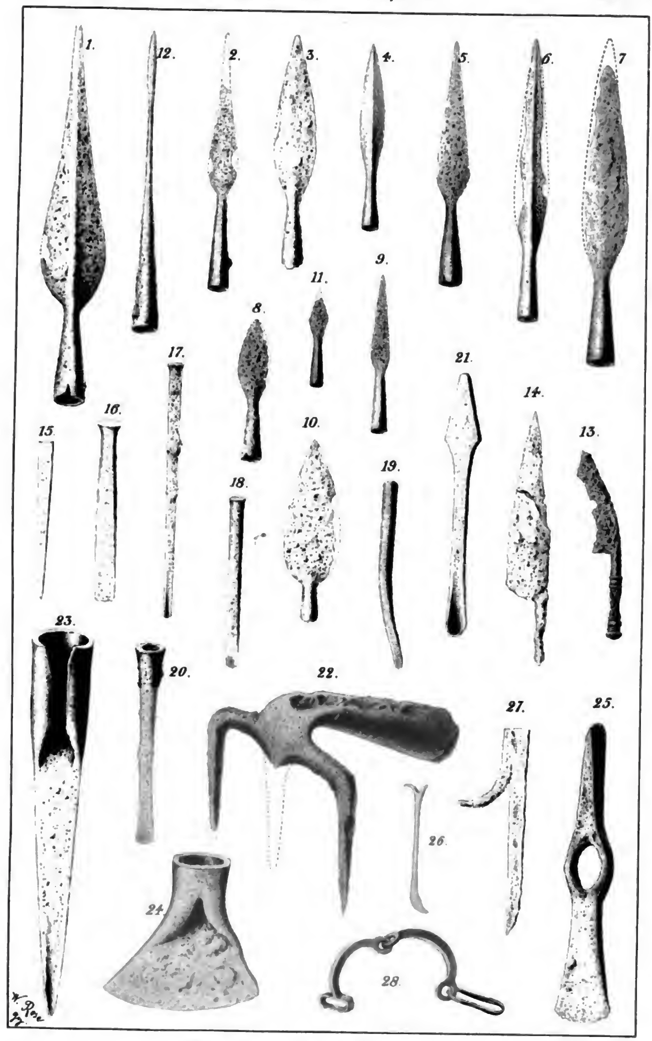


Phototypie B. Kühlen, M.Gladbach.



1 Gold, 23 Glas, 24 Gagat, alles Uebrige Bronce.
Fig 1, 2, 23, 24 1/1 nat. Gr. Fig. 3-22 1/2 nat. Gr.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach



Alles Eisen, 13 mit Broncegriff.
Fig. 1-28 1/4 nat. Gr.

Phototypie B. Kühlen, M.-Gladbach

1.
Aphrodite und Eros,

2.
Aphrodite,



Aphrodite,

Marmorstatue in Neapel.




This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.

